# Deutsche Rundschau

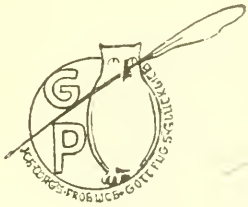
Herausgegeben

von

## Julius Rodenberg

## Band CLX

(Juli — August — September 1914)




15-6090
21/9/20

Berlin

Verlag von Gebrüder Paetel

(Dr. Georg Paetel)

**Amsterdam,** A. Dupont. Meulenhoff & Co. — **Athen,** Eleftheroudakis & Barth. — **Barcelona,** Libreria nacional y extranjera. — **Basel,** Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — **Boston,** Castor & Co. — **Budapest,** Grills Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — **Buenos-Aires,** J. Peuser. van Woerden & Cia. — **Bukarest,** Socec & Co. — **Chicago,** A. Kroch & Co. — **Cincinnati,** The A. E. Wilde Co. — **Dorpat,** J. G. Krüger. — **Genf,** Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo,** F. Diemer Nachf. — **Kapstadt,** Herrmann Michaelis. — **Konstantinopel,** Otto Keil. — **Kopenhagen,** A. F. Hoest & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — **Kristiania,** Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool,** Charles Scholl. — **London,** Dulau & Co. D. Nutt. Siegle & Co. K. Paul, Trench, Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern,** Prell & Eberle. Räber & Co. — **Lyon,** H. Georg. — **Madrid,** Libreria nacional y extranjera. — **Mailand,** U. Hoepli. — **Moskau,** J. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Gutthoffsche Buchh. — **Neapel,** Detken & Rocholl. F. Furchheims Nachf. (Emil Praff). — **New-York,** The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa,** Emil Berndts Buchh. — **Paris,** W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg,** Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. A. Isler. K. L. Ricker. — **Philadelphia,** Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre,** Krahe & Cia. — **Reval,** Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. **Riga,** E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Polleweky. N. Kymmels Buchh. W. Mellin & Co. — **Rom,** Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam,** W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — **Schanghai,** Max Nößler & Co. — **Stockholm,** C. E. Fritzesche Hofbuchh. — **Valparaiso,** C. F. Niemeyer. — **Warschau,** E. Wende & Co. — **Wien,** Beckshe Hofbuchh. (A. Hölder. Wilh. Braumüller & Sohn Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manzsche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. Moritz Perles. Zeitungsbureau H. Goldschmiedt. — **Yokohama,** Max Nößler & Co. Winckler & Co. — **Zürich,** Adolf Bürdeke. C. M. Ebell. Meier & Ehrat. Rascher & Cie. Schultheß & Co. E. Speidel.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 160

# Inhaltsverzeichnis

zum

## Hundertundsechzigsten Bande (Juli — September 1914).


| | | Seite |
|---|---|---|
| I. | Der Liberi. Eine Erzählung. Von **Ernst Zahn.** I/IV | 1 |
| II. | Die Geneſis der Emſer Depeſche. Von **Richard Feſter.** (Fortſetzung.) V/VIII | 28 |
| III. | Auf der altjapaniſchen Heerſtraße. Wanderung von Tokio nach Kioto. Von **Marie von Bunſen.** (Schluß) | 61 |
| IV. | Dingelſtedt und Gutzkow. Zu Franz Dingelſtedts hundertſtem Geburtstag. 1814 — 30. Juni — 1914. Von **Rudolf Göhler.** (Schluß) | 88 |
| V. | Friedrich Wasmann. Von **Bruno Schröder** | 104 |
| VI. | Dorothea Veit-Schlegel. Von **Ludwig Geiger** | 119 |
| VII. | Die Probe. Von **Per Hallſtröm** | 135 |
| VIII. | Karl Frenzel †. Von **Julius Rodenberg** | 153 |
| IX. | Kleinere Schriften von Hermann Gunkel. Von **Hugo Greßmann** | 155 |
| X. | Ein Beitrag zum Kampf um den „echten Schädel" Schillers. Mitgeteilt von **Toni Schwabe** | 157 |
| XI. | Literariſche Notizen | 159 |
| XII. | Literariſche Neuigkeiten | 160 |
| | Am Sarge Julius Rodenbergs. Von **Bruno Hake.** | |
| XIII. | Der Liberi. Eine Erzählung. Von **Ernst Zahn.** (Fortſetzung.) V/VIII | 161 |
| XIV. | Die Geneſis der Emſer Depeſche. Von **Richard Feſter.** IX/XII. (Schluß) | 191 |
| XV. | Das Viktorianiſche England. Von **Charlotte Lady Blennerhaſſett** | 220 |
| XVI. | Sitti Maani Gioerida. Von **Ernst Steinmann** | 237 |
| XVII. | Radioaktive Subſtanzen und ihre Verwendung als Heilmittel. Von **Fritz Gudzent** | 255 |
| XVIII. | Fetiſchismus im alten Rom. Von **Alfred Gercke** | 268 |
| XIX. | Der Verein der Maikäfer in Berlin. Von **Friedrich Wiegand** | 279 |
| XX. | Die geologiſchen Grundlagen der Kulturentwicklung in den Balkanländern. Von **B. Mendelſohn** | 292 |


(Fortſetzung umſtehend.)

Seite

XXI. Gesammelte Schriften des Generalfeldmarschalls Grafen v. Schlieffen. Von **v. Zwehl,** Generalleutnant z. D. 301

XXII. Albrecht Dürers Kupferstiche. Von **Georg Sobotka** . 310

XXIII. Hayms Romantische Schule. Von **Jonas Fränkel** . 313

XXIV. Literarische Notizen . . . . . 315

XXV. Literarische Neuigkeiten . . . . . 319
Julius Rodenberg. Worte an seinem Sarge. Von **Max Lenz.**

XXVI. Der Liberi. Eine Erzählung von **Ernst Zahn.** IX/XIII. (Schluß) . . . . . 321

XXVII. Zur Geschichte der chinesischen Revolution. Von **M. v. Brandt.** II . . . . . 347

XXVIII. Das Viktorianische England. Von **Charlotte Lady Blennerhassett.** V. (Schluß) . . . . . 376

XXIX. Mailand unter Lodovico Sforza. Von **W. v. Seidlitz** 397

XXX. Im Bergland der Sphakioten auf Kreta. Von **Albert Thumb** . . . . . 405

XXXI. Albert Welti. Von **Adolf Frey** . . . . . 427

XXXII. Die phantastischste Ruine der Welt. Von **Marie von Bunsen** . . . . . 449

XXXIII. Neufranzösische Taktik. Von **Max von Schreibershofen** 459

XXXIV. Dostojewski. Von **Dr. Hugo Bieber** . . . . . 468

XXXV. Literarische Notizen . . . . . 471

XXXVI. Literarische Neuigkeiten . . . . . 478

# Der Liberi.

Eine Erzählung

von

Ernst Zahn.

## Erstes Kapitel.

Ein Mann und eine Frau kamen über die Wiesen herauf. Der Weg war nicht breit. Zweimal je eine Rinne Gras und ein Strich braunen Erdreichs bildeten ihn. Die Wiesen waren frisch gemäht, und die Frau und der Mann schritten über die Grasstoppeln außerhalb der Wegfurchen, eines hierseits, eines dortseits. Sie kamen über den Hügel herauf mit der Langsamkeit von Leuten, die einen schweren Schritt haben, und der Gemächlichkeit solcher, die sich Zeit lassen können. Sie sprachen nicht miteinander und schienen kaum aufeinander zu achten; aber die Gleichmäßigkeit ihrer Schritte trug sie in immer gleicher Linie vorwärts. Der kurze, pralle Oberkörper der Frau Therese tauchte nur darum früher über den Hügelrand herauf, weil sie die höher Gewachsene von beiden war. Sie hatte ein schwarzes Kleid an, trug ein schwarzes Spitzentuch lose um den Kopf geschlungen und hielt im Gehen ruhig die festen Arme unter der Brust übereinander gelegt.

Der klare Morgen wendete sich gegen Mittag, und der Hügel war sonnig. Frau Therese lüftete ihr Tuch vom Haar und ließ es lose in den Nacken fallen. Jetzt konnte die Sonne sich auf ihren braunen Scheitel legen und zeigen, daß das Haar an der Stirn so glatt und fest in die aufgesteckten Zöpfe zurückgenommen war, daß kein einziges unordentlich in das bleiche, volle Gesicht hinein wehte.

Auch Liberius Arnold, der Gemeindeschreiber, trug einen schwarzen Anzug; denn er und die Frau kamen von einem Begräbnis. Der Anzug war schwer; aber dazuland trägt man auch im Sommer keine leichten Kleider. Der Liberi hatte, noch ehe die Frau das Tuch löste, seinen Rock abgenommen, trug ihn samt dem Hut im linken Arm und sah mit den schneeweißen Hemdärmeln nicht weniger festtäglich aus, als im vollen Sonntagswichs.

Arnold war klein von Gestalt und hatte einen kleinen, rotblonden Bart. Wenn sein schöner, kluger Kopf mit der hohen, weißen Stirn auf einem stattlicheren Leibe aufgebaut gewesen wäre, so hätte er als ein Besonderer Ungewöhnlicher gelten müssen. Er sah im übrigen so jung aus, daß man ihn für den jüngeren Bruder seiner Gefährtin und Frau hätte halten

können. In Wirklichkeit stand er aber dem Alter nach nur zwei Monate hinter der Therese.

Die beiden stiegen höher und höher. Jetzt lag das Dorf Burgweil vor ihnen, mit der Hauptstraße, die den Weg in zwei Hälften teilt und ins Klausental führt, und dem in die Wiesen hinaus laufenden Nebenweg, der die Straße im Rechteck schneidet.

An dem Wiesenweg standen die alten braunen, großen Bauernhöfe, wohl acht nebeneinander, und schauten über den Hügel hinunter in die Ebene und auf das dahinter stehende Rundtheater mächtiger Berge. Sammetartig schimmerte das gesunde, wettergebräunte Holz ihrer Außenwände. Ein weißer oder bunter Vorhang an dem und jenem Fenster, ein paar gelbe Maiskolben an ein Gesimse gehängt oder ein paar Nelkenstöcke, die ihre Blüten vom Wind wiegen ließen, trugen Farbe in das Dunkel des Holzes.

Eines der acht Häuser mit dem zu beiden Seiten mächtig ausladenden Schindelgiebel gehörte dem Gemeindeschreiber. Gleich daneben wohnte Arnolds Vatersbruder, der Thomas, und Vater der Therese. Nachbarn und Verwandte also waren die beiden gewesen, die jetzt Eheleute waren, und ihr Zusammenkommen war weniger ihre eigene Schuld, als das Werk der gegenseitigen Eltern, wobei nicht gesagt sein soll, daß sie selbst widerstrebten. Die Therese hatte sogar ein rechtes Gefallen an der Sache, und Liberius, der damals etwas jung und unschlüssig war, ließ andere für sich denken und ging willig und zufrieden, wohin er geschoben wurde. Es gibt Volk, das spät aus dem Jugendduselzu eigenem Willen erwacht, und so fand auch der Liberi sein Lebensschiff schon gezimmert und in Fahrt, als er die Augen recht auftat und vielleicht Anstalten hätte treffen mögen, sein eigener Schiffsbauer und Steuermann zu sein.

Arnold und seine Frau gelangten ins Dorf und an ihr eigenes Haus. Drüben stand Thomas Arnold, des Gemeindeschreibers Schwiegervater und Nachbar, bei seinem Ochsengefährt und wünschte den zweien einen guten Morgen. Liberius trat zu ihm, Frau Therese jedoch nickte nur stumm und schritt durch die eigene Tür. Es sah aus, wie wenn sie vermeiden wollte, mit ihrem Mann friedlich beisammen gesehen zu werden. Thomas Arnold, ein hagerer Mann mit einem hochgewölbten, ein wenig kahlen Schädel und buschigem, für sein Alter noch merkwürdig braunem Schnurrbart, sah der Tochter einen Augenblick nach. Er wußte, wie die Leute von Burgweil überhaupt, daß es in ihrer Ehe nicht zum besten stand; aber das grollend stumme Vorübergehen schien ihm doch besonders aufzufallen.

Der Liberi bemerkte das Mienenspiel des Schwiegervaters wohl, aber sie sprachen beide nicht von der Therese. Sie berichteten eine kleine Weile von dem, den sie in die Erde getan und von dessen Leiche die Arnoldschen Eheleute soeben kamen. Als dann der Liberi sich ebenfalls seinem Hause zuwendete, drückten er und der Schwiegervater sich mit einer Herzlichkeit die Hände, die jedenfalls zeigte, daß dieser dem Sohn keine Schuld an der Mißgelauntheit der Tochter beimaß.

Der Liberi trat durch den Flur in die Wohnstube. Seine Frau kam in

diesem Augenblick schon umgekleidet aus der gemeinsamen Schlafkammer. Wortlos ging sie an Liberius vorbei. Er hörte sie gleich darauf in der Küche hantieren und dann nach dem Stall gehen. Das Klappern eines Kessels, den sie trug, verriet ihm, daß sie den Schweinen Futter trug. Man wußte immer, was Frau Therese vorhatte, denn sie war laut und hatte etwas Heißes, fast Zorniges in allem, was sie tat.

Der Liberi betrat die Nebenkammer.

Wohn- und Schlafstube waren zwei große Räume, die eine Tür verband und die eine ganze Hausbreite einnahmen, zwei Räume voll Fenster und infolgedessen voll Licht und mit verhältnismäßig wenig Hausrat. In der Wohnstube standen die üblichen Bänke, Stühle, Tisch und Ofen; aber es hätte das Doppelte darin Platz gehabt. Die Schlafkammer war erst recht leer. Da ein Bett an der weißtannenen getäfelten Wand und dort weit drüben an der anderen ein zweites. Hier ein kleiner Tisch mit einem Waschgerät und dort weit drüben ein zweiter gleicher. Nur viel Fenster dicht nebeneinander und weiße, kurze, saubere Vorhänge daran.

Einmal vor Jahren hatten die Betten beisammen gestanden.

Liberius, während er die schwarzen Kleider für den Alltagsgerust austauschte, mußte daran denken.

Es saß ihm noch immer ein kleiner Dorn im Herzen, weil der Schwiegervater vorhin wieder einmal Zeuge gewesen, wie übel Therese und er sich standen. Was war denn schuld, daß er und seine Frau den ganzen Weg schon kein Wort miteinander geredet hatten? Gleich zu Anfang dieses Heimgangs waren sie über eine Kleinigkeit verschiedener Meinung gewesen. Die Frau hatte gesagt: „Der Aschwandensepp hat es sich auch nicht viel Augenwasser kosten lassen bei seiner Frau Begräbnis." Er hatte geantwortet: „Das Flennen tut es nicht. Wie es bei ihm inwendig aussieht, können wir ja nicht wissen." Das war eine wilde und eine zahme Rede gewesen, schon allein dem Ton nach; denn die Therese hatte eine Stimme wie eine Sturmtrommel, und Liberius sprach immer ruhig und leise. Nachher hatten sie das Wort nicht mehr gefunden, welches den Eindruck der kleinen Uneinigkeit verwischt hätte.

Ja — und einmal vor Jahren hatten die beiden Betten beisammen gestanden. — — Nicht lange. — Schon bald nach der Hochzeit nicht mehr. Liberius arbeitete viel, mit dem Kopfe, im Gegensatz zu Frau Therese, die es mit den Händen tat. Abends war der Liberi müde und schlief bald ein; Therese aber war so stark, daß die schwerste Tagesarbeit sie nicht schläfrig machte. Therese hätte nachts gern noch eines geschwatzt. Dann war sie zu Anfang der Ehe sehr in ihren Mann verliebt und wollte es ihm gern zeigen. Der Liberi aber empfand ihre Zärtlichkeit als ein Übermaß. Er versuchte ehrlich, sich das abzugewöhnen; aber merkwürdigerweise wuchs der Widerwille, je mehr er dagegen ankämpfte. Er fragte sich manchmal, was ihn an der Therese abstieße, aber er konnte es sich nicht erklären. Es war etwas Unbestimmtes; aber es war da, und in schlimmen Augenblicken war es wie ein Ekel.

Eines Tages standen die Betten, wie sie jetzt standen. Therese hatte sie auseinander gerückt.

So auseinandergerückt wie die Betten blieben von da an auch die Gatten. Sie zankten nicht. Sie legten keines dem anderen etwas in den Weg. Sie hatten nur, wenn sie einander nahe kamen, jedes das merkwürdige Gefühl, als ob an Stelle des Herzens etwas Hartes säße, etwas, das drückte und das man doch nicht aus sich heraus zu würgen vermochte.

Der Liberi war der Weichere von beiden, vielleicht auch der Bessere. Er versuchte lange mit Freundlichkeit eine Brücke über die Entfremdung zu schlagen. Er ging mit Therese zu irgend einem Vergnügen, machte selbst eine kleine Reise mit ihr und tat ihr auch im Alltag, wo er konnte, einen Dienst. Sie aber wies jetzt schroff alle Güte zurück oder wollte ein andermal mit Leidenschaft und Zärtlichkeit dafür zahlen, und beides war gleich verfehlt. So gab es keine Brücke. Aber es gab auch kein völliges Auseinanderbrechen, denn sie konnten keines dem anderen etwas Schweres vorwerfen. Nach und nach lernten sie, stumm nebeneinander hinzuleben. —

Gedanken an alles das, was war und gewesen, beschäftigten also den Liberi, während er sich umkleidete. Es ging ihm nicht allzu nahe, denn er war wie ein Mensch, der gleichsam in einem Herzenswinkel noch nicht erwacht war. Das Gefallen an der Arbeit war ihm aufgegangen, der Sinn für das Rechte, ein gewisser Ehrgeiz auch und etwas ganz Besonderes, ein unabhängiger Gottesglaube. Wo aber die Freude an einem anderen Menschen blüht, da lag noch alles brach und unfruchtbar. So zitterte wohl noch ein kleiner Ärger über die Kratzbürstigkeit seiner Frau von vorhin in ihm nach; aber daneben stand nun, während er den Werktagsrock anzog, zurück in die Wohnstube und diese durchschreitend in ein kleineres Nebenzimmer ging, schon die Vergnügtheit, die ernsthaften und fleißigen Menschen jedesmal die Rückkehr in die Regelmäßigkeit ihres Haus- und Tagewerks bereitet.

Die kleinere Stube, welche der Gemeindeschreiber betrat, war sein eigentlicher Arbeitsraum. Im Grunde war sie gar nicht klein, sondern schien nur so, weil unendlich viele Dinge darin aufgestapelt waren. In der Mitte befand sich ein großer, weißtannener Schreibtisch, der ganz mit Büchern und Schriftstücken besät war. Ein harter, schmuckloser Stuhl stand davor. An zwei Wänden waren Büchergestelle angebracht, und an einer dritten standen nebeneinander zwei altmodische, schlichte Eisenschränke. In dem einen größeren lagen die Werte der ansehnlichen Gemeinde Burgweil, in dem anderen geduckten, schwarzen, das Vermögen ihres Schreibers. Der kleine, schwarze Schrank war vielleicht ein Teil schuld, daß Liberius Arnold, der Schreiber, ein so großes Ansehen nicht nur in der Gemeinde Burgweil, sondern weit im Lande herum besaß und daß man ihm mancherlei von denen seiner Mitbürger abweichende Ansichten verzieh; denn in dem Schranke lag viel Geld. Frau Therese wußte, daß es mehr war, als selbst sie während ihrer Brautzeit erträumt, und hatte doch nicht die erhoffte Freude davon. Auf den Bücherschränken sah es sonderbar aus. Eine Anzahl Fächer enthielten die Gesetzessammlungen, die Landbücher und die Amtsblätter. Liberius Arnold

galt für den gesetzeskundigsten Mann im ganzen Kanton. Er wußte Bescheid in Rechten und Gerichten wie ein großes, kluges Buch, und nicht umsonst saß er seit jungen Jahren schon in allerlei Behörden. Aber da standen auch Fächer voll philosophischer Schriften, neuzeitliche und ältere. Eine ganze Sammlung von Geschichtswerken war vorhanden, eine kleinere von schöner Literatur, und ganz allein in einer Ecke, vergriffen und verlesen, hatten theologische Schriften ihren Platz, unter denen eine evangelische Bibel in ihrem schwarzen, schlichten Kleide eine Menge Buchzeichen trug. Diese Bibel war Liberius, des Katholiken, Buch der Bücher, und wie das kam, war ungewöhnlich. Er hätte seinen Jugendglauben ablegen und in die in ihrer größeren Schlichtheit ihm vielleicht innerlich näherstehende evangelische Kirche übertreten können; allein das wollte er nicht, einmal, weil er Untreue nicht leiden konnte, und dann, weil er vielleicht auch da nicht ganz gefunden hätte, was er brauchte. Er las auch die Bibel nicht als ein Suchender und Durstiger, sondern als ein Wissender und Genügsamer, und freute sich an ihr um ihrer stillen, klaren Schönheiten willen, ohne sich je den Kopf nach dem zu zerbrechen, was geheimnisvoll und dunkel in ihr blieb. Der Liberi hatte nämlich in sich eine vielleicht anderen etwas merkwürdige, aber unendlich einfache und einfältige Frömmigkeit. Er betete jeden Morgen, daß er in einen arbeitsreichen und arbeitsnützlichen Tag gehe, und jeden Abend legte er seine Sorgen und Freuden in Bitte und Dank einem allmächtigen Wesen dar, an das er glaubte, ohne sich grübelnd zu mühen, wie es beschaffen sei. Er besuchte jeden Sonntag den Gottesdienst seines wackeren Pfarrherrn und Freundes, des Pater Sigbert; aber zur Beichte ging er nicht, und der hochwürdige Pater Kapuziner versuchte auch nicht mehr, ihn dazu zu bewegen, seit vor manchem Jahr der Liberius Arnold ihm folgende Erklärung gegeben hatte: „Ihr sollt einmal wissen, Herr Pater, wie ich mir meinen Herrgott vorstelle. Dann aber laßt mich zufrieden und auf meinen eigenen Wegen. Es muß etwas Übergewaltiges geben, etwas außer unserem Erfassen Stehendes, nach dessen Gesetzen alles Menschengeschick sich erfüllt und das zugleich fern und groß über den Welten und doch klein und still in uns selber ist. Weil ich aber fühle, daß es zuzeiten in mir selber wohnt und mit mir selber Zwiesprach führen will, so ist es mir zu heilig, als daß ich von dem, was wir heimlich und in großem Ernste miteinander zu reden haben, einem dritten, und wäret auch Ihr das, oder gar der neugierigen und lästersüchtigen Welt etwas zu erlauschen gäbe. Mein Gott, wenn Ihr das ungreifbare, wunderhafte Wesen so nennen wollt, gehört in die Stille. Darum mag ich es nicht, wenn man in der Messe seinen Namen ausläutet, und brauche keine Heiligen, die mich in schönen Gewändern und mit einem goldenen Schein um den Kopf zu ihm führen. Auch Eurer, Herr Pater, und Eurer Lobpreisungen eines göttlichen Hofstaates könnte ich gar wohl entraten, wenn Ihr nicht ein so aufrechter, kerngesunder, tagheiterer Mensch wäret, den ich gern höre, wenn er den Leuten ins Gewissen redet, und der mir mit seiner starken Stimme und seinem vernünftigen und menschenfreundlichen Wort allsonntäglich in der Kirche eine Augen- und Ohrenweide ist."

Pater Sigbert, ein blondbärtiger Riesenmann, wie er in alter Zeit in einen Landsknechtspanzer gepaßt hätte, nahm also den Gemeindeschreiber wie er war, und sein gutes Beispiel wirkte neben der Achtung vor Arnolds Geldsack auf die ganze Gemeinde, daß sie den in Amt, Würden und Ansehen ließ, den unter gewöhnlichen Umständen das kirchlich streng gesinnte Dorf vielleicht als Abtrünnigen ausgestoßen hätte.

Seine Frau allerdings nahm größeren Anstoß an seiner Freigeisterei als — wenigstens öffentlich — alle anderen, und das grub eine weitere Kluft zwischen sie. Frau Therese ihrerseits versäumte keine Messe und keinen Gottesdienst, und es kennzeichnete so recht die Gegensätze zwischen Mann und Frau, wenn diese um die Einnachtezeit in der Wohnstube saß und laut ihre Vaterunser und englischen Grüße murmelte, inzwischen aber im Nebenzimmer ihres Mannes Feder unablässig über das Papier ging und kein Zeichen der Teilnahme ihr verriet, daß er sich um den Einbruch der Betstunde kümmerte. —

Der Liberi setzte sich jetzt an seinen Tisch und begann zu arbeiten. Es lag ein Häuflein Postsachen da, die er sorgfältig sichtete. Dann schrieb er einige Briefe, und dann nahm er das schwere, grauleinen gebundene Gemeinderatsprotokoll und machte mit feiner, schöner, regelmäßiger Schrift eine Eintragung.

Unterdessen tönte aus der Wohnstube das Klappern von Tellern. Die Therese war zurückgekehrt und deckte den Tisch. Auch die Magd kam herein und setzte die Suppe auf. Der Liberi schrieb und schrieb. Wenn er bei der Arbeit war, vergaß er immer alles.

Nach einer Weile öffnete Frau Therese die Tür: „Essen," sagte sie kurz und knapp.

Er antwortete nicht; aber selbst, wenn er das gewollt hätte, die Therese würde ihn nicht mehr gehört haben, so rasch zog sie den Kopf zurück und drückte die Tür ins Schloß. Er stand auf und ging hinüber.

Die Therese saß schon am Tisch über eine Zeitung gebeugt. An der Tür zum Flur standen die Magd Rösi und der alte Balz, der Knecht. Die waren ein großgewachsenes, ungefähr gleichaltriges Paar. Die Rösi mager, eckig, trug den Oberkörper etwas vornüber gebogen; der Knecht war plump und hatte ein dickes, schlecht rasiertes, freundliches Gesicht, hatte schon bei Arnolds Vater gedient und besorgte die Wirtschaft, ohne daß sein jetziger Meister sich viel darum zu kümmern brauchte. Die beiden Dienstleute setzten sich erst, als Arnold neben seiner Frau Platz nahm. Schweigend fingen alle zu essen an; aber der Liberi richtete bald das Wort an den Knecht:

„Bist du mit der Bläß beim Stier gewesen?"

Balz bejahte, und dann ging in ruhiger Weise die Rede über allerlei Angelegenheiten des Haushalts eine Weile hin und her. Auch die Magd berichtete das und jenes, was zu ihren Obliegenheiten gehörte.

Nur die Therese schwieg lange.

Sie war eigentlich eine schöne Frau. In dem glatten, vollen, hautfeinen

Gesicht standen braune Augen, in denen ein unbewußter Ausdruck von Trauer war. Endlich sagte sie: „Der Epp ist auch dagewesen und hat den Weidezins gebracht."

Damit griff sie in die Tasche und legte ein paar in Papier gewickelte Silberstücke neben des Mannes Teller. „Gut," erwiderte er. Aber sie sahen einander nicht an. Auch ihre Unterhaltung schlief sogleich wieder ein. Sie wußten nichts miteinander anzufangen.

Knecht und Magd waren das seit Jahren gewöhnt; es machte ihnen keinen Eindruck mehr.

Die Mahlzeit nahm ihren Fortgang und kam zu Ende. Man ging auseinander, wie man gekommen war.

Der Liberi wollte sich eben wieder in seine Schreibstube begeben, als er sich zufällig noch einmal umsah und Frau Therese gewahrte, wie sie das Tischtuch, das sie weggenommen, in einer Hand, einen Augenblick stehen blieb und sich an einem Stuhl festhielt. Sie war gelb im Gesicht, fröstelte und preßte ihre Lippen so fest aufeinander, als ob sie einen Schmerz verbeiße.

„Was hast?" fragte er sie.

Da gab sie sich einen Ruck und ging zur Tür. „Nichts," antwortete sie unfreundlich.

Der Liberi ließ sie gewähren. Was nützte das Fragen? Er ging zurück zu seiner Arbeit.

## Zweites Kapitel.

Die Therese hatte sich in ärztliche Behandlung begeben müssen. Es war plötzlich gekommen, und jener kleine Vorfall nach Tisch vor einigen Tagen war das äußere Zeichen eines heftigen Schreckens gewesen, der sie befiel, als sie ganz unvorbereitet seltsame Anzeichen einer schweren Erkrankung empfunden. Der Liberi war selbst mit ihr zum Arzte nach Altdorf gegangen. Der Doktor hatte indessen nicht viel aus der Sache gemacht, einige Vorschriften, auch eine Medizin gegeben. Nachher ging der Alltag wieder seinen Gang. Die Medizin brachte Erleichterung. Frau Therese sagte, daß ihr besser sei. Ihr Mann bekam also keinen Grund zu irgend welchen Bedenken. Daß die Therese bei Einnachten noch länger als früher betete und daß dann manchmal etwas wie Angst in ihrem Gesicht stand, das konnte, da sie dann allein war, niemand gewahren.

An einem lauen Sommerabend kam Laurenz Indergand, ein Sohn des Gemeindeschreibers von Sparingen, aus dem Militärdienst heim und trat bei Arnold ein. Er war kein seltener Gast, denn sein Vater und Liberius waren Freunde und hatten schon von Amtswegen mancherlei Beziehungen, und dann war die Therese eine weitläufige Verwandte von ihm und seine Firmpatin. So pflegte er, wenn er durch Burgweil kam, nie an dem Hause vorüber zu gehen. Auch jetzt trat er ohne Umstände in die Stube, wo Frau Therese mit einer Arbeit an einem der Fenster saß.

Er war ein langer, etwas tappiger Mensch mit einem hübschen, frischen Gesicht und blondem Haar. Ein Anfang von einem Schnurrbart stand ihm auf der Oberlippe, aber es war dem nicht so recht ernst mit dem Wachsen.

„Tag," sagte Laurenz im Hereinkommen.

Die Tür ging mächtig auf, als müßte sie einen großen Herrn durchlassen. Polternd stellte er sein Gewehr in eine Ecke und kam dann mit so schweren Schritten auf die Therese zu, daß die Stube ordentlich zitterte.

„Bist fertig mit dem Dienst?" fragte die Frau sitzenbleibend, und er bejahte: „Just sind wir entlassen worden," nahm sich einen Stuhl, schwang ihn neben den ihren und ließ sich darauf niederfallen, daß er krachte.

„Ich habe euch noch schnell grüßen wollen im Vorbeigehen," erklärte er.

Sie fragte weiter: „Habt ihr es streng gehabt im Dienst?"

„Nicht zum Reden," gab er zurück. „Freilich gibt es immer solche, die sich beklagen und wehleidig tun. Es wundert mich übrigens," fügte er hinzu, „daß du in der Stube sitzest. Ich meine, ich habe dich mein Lebtag sonst nie still hocken sehen."

„Es ist gerade keine Arbeit draußen," gab sie verdrossen zur Antwort.

Er stand auf und näherte sich der Nebenstube. „Der Vetter Liberi wird wohl da drinnen sein," sagte er.

Darauf bekam er keinen Bescheid; aber als er so dastand, fiel auch ihm die merkwürdig versteckte gelbe Farbe am Gesicht und das Geduckte ihrer Haltung auf.

„Fehlt dir etwas, Theresi?" fragte er.

Sie wurde rot, als ob sie sich schämen müßte, und stand auf. „Warum nicht gar," sagte sie mit gewohnter Unwirschheit, „ich möchte wissen, was mir fehlen sollte."

Mit raschen, kräftigen Bewegungen schritt sie auf die Tür zu und holte, während Laurenz nun bei Liberius eintrat, jenem ein Abendbrot.

Die beiden Männer begrüßten sich, und der Liberi kam mit dem Gaste gleich in die Wohnstube zurück. Auch er fragte nach dem Verlauf des Militärdienstes und der Manöver, die am Schlusse stattgefunden hatten. Seiner offenen und ruhig freundlichen Art gegenüber kam Laurenz in ein lebhaftes Erzählen. Sie setzten sich. Laurenz berichtete von einem Quartier in einem ostschweizerischen Bauerndorf, in welchem er gelegen hatte.

„Und schöne Mädchen," sagte er mit aufleuchtendem Gesicht, „sappermentsschöne Mädchen! Da saß man ein paarmal an langen Tischen vor dem Hause beisammen, immer ein Soldat und dann wieder ein solches Vögeli. Gesellschaftsspiele wurden gemacht und allerlei berichtet, was zum Lachen und Staunen war. Eine — eine hat mir gefallen. Ich weiß dann noch nicht, ob ich sie nicht eines Tages dem Vater heimbringe."

Das Leben blitzte dem Laurenz aus den blauen Augen. Man glaubte ihm wohl, daß ihn die Mädchen gern sahen; denn in der Uniform mit dem roten Kragen und den gleichfarbigen Aufschlägen sah er gar sauber und stattlich aus. Eine lautfröhliche, ausgelassene Welt tat sich bei seinen Schilderungen auf. Es mußte einer kein Gelehrter sein, um herauszufinden, in was für einem schroffen Gegensatz sie zu der Wohnstube des Gemeindeschreibers stand.

Diese Stube betrat jetzt die Therese wieder, eine Flasche Most und ein

Glas, Käse und Brot in Händen. Alles setzte sie vor Laurenz auf den Tisch. Die Sitte verlangte, daß Liberi dem Gaste Bescheid trank. Die Therese wußte das, allein sie hatte kein Glas für ihren Mann gebracht, und wenn sie vielleicht auch nicht daran gedacht hatte, so machte sie doch auch jetzt keine Miene, ihn nach Pflicht zu bedienen. Der Liberi stand schließlich selbst auf, holte sich aus einem Wandschrank, was er brauchte, schenkte sich ein und stieß mit Laurenz an.

Die Therese hatte sich neben die Männer gesetzt. Sie hörte zu, wie Laurenz erzählte, auch warf sie manchmal ein Wort dazwischen, das an ihn gerichtet war. Zu Liberius sprach sie nicht.

Der Laurenz kümmerte sich nicht um dieses Wesen. Er wußte darüber Bescheid wie alle. Er erzählte weiter und weiter und sprach dem Weine tüchtig zu, den der Liberius nur in kurzen, kleinen Schlucken trank.

„So ein Dienst tut einem wohl," sagte der Junge. Die Montur spannte sich ihm an der breiten Brust. „Man merkt so recht dabei, was man zu leisten und zu ertragen vermag. Überhaupt das Leben — es ist ein Prachtsding, das Leben."

Die beiden Eheleute sahen vor sich nieder. Vielleicht war in ihren Seelen eine Verwunderung, daß es ein Leben gab, wie der Laurenz es schilderte. Ihr eigenes hatte viel Wolken und viel dumpfe Stille. Manchmal war es, als seien sie über dem heimlichen und unterdrückten Unfrieden, der zwischen ihnen war, vorzeitig alt geworden. Keines von beiden dachte daran, daß sie sich ganz wohl noch zu den Tanzbodenleuten hätten zählen dürfen.

Nach ausgiebigem Plaudern und Trinken erhob sich Laurenz. Der Liberi reichte ihm die Hand. Die Therese gab ihm das Geleit bis unter die Haustür.

„Was ist denn das eigentlich für eine, die dir so gewaltig in die Augen gestochen hat?" fragte sie draußen im Flur noch.

Laurenz war gleich wieder in Flammen. „Eines Gemeindepräsidenten Tochter, eine halbliche dann noch, und die schönste und lustigste, die ich mein Lebtag gesehen," gab er Auskunft.

Rede und Widerrede fielen. Der Liberi konnte in seiner Stube, in die er sich begeben, die beiden starken Stimmen und selbst ein Lachen hören.

„Es täte euch dahinten im Berg ganz gut, wenn euch einmal Blut aus der Ebene zuflösse," meinte die Therese, und der andere neckte sie: „Firmpatin bist, Theresi, und Taufpatin kannst bei mir eines Tags noch werden."

„Zuerst mach Hochzeit," gab sie lachend zurück.

Dann drückten sie einander die Hände. Es klatschte nur so, wie sie sie ineinander schlugen.

Der Liberi drinnen hörte die Haustür zufallen und achtete auf die Schritte seiner Frau, während sie sich wieder in die Wohnstube zurück begab. Sie waren rasch und stark, als sie die Haustür verließen, und als sie die Wohnstube erreichten, waren sie wieder müde, unlustig und schleppend. Es war unmöglich, den Unterschied in diesen Schritten nicht zu bemerken.

Liberius, der Schreiber, sah von seinem großmächtigen Gemeindehaushalt-

buch, vor dem er saß, auf und ins Leere. Da war nun die Fröhlichkeit wieder aus dem Hause hinaus. Die Therese bezeugte es, sie selber auch hatte sie vor der Haustür draußen gelassen und kam nun wieder in die dumpfe Verdrossenheit zurück. Warum? Wer verwehrte ihr, fröhlich zu sein? Groll wollte in Liberius Arnold aufsteigen. Er stützte den hochgestirnten Kopf in die Hand. Da sah er die Sonne draußen im Fenster liegen. Die zornige Wallung verging. Am Fenster standen Geranien, Nelken und Fuchsien. Das Abendleuchten spielte zwischen den Blättern und Blüten, da und dort eine Farbe wundersam vertiefend oder eine Blume mit einem leisen Glorienschein umgebend. Auch um den einen graubemalten Fensterpfosten spielte es. Das hatte etwas Märchenhaftes, als ob irgendeine Freundesmacht dem Liberius Arnold ein Lichtlein vor die sich verdüsternde Stube steckte. Er stand auf, um zu sehen, woher das warme, goldene Licht käme, und gewahrte die Sonne, wie sie im Westen schon nahe am Saum der Berge stand. Jetzt erreichte sie einen Berg, und ein Blitzen und Sprühen war einen Augenblick lang auf dessen Gipfel, wie wenn der harte Stein des Gebirges dem aufprallenden Lichtgestirn Funken entlockte. Dann sank die Sonne rasch. Der Schimmer am Fenster und zwischen den Blumen erblaßte.

Der Liberi sah hinaus, und sein Blick reichte weit in die Ebene. Es war eine unendlich klare Fernsicht. Der Liberi mußte an den Laurenz denken, der da aus der Ebene gekommen war, und an das, was er erzählt hatte. Er sah die Soldaten am Feierabend vor dem Bauernhaus sitzen, wie der Laurenz es geschildert, immer ein Soldat und ein Mädchen, ein Soldat und ein Mädchen. Er sah deutlich, wie sie lachten, schäkerten und sangen. Es regte sich ein leiser Neid in seinem Herzen oder ein neugieriges Verlangen, auch einmal etwas derartiges zu erleben. Das war fremdes Land für ihn, wie das, was dort weit im versinkenden Abend lag. Er war auch einmal jung gewesen, viel jünger als jetzt, da er doch noch nicht alt war aber so etwas übermütig Junges, wie der Laurenz, hatte er nie erlebt. Soldat war er nie gewesen, weil vor Zeiten seine Gesundheit nicht die beste war. Aus dem gleichen Grunde hatte er auch die Volksbelustigungen, die jedes Jahr mit sich brachte, nicht recht mitgemacht. Und dann — je nun — mit zwanzig Jahren hatte er die Theresi geheiratet. Seine Eltern waren bald gestorben, da hatte er früh Pflichten und Arbeit genug bekommen und das Jungtun verlernt. Ja — ja — ja! — Aber —

Die Stube war dunkler geworden. Des Liberius Blick fiel auf die Tür, die zwischen den beiden Stuben geschlossen war. Die Therese saß jetzt wieder draußen und hatte noch nicht Licht gemacht; denn es fiel kein Schein durch die Ritzen. Der Schreiber war in weichmütiger Stimmung. War es nicht ein Unding, daß zwei, die zusammengehörten, so mißgelaunt und durch eine gehässige Tür getrennt, jedes allein saßen? Er wollte doch, fiel ihm ein, hinüber gehen und der Frau ein gutes Wort sagen. Wenn sie mit anderen freundlich waren, so konnten sie es auch unter sich sein. Er tat ein paar Schritte. Aber noch als er die Hand auf die Klinke legte, zögerte er. Haha, als ob er heute den ersten Versuch zum Frieden machte! Schon oft hatte er

doch einen solchen Anlauf genommen! Und — was hatte es genützt? — Er — er war selber nur mit halbem Herzen dabei. Er — die Frau hatte in Gottesnamen nichts, was ihn freute.

Dennoch überwand er sich und trat über die Schwelle. Die Wohnstube war noch heller; sie hatte mehr Fenster, um das Licht aufzufangen, und lag mehr dem Abend zu.

Frau Therese saß auf ihrem alten Fensterplatz und ließ die Hände im Schoß ruhen. Sie sah schlecht aus. Den Eintritt ihres Mannes schien sie anfangs nicht zu bemerken. Dann stand sie auf und machte Anstalt, die Lampe anzuzünden.

„Hast du den schönen Sonnenuntergang gesehen?" fragte der Liberi.

Sie sah ihn an, wie wenn sie ihn spöttisch fragen wollte, wie er zu dieser Alltagsrede komme? Als aber gerade Zeit genug verstrichen war, um ihren Bescheid doppelt unfreundlich zu machen, antwortete sie ihm: „Ich habe anderes zu tun, als zum Fenster hinauszugaffen."

Dem Liberi stieg die Galle. Dann bezwang er sich und ging wieder hin, wo er hergekommen.

Auch die Therese verließ die Stube. Sie schlug die Tür zu, daß es krachte.

Bis Nachtessenszeit war der Liberi an der Arbeit, und als die Mahlzeit vorüber war, stampften in seine Stube die Gemeinderäte von Burgweil, die zu einer Sitzung kamen.

Die Ratssitzungen fanden alle in Arnolds Stube statt, denn er hatte am meisten Platz, und bei ihm lagen auch alle Akten zur Hand. Zu dem Zwecke wurde der große Tisch von allen Papieren und Büchern befreit, und daran saßen nun die sieben Räte, den dicken, kurzhalsigen Denier-Peter, den Präsidenten obenan. Als sie aber alle Platz genommen hatten, kam ganz zuletzt Pater Sigbert, der Seelsorger von Burgweil, herein; denn was sie heute abend zu besprechen hatten, das war eine Angelegenheit, die auch die Kirche anging. Es handelte sich um die Vergrößerung des Friedhofs.

Die vom Rat waren alles stämmige, knorrige Männer, den zarteren und kleineren Gemeindeschreiber ausgenommen; aber der Pater in seiner braunhärenen Kutte übertraf sie alle an Kraft und Wuchs. Der war ein Vierschrot, der zum Kriegsmann nur das Schwert gebraucht hätte, und hatte einen so schönen und gutmütigen Blondkopf, daß ihm hinwiederum zum Bild eines Heiligen nur der Glorienschein zu fehlen schien. Der Peter Denier sprach gerade, als er eintrat; so setzte er sich still auf den noch freien Stuhl am Tisch, der Arnolds Platz benachbart war, und reichte diesem allein die Hand.

Im Laufe der Verhandlungen erwiesen sich die Meinungen als geteilt, indem zwei dem Friedhof benachbarte Wiesen zum Verkauf standen, und die Hälfte des Rates für Erwerbung der einen, die andere für die andere war. Es wurde lange hin und her gestritten. Dann verlangte der Adlerwirt und Waisenvogt Johann Gamma, ein etwas schüchterner und unentschlossener Mann, die Ansicht des Gemeindeschreibers zu hören, und als nun Liberius Arnold zu sprechen begann, bekam der Streit wegen der zwei Matten ein

so klares Gesicht, daß gar nicht mehr zu zweifeln war, welche von beiden gewählt werden müsse. Arnold wußte von Rechten und Beschwerden zu berichten, die auf der einen hafteten, von Gesetzesvorschriften, die ihrem Verkauf oder ihrer Verwendung für Begräbniszwecke im Wege ständen. Er wußte dann so auf jeden Buchstaben genau, wie der Kaufvertrag lauten, wie man ummauern und wegen solle, daß die übrigen fast kleinlaut zustimmten. Damit war es wieder einmal gegangen, wie es zu Burgweil seit geraumen Jahren ging, daß zwar der Peter Denier dem Titel nach das Oberhaupt der Gemeinde war, in Wirklichkeit aber Liberius Arnold, der Schreiber, regierte.

Als zu später Stunde der Rat auseinander ging, blieb Pater Sigbert noch bei dem Liberi sitzen. „Es ist wieder einmal gegangen, wie wir zwei gewollt haben," lachte er behäbig. Dann fragte er nach Frau Therese und was er, Liberi, heute getrieben.

Dieser lehnte sich in seinen Stuhl zurück und sagte: „Heute habe ich einen sonderbaren Abend gehabt."

„Wieso?" fragte der Pater.

„Ich habe gemerkt, daß ich in meinem Leben nie jung gewesen bin, und mich auf dem Verlangen ertappt, es noch zu sein."

Pater Sigbert horchte auf.

Allein der Liberi schaute ihn mit seinen ruhigen und verständigen Augen an und fuhr fort: „Das war nur ein Augenblick. Die Zeit zwischen Tag und Nacht zeugt manchmal derlei Hirngespinste und Wünsche. Jetzt bin ich schon lange wieder bei Vernunft." Dann lenkte er ein: „Aber Ihr habt mich nach der Frau gefragt. Sie sagt, es gehe ihr besser, und ich weiß nicht, ob man es glauben darf. Sie ist keine wehleidige, und so sieht man ihr nicht viel an. Ausfragen aber kann man sie nicht." Er sagte das alles mit derselben Gelassenheit und Zurückhaltung. Wenn er von seiner Frau sprach, konnte nie jemand eine Klage über sie seinen Worten entnehmen; aber es war ihm auch zu wohl bekannt, daß man im Dorf über seine häuslichen Verhältnisse Bescheid wußte, als daß er sich bemüht hätte, sie schöner darzustellen, als sie waren.

Pater Sigbert erhob sich dann. Wenn er aufrecht stand, streifte sein pelziges Blondhaar fast die Zimmerdecke. „Es ist schon ganz still im Haus," sagte er. „Sicher sind wir beide die letzten, die auf sind."

„Es wird wohl sein," gab Liberius zurück. Er begleitete den Pater zur Haustür. Sie schüttelten sich die Hände. Dann trat der mächtige Kuttenmann in die Nacht hinaus. Der Schreiber begab sich in seine Stube zurück.

Man hörte das Huschen und Ticken des Pendels an der Wohnstubenuhr, so still war es. Der Liberi lauschte. Es rührte sich nichts. Die Therese war schon lange zu Bett gegangen. Er räumte den Tisch auf und nahm seine vergriffene Bibel zur Hand. Mit der setzte er sich und las. Er kam auf das Buch Ruth. Das mochte er besonders gern. Er konnte es beinahe auswendig, aber er fand immer wieder neue Schönheiten, wenn er

es las. Es war Mitternacht vorüber, als auch er die Kammer aufsuchte. Eintretend blickte er nach dem Bett seiner Frau und bemerkte wohl, daß sie noch wach gelegen hatte; aber sie wendete sich nach der Wand und sparte sich, wie immer, wenn es anging, ein „gute Nacht!".

Auch er schwieg, obwohl es ihn trieb, sie zu fragen, warum sie noch immer nicht Schlaf finden konnte. Er kämpfte mit dem Drang, ein Wort nach dem anderen Bett hinüber zu sprechen, noch als er schon auf seinem eigenen Lager lag, aber er fand das rechte nicht. Dann rechnete er, wie allabendlich, mit sich und seinem Herrgott ab. Er sprach in Gedanken mit ihm und hielt dabei die Hände gefaltet. „Ich weiß schon, daß ich nicht bin wie ich sollte. Ich müßte da den Widerwillen in mir und den Trotz gegen die Frau ersticken können. An mir, ich weiß, liegt ein gut Teil Schuld. Ich will es auch morgen wieder versuchen; aber Herrgott, du hast mir da eine harte Arbeit gegeben. Du müßtest auch in sie ein wenig guten Willen legen. Und dann — es wird morgen in mir menscheln, wie es heute gemenschelt hat. So mußt du mir schon eine Extrahilfe geben, Herrgott. Sonst bleibt das vielleicht noch lange so, der gute Wille tagsüber und nachts der nagende Reuewurm, daß der gute Wille nicht stark genug ist."

## Drittes Kapitel.

Zwei große Dinge brachten im Herbst desselben Jahres gewichtige Veränderung in den Arnoldschen Haushalt. Das erste war ein Brief aus Amerika. Er weckte alte, tote Geschichten auf. In Amerika lebte seit vielen Jahren ein Bruder der Therese, der einst eines Vergehens wegen über das Meer geflohen war. Er war Thereses Lieblingsbruder gewesen, und während die ganze übrige Familie nie mehr von ihm gehört, hatte sie wenigstens jedes Neujahr eine Karte von ihm bekommen, auch ebenfalls vor vielen Jahren die Mitteilung erhalten, daß er sich verheiratet hatte. Zwischen diesem Bruder und seinem und Thereses Vater war das Tischtuch zerschnitten. Da gab es lebenslang nicht Versöhnung noch Wiederkehr des verlorenen Sohnes mehr. So war Frau Therese das einzige Glied, durch welches Georg, der Bruder, noch an die Familie gekettet blieb. Und sie bekam seinen Brief. Sie öffnete ihn, las ihn allein und trug ihn dann zwei Tage lang mit sich herum, seinen Inhalt besinnend und ohne ihrem Manne ein Wort zu sagen. Nach Verlauf dieser beiden Tage erst fand der Liberi den Brief, den er von außen schon kannte, auf seinem Arbeitstische liegen. Er las. Es war kein Bettelbrief, aber doch einer, der eine Bitte enthielt. Georg Arnold war in leidlichen Verhältnissen; um Geld also schrieb er nicht; aber als der Liberi seinen Brief gelesen hatte, sah er eine Weile ernsthaft auf das Blatt nieder und dachte, daß doch jeder in der Welt sein Kreuz habe, und die Ehe noch mancherorts kein Friedenshafen sei. Der Schwager Georg schrieb, daß er eine Tochter habe, ein eben den Kindesbeinen entwachsenes Mädchen, das er in die Heimat schicken möchte, weil es da in der Fremde nichts Gutes lernen könne, vor allem von seiner eigenen Mutter nicht. Der Mann gab keine langen Erklärungen. Es standen nur die paar Worte da:

„Von seiner eigenen Mutter nicht," und da steckte doch eine ganze lange und schwere Geschichte dahinter. Weiter schrieb der Schwager Georg, das heimische Wesen sei ihm alleweil noch das liebste geblieben, und er möchte daher sein Kind es lernen lassen. Er wollte der Schwester nicht zumuten, die Nichte selbst aufzunehmen und darob gar vielleicht mit dem Vater in Zwist zu geraten; aber sie wisse vielleicht von einem rechten Kost- und Werkort für die junge Mabel und werde ihm die Hilfe bei Unterbringung des Mädchens nicht versagen.

Liberius Arnold, als er gelesen hatte, stand auf und suchte seine Frau. Sie war nicht im Hause, aber im Gemüsegarten draußen fand er sie, und als sie den Brief in seiner Hand sah, trat ein Ausdruck der Erwartung in ihr Gesicht, der die Verdrossenheit verdrängte, die sich sonst leicht über ihre Züge legte, wenn er ihr nahe kam.

„Was willst du machen?" fragte der Liberi.

„Sie ist schon unterwegs," antwortete sie.

„Meiner Rechnung nach kann sie bald hier sein," erwiderte er und, erstaunt über die seltene Geneigtheit der Frau, sich zu unterhalten, fügte er scherzhaft hinzu: „Dein Bruder setzt dir gleich das Messer an den Hals und läßt dir keine Zeit, ihm nein zu sagen."

„Bah, nein sagen kann ich noch immer," gab die Therese zurück und hatte dabei schon wieder den unwirschen und kurzen Ton. Etwas zahmer fuhr sie fort: „Es würde sich freilich schlecht machen, wenn wir des Bruders Kind unter fremde Leute gäben, wo wir selbst genug haben und uns etwas Junges im Hause nur gut tun kann."

Merkwürdig waren Bitterkeit und Angst in dem gemischt, was sie sagte, Angst, daß der Mann nicht ihrer Meinung sein könnte. Sie wollte sich die nicht merken lassen und verriet sie doch im Zittern der Stimme und dem merkwürdig suchenden Blick der Augen.

Der Liberi überlegte. „Ob es mit deinem Vater keine Schwierigkeiten geben wird?" sagte er.

„Er hat mir nichts zu verbieten," antwortete sie barsch. Und sich besinnend, fügte sie mit innerem Widerstreben hinzu: „Übrigens, wenn du willst, widerspricht der Vater nicht. Du bist ja sein Herrgott."

Sie war ein in sich zerfallenes Menschenkind. Sie wußte, was er überall, nicht nur bei ihrem Vater galt, und zürnte doch gleichzeitig ihm und sich selber, weil zwischen ihnen übel war, was zwischen ihm und den anderen so gut stand.

„Ich will mit ihm reden," versprach der Liberi bereitwillig.

Die Therese ging an ihm vorbei. „Ich will im Fahrtenplan nachsehen, wie das Mädchen reist, und wann sie hier sein kann," sagte sie.

Etwas Sonderbares verriet sich auch in diesen Worten. Das große Kursbuch lag in der Gemeindeschreiberei, die eine Art Auskunftsstelle für alle Auswanderungs- und Reiselustigen der ganzen Berggegend war. Die Therese hätte es schon lange gern durchblättert, schon seit der Brief des Bruders da war, allein es hätte sie ein Wort zu ihrem Mann gekostet, und die waren

ihr nicht wohlfeil. Jetzt aber, da die Sache besprochen war, brach ihre Ungeduld sich Bahn. Wie ein Kind, das seine Wünsche noch nicht recht zähmt, zog es sie hinüber. Nicht gewöhnliche Neugier und Ungeduld waren es, die sie trieben, sondern es schlug aus ihrem störrischen Wesen und der inneren Einsamkeit der Kinder- und Liebelosen eine suchende Sehnsucht auf. Unbewußt streckte sie der jungen Verwandten, die da auf dem Wege zu ihr war, die Arme entgegen. Es kam da vielleicht etwas, was sie lieben konnte; das spürte sie im innersten Wesen, ohne zu wissen, daß sie es spürte.

Der Liberi, während er sie fast eilig ins Haus gehen sah, ahnte etwas von ihren Empfindungen. Er blieb stehen, wo er stand, und bedachte die Sache. Je mehr er jedoch überlegte, desto wärmer wurde auch ihm selber ums Herz. Auch er begann sich auf den jungen Gast zu freuen. Ihr Leben hatte lauter so gleichmäßig graue Tage, daß das Ereignis eines Besuches einem Lichtstrahl glich, der auch ihm das Herz wärmte.

Nach einer Weile begab er sich zum Schwiegervater hinüber und traf ihn beschäftigt, den Stall zu säubern. Er erzählte ihm die Neuigkeit.

Einen Augenblick schoben sich die buschigen, dunkeln Brauen des Bauern zusammen. „Mir braucht ihr das Mädchen nicht herüber zu schicken," sagte er zornig. „Ich bin fertig mit dem Georg und dem, was von ihm kommt."

Da sagte der Liberi: „Laßt es gut sein, Vater, man muß einen Zorn nicht auf Kind und Kindeskind und in die hohen Jahre hinauf tragen. Dazu ist keiner von uns wichtig genug."

Er sah dabei den Schwiegervater an und hatte in den Augen etwas zugleich Gütiges und Festes.

Der andere kam sich wie schon oft ein wenig klein vor neben ihm. Er brummte noch etwas, dann wendete er sich zu ihm und sagte: „Am Ende müßt ihr das Kind allein haben, und wenn die Theresi in Zukunft den Laumenteufel mehr an ihr als an dir ausläßt, so soll es mir recht sein."

Ob dieser Rede mußten beide lachen, gaben sich die Hand und schieden in gewohnter Eintracht, so daß die Angelegenheit rascher in Minne erledigt war, als der Liberi gehofft hatte.

Dieser ging an seine Arbeit zurück und saß da nicht lange, so kam die Frau zu ihm herein. Es ließ ihr nicht Ruhe, bis sie wußte, was der Vater gesagt hatte. Als er aber von seinem leichten Erfolg erzählen konnte, schoß ihr das Blut ins Gesicht. Sie empfand es jetzt abermals wie eine ihr angetane Beleidigung, daß Mann und Vater sich so wohl vertrugen.

Der Liberi bemerkte ihren Unwillen. Aber er übersah ihn, forderte den Brief des Bruders von ihr, las ihn noch einmal und begann von der zu erwartenden Nichte zu sprechen. Er schlug die Schiffsliste auf, die ein Auswanderungsagent der Gemeindeschreiberei regelmäßig zustellte, und entschied, daß es keine vierzehn Tage mehr gehen werde, bis Mabel im Dorf ankommen könne. Die Therese ließ darauf einige Worte darüber fallen, wie sie das Mädchen unterzubringen und zu beschäftigen gedenke. Das brachte sie beide erst auf den Gedanken, daß ihr eigenes Leben durch die neue Hausgenossin allerlei Veränderungen erfahren werde.

Plötzlich sagte der Liberi: „Was meinst, Theresi, sollen wir zwei nicht auch andere Gesichter aneinander hin machen, wenn wir so ein junges Ding am Tisch und im Haus haben? Es wird da noch allerlei zu erziehen geben, und Unfriede ist kein Beispiel für junges Volk."

In Thereses Zügen, die, während sie vorher beraten und erwogen hatten, beweglicher und weicher als sonst gewesen, zog sich jetzt etwas zusammen, als spannte sich die weiße sammetne Haut und schnitte jemand mit dem Messer zwei Striche von den Mundwinkeln abwärts. Die Lider fielen halb über die Augen.

„Uns leimt kein drittes zusammen," sagte sie hart, drehte dem Liberi den Rücken und ging hinaus.

Es verdroß ihn, er konnte nichts dafür. Er würgte eine Weile daran, aber er gewann sein Gleichgewicht bis zu dem Augenblick wieder, da er zum Essen in die Stube hinüber mußte.

Hier nahm das zweite der Ereignisse seinen Anfang, die das Leben der Arnolds wenden sollten.

Mann und Frau saßen mit Knecht und Magd zu Tisch. Schweigend wie immer wurde gegessen. Nur von Liberi zum Gesinde fiel dann und wann einmal ein freundliches Wort. Und nun tat mitten unter dem Essen Frau Therese wie früher schon einmal einen seltsamen Seufzer und lehnte sich mit geschlossenen Augen in den Stuhl zurück.

Der Liberi sah auf. Auch Knecht und Magd wurden aufmerksam. Jener fragte, was ihr fehle.

Sie antwortete nicht sogleich, sondern hatte so sehr das Aussehen einer Toten, daß die drei erschreckt von ihren Stühlen sprangen. Als jedoch Liberius sich über sie neigen wollte, zuckte sie unwirsch mit den Schultern.

„Tut nicht gleich, wie wenn eines am Sterben wäre!" zankte sie, erhob sich und ging, mit sichtlicher Anstrengung sich aufrecht haltend, ins Nebenzimmer hinüber. Da sie nicht zurück kam, folgte ihr der Liberi. Er fand sie an ihrem Bett lehnend. Ihr Körper wurde wie von einem Fieber geschüttelt.

„Ich will wissen, was dir fehlt," sagte er streng und doch voll gütigen Mitleids.

Es war aber eine wahnsinnige Angst, was die starke Frau frieren machte, und diese wurde Herr über ihre Starrköpfigkeit.

„Weiß ich es selber?" stammelte sie und griff mit der Rechten an die Kehle. „Hier würgt es mich, als — als ob mir alles zugeschnürt sei, und ich kann nicht essen. Es — es ist, als ob man mir den Hungertod androhte."

„Wir wollen miteinander zum Doktor, Theresi, heute nachmittag noch, oder wollen ihn rufen lassen. Es wird vorübergehen, wie es das erste Mal vorübergegangen ist."

Der Liberi nahm die Frau beim Arm und führte sie zum nächsten Stuhl.

„Ich spüre es seit einigen Tagen wieder," gestand sie, als sie sich niederließ.

„Du solltest so etwas nicht so lange für dich behalten," sprach er ihr zu. Er stand vor ihr und sah sie aufrichtig bekümmert an. Es war ihm selbst

bang um sie; er hatte Befürchtungen, daß ein schweres Leiden an sie gekommen sei, und es durchschauerte ihn neben dem Mitleid ein merkwürdig mahnender Ernst, wie er jedem Menschen ankommt, wenn er glaubt, den Tod hinter einem Kameraden stehen zu sehen.

Sie erklärte sich einverstanden, daß der Arzt käme. Dann kehrten ihr allmählich Kraft und Ruhe zurück, und während er noch sie betrachtend dastand, um ihr, wenn nötig, Hilfe zu leisten, fand sie ihre gewöhnliche Art wieder, richtete sich beinahe plötzlich auf und begab sich an ihre Geschäfte, als ob nichts geschehen wäre.

Der Liberi holte seinen Hut, suchte selbst den Arzt im nahen Hauptort auf und kehrte auf der Stelle mit ihm zurück.

Der Doktor untersuchte die Frau lange, dann sah er sie durch die goldene Brille bedenklich an. „Vielleicht solltet ihr einmal zu einem Spezialisten gehen," entschied er. „Ich will zu Hause selbst meine Untersuchungen anstellen und euch wieder berichten, aber — aber, es könnte nicht schaden, wenn ihr noch einen anderen fragen würdet."

„Es ist zum Tod," sagte da die Therese in so lautem, bestimmtem und bitterem Ton, als wollte sie den Tod zanken: „Wie unterstehst du dich?"

Der Doktor machte ein erstauntes Gesicht; so kurz ungebundene Entschlossenheit war ihm noch selten vorgekommen.

„Es ist nicht gesagt," widersprach er, „man muß nicht immer gleich das Schlimmste denken."

Frau Therese verzog den schmalen Mund.

Der Liberi nahm den Doktor in seine Stube hinüber und hieß ihn sich setzen.

„Meint Ihr, daß es so ernst sei?" fragte er.

Der andere erwiderte: „Ich will es nicht verschwören. Es ist nicht gesagt, wenn auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist."

„Ihr habt gehört, wie die Frau selber darüber denkt."

„Kranke sind oft eigensinnig. Mag es sein, wie es will, leicht wird sie es dem Tod nicht machen, wenn es Ernst werden sollte."

Liberius setzte dem Arzte ein Glas Wein vor. Sie unterhielten sich von anderem. Der Doktor dachte bei sich selber, es sei nicht zu verwundern, daß im Gemeindeschreiberhause, wie bekannt, kein vergnügliches Eheleben sei. Die kurze Zeit, seit er die Therese in Behandlung genommen, hatte ihm manchen Beweis ihrer Unduldsamkeit gegeben.

Der Liberi war aber nicht recht bei der Sache, während er mit dem Arzte sprach und ihm Bescheid trank. Seine Gedanken weilten bei der Frau. Die Angst hatte sie alle die Tage her gepeinigt; er wußte es, wochenlang vielleicht schon, mochte sie sich noch so sehr bemüht haben, ihm das zu verstecken. Und die Angst krallte sich wohl auch jetzt ihr an, wo sie ging und stand. Und vielleicht war die Angst berechtigt. Vielleicht — Herrgott, es müßte ein bitteres Ding für einen Menschen sein, so Qual und Tod unabwendbar vor Augen zu haben. Er mußte die Theresi gleich nachher auf-

suchen und mußte sie möglichst wenig allein lassen und, wie gesagt, gleich morgen wollte er mit ihr nach Zürich zu einem angesehenen Arzte fahren.

Er erwachte wie aus einem Traum, als der Doktor jetzt aufstand und sich verabschiedete. Den Kopf noch ganz benommen, geleitete er ihn hinaus, hörte ein paar Bemerkungen nur halb, wie, daß noch alles gut werden könne und daß jener berichten wolle. Dann sah er sich gleich nach der Therese um.

Er fand sie aber nicht grübelnd und niedergedrückt, wie er vielleicht erwartet hatte, sondern sie war hinterm Hause beschäftigt, Brennholz, das der Knecht gesägt hatte, aufzulesen und in einen Korb zu werfen. Sie sprach nicht, als er herankam, und fragte nicht, ob der Arzt fort sei, noch was er vielleicht noch gesagt haben möchte.

Da nahm er das Wort: „Der Doktor ist gegangen. Er will bald Bericht schicken."

Sie antwortete nicht.

Sein Inneres empörte sich gegen ihr Wesen, aber er dachte gleich wieder an das, was ihr drohte. „Du bist doch einverstanden, daß wir morgen mit dem ersten Zug nach Zürich fahren?" fragte er.

Die Scheite klapperten unter ihren Händen.

„Was wird das nützen?" sagte sie.

„Es muß sein," erwiderte er. „Was weiß so ein Landdoktor von so versteckter Krankheit. In der Stadt haben sie alle Mittel bei der Hand."

„Das kostet viel Geld und ist für die Katz," sagte die Therese.

„Das Geld wollen wir jetzt nicht ansehen," widersprach er ernst und schlicht.

Da blitzte sie ihn mit den braunen Augen halb böse, halb höhnisch an und sagte: „Eigentlich wundert es mich, daß du meinetwegen Ausgaben machen magst."

Sie griff ihn oft so ohne Ursache an. Er wußte, daß Widerspruch nichts nützte und sie sich nicht belehren ließ. So schwieg er und verließ sie, wie er schon manchmal dem Streit aus dem Wege gelaufen war.

Am Abend wollte er mit ihr die Sache wegen der Reise ins Reine bringen, allein sie wich mißgestimmt aus. Sie wisse nicht, ob sie gehen möge.

Am Morgen weigerte sie sich wirklich. Es schien ihr etwas besser zu gehen, und, obschon sie wohl selbst den Wunsch hatte, den auswärtigen Arzt zu befragen, so veranlaßte sie der Trotz, der in ihrer Natur lag und der ihr selber weh tat, die Reise jetzt und von Tag zu Tag aufzuschieben. Der Liberi mahnte, schalt, sprach ihr selbst bittend zu; umsonst, Therese war der einzige Mensch, über den sein ruhiges, warmherziges Wesen keine Gewalt hatte. Ihr Verhältnis zueinander wurde dadurch nicht besser. Der Liberi kämpfte gegen einen wachsenden inneren Groll und fragte zur Nacht seinen Herrgott, wie es möglich sei, daß es einen so gegen sich und alle Welt verbissenen Menschen, wie die Theresi, überhaupt gäbe.

Diese litt für ihr Wesen eine Strafe, die nicht leicht war. Einmal waren die Anzeichen einer schweren Erkrankung noch immer da, obwohl sie sie nach außen versteckte; dann bewies sie sich zwanzigmal des Tages, daß

des Liberis Sorge um sie des guten Kerns, des unwiderstehlichen Herzenstriebes entbehrte, und hatte damit ja wohl nicht ganz unrecht, und dann — und dieses Empfinden saß zu tiefst — hielt auch eine eigentümliche Furcht sie von der Reise immer und immer wieder ab, weil dieselbe ihr Gewißheit bringen mußte, und weil sie ahnte, daß diese Gewißheit eine schwer zu tragende sein werde.

Infolgedessen konnte es geschehen, daß die Ankunft der amerikanischen Nichte Mabel noch vor die Reise der zwei Gatten fiel.

Eine Depesche meldete ihnen von Basel aus diese Ankunft.

An einem kalten Nebeltage standen die Arnolds an dem kleinen Bahnhof des Hauptortes und warteten. Reif lag auf den Wiesen und hing an den kahlen Zweigen der Kastanien, die in schnurgerader Reihe die schnurgerade Straße entlang Schildwacht standen. Die Straße selbst trug hart gewordene Radfurchen und hatte eine graue, glasige Farbe. Die erste frühe Frostnacht war dem Tag vorangegangen. Manchmal kam vom See herauf über Wiesen und Bahndamm ein eiskalter Luftzug. Frau Therese, die neben Liberi den weiten Weg von Burgweil schweigend zurückgelegt und die Kälte nicht empfunden hatte, zog das dicke schwarze Tuch, das ihr um Kopf und Schulter lag, fester zusammen und trat dann vom Bahnsteig in den Wartesaal, wohin ihr der Mann unaufgefordert folgte. Wie weißgelbes Wachs schauten das Gesicht und die vollen Hände aus ihrem schwarzen Kleid hervor. Sie setzte sich mit langsamen, müden Bewegungen. Die braunen Augen aber gingen mit einer zu dieser Langsamkeit in großem Gegensatz stehenden Unruhe über die ihr fremde Wartsaaleinrichtung und die paar Leute hin, die ebenfalls auf den frühen Zug warteten. In diesen Augen lag etwas von der Angst, der Hilflosigkeit, dem Trotz und der Verwirrtheit, die seit Wochen das Innere der Therese aufwühlten.

Der Liberi blieb stehen. Die Leute, die im Wartsaal saßen, wohnten in der Umgegend. Sie kannten ihn alle und grüßten ihn mehr oder weniger vertraut: „Tag, Gemeindeschreiber." Es war aber bezeichnend, wie nacheinander zwei ältere Männer, die er ansprach, sich von ihrer Bank erhoben und mit entblößtem Kopf vor ihm standen, so lange das Gespräch dauerte, als ob der Gemeindeschreiber von Burgweil ein großer Herr sei.

Nach einer Weile ertönte ein Glockenzeichen, und es dauerte nicht lange, bis ein Pfiff und ein Pusten das Nahen des erwarteten Zuges ankündigten.

Schweigend, wie sie hereingekommen war, ging die Therese an Liberius vorüber und hinaus. Dann standen sie und musterten die Aussteigenden. Es war ihnen nicht schwer, die Erscheinung der unbekannten Nichte herauszufinden; denn aus einem Dritteklassewagen stieg mit gefälliger Hilfe des Schaffners ein mittelgroßes Dämlein in einer Pelzjacke, einem großen Hute und mit so viel Handgepäck, als ein Einheimischer nie würde mitgeschleppt haben. Die Arnolds traten auf sie zu. Der Liberi ließ seine Frau vorangehen, und die Therese nahm dem Mädchen ein paar Gepäckstücke ab und bot ihr die Wange zum Kuß. Das Reisemädchen errötete, als sie die Lippe

auf die wachsgelbe Wange legte. Sie war verlegener als das Ehepaar. Der Liberi, als er der Nichte die Hand gab, sagte: „Da braucht man keinen Schein, daß das deines Bruders Kind ist, Theresi."

In der Tat hatte Mabel eine starke Ähnlichkeit mit der Tante. Sie lag besonders in den Augen, dem glänzenden, dunkelbraunen Haar und der blassen Hautfarbe. Es war auch immer ein Gerede der Leute gewesen, daß Therese und ihr Bruder einander glichen wie ein Ei dem anderen. Aber das junge Mädchen unterschied sich doch von ihr. Etwas Schmiegsames, Biegsames war an seinem mittelgroßen Körper, etwas Rundes und Katzenweiches, etwas Feines und Warmes.

Der Liberi und seine Frau nahmen die Angekommene in die Mitte. Der Liberi hatte den Knecht mitgebracht, der das Gepäck des Gastes auf seine Rückengabel lud. Dann zogen sie miteinander zu Fuß gegen Burgweil hinauf.

## Viertes Kapitel.

Das war eine merkwürdige Reise vom Bahnhof nach Burgweil durch Nebel, Reif und Frost. Am Boden klirrte manchmal eine Eiskruste unter den schweren Schuhen der Bauern, die mit langsamem Tritt fürbaß stampften. Unruhig und unregelmäßig, fast in einem Hüpfetakt, trippelten dazwischen Mabels kleinere Schuhe wegaufwärts. Die drei, die sich zuerst aneinander gewöhnen mußten, hatten anfänglich Mühe, in ein Gespräch zu kommen. Die Arnolds berührte es fremd, daß das Mädchen den Dialekt mit einem merkwürdigen Akzent, fast einer fremden Sprache ähnelnd, sprach, während es doch des eigenen Vaters Mundart war, die es reden mußte. Diesem aber tönte es übel in den Ohren, und es erzürnte es fast, daß die Verwandten den schönen englischen Namen Mabel in breitestem Schweizerdeutsch mit scharf betontem langem A aussprachen. Einmal glitzerte es in Mabels Augen. Sie kam sich einsam und verstoßen vor. Das bemerkte der Liberi, und während er bisher wortkarg gewesen, fing er nun an, sie mancherlei über die Reise zu fragen und ihr am Wege das und jenes zu zeigen und zu erklären. Seine ruhige, väterliche Art machte dem verwirrten und von leisem Heimweh ergriffenen jungen Kinde zuerst das Herz warm. Sie wurde lebhafter und kam ins Erzählen ihrer Reiseerlebnisse.

Dann begann auch die Therese Fragen zu stellen. Wie es dem Bruder gehe, was er treibe und was Mabels Mutter mache. Da sie aber kurz angebunden und mit einer fast verdrossen klingenden Stimme fragte, so gab ihr Mabel ebenfalls nur kurzen Bescheid und pflog einer zusammenhängenden Unterhaltung mehr mit dem Onkel als mit der Tante, mit jenem sich unwillkürlich rascher anfreundend als mit dieser.

Man kam nach Burgweil hinauf und an das große braune Haus, das Mabel neugierig betrachtete und nicht so schön fand wie Stadthäuser. In der Stube stand eine Suppe bereit, und die Stube selbst war warm.

„Gott segne deinen Eingang," hatte der Liberi unter der Haustür gesagt und den Hut dabei ein wenig gelüftet.

Mabel hatte das gesehen und gehört, obwohl der Gemeindeschreiber es mehr so vor sich selber hingesprochen und kein Wesens damit gemacht hatte. Er hielt sich in der Stube nicht weiter auf, sondern betrat das Nebenzimmer, und Mabel sah durch die offene Tür, wie er sich dort an die Arbeit setzte. Die Tante aber half ihr aus der Jacke, hieß den Knecht das Gepäck in ihre Kammer tragen, nahm sich ihrer in mancherlei Dingen an und nötigte sie auch freundlich zum Essen. Es schien Mabel, als sei eine harte Kruste von ihr abgesprungen; es fiel ihr auf, daß das der Fall war, seit der Onkel sich entfernt hatte, und sich erinnernd, wie die beiden auf dem weiten Wege kaum je das Wort aneinander gerichtet, fragte sie sich, ob sie wohl nicht den rechten Frieden miteinander hätten.

Geschäftig ging Frau Therese ab und zu, während Mabel ihre Suppe aß. Dann führte sie sie selbst nach ihrer Schlafstube, die im ersten Stock lag und Fenster mit weitem Ausblick hatte. Sie half ihr auspacken und ihre Siebensachen in Schrank und Kommode räumen. Dabei sprach sie wohl nicht viel; aber wann sie es tat, war in ihrer Stimme ein leises Zittern. Selbstvergessen strich sie einmal über Mabels runden Arm, der bis zum Ellbogen nackt war; aber als diese sie dafür freundlich anblicken wollte, gingen ihre Augen an den ihren vorbei und sie wendete sich wieder der Arbeit zu, als ob Zärtlichkeit eine Schande wäre. Sie ließ auch Mabel plötzlich allein und sagte nicht, ob sie wiederkäme. Nach einer Weile kehrte sie doch zurück und brachte ein paar Astern in einem Glase. „Da", sagte sie, „hast du einen Willkommsmaien," schwächte aber den guten Eindruck dieser Worte sogleich durch die anderen ab: „Das Blumenzeug erfriert jetzt im Garten doch."

Mabel wollte von Liberius sprechen. Der Vater habe ihr gesagt, welch ein fleißiger und angesehener Mann er sei; allein die Therese tat, als habe sie das nicht gehört, und ihre Züge wurden streng und kalt dabei. Es mußte aber sein, daß in demselben Augenblick irgendein körperliches Übel sie plagte; denn sie wurde plötzlich leichenblaß, schloß die Augen und wankte, so daß Mabel erschreckt auf sie zueilen wollte. Das ging aber rasch vorüber, und sie verließ sie nachher, ohne zu erklären, was ihr gewesen, nur, wie Mabel schien, übler Laune.

Das Mädchen trat ans Fenster und sah hinaus. Die Sonne versuchte durch die Nebel zu kommen; allein sie brachte nur einen müden, bleichen Schein in die Welt, der nicht einmal vermochte, den Reif von den Matten zu nehmen, sondern nur zaghaft golden wie ein wandelndes Geisterwesen über die Lehnen glitt. Mabel tat das Herz weh. Sie wußte nicht recht, warum. Der Abschied von daheim war ihr nicht schwer gefallen; denn wenn hier zwischen Onkel und Tante Unfriede war, so war drüben zwischen Vater und Mutter offener Krieg und noch Häßlicheres; aber hier war ihr doch vieles fremd und seltsam und frostig, und sie fühlte sich jetzt, da sie sich selbst überlassen blieb, unglücklich zum Sterben. Eine Weile lehnte sie am Fensterpfosten und fröstelte, setzte sich dann und schluchzte und beruhigte sich wieder. Niemand kam. Endlich wurde ihr die Zeit zu lang, und sie ging hinunter. In der Wohnstube fand sie niemanden, aber der Tisch war schon für Mittag

gedeckt, und Mabel hörte, wie die Tante und die Magd in der Küche miteinander sprachen. Sie sah aber durch die angelehnte Tür des Nebenzimmers Liberius am Schreibtische sitzen. Was für eine mächtige weiße Stirn er hatte! Eine scharfe, senkrechte Falte grub sich hinein. Das Haar war an den Schläfen schon ein wenig grau. Wenn er so dasaß, sah er eher wie ein Gelehrter aus, denn wie ein Bauer. Er bemerkte sie nicht. Seine Hand führte langsam und sicher die Feder. Er mußte eine genaue, schöne Schrift schreiben.

Mabel glitt mit einer so schmiegsamen Bewegung über die Schwelle zu ihm hinüber, daß er kaum sah, wie die Tür sich bewegte. Sie hielt die Hände auf den Rücken gelegt und ging auf den Zehen, um ihn nicht zu stören. Aufmerksam betrachtete sie die vielen Bücher, las die Titel und streckte sich, um die höherstehenden besser sehen zu können.

Der Liberi hielt mit Schreiben inne und betrachtete den Gast. Jetzt sah die Mabel schon viel mehr wie ein Landkind aus. Zwar trug sie eine fremdartige Frisur, das dunkle Haar war in Schneckenform neben beiden Schläfen aufgesteckt; aber sie hatte einen einfachen dunklen Rock mit einer kurzärmeligen dunklen Bluse an, was von dem Kattunjackengerüst der Bäuerin nicht allzu verschieden war. Sie sah jetzt über die Achsel ein wenig nach dem Liberi, und bemerkend, daß er eine Arbeitspause machte, sagte sie in ihrem fremdtönenden Deutsch: „Viel Bücher! Jesus, wieviel schöne Bücher!"

„Liesest du gern?" fragte der Liberi.

„Wenn ich einmal daran sitze, mag ich nicht mehr aufstehen."

„Du kannst wohl einiges dir herausuchen," meinte er, „wenn auch vieles nicht für dich paßt."

„Ich lese Deutsch lieber als Englisch," erklärte sie. „Die deutschen Bücher gehen mehr in die Tiefe."

Er sah sie erstaunt an und sah einen merkwürdigen Ernst in ihren Augen.

„Wie alt bist du doch?" fragte er.

„Achtzehn," gab sie zurück.

Nun wurden sie ganz von selber vertraut miteinander. Der Liberi frug, und Mabel erzählte. Er hörte, welche Schulbildung sie genossen, und manches aus ihrer Jugendzeit. Dann kamen sie auf ihren Vater und ihre Mutter. Mabels Mund zuckte. Es kam ein Punkt, wo sie nicht weiter erzählen mochte. Aber sie sah des Liberi gütigen und klugen Blick auf sich gerichtet und hatte halb das Empfinden, daß er doch erriet, was sie verbergen wollte, und halb den dunkeln Drang, gerade dem Menschen da vor ihr etwas zu sagen, was ihr manchmal das Herz zusammendrückte, und was sie noch niemandem gesagt hatte.

„Der Vater ist sehr gut," erzählte sie. „Gegen mich," fügte sie hinzu. „Der Mutter erträgt er nicht so viel," erklärte sie weiter.

Und in kurzen Absätzen sich selbst ein Geständnis abringend, fuhr sie fort: „Die Mutter ist nicht, wie sie sein sollte. Sie will Vergnügen haben. Sie hat — viele Hofmacher. Und will sie haben. Manchmal tut mir der Vater leid. Aber er ist sehr hart mit der Mutter."

Der Liberi sah, wie ihr Herz zwischen den beiden schwankte; denn kaum hatte sie etwas von dem einen gesagt, was wie eine Anklage klang, so fügte sie auch gleich eine Entschuldigung hinzu. Während sich aber das Schicksal einer anderen Ehe so vor ihm aufrollte, wurde ihm eigen zumute. Er spürte seltsame Wechselbeziehungen. Der Schwager in Amerika hatte vieles von seiner Schwester, der Therese!

„Es geht manchmal sonderbar in der Welt," sagte er mit großen Augen. „Die Menschen, die sich am besten verstehen sollten, finden sich nicht zusammen."

Schon einmal war inzwischen die Wohnstubentür gegangen und dann ein zorniges Geräusch gewesen, als ob jemand sich bemerkbar machen wollte. Sie hatten nicht darauf geachtet. Die Therese sah, wie gut sie schon miteinander standen, als sie jetzt zum zweitenmal auf die Schwelle trat.

„Da drinnen bist?" fragte sie Mabel, wie wenn sie sie gesucht hätte. Sie war zornig. Ihr Gesicht wurde zusehends heißer. Man sah, wie der Grimm in ihr langsam stieg. „Es ist Zeit zum Essen," fügte sie dann barsch hinzu und schon im Begriff, sich wieder in die Stube hinaus zu wenden.

Der Liberi erhob sich. „Geh voraus, Mabel," sagte er und knüpfte noch das Wort daran: „Ich weiß, daß dein Name anders ausgesprochen werden sollte; aber es würde uns hier in Burgweil jedesmal eine Mühe, eine Art Seiltänzerübung sein. Du mußt dich also daran gewöhnen, daß man dich nennt, wie du auf dem Papier stehst. Und Mabel — Mabel — ich mag den Namen so, es ist etwas Biblisches daran."

Er nickte mit dem Kopfe, daß sie schon gehen sollte, und sie gehorchte.

Die Therese saß auf ihrem Platz. Auch Knecht und Magd kamen herein. Mabel wußte nicht recht, wo sie sich niederlassen sollte, und Therese beeilte sich nicht, es ihr zu sagen. Als sie ihr dann einfach mit dem Ellbogen den Stuhl neben sich zuschob, war diese erste Unfreundlichkeit vielleicht Ursache, daß zwischen ihr und Mabel fortan mehr Fremdheit blieb, als je zwischen dieser und Liberi.

Und doch liebte die Therese die Nichte und suchte sie. In den Tagen, die nun folgten, wenn sie, mit ihr allein war, richtete sie oft nach langem Schweigen das Wort an sie, und Mabel fühlte, daß Güte aus ihrer herben Natur hervor zu blühen versuchte. Auch mit Taten bewies sie ihr diese. Schon gleich zu Anfang richtete sie ihr ein Taschengeld aus. „Du sollst hier nicht von deines Vaters Geld leben müssen," und bald schenkte sie ihr eine kleine goldene Brosche, die sie selbst getragen. Es war nur etwas Mühsames an ihrer Liebe; es war, wie wenn ein wenig Gold in tiefer Erde läge, dem so schwer beizukommen war, daß sich sein Ausbau nicht lohnte. Auch schloß sich ihr ganzes Wesen zu, sobald der Liberi auf der Bildfläche erschien. Wenn sie aber Zeuge der Herzlichkeit und Vertraulichkeit wurde, die sich zwischen der Nichte und dem Manne anzuspinnen begann, so kam ein fast feindseliger Ton in ihre Stimme, und sie zeigte dann auch Mabel die Härte und Starrheit, die dem Liberi Leben und Ehe schwer gemacht hatten. Ihre Gesundheit wurde indessen, mit so verbissenem Trotz sie sich auch gegen

ihr Gebresten wehrte, nicht besser, und die Reise nach Zürich zum Arzt ließ sich zuletzt nicht länger aufschieben.

Mabel blieb zu Hause. Liberius und Therese fuhren allein.

Mabel mußte, als sie fort waren, lange daran denken, wie die Tante vor der Abreise sich ihrem Mann gegenüber benommen. Als wäre ihr sein Mitkommen eine Last, als sollte jede Bewegung ihn fragen: Was willst eigentlich? Warum läufst mir nach? Kannst mich nicht allein gehen lassen? Er hatte das alles schweigend hingenommen und mit einer Langmut, die doch nicht Lässigkeit war. Frau Therese hatte am Morgen eine Art Schwächeanfall gehabt. Darum hatte er, ohne sie lange zu fragen, eine Flasche heiße Milch zu sich gesteckt, damit sie unterwegs etwas nehme. Er hatte mit ruhiger, fester Stimme Knecht und Magd Verhaltungsmaßregeln für den Tag gegeben, zu Mabel noch ein freundliches Wort gesprochen und war dann Therese gefolgt, die ihm voraus aus dem Hause gestürmt war. Der Vetter Liberi tat Mabel leid. Dann wieder mußte sie über seine Ruhe staunen und darüber, daß er nie Heftigkeit gegen Ungerechtigkeit setzte, darüber aber auch, daß die Therese nie wagte, ihn eigentlich zu zanken, daß im Grunde doch etwas wie Hochachtung vor ihm an ihr war.

Wie sie die beiden am Morgen hatte fortgehen sehen, so sah sie sie am Abend zurückkommen.

Es hatte geschneit, nicht schwer, nur leise, als ob der Winter erst tasten wolle, wo er hinträte. Die Nacht war noch nicht alt, so begann auf den leisen Schneeflaum, der Matten, Wege und Bäume bedeckte, der Mond zu scheinen. Es war ein wundersames Spiel zwischen dem Silberschimmer des Mondes und dem wolligen Schnee. An den Baumästen besonders schien das kühle Weißwollgespinst sich zu bewegen, während das Mondlicht es umglitt, und manchmal löste sich eine duftige, luftige Flocke und fiel im Mond leuchtend zu Boden. Hinter dem Weiß der Bäume und Berge aber stand die dunkelblausamtne Nacht des Himmels. Liberius und Therese kamen durch den Schnee herauf, und Mabel, die wußte, wann ihr Zug eingelaufen war, erblickte sie, als sie einmal das Fenster öffnete, um nach ihnen auszuschauen. Sie gingen ein Stück voneinander entfernt, zwei dunkle Gestalten. Der Schnee verbrämte weiß die Ränder ihrer schwarzen Schuhe, aber ihre Spuren wurden deswegen nicht sichtbar, denn es war kalt, an ihren Sohlen haftete der Schnee nicht. Jetzt hielt Frau Therese schweratmend inne, und Liberius kam ihr nach und schob die Hand unter ihren Arm. Er schien ihr zuzusprechen, und dann gingen beide weiter. Der Gemeindeschreiber stützte die Frau, und sie ließ sich stützen. Ihre Köpfe waren gesenkt. Eine Last drückte beiden den Rücken krumm. Sie kamen näher, und Mabel ging, ihnen die Haustür aufzutun. Frau Therese trat zuerst ein. Sie sagte etwas, was wie ein Gruß klang; aber Mabel erschrak, so bleich sah sie aus. Wahrhaftig, als ob ihr Gesicht auch so schneegefärbt wäre, wie draußen Hügel und Berge. Sie durchschritt den dunkeln Flur und die Tür ihrer Kammer schlug schwer hinter ihr ins Schloß. Man hörte, wie sie sich drinnen mit einem Ruck auf einen Stuhl niederwarf. Dann klang ein kurzes, rasch ersticktes Schluchzen heraus.

Inzwischen war auch der Vetter Liberi eingetreten. Er gab Mabel die Hand. „Guten Abend, Kind," sagte er mit großem Ernst.

Er hing seinen Überrock an einen Nagel im Flur, seinen Hut darüber.

Die Magd war aus der Küche getreten, die hieß er die Abendsuppe auftragen.

Zu Mabel sagte er: „Die Theresi ist sehr krank." Er sagte es leise, so daß man es im Zimmer nebenan nicht hören konnte. Dann trat er hinüber, und Mabel hörte, wie er lange ruhig und freundlich mit der Frau sprach.

Er kam später heraus, und sie aßen alle zu Nacht. Nur die Therese kam nicht, obwohl Mabel wußte, daß sie nicht zu Bett gegangen war.

Während der Mahlzeit gab Liberius keine weitere Auskunft. Keines fragte, und man war bald mit Essen fertig. Der Liberi stand in Gedanken auf und ging ins Arbeitszimmer. Mabel half den Tisch abräumen. Nach einer Weile blieb sie ganz allein in der Wohnstube. Es war totenstill im Hause; denn aus der Küche hörte man bei geschlossener Tür keinen Lärm, und sowohl in Frau Thereses wie in Liberis Stube rührte sich nichts. Mabel lauschte und hörte ihr eigenes Herz klopfen. Beklemmung ergriff sie. Sie war noch zu neu im Hause und noch nicht heimisch geworden und kam sich vernachlässigt und einsam vor. Sie ging nach oben; aber dann fiel ihr ein, daß der Onkel und die Tante sie vielleicht noch brauchen könnten; auch bedrängte sie hier dieselbe Stille. Dann wollte sie zur Magd in die Küche gehen, zögerte indessen auf halbem Wege abermals und kehrte in die Wohnstube zurück. Wieder stand sie hier lauschend, und wieder antwortete kein Laut ihren Herzschlägen. Waren denn alle fort? Es war ja alles wie ausgestorben! Sie schlich auf den Zehen zur Stube Liberis und drückte sich geräuschlos durch die Tür.

Er saß am Tisch und hatte die alte Bibel vor sich liegen. Die Lampe stand auf dem Tisch, und er hatte beide Arme rund um das Buch auf die Tischplatte gelegt. Seine klare, kluge Stirn tauchte ganz in den Lichtschein.

Mabel mochte ihn nicht anreden, da er bei ihrem Eintritt wohl aufgeblickt, aber nicht gesprochen hatte. Sie lehnte an der Fensterwand, blickte ein Weilchen durch die Scheiben hinaus und wendete sich dann wieder ins Zimmerinnere zurück, wie eine, die unschlüssig ist, was sie tun soll.

Der Mond stand gerade über dem verschneiten Baume gegenüber dem Fenster. Sein Schein umfloß Mabels Gestalt, zeichnete ihren Schatten auf den Fußboden und umgab ihn mit einem kühlen, wundersamen Glanz, der bis an den Tisch des Liberi floß.

„Setze dich," sagte dieser endlich.

Mabel ließ sich nieder. Es stand ein Stuhl am Fenster, sie brauchte sich nur sinken zu lassen.

Der Liberi las jetzt mit gedämpfter, tiefer, in einer merkwürdig schmerzlichen Erregung schwingenden Stimme: „Denn ich weiß, du wirst mich dem Tode überantworten; da ist das bestimmte Haus aller Lebendigen." Es war das Buch Hiob, in dem er las. Eintönig fast sprach er Vers um Vers; aber

weil man aus der Langsamkeit seines Lesens spürte, wie tief er mit seinen Gedanken darin war, klang es eindringlich und fast erschütternd.

Zweimal hob er seine Stimme: „Ich wartete des Guten, und kommt das Böse; ich hoffte auf Licht, und kommt die Finsternis. — Meine Eingeweide sieden, und hören nicht auf; mich hat überfallen die elende Zeit." Und wieder an der Stelle: „Meine Harfe ist eine Klage geworden, und meine Pfeife ein Weinen."

Mit diesem Verse schloß er das Buch.

„Siehst du, das Unglück ist schon in der Welt gewesen, als dieses Buch geschrieben worden ist," sagte er.

Sie wußte nicht, was sie antworten sollte. Leise fröstelnd und mit im Schoß gefalteten Händen saß sie da. Er kam ihr so merkwürdig vor, wie ein Prediger. Er hatte fast etwas Ehrfurchtweckendes für sie.

Vielleicht merkte er nun, daß sein Wesen sie befremdete. „Ich habe es dir noch nicht erzählt," sagte er mit seiner gewöhnlichen Stimme. „Es gibt keine Hilfe für die Theresi. Einige Monate, vielleicht ein Jahr, sagt der Arzt, kann sie noch leben. Aber sie wird noch viel leiden müssen."

„Mein Gott," sagte Mabel erschreckt.

„Es ist furchtbar," bestätigte er, und dann sprach er eine Weile in abgebrochenen Sätzen wie zu sich selber, aber doch immer mit dem ernsthaften Blick Mabel ansehend. „Das Leben nur noch nach Wochen rechnen dürfen! Und genau wissen, wie alles kommt! Und wissen, was für Martertage vor einem liegen! — Die Theresi ist eine Starke. Sie wird nicht leicht nachgeben. — Sie hat das Leben lieb. Und sie wird mit dem Schicksal hadern bis zuletzt!"

Sein Blick ging jetzt ins Leere. Er schien jeden Leidenstag zu sehen, der aus dem Zukunftsdunkel heraufstieg.

Mabel hatte ein weiches, mitleidiges Herz. Es traten Tränen in ihre Augen, und sie sagte: „Ich will Euch schon helfen, so gut ich kann, Vetter Liberi."

Womit und worin sie helfen wollte, wußte sie nicht. Es kam eben so aus ihr heraus, wie das Mitleid es ihr eingab.

Der Liberi aber erwachte plötzlich aus seinen Gedanken. Plötzlich, als gingen ihm eben erst die Augen auf, gewahrte er das Mädchen dort am Fenster recht. Der weiche Klang ihrer Stimme sang ihm in den Ohren. Er sah ihr Gesicht, ihre Hände und Arme, vom Mondlicht umspielt. Dazu das schwarze Haar zu einem merkwürdigen Rahmen um das Gesicht geordnet. Der Augen tiefes Braun leuchtete. Während der Mond Wangen und Glieder kühl erscheinen ließ, hatte ihr Blick etwas Warmes, fast Brennendes und Entzündendes. Der Liberi sah hin und — immer hin. Es schob sich wie eine Wand zwischen die Therese drüben und ihn. Er war auf einmal mit Mabel allein. In seinem ganzen Leben war ihm nie zumut gewesen wie jetzt, so einlullend wohlig, so leise unruhig und so jung und froh.

Er begann wieder zu sprechen. „Ja, ich danke dir, Kind. Man muß auch nicht gleich das Schlimmste voraussehen. Es geschehen ja manchmal Wunder."

Und sie antwortete: „Und dann gibt es ja noch mehr Ärzte. — Und wenn ich erst einmal bei euch eingewöhnt bin, dann will ich der Base Theresi schon Arbeit abnehmen, so viel ich kann. Und ich will auch an den Vater schreiben. Wir haben berühmte Ärzte in Amerika. Vielleicht weiß einer ein Mittel. Ihr müßt mir genau erzählen, was der Theresi fehlt, Vetter Liberi."

So unterhielten sie sich. Der Liberi aber hörte immer mehr den Laut der Stimme als den Sinn der Worte. Sie umtönte ihn mit eigenem, zu Herzen gehendem Wortklang. Auch Mabel war es zufrieden, so zu sitzen und zu schwatzen. Im Gegensatz zu ihrem vorherigen Gefühl der Vereinsamung empfand sie jetzt ein stilles Behagen.

Nach einer Weile erinnerte sie sich, daß Schlafenszeit sei und daß die Therese, wenn sie noch käme, sich wundern würde, sie noch wach zu finden. Sie stand auf. „Ich will jetzt gehen," sagte sie. „Ich habe Euch wohl ohnehin zu lange aufgehalten, Vetter Liberi."

Sie trat zu ihm und reichte ihm die Hand. Die war rund und weich, aber sie griff fest zu; der Druck ging dem Liberi durch und durch. „Gute Nacht;" grüßten sie einander.

Dann verließ sie die Stube.

Er aber saß da und spürte ihre Hand noch und hörte sie reden, ihr drolliges, fremdartiges Schweizerdeutsch, in das sie manchmal einen Brocken Englisch mischte.

Dann fiel ihm die Kranke wieder ein. Er mußte sehen, wo sie blieb. Sie hatte ihn fortgeschickt, aber — aber er hatte sie doch zu lange warten lassen. Und — bah, was war ihm nur gewesen? Wie ein Nebel im Kopf! Und Herzklopfen! Es mochte Müdigkeit sein nach dem Reisetage. Jetzt, jetzt war es auch schon vorbei!

Er erhob sich. Die Benommenheit fiel von ihm ab. Er war wieder klar in den Gedanken und ruhig.

Seine Frau lag zu Bett, das Gesicht gegen die Wand gedreht, als er bei ihr eintrat. Sie schlief oder dann — wollte sie wie oft nicht mehr reden noch angesprochen sein.

(Fortsetzung folgt.)

# Die Genesis der Emser Depesche.

Von

**Richard Fester.**

(Fortsetzung.)

## V.

Der Emser Mission Benedettis, auf die sich seit dem 9. Juli die Aufmerksamkeit ganz Europas konzentrierte, war bereits ein diplomatisches Vorpostengefecht vorausgegangen, das der Botschafter später in seinen verschiedenen Aussagen mit diskretem Stillschweigen übergangen hat. Bisher war darüber weiter nichts bekannt als ein Schreiben Thiles an Bismarck vom 8. Juli, das 1901 zum ersten Male im Anhange der Gedanken und Erinnerungen erschienen ist. „Benedetti — schreibt der Unterstaatssekretär nach Varzin —, der mir bei seiner Abreise (vor dem Platzen der spanischen Bombe) gesagt, daß er auf der Fahrt nach Wildbad nur einen Tag in Koblenz bleiben wollte, ‚pour se rendre à une ancienne invitation de la Reine,' scheint nach den Zeitungen dort länger zu verweilen. Die Absicht ist klar." Der Kommentar zu diesem vielsagenden Dokument hat sich bisher auf Vermutungen beschränkt, obwohl wenigstens einige positive Daten erreichbar sind. Nach seiner eigenen Angabe trat Benedetti am 1. Juli seinen Urlaub an, um nach Wildbad zu reisen. Wo er sich bis zum 3. aufgehalten hat, ist nicht nachweisbar. Am 4. aber wurde er von Königin Augusta in Koblenz empfangen und zur Hoftafel geladen. Unter den Gästen wird vom Rheinischen Kurier vom 8. Juli auch der Generaladjutant des Königs, Prinz Anton von Radziwill, genannt, den Erbprinz Leopolds Schwester, Gräfin Marie von Flandern, wie wir aus Wilhelms Brief vom 5. Juli wissen, als Deckadresse für einen Brüsseler Stimmungsbericht an den König vom 4. benutzt hatte[1]). Der Notiz über Benedetti aber fügen die Zeitungen vom 6. und 7. Juli die von Thile erst am 8. bemerkte Mitteilung hinzu, die Zeit der Weiterreise des Grafen sei bis jetzt noch unbestimmt. Leider sind die Kurlisten und die Fremdenbücher des Badehotel Klumpp in Wildbad nicht erhalten. In einer

[1]) Wilhelm an Augusta 5. Juli: „Marie Hohenzollern schreibt an Anton, daß man auch dort die Köpfe zusammenstecke über diese Frage, es sei ein 2es Sadowa, Frankreich dürfe sich das nicht gefallen lassen, der Krieg wäre unausbleiblich." Da Gräfin Marie seit dem 27. Juni bei ihrem Vater zu Besuch in Sigmaringen weilte (Donaubote vom 29. Juni), so hat ihr aus Brüssel ihr Gatte schon am 3. sofort nach Eintreffen des Telegramms der Agence Havas telegraphiert. Auch am 12. war die Gräfin noch in Sigmaringen (Briefe Nr. 455).

Fremdenliste des Hotels, die der Schwäbische Merkur am 8. Juli brachte, wird Benedetti jedoch unter den zuletzt Angekommenen aufgeführt, so daß wir annehmen dürfen, daß sein Koblenzer Aufenthalt sich mindestens bis zum 6. früh erstreckt hat. Gramonts Reisebefehl traf ihn jedenfalls in Wildbad; aber auch auf der Fahrt nach Ems am 8. Juli machte er den Umweg über Koblenz, wo er mehrstündigen Aufenthalt hatte bis zur Ankunft des Pariser Zuges, um dann mit Gramonts Kurier Baron Bourquenay die Weiterreise nach Ems anzutreten. Dort aber war man auf sein Eintreffen schon vorbereitet. Zu seinem Empfang am Bahnhof abends um 11 Uhr war Prinz Anton von Radziwill erschienen, dem wir wohl das in einem Briefe Albedylls an seine Frau weitergegebene Stimmungsbild verdanken, Benedetti sei „händeringend" gekommen.

Aus diesen positiven Daten läßt sich zunächst entnehmen, daß Benedetti in Koblenz mindestens zweimal von der Königin empfangen worden ist, am 4. und am Nachmittag des 8. Juli. Die Verzögerung der Weiterreise beweist, daß er in Koblenz vorerst zur Disposition seiner Regierung bleiben wollte und sich zur Fortsetzung seiner Reise erst entschloß, nachdem er bis zum 6. früh keine Befehle erhalten hatte. Das Thema seiner Unterredungen mit Augusta war selbstverständlich am 4. die Kandidatur, am 8. die drohende Kriegsgefahr. Am 4. waren seine Richtschnur die Weisungen, die er im Frühjahr 1869 auf die ersten irrigen Allarmgerüchte von seiner Regierung erhalten hatte. Am 8. war er vorläufig durch Gramonts Kammererklärung orientiert. Die beiden Instruktionen des Ministers hat er erst nach der Unterredung mit der Königin in der kurzen Stunde Eisenbahnfahrt von Koblenz nach Ems kennen gelernt, und wenn wir uns die erste Wirkung des Widerspruchs zwischen Instruktion und Privatbrief vergegenwärtigen, werden wir sein Händeringen bei der Begrüßung durch Radziwill nur zu begreiflich finden.

In der Reihe der Briefe des Königs an seine Gemahlin ist vom 7. bis 10. Juli eine Lücke. Am 9. hat Wilhelm nicht geschrieben, weil er Augustas Besuch empfing. Der 8. aber dürfte schwerlich ohne briefliche Aussprache verlaufen sein. Besäßen wir dieses einstweilen noch vorenthaltene Dokument, so wüßten wir wahrscheinlich auch, woher Radziwill sogar die Stunde der Ankunft Benedettis vorher erfahren hat. Was der Botschafter in Koblenz bezweckt und erreicht hat, läßt sich indessen mit einiger Sicherheit seinen eigenen Berichten und dem Briefe Wilhelms vom 10. entnehmen.

Als Benedetti in der kritischen Zeit vor dem Kriege von 1866 mit seiner Gemahlin zur königlichen Tafel gezogen wurde und Wilhelm nach Tisch ihm andeutete, daß Preußen auf die Freundschaft Frankreichs rechne, hob er in seinem Bericht an die französische Regierung[1]) ganz besonders hervor, daß Gesandte sonst nur bei Anwesenheit von Prinzen ihres Souveräns eingeladen zu werden pflegten, und der König es vermeide, im Gespräche mit Diplomaten politische Fragen zu berühren. Mag man das, was in Benedettis wieder-

[1]) Vom 3. März 1866. Les origines de la guerre de 1870—1871. 7, 368.

holten Audienzen zur Sprache kam, Verhandlungen oder Gespräche nennen, darüber besteht doch keine Meinungsverschiedenheit, daß der Inhalt der Gespräche ein hochpolitischer gewesen ist. Schon die Tatsache des Empfanges und der öfteren Einladung des französischen Botschafters weicht so von dem Herkömmlichen ab, daß wir allein schon darin einen großen Erfolg Benedettis sehen dürfen. Der Ursache dieses Erfolges aber kommen wir näher, wenn wir alle Daten der Vorgeschichte der ersten Audienz einer sorgfältigen Prüfung unterwerfen.

Beginnen wir mit Bismarck, so sind wir in Ermangelung von Akten im wesentlichen auf seine eigenen Aussagen angewiesen. In den Gedanken und Erinnerungen setzt seine Erzählung nach vorausgegangenen Betrachtungen über die Kriegsursache erst mit dem 12. Juli ein. Schon 1870 hat er jedoch in der zweiten Julihälfte Moritz Blankenburg einige Mitteilungen gemacht, die wir aus einem Briefe des Gutsbesitzers Andrae Roman vom 6. September 1870 kennen[1]). Nicht alles in diesem Berichte aus zweiter Hand ist brauchbar; einiges ist offenbar mißverstanden oder in Blankenburgs Gedankenwelt übertragen. Zwei Daten aber werden wir ihm doch entnehmen dürfen. Am 8. Juli steht Bismarck unter dem Eindrucke des Wortlautes der Kammererklärung vom 6. Nach einer schlaflosen Nacht telegraphiert er am Morgen des 9. nach Ems, er bitte den König, „sich mit Benedetti auf nichts einzulassen, und wenn dieser dringend würde, zu erwidern, mein Minister des Auswärtigen ist in Varzin". Da man in der Umgebung des Königs schon am Abend des 8. die bevorstehende Ankunft Benedettis wußte, ist wohl anzunehmen, daß Legationsrat Abeken sofort seinen Chef davon verständigt hat, und es wäre lediglich festzustellen, um welche Tageszeit Bismarcks Telegramm in Ems eingetroffen ist, vor oder nach dem Besuche, den Werther zwischen 12 und 1 Uhr Benedetti in seinem Absteigequartier Hotel Brüssel gemacht hat. Um 3 Uhr, als der König Benedetti empfing, war das Telegramm jedenfalls schon durch Abeken dem Könige zugestellt; aber schon der Besuch Werthers hat die Frage, ob sich Wilhelm auf Verhandlungen einlassen würde, entschieden. Da nun die Königin ihren Gemahl unmittelbar vor dem Empfange Benedettis besuchte, nachdem diese Entscheidung schon gefallen war, wird ihre Einwirkung darauf in einem noch am 8. oder mit dem ersten Frühzuge am 9. nach Ems beförderten Briefe zu suchen sein.

Wie Bismarck den Botschafter in Varzin empfangen haben würde, ergibt sich aus seinem Rundschreiben an die Vertreter des Norddeutschen Bundes in Deutschland, das die Norddeutsche Allgemeine Zeitung am 12. Juli 1870 auszugsweise mitgeteilt hat. Bismarck betont darin aufs neue die „abstention" der Bundesregierung, bezieht sich dann offenbar auf Thiles Antwort vom 4., wenn er hinzufügt, der französischen Regierung sei dieser Standpunkt bekannt, erklärt aber kategorisch, „eingehendere vertrauliche Erörterungen seien durch den Ton verhindert worden, in welchem diese Angelegenheit durch die

[1]) Kreuzzeitung 5. September 1895. Wieder abgedruckt bei R. Pahncke, Die Parallelerzählungen Bismarcks zu seinen Gedanken und Erinnerungen. (Historische Studien, herausgegeben von R. Fester, Heft 3), S. 159 f.

französischen Minister öffentlich besprochen wurde". Am 11. gedruckt, ist dieses undatierte Aktenstück spätestens am 10. expediert worden. Seine erste Konzeption in Varzin dürfte also auf den 8. nach dem Eintreffen des Wortlautes der Erklärung Gramonts anzusetzen sein, das königliche Plazet auf den 9., und es erhebt sich wie bei dem besprochenen Telegramme Bismarcks die Frage, ob Abekens Vortrag beim Könige am 9. vor oder nach dem Besuche Werthers, also vor oder nach Beginn der „eingehenderen vertraulichen Erörterungen" anzusetzen ist. Mit absoluter Sicherheit läßt sich nur soviel sagen, daß der Entschlossenheit des Rundschreibens die ernste Auffassung der Lage in Ems am 8. schon vor Benedettis Ankunft entsprochen hat. Denn der preußische Militärbevollmächtigte Graf Waldersee, der wie Werther zum Besuche in Ems geweilt hatte, kehrte mit dem um halb 8 Uhr abends abgehenden Zuge auf seinen Pariser Posten zurück.

Die Tatsache, daß Werther Benedetti am 9. besucht hat, würde an sich noch nicht beweisen, daß der König geneigt war, Bismarcks Standpunkt zu verlassen. In Koblenz war Benedetti noch ohne nähere Instruktionen gewesen, so daß Wilhelm am Morgen des 9. noch nicht wissen konnte, ob Benedetti nicht vielleicht ein kaiserliches Handschreiben zu überbringen habe. Benedetti hat denn auch sofort erkannt, daß Werther ihn vor der Audienz ausholen sollte, damit der König sich seine Antwort vorher überlegen könne. Da ihm die Audienz bereits zugesagt war, trug der Botschafter kein Bedenken, Werther über den in Gramonts offizieller Instruktion enthaltenen Auftrag zu unterrichten. Nun hatte Benedetti zwar in Gramonts Privatbrief die Behauptung gelesen: „nous savons par les aveux du prince lui-même, qu'il a combiné toute l'affaire avec le gouvernement prussien". Es scheint aber, daß er Gramont nicht ernster genommen hat, als die historische Forschung, die den Minister überführt hat, daß er sich auf „aveux du prince" gar nicht berufen konnte. Jedenfalls empfand es Benedetti selbst als ein unerwartetes Zugeständnis, als Werther ihm erklärte, der König könne dem Erbprinzen den Rücktritt nicht nahelegen, nachdem er ihm die Annahme der Kandidatur auf seinen Wunsch gestattet habe. Da aber in diesem Falle es ganz ausgeschlossen erscheint, daß Werther eigenmächtig aus der Schule geschwätzt hat, ist die Folgerung unabweisbar, daß Wilhelm schon um die Mittagszeit, also schon vor dem Besuche seiner Gemahlin, zu Konfessionen entschlossen war, die Bismarcks von den Franzosen nicht geglaubte, aber noch nicht widerlegte „abstention" beiseite schoben.

Es ist bis jetzt nur eine Vermutung, daß Auguste dem Könige diesen Entschluß brieflich nahegelegt habe. Zweifellos aber hat ihr Besuch Wilhelm darin bestärkt und den Verlauf der „eingehenderen Erörterung" mit Benedetti wesentlich beeinflußt. Aus Wilhelms Brief vom 10. gewinnt man einen Einblick in Augustas Gedankengang. Sie wird dem König geschrieben und gesagt haben, er solle Benedetti ehrlich gestehen, wie alles gekommen sei, damit nicht durch unselige Mißverständnisse die Kriegsfurie zwischen den beiden Kulturnationen entfesselt werde. In der männlicheren Fassung durch Wilhelm lautet der Gedanke dann so: „wenn die französischen Minister

Frieden wollten," so würden sie nach erhaltener Aufklärung auch imstande sein, „die heraufbeschworene Agitation zu calmieren". Der Königin war der Gedanke des Krieges entsetzlich. Ihre Friedensliebe aber ist anderer Art als die des greisen Heerkönigs, der sich den Frieden verdient hat. Sie wurzelt in ihrer Weltanschauung und würde auf Wilhelms soldatischen Sinn keinen Eindruck gemacht haben, wenn ihr nicht das Unbehagen zu Hilfe gekommen wäre, das dem König von Anfang an die Hohenzollernkandidatur verursacht hatte. Albedyll, ein treuer Reflex der Stimmung seines Herrn, spricht nicht nur eigene Empfindungen aus, wenn er um die Zeit der Audienz am 9. an seine Gemahlin schreibt: „Es war doch eine richtige Ahnung, daß aus der Sendung des tollen Versen nur Unheil entstehen würde." Wäre Bismarck zur Stelle, so würde der staatsmännische Gedanke à corsaire corsaire et demi vielleicht das Feld behaupten. Da er im Augenblicke nur durch Telegramme und Abekens Vortrag wirken kann, trägt der Appell Augustas an das Gewissen und an die Ritterlichkeit ihres Gemahls den Sieg davon. Wenn das kaiserliche Frankreich den Krieg will, so will der König sich wenigstens nichts vorzuwerfen haben. So vergißt er im Augenblicke ganz, daß nach Bismarcks Februardenkschrift die Vorteile der Kandidatur für Preußen eigentlich Nachteile für Frankreich waren, und kapituliert, ohne daß ihm die Inkonsequenz seiner Handlungsweise zum Bewußtsein käme, vor der Frauenlogik Augustas.

Ein Zufall, Werthers Besuch, hatte Gramonts Gedanken schon am 4. Juli nach Ems gelenkt. Werthers Mission war durch die Kammererklärung vom 6. verdorben. Benedettis Mission wäre durch buchstäbliche Ausführung der Privatinstruktion Gramonts vereitelt worden. Das Ultimatum hätte sich der König am 9. so wenig wie am 13. stellen lassen. Bismarck hatte aus dem Ton der Kammererklärung ganz richtig auf den Auftrag Benedettis geschlossen, als er dem Könige den Rat gab, den Botschafter an seine Adresse zu weisen. Wenn es trotzdem zu den Emser Gesprächen gekommen ist, so gaben in letzter Stunde drei Faktoren den Ausschlag: Benedettis Geschicklichkeit, Augustas Abscheu vor dem drohenden Kriege und das Gefühl Wilhelms, daß es wegen seiner ungern erteilten Genehmigung der Kandidatur nicht zum Kriege kommen dürfe.

Alles, was Bismarck in der Zeit der Vorbereitung mit dem ganzen Aufgebote seiner Überredungskunst dem Könige und den anderen Fürstlichkeiten über den Unterschied zwischen Staats- und Familienoberhaupt auseinandergesetzt hatte, bekam jetzt Benedetti von König Wilhelm zu hören. Der Einwand des Botschafters, daß man in Frankreich diesen Unterschied nicht verstehe, ließ Wilhelm nicht erkennen, daß das, was ihn überzeugt hatte, keineswegs die gleiche Wirkung in Frankreich haben müsse. Augusta hatte sich von der Beichte einen Erfolg versprochen. Dem Könige war es in erster Linie um die Erleichterung seines Gewissens zu tun. Erst sie gab ihm jene Sicherheit, deren er immer bedurft hat, wenn er dem Gegner ins Auge sehen wollte. Er erklärte, aber er entschuldigte nicht, weshalb er dem Erbprinzen schließlich sein Jawort nicht versagt habe. Was er über den spanischen Charakter der ganzen Angelegenheit, Leopolds zweifelhafte Aussichten und die

Grundloſigkeit der franzöſiſchen Erregung ſagte, hätte auch Bismarck ſagen können. Auch ſeine Beſchwerde über Gramonts Erklärung war ganz im Sinne ſeines Miniſterpräſidenten. Aber er begnügte ſich nicht, den Sigmaringern die Entſcheidung zuzuſchieben, ſondern gab doch zu verſtehen, daß er dem Verzicht des Erbprinzen nichts in den Weg legen werde, ja, er ging ſoweit, Benedetti auf Briefe aus Sigmaringen, die er erwarte, zu vertröſten.

Gewiß war es nur ein Minimum guter Dienſte, wenn der König ſich in dieſer Weiſe dazu erbot, zwiſchen Sigmaringen und der franzöſiſchen Regierung eine Brücke zu ſchlagen. Aber es war doch entſchieden mehr, als Bismarck im Hinblick auf Gramonts Erklärung zugeſtanden haben würde. Auch ließ Wilhelms Mitteilung, daß er Karl Anton und den Erbprinzen interpelliert habe, wie ſie jetzt über die Kandidatur dächten, eigentlich darauf ſchließen, daß er ſelbſt den Verzicht wünſchte. Benedetti meinte denn auch, der König wolle vielleicht nur ein perſönliches Zugeſtändnis vermeiden, das man ihm in Deutſchland verübeln könne, aber er hielt es doch auch nicht für ausgeſchloſſen, daß der König nur Zeit gewinnen wolle. Wozu dieſer Zeitgewinn dienen ſollte, ließ er dahingeſtellt. Die Vermutung, daß Wilhelm vielleicht doch in Sigmaringen zum Verzichte raten würde, blieb unausgeſprochen, ein Beweis, daß Wilhelms Haltung den Botſchafter jenes Minimum guter Dienſte nicht überſchätzen ließ. War die Audienz ein Erfolg Benedettis geweſen, ſo wird man das von ihrem Ausgang nicht ſagen dürfen. Die ausweichende Antwort, die Gramont als Kriegsurſache anſah, hatte der Botſchafter allerdings nicht erhalten, aber er konnte auch nicht nach Paris melden, daß der König den Verzicht anraten oder befehlen werde. Anſtatt ein Zugeſtändnis zu erreichen, hatte er ſelbſt dem Könige nachgegeben und ſich bereit erklärt, die Antwort aus Sigmaringen abzuwarten. Weil er einſah, daß weiteres Drängen zum Bruche führen müſſe, und weil er auf den Verzicht Leopolds hoffte, fand er nicht den Mut, gegen den ritterlichen Monarchen die ſchroffere Seite ſeines Auftrages ſofort herauszukehren. Die Wiederaufnahme der Verhandlungen wurde alſo vorläufig dem Ermeſſen des Königs anheimgeſtellt.

## VI.

Vom 9. bis zum 13. iſt Wilhelm der Verhandlungsleiter geblieben, und ebenſolange hat Auguſtas Sieg über Bismarck gedauert, der größte, gefährlichſte und längſte Sieg, deſſen ſie ſich über ihn rühmen durfte. Aber nur der erſte Schritt iſt ihr Werk geweſen. Der Verlauf der Emſer Verhandlungen beweiſt, daß der König, als er Benedetti am 9. zum erſten Male empfing, ſich ſchon ſeinen Plan gemacht hatte. An die Frage, warum er Zeit gewinnen wollte, ſchließt ſich die Frage, wie er den Zeitgewinn ausgenutzt hat, und das vorhandene Material führt trotz ſeinen Lücken auf den rechten Weg, wenn wir auseinanderhalten, wie Wilhelm ſich mit Benedetti, mit Bismarck und den Sigmaringern auseinandergeſetzt hat.

Schon die Behandlung Benedettis iſt höchſt aufſchlußreich. Der Bot-

schafter wird zur königlichen Tafel geladen[1]), die sich unmittelbar an die Audienz anschließt. Am Abend des 9. begleitet er zusammen mit Werther den König in das französische Theater. Am Vormittag des 10. wird er, wieder mit Werther, zur Kurpromenade hinzugezogen. Weder bei Tisch noch im Theater, noch auf der Promenade ist natürlich von seiner Mission die Rede. Der König will ihn durch Gnadenbeweise lediglich bei guter Laune halten und vor allem beschäftigen. Benedetti findet daher am 9. kaum die Zeit, zwischen Diner und Komödie, abends 8 Uhr, vier Stunden nach Schluß der Audienz, ein Telegramm an Gramont abzufertigen. Ein Privatbrief an Gramont, worin er die Beschwerde des Königs über die Kammererklärung vom 6. meldet, wird in der Nacht geschrieben. Der ausführliche Bericht über die Audienz ist offenbar erst im Laufe des 10. Juli fertig geworden, so daß die französische Regierung vor dem 11. nicht in der Lage ist, sich ein klares Bild der Audienz vom 9. zu machen. Der König hat es also sichtlich darauf angelegt, Gramonts Ungeduld wenigstens bis zum 11. ebenso hinzuhalten, wie es ihm mit Benedetti gelungen ist.

Auf Wilhelms Auseinandersetzung mit Bismarck läßt sein Brief an Auguste vom 12. schließen. „Bismarck", schreibt der König, „ist innerlich gewiß noch für den Kandidaten, aber er sagt doch, daß die Frage so ernst geworden sei, daß man die Hohenzollern ganz beiseite setzen müsse, aber ihnen überlassen müsse, einen Entschluß zu fassen, und nicht wir." In einem Briefe an seine Gemahlin aus Reims vom 12. September gedenkt Bismarck jener Varziner Tage, als sie „mit Bucher so viel ziffern und entziffern mußten". Noch liegt diese ganze Korrespondenz unter Verschluß; aber es bedarf keiner besonderen Handgriffe, um aus Bismarcks Antwort, die vom 11. zu datieren ist, einen Brief Wilhelms an den Bundeskanzler vom 9. oder 10. herauszulösen. Bismarck hatte am 9. geraten, Benedetti an seine Adresse zu weisen. Der König erwidert, daß er den Botschafter an die Sigmaringer Adresse gewiesen habe, und betont nochmals, wie schon am 5. Juli (Juniheft S. 335), daß man die Kandidatur preußischerseits aufgeben müsse.

Bismarcks Meinung scheint auch noch am 11. gewesen zu sein, daß man abwarten müsse, wie die Hohenzollern sich entschließen würden. Auch Benedetti hatte von Wilhelm diesen Bescheid erhalten. Der König legt sichtlich Wert darauf, auch nur den Schein eines Druckes auf die Sigmaringer Verwandten zu vermeiden, und zwar ebensosehr aus persönlichen Rücksichten auf diese wie aus politischen Erwägungen. Aber sein Erbieten, Sigmaringen mit Paris zu verbinden, und seine Bemühungen um Zeitgewinn drängen doch zu der Frage, ob auch er lediglich abwarten wollte, oder ob er die bis zum 11. gewonnene Frist aktiv in Sigmaringen auszunutzen gedachte.

Auf die schlechte Verbindung zwischen Ems und Sigmaringen hat der König selbst Benedetti aufmerksam gemacht. Die Sekundärbahn von Ulm nach Sigmaringen war noch nicht ausgebaut, sondern endigte in Mengen.

---

[1]) Das Hofjournal nennt auch den Vicomte de Reille aus Paris, der wohl mit dem Überbringer des Briefes Napoleons bei Sedan identisch ist.

Zu 17 Stunden Eisenbahn gesellte sich also noch etwa eine Stunde Wagenfahrt. Eine Chiffre hatte man nicht verabredet, so daß telegraphischer Verkehr ausgeschlossen war, und Briefe sicher nur durch Kuriere befördert werden konnten. Die Emser Nachrichten waren daher von vornherein bei ihrer Ankunft in Sigmaringen durch die sich drängenden Ereignisse bereits überholt. Aber noch andere erschwerende Umstände kamen hinzu. Erbprinz Leopold war am 13. Juni mit seiner Familie nach Reichenhall übergesiedelt. Schon in den nächsten Tagen reiste er zwar auf Veranlassung des Majors v. Versen zu den Verhandlungen mit Salazar wieder nach Sigmaringen, war dann aber einen Tag nach Salazars Aufbruch am 24. Juni nach Reichenhall zurückgekehrt. Hier dachte er wohl die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten, als ihn das vorzeitige Platzen der Bombe aus seinem kurzen Königstraum herausriß. Bisher bereit, auf den ersten Ruf nach Sigmaringen zu eilen, hatte er offenbar jetzt nur den einen Wunsch, sich vor der Welt verbergen zu können. Je schwerer er sich entschlossen hatte, das spanische Angebot anzunehmen, desto schwerer scheint er jetzt die unerwartete Wendung der Dinge genommen zu haben. Anstatt sich zu sagen, daß man jetzt seiner erst recht bedürfe, gab er seinem Naturell nach und floh in die Berge „zu seiner eigenen Zerstreuung und Gemütskräftigung", wie sein Vater Karl Anton es in einer Mitteilung an Thile vom 7. Juli schonend formuliert hat[1]). Aus einem Briefe des alten Fürsten an seine Stiefmutter klingt es aber doch wie ein leiser Vorwurf, wenn er am 16. Juli schreibt: „seit 10 Tagen bin ich an den Schreibtisch gefesselt". Bedeutete es an sich schon eine Erschwerung, daß die Emser Post nach Reichenhall in derselben umständlichen Weise weiterging, so kam neuerdings noch hinzu, daß Karl Anton bereits am 7. Juli „seit mehreren Tagen ohne Nachricht" von der Hauptperson war. Der König war also in der Tat nicht in der Lage, in Ems genau berechnen zu können, wann er auf seine Mitteilungen von Vater und Sohn Bescheid erhalten werde.

Auch der Briefwechsel zwischen Karl Anton und Leopold liegt noch unter Verschluß. Dagegen sind von der Korrespondenz zwischen Ems und Sigmaringen neuerdings einige Fragmente ans Tageslicht getreten, die sich leicht ergänzen lassen. Die auch dem Fürsten geläufige Unterscheidung zwischen Staats- und Familiensache hatte es dem König am 6. Juli ermöglicht, die Aufopferung der Kandidatur durch Preußen in schonender Weise mitzuteilen. Wenn er es dem Ermessen des Fürsten und des Erbprinzen überließ, „in welcher Weise und auf welchen Wegen sie auf die Stimmung in Paris und namentlich auf den Kaiser selbst glaubten einwirken zu können," so lag darin das Eingeständnis, daß die Kandidatur gegen das Veto Frankreichs nicht mehr zu halten sei. Karl Anton mußte am besten wissen, ob ein Appell an

[1]) Karl Anton an seine Gemahlin 25. Juni: „Leopold will von Reichenhall aus eine Tour in die Salzburger Alpen machen. Heute muß er auf der Wanderschaft begriffen sein, wenn ihm das Wetter keinen Streich spielt." Die briefliche Verbindung zwischen Vater und Sohn kann aber nach Karl Antons Worten vom 7. Juli erst anfangs Juli unterbrochen worden sein.

die verwandtschaftlichen Beziehungen der Murats zu den Bonapartes jetzt auf Napoleon noch Eindruck machen werde. Erwog er die Aussichtslosigkeit eines solchen Schrittes, so mußte er sich auch über das klar werden, was der König ihm nicht mit dürren Worten sagen wollte. Der Fürst aber konnte sich nicht sogleich in die veränderte Lage finden. So sehr ihn die Kriegsgefahr erregte, kam er doch vorläufig nicht über den Ehrenpunkt hinweg, daß der Erbprinz sein Wort verpfändet habe, und antwortete am 8. Juli Abeken, er sei ganz einverstanden, daß sein Sohn „nach vollzogener Wahl eine persönliche Annäherung und Verständigung in Paris zu erreichen trachte". Er rechnete also noch am 8. mit der Möglichkeit der Wahl und ließ zwischen den Zeilen lesen, daß er es für den Augenblick ablehnen müsse, in Paris einen Schritt zu tun.

Als der König diese Antwort erhielt, war er bereits unter dem Eindrucke der Kammererklärung Gramonts etwas deutlicher geworden. Am 7. oder spätestens am 8. ist jene Anfrage abgegangen, auf die Wilhelm in der ersten Audienz Benedettis Bezug genommen hat, und die sich aus dem Bericht des Botschafters wie aus Wilhelms Brief an Augusta vom 11. rekonstruieren läßt[1]). Der König hatte danach zu wissen verlangt, wie Karl Anton und Leopold jetzt, angesichts der Herausforderung Preußens durch Frankreich, über die Kandidatur dächten. Er wird auch jetzt das Wort „Verzicht" nicht ausgesprochen haben, aber er hoffte doch, daß die Sigmaringer aus seiner Darlegung der Lage selbst die Konsequenz ziehen und den Kriegsvorwand Frankreichs aus der Welt schaffen würden. Er war daher, als er mit Benedetti sprach, in Erwartung des Verzichtes und glaubte das Seinige bereits getan zu haben.

Dieses Schreiben des Königs bewirkte in Sigmaringen wenigstens soviel, daß der Fürst den Rücktritt überhaupt in Erwägung zog; über den Ehrenpunkt kam er jedoch auch jetzt nicht hinweg. In seiner Antwort am 9. sprach er, da er Leopolds Auffassung nicht kannte, nur seine Meinung aus, wenn er betonte, daß sie nicht zurück könnten; aber er durfte auch im Namen seines Sohnes reden, wenn er zugleich hinzufügte, daß sie auf Befehl des Oberhaupts ihrer Familie verzichten würden. Indem er die Initiative, die Wilhelm von ihnen erwartete, dem Könige wieder zuschob, tat er unwissentlich dasselbe wie Gramont und Prim.

So sah sich König Wilhelm am Morgen des 10. Juli, nachdem ein Teil der Wartefrist schon verstrichen war, veranlaßt, noch einen Schritt weiter zu gehen. Seine von Postbeamten überbrachten Briefe mit Beilagen hatten nicht die gewünschte Wirkung getan. Er entschloß sich daher, den Oberst von Stranz, der den spanischen Hexenkessel aus eigner Anschauung kannte, nach Sigmaringen zu schicken, um dem Fürsten über die neuesten Meldungen,

[1]) Der Brief Wilhelms und Karl Antons Antwort sind im Original und Konzept nach Zingelers Versicherung in Sigmaringen nicht vorhanden. Das beweist natürlich nicht, daß sie nicht geschrieben worden sind. Zwischen Dach und Fundament pflegen Mauern zu stehen.

darunter Walbersees Telegramme über die französischen Kriegsvorbereitungen, Vortrag zu halten. In einem Begleitbrief sagte er zwar, daß er den Verzicht ebensowenig befehlen könne, wie er die Annahme befohlen habe, setzte aber ausdrücklich hinzu, daß dem Verzichte sein „Einverstanden" nicht fehlen werde. Er sagte also mit nicht mehr mißzuverstehender Deutlichkeit, was er selbst wünschte, und vermied, indem er sich so ausdrückte, lediglich die Form des Befehles.

Es läßt sich natürlich nicht sagen, ob Wilhelm diesen in Wunschform gekleideten Befehlsbrief ohne Benedettis Dazwischenkunft geschrieben haben würde. Soviel aber glaube ich doch festgestellt zu haben, daß der Brief in der Richtung einer schon eingeleiteten selbständigen Aktion des Königs lag. Wilhelm wäre vielleicht, wenn Gramont den Weg durch das Auswärtige Amt gewählt hätte, persönlich mehr im Hintergrunde geblieben; er hätte die Frage vom 8. Juli vielleicht noch einmal wiederholt oder mit dem Briefe vom 10. noch ein bis zwei Tage gewartet. Aber er würde auch ohne Benedettis Vorstellungen seine Bemühungen zur Beseitigung der unrettbaren gefährlichen Kandidatur fortgesetzt haben. Er wich also keineswegs am 9. vor Gramonts Offensive zurück. Wenn Benedetti später geneigt war, die Sache so anzusehen und sich selbst den Erfolg zuzuschreiben, so ist das eine Selbsttäuschung, die wir ihm nicht nachsprechen dürfen. Das aber hat er in der Tat erreicht, daß der Gegner durch den Emser Angriff überhaupt gestellt wurde. Das freundliche Erbieten des Königs, dem Botschafter die Sigmaringer Antwort mitzuteilen, sollte entwaffnend wirken, während es lediglich dazu diente, den Monarchen persönlich in das erste Vorpostengefecht zu verstricken. So wenig Wilhelm auch gesonnen war, sich in jene Aktion hineinreden zu lassen, so hat er doch Benedetti am 9. einen Einblick in seine Verteidigungsstellung gestattet, den Gramont so ausnutzte, daß dem König schließlich nur die Wahl blieb zwischen Rückzug oder Angriff. —

Weniger Schwierigkeiten bereitet die Würdigung des französischen Offensivvorstoßes in Madrid, weil Benedettis Kollege Mercier de Lostende dort leichteres Spiel hatte. Wie in Ems begann auch in Madrid der eigentliche Angriff am 9. Den durch Gramonts Erklärung veranlaßten Maßnahmen Bismarcks und König Wilhelms vom 8. entspricht die wohl auf denselben Tag anzusetzende Rückkehr des Regenten aus seinem Sommersitze La Granja.

Als Mercier von Serrano in einer für spanische Sitten außergewöhnlichen frühen Stunde am 9. empfangen wurde, hatte bereits ein Ministerrat stattgefunden. In dem Wunsche, sich aus dem Handel herauszuziehen, scheinen dabei alle einig gewesen zu sein, ohne daß sie einen anderen Ausweg finden konnten, als den von Prim schon am 7. Juli gezeigten. Erst die Besprechung mit Mercier brachte in Serrano den Entschluß zu völligem Rückzuge zur Reife. Er hütete sich zwar, sich von Mercier zum Bruche mit seinem Rivalen Prim treiben zu lassen, aber er übernahm es doch, den Ministerpräsidenten zu einem Schritte zu überreden, der mit der Aufgebung der Kandidatur gleichbedeutend war. Am 9. setzte Prim noch schwachen Wider-

stand entgegen, am Vormittag des 10. Juli willigte er ein, daß eine Vertrauensperson nach Sigmaringen und zu König Wilhelm und Bismarck gesandt werde, um auseinanderzusetzen, aus welchen Gründen der Rücktritt des Erbprinzen zu wünschen wäre. Der Botschaftssekretär Bartholdi fand bei seiner Rückkehr schon alles den Wünschen Napoleons entsprechend geordnet. Um halb drei Uhr konnte Mercier die große Botschaft triumphierend telegraphieren, und drei Stunden später reiste schon General Lopez Dominguez mit dem Expreß, der zwei Stunden auf ihn gewartet hatte, nach Sigmaringen ab.

Wir wissen bereits, daß das Bombardement der Hohenzollernresidenz sich nicht auf die Missionen Stranz und Dominguez beschränkt hat. Am Nachmittag des 8. hatte der rumänische Agent Strat Paris verlassen. Vom 9. datiert das durch Napoleon veranlaßte Schreiben des Königs der Belgier an den Erbprinzen und ein Brief des preußischen Konsuls in Paris Dr. Bamberg an Karl Anton, und spätestens an demselben Tage war der Admiral Polo di Bernabé mit einem Briefe Prims an Leopold aus Madrid abgereist. Wir haben daher, um die Wirkung des Bombardements festzustellen, die Flugbahn der einzelnen Projektile zu messen. Da ergibt sich sofort, daß das Madrider Geschoß vom 10. sein Ziel nicht erreicht hat. Dominguez kam am 12. vormittags mit Verspätung in Paris an. Die Weiterreise hätte erst abends angetreten werden können. Da aber in der Zwischenzeit das den Verzicht meldende Telegramm Karl Antons auf der spanischen Botschaft einlief, durfte er seine Mission als erledigt ansehen. Polo di Bernabé ist am 13. in Sigmaringen eingetroffen und hat dort seiner Instruktion gemäß noch die Ankunft Leopolds abgewartet, um den Brief Prims dem Erbprinzen persönlich zu übergeben. Was dieser Brief enthalten hat, wissen wir nicht. Da die Entsendung des Admirals schon am 4. Juli in la Granja beschlossen war, käme es also darauf an, festzustellen, wann er abgereist ist. Geschah es erst am 9., so dürften wir wohl in Prims Brief ebenso einen Vorläufer der Botschaft des Generals Dominguez sehen, wie sich der Brief König Wilhelms vom 7. oder 8. als Wegbereiter des Befehlsbriefes vom 10. herausgestellt hat. Aber auf die Sigmaringer Entschlüsse ist auch diese spanische Mission natürlich wirkungslos geblieben.

Der rumänische Agent Strat hat Ollivier über seine Reise Mitteilungen gemacht, die vielleicht schon in seinem Munde ausgeschmückt waren und durch das Medium des Verfassers des „empire libéral“ einen romanhaften Charakter erhalten haben. Ich bin daher gegen seine Angabe, er sei zunächst nach Düsseldorf gereist, mißtrauisch gewesen, weil Fürst Karl Anton schon seit Wochen in Sigmaringen residierte. Da aber durch die Zeitungen die Notiz gegangen war, daß Fürstin Josephine, die Gemahlin Karl Antons, am Abend des 5. Juli in Düsseldorf angekommen sei, erscheint es doch nicht ausgeschlossen, daß Strat bei seinem Aufbruch in Paris den Fürsten in Düsseldorf vermutet hat. War er aber erst in Düsseldorf, so verstand es sich von selbst, daß er vor der Weiterfahrt sich bei der Fürstin meldete, um so mehr, als er hoffen durfte, bei ihrer ängstlich besorgten Mütterlichkeit eine wirksame Unterstützung

zu gewinnen[1]). Die in meiner Quellensammlung angegebenen Reisemöglichkeiten erweitern sich also um eine dritte, die jetzt die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat. In direkter Fahrt von Paris wäre Strat, immer unter der Voraussetzung glatter Zuganschlüsse, in Sigmaringen frühestens in der Nacht vom 9. zum 10. Juli eingetroffen, wenn er in Düsseldorf sich nicht aufhielt am 10. gegen 11 Uhr vormittags, bei unserer Annahme frühestens in der Nacht vom 10. zum 11., vielleicht aber erst am 11. vormittags 11 Uhr. Er traf also vermutlich gleichzeitig ein mit dem Briefe König Leopolds und brachte den Brief Dr. Bambergs mit[2]). Um die nämliche Zeit hätte auch Oberst von Stranz ankommen sollen. Da er aber in Bruchsal den Anschluß verfehlt hatte, ergab sich eine Verspätung von mehr als zwölf Stunden, so daß Karl Anton den Brief König Wilhelms aus seinen Händen erst am 12. Juli nachts um 1 Uhr erhalten hat. Wir können mithin die Reihenfolge der am 11. Juli auf den Fürsten einstürmenden Eindrücke jetzt fast auf die Stunde feststellen.

Aus dem Briefe König Leopolds entnahm Karl Anton, daß Napoleon „persönlich die Erhaltung des Friedens wünschte" und sich dadurch veranlaßt sah, auf den Erbprinzen „eine Entsagungspression auszuüben". Aus den positiven Angaben Bambergs ging hervor, daß der Kaiser die Kriegsgefahr keineswegs zur Verstärkung seiner Pression übertrieben hatte. Was der wachsame Konsul über die „fieberhafte Tätigkeit in allen Ministerien und auch in der Provinzialadministration" zu berichten wußte, diente auch seinen eigenen Vermutungen zur Stütze. „Nach der Aussage von Vertrauenspersonen — schrieb er — wäre es hier fast unlieb, wenn man die Kandidatur aufgäbe, und man behält sich dann weitere Erniedrigungen gegen Preußen vor." Man habe dem Kaiser längst geraten, daß er, wenn er Preußen bekriegen wolle, „das Objekt möglichst nicht in den deutschen Angelegenheiten suchen möge". Käme es aber zum Kriege, so zweifle er nicht daran, daß „Frankreich in Bukarest seine Minen spielen lassen" werde. Wenn auch Bamberg Strats Ermittlungen über die Umtriebe rumänischer Prätendenten nicht nachprüfen konnte, so stimmte er doch mit dem Agenten des Fürsten Karl überein, daß ein Krieg wegen der spanischen Kandidatur Leopolds auch die Fortdauer der Hohenzollernherrschaft an der Donau in Frage stelle.

So vorbereitet empfing der Fürst Strats mündlichen Bericht. Die Erzählung seiner Audienz bei Napoleon am Morgen des 8. Juli stimmte durchaus zu dem Hinweise auf die „force majeure" in der Botschaft des Kaisers an den König der Belgier. Wie Napoleons persönliches Wohlwollen durch die Rücksicht auf die Abhängigkeit der Dynastie von der öffentlichen Meinung paralysiert wurde, hätte nicht greifbarer illustriert werden können als durch die Schilderung des Empfanges bei Gramont zwei Stunden vor Strats Abreise. Die Entsagungspression des Kaisers war zahm gegen die unverhüllten

[1]) In Sigmaringen ist die Fürstin erst am 16. nachweisbar, wurde aber nach den Hohenzollernschen Blättern (Nr. 153) am 9. „in den nächsten Tagen erwartet".

[2]) Das folgt aus Bambergs Worten „benutze ich die Gelegenheit".

Drohungen der in Gramont verkörperten force majeure. In den Augen des französischen Ministers erschien schon die Mitwisserschaft des Fürsten Karl mit der Kandidatur seines Bruders als Mitschuld, die nur durch seinen Sturz gesühnt werden konnte. Bamberg hatte nur vermutet, daß Frankreich seine Minen in Bukarest spielen lassen werde. Gramont hatte den gleichen Gedanken einige Stunden später offen ausgesprochen. Mit Schrecken bemerkte Karl Anton, daß die „siedende französische Aufwallung" bisher doch von ihm unterschätzt wurde. Bismarck hatte nicht umsonst im Juni eine vorübergehende Erregung vorausgesagt. Gerade weil sie darauf gefaßt waren, haben Wilhelm und Karl Anton sich so lange als möglich gegen den Gedanken gewehrt, daß es ernst werden solle. In Sigmaringen ließ sich das noch länger durchführen als in Ems. Jetzt aber schwand jeder Zweifel. Neben die in körperliche Nähe gerückte Kriegsgefahr stellte sich die Gefahr für sein Haus. Im Februar hatte er davon geschwärmt, daß die Zweige der im Herzen Europas festgegründeten Dynastie Hohenzollern am Schwarzen Meere und jenseits der Pyrenäen blühen würden. Jetzt wurde es ihm klar, daß dem rumänischen Zweige das gleiche Schicksal wie dem spanischen drohe.

Unter diesen Eindrücken entschloß sich der Fürst, an Napoleon zu schreiben. Das hatte ihm schon am 6. Juli König Wilhelm anheimgestellt, aber am 8. würde er noch anders geschrieben haben, als er es jetzt tat. Von dem letzten Reste von Illusionen geheilt gestand er dem Kaiser freimütig, daß er die Kandidatur eigentlich als gescheitert ansehe und nach Lage der Dinge froh wäre, wenn sein Sohn in den Cortes keine Majorität erhielte. Der Entsagungspression aber hielt er auch jetzt noch stand. „Mon fils est engagé par sa parole et par son honneur à ne plus reculer si le vote des Cortes l'appelle à accepter cette tâche doublement difficile, s'il lui manquait la sympathie de Votre Majesté et celle de la France." Der Zweck seines Briefes war nicht mehr die Rettung der Kandidatur. Ritterlich übernahm er die ganze Verantwortung für die Annahme, um, soweit es noch in seinen Kräften stand, König Wilhelm und die preußische Regierung aus dem Spiele herauszuziehen. Leopolds Brief an Prim sollte deshalb in Abschrift beigelegt werden, damit Napoleon wie König Wilhelm davon Kenntnis nehme.

Über die Zweckmäßigkeit dieses Schrittes sind dem Fürsten schon Zweifel aufgestiegen, als er dem preußischen Kronprinzen eine Abschrift schickte. „Ich weiß nicht — meinte er —, ob ich den rechten Ton getroffen habe. Denn nichts ist schwieriger, als contre coeur dem Feinde gegenüber freundlich zu sein, zumal, wenn man sich nur als Preuße und mit keinem Atom als Franzose fühlt". Die Empfindung, daß „das Odium des möglichen Weltkrieges immerdar mit seiner Familie verknüpft" bleibe, ließ sich durch einen verspäteten, aller Voraussicht nach wirkungslosen Beschwichtigungsversuch nicht beseitigen. Aber über den Ehrenpunkt kam er auch jetzt nicht hinweg. Wenn er den verlorenen Posten räumen sollte, mußte entweder die spanische Regierung seinem Sohne sein Wort zurückgeben oder König Wilhelm den Rückzug befehlen.

Der Brief an den Kronprinzen ist mit seiner Beilage am 11. Juli mit der Post abgegangen. Das Schreiben an den Kaiser würde wohl Strat oder ein Hofbeamter nach Saint-Cloud gebracht haben, wenn nicht noch gerade rechtzeitig ein nach 9 Uhr in Ems aufgegebenes Telegramm Abekens eingetroffen wäre, das die verspätete Ankunft des Oberst von Stranz für die Nacht in Aussicht stellte. Bevor er wußte, was der Bote König Wilhelms bringen werde, traute sich der Fürst jetzt nicht mehr auf eigene Faust zu handeln. Er vertagte daher die Absendung des Briefes an Napoleon. Strat täuschte sich nicht, als er am Abend an den spanischen Botschafter Olózaga telegraphierte, er hoffe auf Erfolg seiner Mission. Das königliche Handschreiben, das Stranz mitten in der Nacht endlich überreichen konnte, löste die Spannung eines qualvollen Tages. Der König befahl nicht, aber er wünschte, und sein Wunsch war hier Befehl.

So hielt durch die Bresche, die das Bombardement vom 11. Juli geschossen hatte, im ersten Morgengrauen des 12. der Entsagungsbeschluß seinen Einzug. Am 10. hatte Karl Anton noch die sichere Erwartung König Wilhelms enttäuscht. Am 12. holte er, nachdem ihm die Augen geöffnet waren, die Versäumnis mit diplomatischer Geschicklichkeit nach. Wenn er auch den Wunsch des Königs als Befehl empfand, so begriff er doch sofort, daß die Welt davon nichts erfahren dürfe. Preußen und sein Staatsoberhaupt mußten auch jetzt ganz aus dem Spiele bleiben. Die gegebene Adresse für die Absage war wie seiner Zeit für die Zusage einzig und allein die provisorische Regierung Spaniens. Noch wissen wir nicht, was zwischen 1 Uhr nachts und 10 Uhr vormittags liegt. Ein Versuch, sich mit Leopold über Reichenhall in Verbindung zu setzen, ist vielleicht doch noch gemacht worden. Ein Meinungsaustausch war freilich in dieser Richtung ebenso wie im telegraphischen Verkehre mit Thile ausgeschlossen. Auch dem König konnte Stranz die große Neuigkeit nur „in versteckten Worten" in einem an den Chef des Militärkabinetts von Treskow gerichteten Telegramme melden. Durch Nachtruhe aber sind die neun Stunden von der Ankunft des Oberst von Stranz bis zu der Absendung des Telegramms an Prim schwerlich ausgefüllt gewesen. Nicht die geringste Schwierigkeit muß zuletzt die Form des Verzichtes gemacht haben. Man begreift, daß sie erst um 10 Uhr gefunden wurde, ungefähr um die gleiche Zeit, als König Wilhelm seiner Gemahlin schon die Neuigkeit mit den Worten „mir ist ein Stein vom Herzen" melden konnte. Obwohl der französische Text seit 1870 bekannt ist, verfehlen die seit 1870 verbreiteten deutschen Übersetzungen, soviel ich sehe, sämtlich den Sinn. Auch Sybel macht davon keine Ausnahme. In freier, aber sinngetreuer Übertragung lautete das Telegramm: „Da die spanische Thronkandidatur meines Sohnes Leopold Schwierigkeiten zu begegnen scheint, und da sich das spanische Volk durch die letzten Ereignisse in die peinliche Lage versetzt sieht, eventuell nur an seine Unabhängigkeit denken zu müssen, verzichte ich im Namen meines Sohnes auf die Kandidatur, die er unter der Voraussetzung einer freiwilligen Wahl angenommen hatte." Mit anderen Worten, der Fürst gab sich vor der Welt den Anschein, als ob er glaube, daß die

Spanier entschlossen seien, seinen Sohn zu wählen und seine Krone ritterlich gegen die französische Einmischung zu verteidigen, um dann im Namen seines Sohnes zu erklären, daß er dieses Opfer nicht annehmen könne. Er hütete sich also, auf das Sinken der Aussichten seines Sohnes taktlos anzuspielen, sondern huldigte dem Nationalstolze der Spanier, indem er eine Festigkeit voraussetzte, von der man in Madrid im Bewußtsein der Schwäche der provisorischen Regierung nur allzuweit entfernt war.

Erwägt man, daß der Fürst am 12. von der Sendung des Generals Dominguez nichts wußte, so wird man das Telegramm an Prim ein Meisterstück nennen müssen. Er fühlt sich mit seinem Sohne eins in dem Wunsche, die Kandidatur nicht zur Ursache eines Krieges zwischen Frankreich und Spanien werden zu lassen. Von seinem viel lebhafteren Wunsche, einen deutsch-französischen Krieg zu verhüten, ist mit keinem Worte die Rede. Eine spanische Angelegenheit wird zwischen seinem Hause und der provisorischen Regierung so geregelt, daß Prim am 14. Juli dankend über die dem ritterlichen Charakter seines Volkes gezollte schmeichelhafte Anerkennung quittieren konnte. Das Telegramm hatte nur eine schwache Seite. Obwohl Prim über Leopolds Alpenreise wohl nicht näher unterrichtet war, ließ es sich nicht vermeiden, daß der Fürst im Namen Leopolds telegraphierte. Die gewählte Form war der eigentümlichen Situation sehr geschickt angepaßt, aber sie war zweideutig. Der Empfänger konnte nicht ohne weiteres ersehen, ob Karl Anton von seinem Sohn beauftragt war, oder ob er ohne Spezialvollmacht nur auf Grund der ihm bekannten Intentionen Leopolds dessen Zusage zurückzog. Die Möglichkeit, daß übelwollende Auslegung die Gültigkeit des Verzichtes in Frage ziehen könne, scheint der Fürst denn auch selbst erwogen zu haben, aber er glaubte dieser Gefahr begegnen zu können. Die gewählte Form war er nun einmal der Rücksicht auf seinen Sohn wie auf die spanische Regierung schuldig. Da das Telegramm aber nur an Prim und an den Botschafter Olózaga ging, rechnete er offenbar damit, daß sie der französischen Regierung nur die Tatsache des Rücktrittes anzeigen würden. Denn er sorgte zugleich selbst dafür, daß die Nachricht in die deutsche Presse in der unzweideutigen Form einer Entsagung des Erbprinzen kam.

Auch dieses Zeitungstelegramm macht dem politischen Verstande des Fürsten alle Ehre. Wiederum wird Spanien in den Vordergrund geschoben. Der Erbprinz entsagt, „um der spanischen Regierung die Freiheit ihrer Initiative zurückzugeben“. Wenn es dann aber weiter heißt, der Erbprinz sei „fest entschlossen, eine untergeordnete Familienfrage nicht zu einem Kriegsvorwande heranreifen zu lassen“, mußte der deutsche Leser zunächst an die Gefahr eines deutsch-französischen Krieges denken und mit Genugtuung die Beseitigung der dynastischen Kriegsursache begrüßen. Das Telegramm an Prim ist spanisch gedacht, das Telegramm für die Presse behält nur die spanische Adresse bei, gibt sich aber sonst ganz als die Tat eines deutschen Patrioten. Karl Anton kennt seine Landsleute und weiß, daß eine Hauptgefahr beschworen ist, wenn er ihren Gefühlen Genüge geleistet hat. Ganz Deutschland soll wissen, daß der Kriegsvorwand für Frankreich beseitigt ist.

Die diplomatische Mitteilung an die kaiserliche Regierung schiebt er Prim und Olózaga zu, während er selbst auf die französische Herausforderung in der Weise antwortet, daß er sich an die deutsche Nation wendet.

Die Verbreitung des Zeitungstelegramms verdiente wohl eine nähere Untersuchung. Die Art seiner Fassung verbot, daß es der Fürst unterzeichnete. Anonym abgesandt wäre es von den Redaktionen mit Mißtrauen aufgenommen worden. So unterzeichnete denn „im Auftrag des Fürsten" sein Hofkammerrat Lasser. Abgesandt wurde es nachweisbar an die Augsburger Allgemeine Zeitung, an den Schwäbischen Merkur und die Kölner Zeitung mit verschiedenen Variationen im Wortlaute; doch ist der Kreis schon am 12. sicher viel weiter gezogen worden, vermutlich unter geflissentlicher Umgehung der offiziösen Presse.

So durchdacht diese ganze Sigmaringer Aktion auch war, so hing ihre Wirkung doch wesentlich davon ab, wie die Nachricht in Umlauf gesetzt wurde. Die erste Kunde erhielt am 12. Juli König Wilhelm durch das Telegramm an Tresckow, als er nach seiner Brunnenpromenade an seine Gemahlin schrieb, und wenn er Augusta auch einweihte, so setzte er doch sofort hinzu: „schweige gegen jedermann, damit die Nachricht nicht zuerst von uns kommt". Etwa eine Stunde später, um die Mittagszeit, wurde Napoleon in den Tuilerien während eines Ministerrates durch Olózaga von Strats Telegramm in Kenntnis gesetzt. Ollivier hat das Verhalten des Kaisers scharf kritisiert, weil er den Ministern die große Neuigkeit nicht mitgeteilt habe. Nüchterne Erwägung gelangt jedoch zu dem Ergebnis, daß die in dem Telegramm Strats ausgesprochene Hoffnung auf Erfolg seiner Mission noch kein Erfolg war, und der Kaiser natürlich kein Bedürfnis fühlte, als Mitwissender und Auftraggeber Strats und Olózagas vor sämtlichen Ministern seine Karten aufzudecken. Das um 10,20 Uhr abgegangene Telegramm an Olózaga traf in Paris um 1,40 Uhr ein. Als es der Botschafter mit sträflicher Arglosigkeit gegen 2 Uhr in der Kammer Ollivier überreichte, hatte dieser bereits eine vom Telegraphenamt an das Ministerum des Innern eingesandte Kopie des Telegrammes in Händen und konnte sich mit eigenen Augen überzeugen, daß Karl Anton im Namen seines Sohnes entsagte. Anstatt die offizielle Mitteilung aus Madrid abzuwarten, die nachmittags gegen 5 in Paris eintraf, ließ Ollivier das Telegramm unter den Deputierten in den Wandelgängen zirkulieren, so daß sich die Nachricht wie ein Lauffeuer vom Palais Bourbon nach der Börse verpflanzte. Die Pariser Extrablätter und Abendzeitungen vom 12. Juli sind noch nicht gesammelt, aber wir dürfen wohl als sicher annehmen, daß sie an die Neuigkeit wie die ersten Leser des Telegramms Glossen über die Rolle des „père Antoine" geknüpft haben. So erhielten also die deutschen Redaktionen gegen Abend dieselbe Meldung aus Paris und aus Sigmaringen, mußten aber die Veröffentlichung wegen der vorgerückten Zeit auf den 13. Juli verschieben. Das in seiner Fassung auf Preußen zugeschnittene Sigmaringer Telegramm an die Kölner Zeitung wurde mit einer in Paris um 3 Uhr aufgegebenen Börsenmeldung zusammen noch am 12. als Extra-

blatt gedruckt, kam aber auch erst in der Frühe des 13. zur Verteilung und traf in Ems mit der ersten Frühpost um 9 Uhr ein. Wie König Wilhelm es gewünscht hatte, war also Frankreich und alle Welt über den Verzicht unterrichtet, ehe er selbst von Oberst von Stranz am 13. Juli die an ihn persönlich gerichtete Antwort des Fürsten Karl Anton empfing.

Der schärfste Kritiker Olliviers, General Palat, sagt in seinem durch maßvolles Urteil ausgezeichneten Buche über die Kandidatur: „Nicht die Erklärung vom 6. Juli, noch Benedettis Verhandlungen, noch die Einmischung des Kaisers von Rußland oder des englischen Kabinetts, noch auch der Druck der spanischen Regierung hat den Rücktritt bewirkt, sondern einzig und allein Olózaga und Strat, ermutigt durch Napoleons Zustimmung." Der im Zusammenhang geschilderte Gang der Sigmaringer Ereignisse ergibt doch ein anderes Bild. Strat hat den Fürsten vollends überzeugt, daß der spanische Posten verloren sei; aber zum Verlassen desselben hat Karl Anton sich erst auf den Wunschbefehl des Chefs seines Hauses entschlossen. Drei Tage später, als er es sich am Tage der ersten Audienz Benedettis dachte, hatte König Wilhelm erreicht, was er wollte.

Diese selbständige Aktion des Königs mit ihren Folgen muß man in ihrem sachlichen und chronologischen Zusammenhange stets vor Augen haben, wenn man die Weiterentwicklung der Krisis seit dem 10. Juli auf französischer wie auf deutscher Seite verstehen will.

## VII.

Als Gramont am 7. Juli Mercier und Benedetti instruierte, dachte er sich einen diplomatischen Sieg etwa so, daß er dem gesetzgebenden Körper und dem Senat mitteilen könne, die spanische und die preußische Regierung haben die Kandidatur aufgegeben, und zwar Preußen in der Form, daß der König dem Erbprinzen den Verzicht angeraten, beziehungsweise befohlen hat. Was Leopold dazu sagte, war ihm im Grunde genommen gleichgültig, weil die Kandidatur nicht mehr existierte, sobald Spanien und Preußen sie fallen ließen. An sich war es wohl erwünscht, daß sich sein Siegesbulletin durch die Mitteilung, der Erbprinz habe auf Rat König Wilhelms entsagt, vervollständigen ließ; aber das eigentliche Ziel seines diplomatischen Angriffs waren Madrid und Ems, nicht Sigmaringen. Der spontane Verzicht des Hohenzollern ist daher in seinen Augen kein Erfolg gewesen, weil er seine ganze, durch die Erklärung vom 6. Juli festgelegte diplomatische Aktion als einen Stoß in die Luft erscheinen ließ. Die historische Gerechtigkeit schuldet ihm die Anerkennung, daß er, so verstiegen auch seine Absichten waren, weit konsequenter daran festgehalten hat als der Kaiser, der es nicht lassen konnte, den Hebel zugleich in Sigmaringen anzusetzen. Napoleon sagte denn auch am 10. Juli zu dem italienischen Militärbevollmächtigten Vimercati, auf die Form des Verzichtes käme es ihm nicht an. Dagegen haben wir eben erst aus Newtons Buch über Lord Lyons erfahren, daß der englische Botschafter sich am 16. Juli veranlaßt sah, seinen Bericht über eine Unterredung mit Gramont am 10. Juli für das Blaubuch zu korrigieren. Wenn auch Lyons

an den schlechten diplomatischen Ruf Gramonts erinnerte, so mußte er doch zugeben, den Herzog damals mißverstanden zu haben, als er ihn erklären ließ, Frankreich würde sich mit dem Verzicht zufrieden geben. In Wahrheit hatte Gramont auch am 10. gesagt: „If the Prince of Hohenzollern should now, on the advice of the King of Prussia, withdraw his acceptance of the Crown the whole affair would be at an end."

Nur so erklärt es sich, daß Gramont die Entlegenheit Sigmaringens gar nicht in Rechnung stellte. Er war naiv genug, es für möglich zu halten, daß zwei Großmächte auf seinen diplomatischen Angriff sofort die Flagge streichen würden, und er erwartete womöglich schon am 9., spätestens am 10. die Entscheidung. Merciers und Benedettis Erfolge waren daher für ihn Enttäuschungen. Was nützte es ihm, daß Serrano den General Dominguez nach Sigmaringen schickte? Wenn auch Spanien damit am 10. Juli die Kandidatur aufgab, so eignete sich die vertrauliche Mitteilung doch nicht zur Veröffentlichung, weil Dominguez dem Erbprinzen frühestens am 13. den Verzicht nahelegen konnte. Noch weniger ließ sich mit Benedettis Telegramm über die erste Emser Audienz etwas anfangen. Infolge eines nächtlichen Gewitters im Rheintale erhielt Gramont es erst nach 10 Uhr vormittags in verstümmelter Gestalt, die ihn aber doch erkennen ließ, daß der König, sein Einverständnis mit der Kandidatur zugestehend, Benedetti auf die aus Sigmaringen erwartete Antwort vertröstet hatte. Auch Ollivier war, als Gramont ihm das Telegramm zuschickte, nicht im Zweifel, wie es zu verstehen sei, und meinte, es bleibe jetzt nichts anderes übrig, als sich unerschrocken und männlich zum Kriege zu entschließen. Wenn man dem König Zeit zu Rüstungen ließ, so ging der bereits gewonnene Vorsprung wieder verloren. Vergebens hatten auch am 9. einige Pariser Blätter zur Besonnenheit gemahnt. Der Beifall der klerikalen Presse, dessen sich die kaiserliche Regierung seit langem nicht mehr erfreut hatte, galt doch ihrer kriegerischen Haltung gegen das „kirchenfeindliche" Preußen, und aus den Departements liefen am 9. und 10. die ersten, in den nächsten Tagen sich häufenden Berichte der diensteifrigen napoleonischen Präfekten über die angebliche Kriegslust der Nation ein. Das Kriegsfieber, mit dem Gramont vor acht Tagen Frankreich durch die Note des „Constitutionnel" angesteckt hatte, ergriff jetzt, am zweiten Sonntage der Krisis, auch ihn und Ollivier und raubte ihnen alle Besonnenheit.

So begann jenes nervöse Spiel mit dem Telegraphen, das uns heute, im Zeitalter des Telephons und der gesteigerten Verkehrsmöglichkeiten, wie ein Menetekel auf diese technischen Errungenschaften anmutet. Um 1,20, fünf Minuten später, um 5,50 und 1 Uhr nachts ergingen an Benedetti Instruktionen, zwischendurch ein um 8 Uhr abends expedierter Brief, sämtlich auf Grundlage jenes einen verstümmelten Telegramms! Kaum hatte Gramont um 1 Uhr auf eine entscheidende Antwort gedrängt, unter Hinweis auf die Gefahr, durch preußische Rüstungen überholt zu werden, als es ihm einfiel, es sei doch nützlich, der Kammer schwarz auf weiß aus einer Depesche Benedettis beweisen zu können: der König hat die Annahme der Kandidatur gekannt und gebilligt und wünscht, dem Botschafter seinen Entschluß erst nach

Verständigung mit dem Erbprinzen mitzuteilen. Wenn General Palat die friedlichen Absichten des Verfassers dieser Weisung bezweifelt, so dürfen wir wohl noch einen Schritt weiter gehen und behaupten, daß Gramont sich mit Bewußtsein in diesem Augenblicke das Öl ausbat, um es ins Feuer zu gießen. Auch in der brieflichen Instruktion ist seine Grundstimmung noch kriegerisch; aber man merkt es ihr doch an, daß ein Ministerrat, über den Ollivier merkwürdig schweigsam ist, ihm und seinem Kollegen inzwischen die Lektion eingetragen hatte, daß der Entschluß zum Kriege auf Grund einer verstümmelten Nachricht nicht zu verantworten wäre. Denn er kam jetzt wieder auf die Instruktion vom 7. zurück und würde sich sogar zufrieden gegeben haben, wenn der König den Verzicht nicht befahl, sondern dem Erbprinzen nur den Rat gab, zurückzutreten. Allen Torheiten dieses Tages aber setzte er die Krone auf, als er es in dem Briefe und dem Nachttelegramme Benedetti überließ, dem Könige von den Madrider Nachrichten Mitteilung zu machen. Er selbst war der Meinung, daß der König sich dann der Rücksichten auf die Spanier entschlagen werde, mußte sich dann aber doch von dem Botschafter, der den Tadel über sein Verhalten sonst mit Lammesgeduld über sich ergehen ließ, kurz und bündig sagen lassen, daß der König, wenn er von der Entsendung des Generals Dominguez erführe, die Gelegenheit benutzen würde, den Austrag der Angelegenheit ganz den Spaniern und dem Erbprinzen zu überlassen.

Lord Lyons hat nach seiner Unterredung mit Gramont am Nachmittag des 10. seine Eindrücke in einem Privatbrief[1]) an Granville kurz zusammengefaßt. „Wenn der Rücktritt des Erbprinzen binnen 24 oder 48 Stunden verkündigt wird — schreibt er — ist der Friede für den Augenblick gesichert. Wenn nicht, erfolgt sofort die Kriegserklärung an Preußen. Ich kann mich jedoch nicht einmal für die 48 Stunden verbürgen. Die Erregung der Franzosen nimmt immer mehr zu. Sie denken, sie hätten vor Preußen einen Vorsprung in der Kriegsbereitschaft, bekämen so bald nicht wieder einen Kriegsgrund, der die deutschen Interessen so wenig berührt, und sollten sich, da sie früher oder später doch mit Preußen aneinandergerieten, diese Chance nicht entgehen lassen. Wenn ich sage, ich kann mich nicht dafür verbürgen, daß in 48 Stunden die Dinge noch so stehen wie augenblicklich, so meine ich damit, daß die Franzosen, wenn die Erregung wachsen sollte, vielleicht über die Form des Verzichtes neue Händel anfangen oder selbst im Falle des Verzichtes nach einem anderen Vorwande greifen." Lord Lyons war, als er das schrieb, noch der am 16. berichtigten Meinung, daß Gramont augenblicklich den Verzicht schlechthin als Beseitigung der Kriegsursache gelten lasse; aber er bewährte doch zugleich, wie Konsul Bamberg schon am 9., die Voraussicht des erfahrenen, scharfen Beobachters. Er hatte daher nur ein Achselzucken für Gramonts kühne Behauptung, daß die energische Sprache und die Rüstungen Frankreichs die englischen Friedensbemühungen keineswegs durchkreuzten, sondern die einzige Bürgschaft für ihr Gelingen wären.

[1]) Newton 1, 296 ff.

Das französische Material über den Fortgang der Rüstungen bedarf noch sehr der Vervollständigung. Auch von den Telegrammen „allerbedenklichsten Inhalts", die es, nach Albedylls Mitteilung an seine Frau, in Ems am 10. Juli „regnete", kennen wir bis jetzt aus Wilhelms Brief an Augusta vom 11. nur die Meldung Waldersees, daß „die Eisenbahnen mit Direktionsoffizieren besetzt", aber „Reserven und Pferde noch nicht einberufen" seien. Genauere Nachprüfung des Materials würde wohl ergeben, daß hier wie dort, wie immer in solcher Lage, falsche Allarmnachrichten mit unterliefen. In einem Falle läßt sich das durch Wilhelms gewissenhafte Berichterstattung an seine Gemahlin sogar nachweisen. Am 11. empfängt er aus Paris, also durch die Botschaft, die Mitteilung, Gramont habe zu dem italienischen Gesandten Nigra gesagt, er verlange außer der Zurückziehung der Kandidatur die Garantie der Mainlinie, Räumung der Festung Mainz und Abtretung Nordschleswigs an Dänemark. Am folgenden Tage hört Wilhelm, daß jenes Ultimatum in einem angeblich im Ministerrat redigierten Zeitungsartikel enthalten sei. Tatsächlich hatte der „Moniteur", der seinen offiziösen Charakter an das „Journal officiel" und den „Constitutionnel" abgegeben hatte, jene Forderungen am 8. Juli formuliert. Aber auch solche Abstriche ändern nichts an der Tatsache, daß der König am Abend des 11. Juli wohl berechtigt war, in einem Telegramme an den Kronprinzen zu sagen: „stündlich steigert sich der Ernst der Lage".

Wenn sich trotzdem vom 10. Juli an die kritischen Einzelfragen häufen, so liegt das weniger an dem berührten Materialmangel als an der Vernachlässigung der Genesis der von der Geschichtsforschung bevorzugten dramatisch bewegten Tage des 11.—13. Juli. Der König hatte am 9. in der ersten Audienz Benedettis einen falschen Posten in seine Rechnung eingestellt, insofern er für den 10. allzusicher aus Sigmaringen die Mitteilung des Verzichtes erwartete. Sein Erbieten, dem Botschafter von dem Ausfall der Antwort Mitteilung zu machen, wird nur unter dieser Voraussetzung überhaupt verständlich. Wenn er am 10. den gewünschten Brief erhielt, war der Gedanke ausgeschlossen, daß er infolge der Vorstellungen Benedettis auf den Sigmaringer Entschluß einen Einfluß ausgeübt habe. Durch Karl Antons Brief vom 9. wurde ihm also recht eigentlich das Konzept verrückt. Die Mission Stranz hatte an sich mit der Mission Benedettis nichts zu tun, sondern war die Fortsetzung einer schon vor dem 9. angefangenen Aktion zur Beseitigung der Kandidatur. Die Mitteilung der Antwort Karl Antons vom 9. an Benedetti hätte einen Sinn gehabt. Die Mitteilung der Antwort, die der Fürst am 12. schrieb, war eigentlich zwecklos, weil ihr die Veröffentlichung des Verzichtes vorausgehen mußte. Die Fortsetzung der Emser Verhandlungen seit dem 10. erklärt sich also sehr einfach dadurch, daß der König, nachdem er sich einmal mit Benedetti eingelassen hatte, nicht recht wußte, wie er ihn wieder loswerden sollte. So trefflich er es bis zum Vormittag des 10. verstanden hatte, den Botschafter zu beschäftigen und hinzuhalten, so ratlos war er sichtlich nach dem Eintreffen der Sigmaringer Post und der vor Benedetti verheimlichten Abreise des Obersten v. Stranz. Bismarcks von

Keudell angeführtes undatiertes telegraphisches Erbieten, zu kommen, sein Gesundheitszustand erlaube es ihm, ist wohl schon am 9. in Ems eingetroffen; aber der König zögerte nach der Ankunft der Sigmaringer Antwort noch 24 Stunden, bis er am 11. den in Varzin am Abend eintreffenden Reisebefehl an Bismarck abgehen ließ. Obwohl er wußte, daß Stranz bestenfalls nicht vor dem 12. zurück sein konnte, ließ er Benedetti durch Werther sagen, der Erbprinz sei, wie der Fürst mitteile, noch nicht in Sigmaringen, stellte aber trotzdem die eventuelle Fortsetzung der Verhandlungen für den folgenden Tag in Aussicht. Benedetti konnte daher, als er vom König in später Stunde im Kurhaus noch angesprochen wurde, um eine zweite Audienz am 11. bitten, die ihm Wilhelm in seiner Ratlosigkeit zusagte.

Über diesen zweiten Empfang dürfen wir uns sehr kurz fassen. Er fand nach 11 Uhr statt, um dieselbe Zeit, als Karl Anton in Sigmaringen die Briefe König Leopolds und Konsul Bambergs und den Besuch Strats empfing, als der König schon seit mehreren Stunden wußte, daß der Verzicht nicht vor dem 12. und die Rückkehr des Oberst v. Stranz nicht vor dem 13. zu erwarten sei. Trotz der einstündigen Dauer der Audienz redeten beide Teile aneinander vorbei. Benedetti betonte, daß die französische Regierung in der Zwangslage sei, auf die Antwort nicht länger warten zu können. Der König blieb dabei, daß man die Rückkehr des Erbprinzen von seinem Ausfluge abwarten müsse. Neue Momente konnten in diesen zwecklosen Erörterungen nicht zutage treten. Nur einmal, als der Botschafter nicht abließ zu drängen, war es, als ob die blitzenden Klingen sich kreuzten. „Ich kenne Gramonts Äußerungen und die Rüstungen — sagt Wilhelm — und will Ihnen nicht verhehlen, daß ich mich vorsehe, um nicht überrumpelt zu werden.“ In Benedettis Bericht fehlen „Gramonts Äußerungen“, weil er die Anspielung auf die angebliche Auslassung gegen Nigra nicht verstand; in Wilhelms Brief an Augusta ist die soldatische, aber ganz undiplomatische Drohung „aus Sorge vor der Manöverkritik“ der Gemahlin unterdrückt. Das einzige Ergebnis der Audienz war das Ersuchen des Königs, an Gramont in seinem Namen zu telegraphieren, er werde dem Botschafter definitiven Bescheid geben, sobald er vom Erbprinzen Leopold Nachrichten habe. Nach Benedetti hoffte Wilhelm, dazu am Abend oder am 12. imstande zu sein; nach Wilhelms Brief hat er von einer Frist von 24 Stunden gesprochen.

Am 9. hatte Benedetti am Schlusse seines nächtlichen Privatbriefes an Gramont konstatiert, daß in Ems von militärischen Maßnahmen nichts zu merken sei, und daß der König nur die Offiziere um sich habe, die sich schon bei seiner Abreise aus Berlin in seinem Gefolge befunden hätten. Er hatte aber zugleich auf seine Beobachtung keinen besonderen Wert gelegt, da sich zwar nicht die Mobilmachung, aber die Vorbereitungen dazu unbemerkt treffen ließen. Die Unvorsichtigkeit des Königs bestätigte daher scheinbar seinen Argwohn und gab dem Mißtrauen Gramonts am Abend des 11. nach Empfang des Telegramms über die zweite Audienz die Unterlage, die ihm am Morgen, als er endlich Bericht und Brief vom 9. erhielt, noch gefehlt hatte. Um so mehr muß betont werden, daß diese Meldung Benedettis in

Paris noch nicht vorlag, als der Ministerrat nach der Verlesung der Telegramme des Botschafters vom 10. die Bildung vierter Bataillone, die Einberufung der Urlauber und die Aushebung von 6000 Matrosen beschloß. Die französische Mobilmachung trat damit in das Stadium der Öffentlichkeit, während sich hinter der vieldeutigen Äußerung des Königs erst am 11. angefangene, „nicht bemerkbare, stille Vorbereitungen" verbargen.

In erster Linie beschäftigte Wilhelm die Sorge, wie Saarlouis, die Festung Mainz und die Rheinprovinz vor einem französischen Überfall zu sichern seien. Schon auf der Brunnenpromenade hatte er sich mit dem kommandierenden General des rheinischen Armeekorps Herwarth v. Bittenfeld besprochen, und auf den Empfang Benedettis folgten Konferenzen mit Treskow, Werther, Abeken und dem Gouverneur von Mainz, Prinz Woldemar von Holstein. Dem Vormittag gehört wohl nur der Auftrag an das Militärkabinett an, die Personalien für den Krieg zu bearbeiten, und diese papierene Vorbereitung ist auch so ziemlich die einzige militärische Maßregel geblieben. Die anderen Befehle des Königs fallen nachweisbar erst nach Benedettis Audienz und vor 2 Uhr. Zunächst erhielt Treskow den Auftrag, vom Kriegsminister v. Roon umgehende, eventuell telegraphische Vorschläge zur Sicherung der Rheinlande einzufordern. Roon aber riet in seiner um 4 nachmittags aufgegebenen Antwort, im Einvernehmen mit Thile, dem Direktor des Kriegsdepartements Podbielski und Oberst v. Stiehle, von Spezialmaßregeln Abstand zu nehmen, um keine feindlichen Gegenmaßregeln hervorzurufen. Hielte der König „nach bestimmten Nachrichten von offensiven französischen Maßregeln den Krieg für unvermeidlich, so würde nur die Mobilmachung der gesamten Armee mit einem Schlage als ratsam angesehen werden können". Es ist möglich, daß Treskows Telegramm Roon veranlaßte, Moltke von seinem schlesischen Gute Kreisau nach Berlin zu zitieren. Für wahrscheinlicher halte ich jedoch, daß der Reisebefehl für Moltke, Bismarck und Werther gleichzeitig in Ems beschlossen worden ist.

Moltkes Reise würde natürlich, wenn sie bemerkt worden wäre, Aufsehen erregt haben. Der Generalstabschef verriet daher, als der Telegraphenbote nachmittags seinen Wagen begegnete, nicht einmal seinem Bruder den Anlaß seiner Abreise und hat dafür gesorgt, daß die Norddeutsche Allgemeine erst zum 15. Juli seine Rückkehr aus Schlesien meldete. Nach einem in Liegnitz am 12. um 9,16 vormittags aufgegebenen Telegramme an Major de Claer[1]) traf er in Berlin nachmittags 5,30 Uhr ein, eine halbe Stunde vor Bismarck, und ist demnach aus Kreisau kurz vor 7 Uhr abgereist, wenn er nicht, wie die Lebensgeschichte berichtet, schon am 11. Juli, also um 7,10 Uhr aufbrach und in Liegnitz übernachtet hat. Eines der gewichtigsten Bedenken gegen Bismarcks Erzählung des 12. und 13. Juli in den Gedanken und Erinnerungen darf daher als beseitigt gelten.

Zu der in diesem Falle beobachteten Vorsicht steht das schon erwähnte abends zehn Minuten vor 8 Uhr aufgegebene Telegramm des Königs an

[1]) Während der Korrektur dem Verfasser zugegangene, eine frühere Auskunft ergänzende Mitteilung des Kriegsarchivs des Generalstabs.

den Kronprinzen in einem merkwürdigen Gegensatz. In den „Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte" 1913 zum ersten Male veröffentlicht, ist es sogar durch die Presse gegangen; doch liegt die Bedeutung dieses neuen Dokuments nicht da, wo sie sein Herausgeber in seinem krausen, nicht durch Sachkenntnis ausgezeichneten Kommentare gesucht hat. Daß auch der Kronprinz die Bismarcksche Scheidung zwischen Familienhaupt und Staatsoberhaupt mit ihren Konsequenzen in einem Briefe an seinen Vater anerkannt hatte, ist ein Ding für sich, das nur eine ungezügelte Phantasie als einen von Bismarck geleiteten Gegenschachzug gegen Augusta deuten konnte. Inhaltlich enthält das Telegramm überhaupt nichts Neues. Auch die oben angeführten Worte über den Ernst der Lage fügen sich bereits Bekanntem ein. Neu und auffallend ist lediglich die Tatsache, daß der König eine Mitteilung, die diesen Satz enthielt, seinem Sohn in einem Telegramm zugehen ließ. Wilhelms Vorleser, Louis Schneider, hat erzählt, wie er nach Königgrätz gerade auf dem Bureau der Feldtelegraphie war, als Napoleons erstes Telegramm eintraf. Der Beamte am Apparat ruft aus: „Kinder, da kommt etwas aus Paris!" und fängt an, den sich abwickelnden Bandstreifen laut abzulesen, bis er auf einmal, durch den Inhalt stutzig geworden, abbricht. Von dem Emser Beamten war etwas Ähnliches bei einem königlichen Telegramme nicht zu befürchten; aber wer bürgte dafür, daß in Berlin nicht gerade jener Satz aus dem Bureau hinausdrang in die Öffentlichkeit? Wo blieb die „stille, nicht bemerkbare Vorbereitung", wenn der König an einem Tage sich zweimal eine Blöße gab? Man begreift es unter solchen Umständen, wenn auch in seiner weiteren Umgebung, die nur einen Teil der Bedrängnis ihres alten Herrn übersah, der Wunsch nach den „ministeriellen Bekleidungsstücken" und der Rückkehr nach Berlin immer lebhafter wurde.

Das sprechendste Zeugnis für diese Bedrängnis des greisen Monarchen haben wir aber in Werthers Mission zu sehen. Von vornherein war der Emser Aufenthalt des Botschafters, da er seinen Urlaub noch nicht angetreten hatte, als kurzer Besuch gedacht gewesen, den nur Benedettis Ankunft verlängert hatte. Aus Wilhelms Brief an Augusta vom 12. wissen wir, daß die Königin, und zwar spätestens am 11., brieflich gebeten hatte, den Botschafter vor der in Aussicht genommenen Rückkehr auf seinen Posten in Koblenz noch einmal zu sprechen. Fraglich bleibt nur, wann der Entschluß zur Abreise gefaßt worden ist. Benedetti hat, als er um halb 3 Uhr die ihm soeben persönlich von Werther mitgeteilte Absicht an Gramont weiter meldete, wohl mit Recht angenommen, daß der König unmittelbar nach seinem Empfang Werthers Rückkehr befohlen habe. Das würde Bismarcks Mitwirkung bei diesem Befehle ausschließen, und es bliebe allein zu untersuchen, wie er über die Mission gedacht hat. Hedwig Abeken erzählt in dem Leben ihres Gatten, gleich nach Werthers Abreise, die abends um 7,35 erfolgte, sei aus Varzin ein Telegramm gekommen, er solle in Ems bleiben. Die Verfasserin hat jedoch in der dritten Auflage ihres Buches das Emser Kapitel durch einige Briefe und Tagebuchnotizen Heinrich Abekens erweitert, die eine Kontrolle ihrer Erzählung gestatten. Wenn sie Bismarck nach dem

6. Juli sich beschweren läßt, daß man ihm so viel Tinte in sein Karlsbader Wasser gieße, so wissen wir jetzt, daß Bismarcks Äußerung einem Briefe vom 20. Juni entnommen ist und die liebenswürdige Antwort des Königs auf den noch sehr friedlichen 24. Juni fällt. Wir dürfen daher ohne weiteres annehmen, daß Frau Abeken auch die Tagebuchnotiz zum 5. Juli über Bismarcks Telegramm, daß Werther in Paris bleiben solle, ihrer Darstellung an falscher Stelle eingereiht hat. Der trefflichen Frau daraus einen Strick zu drehen, wäre verkehrt. Sind doch selbst zünftige Historiker an einer Aufgabe gescheitert, die vor allem die Geduld des Restaurators eines verblassenden, schadhaft gewordenen Gemäldes voraussetzt. Aber ihr Beispiel lehrt, wie wenig hier auf posthume Erzählungen zu geben ist, die der dokumentarischen Überlieferung nicht nach allen Seiten hin standhalten. Denn an sich ist nicht einzusehen, weshalb Bismarck eine Maßregel hätte widerraten sollen, die ebenso wie seine eigene Reise nach Ems dazu dienen sollte, den König vor den mit jeder Stunde stärker empfundenen unmittelbaren persönlichen Zumutungen Benedettis zu schützen. Noch wissen wir nicht, wieweit Bismarck zustimmend, beratend an Werthers Auftrag beteiligt gewesen ist; aber die Instruktion des Botschafters, „zu versuchen, auch durch eine Begegnung mit dem Kaiser selbst diesem die Situation Preußens auseinanderzusetzen", klärt uns über die Absichten des Königs hinlänglich auf. Werther sollte, indem er womöglich Gramont so umging, wie Benedetti das Auswärtige Amt umgangen hatte, seinem Herrn Luft schaffen, bis aus Sigmaringen die Nachricht des Verzichtes eintraf.

## VIII.

In einem um 5 Uhr geschriebenen Briefe, den der gleichzeitig mit Werther abreisende Kurier mitnahm, hatte Benedetti angekündigt, daß er, wenn ihm nichts anderes befohlen würde, am folgenden Tage seine letzte Schlacht schlagen wolle. Auch Gramont dachte am 12. in Ems Schluß zu machen. Der Verlauf der Nachmittagssitzung des gesetzgebenden Körpers am 11. schien ihm wie Ollivier dafür zu sprechen, daß die Majorität der Kammer die Regierung angreifen würde, wenn sie nach der Lösung der schwebenden Frage halt mache. Seine Erklärung, daß er die begreifliche Ungeduld der Kammer und des Landes noch nicht befriedigen könne, war dahingenommen worden, weil er die entscheidende Antwort für die nächste Zeit in Aussicht stellte. Als aber Emanuel Arago daran die Frage knüpfte, ob die Regierung sich in ihren Verhandlungen mit Preußen auf die Hohenzollernsche Kandidatur beschränke oder andere Fragen aufgerollt habe, war Gramont unter lebhaftem Tumulte verhindert worden, zu antworten, weil ein großer Teil des Hauses gerade das, was Arago befürchtete, hoffte und erwartete und der Regierung freien Spielraum für die in dem Moniteurartikel vom 8. Juli empfohlene Revisionspolitik zu sichern wünschte. Um so mehr schien es geboten, an dem bisherigen Ultimatum festzuhalten. Gramont telegraphierte daher um 6 Uhr, während Ollivier den Kaiser über die Stimmung des gesetzgebenden Körpers unterrichtete, an Benedetti, daß er, wenn der König auch am 12. Juli schweige oder Ausflüchte suche, das als abschlägige Antwort auf sein Ultimatum ansehen werde.

Da traf eine halbe Stunde später Benedettis Ankündigung der Reise Werthers ein und bewirkte, daß Gramont und Ollivier beschlossen, das Gefechtsfeld am 12. von Ems nach Paris zu verlegen. Soviel sahen sie doch ein, daß Benedetti durch die Etikette gewisse Schranken gezogen waren. Werther gegenüber konnten sie freier mit der Sprache herausrücken. Ihn konnte man, wie Ollivier in einem am Abend geschriebenen Billett an seinen Kollegen meinte, dazu zwingen, auf ihr Ultimatum nicht mehr mit Zweideutigkeiten, sondern mit einem unzweideutigen Ja oder Nein zu antworten. Auch ein Ministerrat, der am 12. Juli um die Mittagszeit in den Tuilerien unter Napoleons Vorsitz stattfand, hat ihren Eifer schwerlich gedämpft. Wenn Gramont unmittelbar danach um 12,45 Uhr in einem Telegramm an Benedetti dem König noch einen Tag Frist für seine Antwort zugestand, damit man nicht sagen könne, sie suchten durch Verweigerung des begehrten Aufschubs den Bruch herbeizuführen, so waren damit augenblicklich nur für Ems die Feindseligkeiten eingestellt, weil er in Paris jetzt rascher zum Ziele zu gelangen hoffte.

Die Nachricht des Rücktrittes des Erbprinzen drohte daher alle Berechnungen der letzten Tage über den Haufen zu werfen. Noch am Vorabend hatte Gramont der Kammer versprochen, ihr demnächst das Ergebnis seiner diplomatischen Verhandlungen vorzulegen. Jedermann wußte nach der Erklärung vom 6. Juli, daß die kaiserliche Regierung sich an die Regierungen Spaniens und Preußens gehalten hatte. Aus Spanien und vor allem aus Preußen wurde die Antwort erwartet. Lautete sie: ja, so durfte sich die Regierung vor Europa ihrer Mäßigung rühmen, wenn sie gegen den Willen der Rechten und eines Teiles der Linken nicht weiter ging. Lautete sie: nein, so mußte mit der Drohung vom 6. Ernst gemacht werden. Schon hatte Spanien sich aus der Schlinge gezogen, indem es, in der Sache nachgiebig, die Antwort umging, die Gramont vor der Kammer hätte verwerten können. Und nun drohte auch Preußen der diplomatischen Umklammerung zu entschlüpfen. Die sehnlichst erwartete Nachricht kam nicht aus Ems von König Wilhelm, sondern aus Sigmaringen. Als ob es kein Preußen auf der Welt gäbe, brachte Karl Anton, nicht ohne einen Seitenhieb auf die unbefugte französische Einmischung, eine Privatangelegenheit seines Hauses mit dem Leiter der spanischen Politik ins Reine.

Und war denn wenigstens die Kandidatur selbst beseitigt? Hatte nicht seinerzeit der Erbprinz von Augustenburg, obwohl ein Verzicht seines Vaters vorlag, seine Ansprüche auf die Elbherzogtümer festgehalten? Konnte nicht das Telegramm Karl Antons eine Kriegslist sein? Schien nicht die sonderbare Alpentour Leopolds darauf geradezu hinzuweisen? War nicht sein Bruder Karl eines Tages ganz unvermutet in Rumänien aufgetaucht? Was Karl in einem fremden Lande gewagt hatte, war dem Erbprinzen um so eher zuzutrauen, als sich an seine Kandidatur die letzte Hoffnung einer künftigen Wiedervereinigung Spaniens und Portugals knüpfte. Darüber waren ja Napoleon und seine Berater sich längst im klaren, daß sie der Sorge vor dem Königtum Leopolds endgültig nur durch die Wahl eines anderen Kan-

didaten enthoben würden. Nicht umsonst hatte sich der Kaiser gleichzeitig um den Rücktritt des Erbprinzen und um einen Ersatz bemüht, nachdem er sich von der Aussichtslosigkeit einer Restauration der Bourbonen abermals überzeugt hatte. Seit dem 9. Juli machte der Ministerpräsident Marschall Saldanha in Lissabon mit Wissen und Billigung Napoleons einen letzten, vergeblichen Versuch, Leopolds Schwiegervater, den Titularkönig Ferdinand von Coburg, zur Annahme der wiederholt abgelehnten Kandidatur zu bewegen. Verfolgte nicht vielleicht Karl Antons Erklärung den einzigen Zweck, die Kriegsgefahr für den Augenblick zu beschwören, um seinem Sohne die Wiederaufnahme seiner Kandidatur in einem unbeobachteten, gelegeneren Augenblicke zu ermöglichen? War die schon am 3. Juli für möglich gehaltene Gefahr, daß Leopold durch ein Pronunciamento sich zum Meister Spaniens mache, wirklich für alle Zukunft ausgeschlossen?

Ein griechischer oder römischer Historiker würde alle diese Erwägungen einem Redner, sagen wir etwa Gramont, in den Mund gelegt haben. Dem modernen Geschichtschreiber ergeben sie sich genau so wie einem Thukydides aus der nachträglichen Vergegenwärtigung der Situation; aber er ist doch zuweilen auch in der glücklichen Lage, die in der konstruktiven Erörterung zusammengefaßten, nicht immer ausgesprochenen Gedanken in ihrem Entstehen belauschen zu können. An Napoleon, Ollivier und Gramont ist die Nachricht herangetreten, ehe sie untereinander Fühlung genommen hatten, und jeder von ihnen hat uns in seinem urkundlich festgelegten ersten Eindruck zugleich ein Stück seines eigenen Wesens enthüllt.

Von Napoleon besitzen wir ein Billett an Ollivier, worin er vor seiner Rückkehr nach Saint-Cloud den Ministerpräsidenten bittet, ihn in den Tuilerien aufzusuchen. „Wenn man der Kammer die Neuigkeit mitteilt" — schreibt er —, „muß man ihr wenigstens die beste Seite abgewinnen und durchblicken lassen, daß die Kandidatur auf Befehl des Königs von Preußen zurückgezogen worden ist. Ich habe Gramont noch nicht gesehen. Das Land wird enttäuscht sein. Aber was soll man machen?" Durch Strats Telegramm an Olózaga auf die Neuigkeit vorbereitet, war der Kaiser eher geneigt, den Verzicht als die Frucht seiner eigenen Bemühungen anzusehen, und wußte ganz genau, daß noch keine amtliche Meldung einer „injonction du roi de Prusse" eingelaufen war. Er hätte daher, wenn wir ihn beim Worte nehmen wollten, wie Ollivier und nach ihm General Palat es getan haben, Ollivier zur Vorlegung einer gefälschten Bilanz aufgefordert. Da er aber mit Ollivier übereinkam, mit Rücksicht auf den nichtoffiziellen Charakter der Neuigkeit vor dem 13. nichts zu beschließen, und da Ollivier, wie wir gleich sehen werden, sich noch keine Meinung gebildet hatte, als er um drei Uhr das Kabinett des Kaisers betrat, so wird man doch bis auf weiteres annehmen müssen, daß Napoleon nur sagen wollte, die Neuigkeit eignet sich zur Mitteilung an die Kammer erst, wenn wir zugleich sagen oder andeuten können, daß der Erbprinz auf Geheiß des Königs zurückgetreten ist. Echt napoleonisch ist dagegen der Zusatz: „Das Land wird enttäuscht sein." Er selbst ist friedebedürftig und hält jetzt auch, wie er es vor Olliviers Empfang den Botschaftern Italiens

und Österreichs nicht verhehlt, den Frieden im Augenblick für gesichert; aber er ist zugleich überzeugt, daß Frankreich den Krieg wünscht, und fürchtet beim Auftauchen der ersten Friedensaussicht, daß die Nation ihm die getäuschte Erwartung verübeln könne.

Um so rückhaltloser und naiver gab sich Olliviers Freude kund, als er im Palais Bourbon nacheinander die Kopie und das Original des an Olózaga gerichteten Telegramms empfing. An keiner Stelle der Selbstverteidigung seines „Empire libéral" wird es uns so deutlich wie hier, daß er nicht der Mittelpunkt, für den er sich in seiner Eitelkeit gehalten hat, sondern nur ein schwächlicher Mitläufer gewesen ist. Hätte er in diesem Augenblicke auch nur eines der Bedenken gehabt, die er als aktiver Teilnehmer der Beratungen der letzten Tage und Stunden haben mußte, so würde er sich nicht so weit vergessen haben, der Kritik der Kriegspartei ein nicht an die Regierung gerichtetes Telegramm durch Umlauf auszuliefern. Der Minister des Innern Chevandier, der nach Olliviers Entfernung den ersten Kammersturm der enttäuschten Kriegsschreier zu bestehen hatte, durfte ihn daher mit Fug und Recht daran erinnern, daß ein verantwortlicher Politiker sich in den Frieden so wenig wie in den Krieg Hals über Kopf hineinstürzen dürfe.

Gramonts erster Eindruck wird in einem Telegramm an Benedetti von 1,40 Uhr widergespiegelt. „Wenden Sie Ihre ganze Geschicklichkeit an" — befiehlt er dem Botschafter —, „um festzustellen, daß der Verzicht des Erbprinzen Ihnen durch den König von Preußen oder seine Regierung angekündigt, mitgeteilt oder zugestellt worden ist. Das ist für uns von der größten Wichtigkeit. Die Mitwirkung des Königs muß um jeden Preis von ihm zugestanden werden oder sich aus den Umständen hinlänglich ergeben." Einer der Mitarbeiter an den „Origines diplomatiques de la guerre de 1870—71", Muret[1], hat richtig erkannt, daß Gramont die Neuigkeit schon wußte, als Olózaga sie ihm während seiner Unterredung mit Werther meldete; aber auch ihm ist entgangen, daß das Telegramm von 1,40 Uhr die Bekanntschaft mit Karl Antons Erklärung bereits voraussetzt. Das chronologische Hindernis, daß Olózagas Benachrichtigung in Paris in derselben Minute, um 1,40 Uhr, erst einlief, ist nur scheinbar. Karl Antons Telegramm an Prim war in Sigmaringen eine halbe Stunde früher abgegangen und wird Paris entsprechend früher passiert haben, wo es ebenfalls abgefangen wurde, wie die unter den in Saint-Cloud erbeuteten Papieren befindliche, schon 1870 von der Correspondance de Berlin und vom Staatsanzeiger veröffentlichte Abschrift beweist. Gramont hat also nicht zuletzt, sondern vor Ollivier und mindestens gleichzeitig mit Napoleon den Rücktritt erfahren und im ersten Augenblicke angenommen, daß auch Benedetti bereits eingeweiht sei. So erklärt es sich, daß Benedetti die Weisung gar nicht verstand, indem er sie auf den hypothetischen Fall des noch nicht zu seiner Kenntnis gelangten Verzichtes bezog. In Wahrheit aber stellt das Telegramm den ersten Versuch dar, der Neuigkeit „die beste Seite abzugewinnen", und beweist, daß die Ge-

[1]) Revue d'histoire moderne et contemporaine 13 (1910), S. 325, A. 2.

danken Napoleons und Gramonts sich sofort in der gleichen Richtung bewegt haben.

Diese Richtung aber war noch nicht allzu weit entfernt von der bisher eingeschlagenen. Die Regierung hatte, durch die Erklärung vom 6. Juli gebunden, in Ems eine Frage gestellt. Sie war daher durch ihr eigenes Vorgehen gezwungen, der Kammer irgendeine Emser Antwort vorzulegen. Denn das stillschweigende Bekenntnis, daß man einen Stoß in die Luft geführt habe, wäre ihrer Ansicht nach gleichbedeutend gewesen mit dem Sturze des Ministeriums und einer schweren Erschütterung der kaiserlichen Autorität. Mochte auch die von König Wilhelm zugesagte sofortige Mitteilung der Sigmaringer Antwort jetzt nur noch einen formellen Charakter haben, so schien es an sich kein unbilliges Verlangen, auch unter den veränderten Umständen auf der Erfüllung des königlichen Versprechens zu bestehen, um den Emser Verhandlungen vor der Öffentlichkeit den unentbehrlichen Abschluß zu geben.

Aber war es mit der formellen Mitteilung König Wilhelms jetzt allein schon getan? Hätte Gramont am 12. oder 13. vor die Kammer treten können mit den Worten: eben telegraphiert Benedetti aus Ems, daß der König ihm den Rücktritt des Erbprinzen mitgeteilt habe, so würde die Kammer im Rausche des Triumphes vielleicht, ja wahrscheinlich ohne weitere Interpellationen angenommen haben, daß der Rücktritt auf Befehl oder Rat des Königs von Preußen erfolgt sei. Eine dem Verzichte nachhinkende formelle Mitteilung des Königs würde dagegen niemand so gedeutet haben. Sie durfte also, um ihren Zweck zu erfüllen, nicht rein formell sein. Sie mußte irgendwie die „participation du roi" an dem Verzichte erkennen lassen. Das bisherige Ultimatum verlangte, daß der König rate oder befehle, um den Verzicht auf diese Weise zu erreichen, aber es verlangte nicht ausdrücklich, daß der König seiner Antwort die Form gab: der Erbprinz ist auf meinen Befehl zurückgetreten. Das im Entstehen begriffene neue Ultimatum ging darauf aus, den erreichten Verzicht nachträglich mit dem königlich preußischen Stempel versehen zu lassen. Obwohl Gramont erst vor einigen Stunden in Benedettis Bericht vom 11. gelesen hatte: der König schiebt dem Erbprinzen und seinem Vater die Initiative zu, er will die Verantwortung für eine Konzession nicht übernehmen, die das deutsche Nationalgefühl verletzen würde, zeigt der erste Griff des Leiters der französischen Politik nach dem Telegraphen schon die Tendenz, es darauf ankommen zu lassen, um nur sich und die kaiserliche Regierung vor dem Lande behaupten zu können.

Wie wenig sich Gramont bei alledem bewußt war, daß er damit den ersten Schritt über die bisherigen Forderungen hinaus auf dem Wege zum Bruche getan hatte, scheint auch aus der auffallenden Tatsache hervorzugehen, daß die beiden Telegramme von 12,45 Uhr und 1,40 Uhr gleichzeitig erst um 2,15 Uhr expediert worden sind. Gramont war nach Niederschrift der Weisung von 12,45 Uhr im Begriffe gewesen, nach der Kammer zu gehen, als ihm Lord Lyons gemeldet wurde. Unmittelbar nach Beendigung der Besprechung mit dem englischen Botschafter hat er dann offenbar die Kopie des Verzichttelegrammes erhalten und seine Absicht, im Palais Bourbon

zu erscheinen, aufgegeben, um in Ruhe überlegen zu können, was zu tun sei. Und da er zwischen dem liegengebliebenen Telegramm von 12,45 Uhr und der neuen Weisung keinen Widerspruch bemerkte und voraussetzte, daß Karl Anton auch an den König telegraphiert habe, scheint er keinen Anstand genommen zu haben, das ältere Telegramm mit dem jüngeren expedieren zu lassen.

Wie dem aber auch sei, soviel ist klar, daß der Kaiser und sein Minister, und zwar Gramont in noch höherem Maße als sein Herr, wie am 6. Juli den egoistischen Gedanken an die Behauptung ihrer Macht allen anderen sachlichen Erwägungen vorangestellt haben. Die Forderung von Garantien gegen die Wiederkehr der andauernden Reibereien mit Preußen hat Clément Duvernois in der Kammersitzung, die Gramont versäumte, noch in Gegenwart Olliviers ausgesprochen und mit diesem Stichworte die Kritik an dem Entsagungsakte Karl Antons entfesselt. Als Gramont Werther um 3 Uhr empfing, wußte er noch nichts von jener Interpellation und verfuhr selbst noch im Sinne der letzten Benedetti erteilten Instruktion. Auch Olliviers Dazwischenkunft hat der Unterredung keine neue Wendung gegeben, so daß wir die Geburtsstunde der durch die Interpellation Duvernois erzeugten Garantieforderung auf Gramonts Besprechung mit Napoleon in Saint-Cloud festlegen können.

In der Überlieferung der Mission Werthers klafft eine Lücke, die sich mit Hypothesen nicht ausfüllen läßt. Hat er sofort nach seiner Ankunft am Vormittag des 12. den Kaiser um eine Audienz gebeten? Ist er von Napoleon empfangen worden, und wann? Hat Gramont selbst gewußt oder geahnt, daß Werther beauftragt war, dem Kaiser „die Situation Preußens auseinanderzusetzen"? Auf alle diese Fragen und die damit zusammenhängenden Nebenfragen gibt es vorläufig keine Antwort, und wir müssen uns mit der Feststellung begnügen, daß Werther, als er gleich nach seiner Ankunft durch den Kabinettschef Gramonts in den üblichen Formen eingeladen wurde, den Minister zu besuchen, sich sofort dazu bereit erklärt hat.

Desto besser ist die Überlieferung über den Verlauf der Unterredung. Muret hat in eingehender Untersuchung[1]) überzeugend nachgewiesen, daß Gramonts Einwände gegen Werthers Bericht keine wesentlichen Punkte betreffen, und Olliviers giftige Kritik durch Gramont widerlegt wird. Vor allem aber spricht doch für die Treue des Wertherschen Berichtes, daß seine Angaben sich dem nachgewiesenen Zusammenhange mühelos anschließen und einfügen. Man ersieht daraus, wie Gramont sich inzwischen selbst einen Plan ausgedacht hatte, sich der „participation du roi" zu versichern. Mitten im Gespräche ließ er die Bemerkung fallen, er glaube, daß der Erbprinz auf Veranlassung des Königs entsagt habe, mußte sich aber überzeugen, daß Werther gegen diesen naiven Überrumpelungsversuch durch die Instruktion des Königs gewappnet war. So versuchte er es mit einem zweiten Manöver, das er ebenfalls vorbereitet hatte.

[1]) Revue d'histoire moderne 14, S. 183—191. Das Original des im Staatsanzeiger publizierten Berichtes scheint französisch gewesen zu sein. „Unsre Unterredung rollte auf . . ."

Ich wage nach dem Stande unseres Wissens nicht zu vermuten, daß Werthers Auftrag an Napoleon Gramont auf den Gedanken gebracht hat, den unentbehrlichen Abschluß durch einen Brief des einen Souveräns an den anderen herbeizuführen. Tatsache ist, daß auf seinem Schreibpult, als Werther bei ihm eintrat, schon das Modell eines solchen Briefes lag. „Mein Vetter Prinz Leopold von Hohenzollern — ließ er den König in Gedanken an Napoleon schreiben — hat durch seinen freiwilligen Verzicht einen Zwischenfall beseitigt, dessen Ursprung man mißverstanden und dessen Folgen man übertrieben hat. Ich lege auf die freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Norddeutschen Bund und Frankreich zu großen Wert, um mir nicht zu einer zu ihrer Erhaltung beitragenden Lösung Glück zu wünschen." Nach seiner eigenen Versicherung hat Gramont keinen Augenblick daran gedacht, von einem solchen Briefe vor der Kammer unmittelbaren Gebrauch zu machen, und der Wortlaut seines Modells scheint ihm in der Tat Recht zu geben. Denn ein Brief, der von Mißverständnis und Übertreibung der Folgen sprach, hätte sich gewiß nicht zur wörtlichen Verlesung in der Kammer geeignet. Der Gang der Unterredung aber beweist, daß er sich dieses Modells nur bedient haben würde, wenn Werthers Unvorsichtigkeit ihn hätte hoffen lassen, der Kammer zu sagen: der Erbprinz hat auf Veranlassung des Königs entsagt, und der König hat in einem Handschreiben an den Kaiser seiner Befriedigung über die Beseitigung des Zwischenfalles Ausdruck verliehen. Das zweite Briefmodell, das er in Gegenwart Werthers entwarf und von dem hinzugekommenen Ollivier eifrig sekundiert dem Botschafter in Vorschlag brachte, verdankt mithin seine Entstehung dem Mißglücken des Überrumpelungsversuches und sollte, da es die „participation du roi" zu schriftlichem Ausdruck brachte, was auch Gramont und Ollivier dagegen sagen mögen, allerdings „zur Beschwichtigung der allgemeinen Volksstimmung" veröffentlicht werden. So erklärt es sich auch, daß Gramont doch zögerte, seine Forderung selbst in die Briefform zu bringen, und sich begnügte, nur die zwei Punkte, die der Brief enthalten sollte, zu skizzieren. Zum ersten sollte der König erklären, er habe nicht geglaubt, den Interessen und der Würde der französischen Nation zu nahe zu treten, als er dem Erbprinzen die Genehmigung zur Annahme der Kandidatur erteilte; zum zweiten sollte Wilhelm dem Verzichte beipflichten und der Hoffnung Ausdruck verleihen, daß damit die Spannung zwischen der französischen und preußischen Regierung völlig beseitigt sei.

Gramont hat gegen das von Bismarck geprägte Wort „Entschuldigungsbrief" sofort Verwahrung eingelegt. Die Nachwelt darf darüber wie über Bismarcks Verwahrung, daß die Emser Gespräche keine Verhandlungen gewesen seien, getrost zur Tagesordnung übergehen. Oder wäre es etwa keine Entschuldigung gewesen, wenn König Wilhelm die erste der verlangten Erklärungen wirklich abgegeben hätte? Und teilt nicht alle Welt Wilhelms und Bismarcks Urteil über Werther? Die gegebene Antwort — darüber besteht wohl kein Zweifel — konnte nur lauten: „Ihr Vorschlag ist für meinen König eine beleidigende Zumutung. Ich bin daher nicht in der Lage, ihn Seiner Majestät vorzulegen, und bedaure, wenn Sie darauf bestehen, auf

eine Fortsetzung unseres Gespräches verzichten zu müssen." Werther aber hörte in diesem Augenblicke offenbar nur auf die hingeworfene Bemerkung Gramonts, daß er Benedetti mit dieser Anregung beauftragen würde, wenn Werther selbst glaube, ihre Übermittlung nicht übernehmen zu können. Nach Paris geschickt, um den König vor den Zumutungen Benedettis zu schützen, wird er sich gesagt haben, daß seine Weigerung unmittelbare neue Belästigungen seines Herrn noch am 12. zur Folge haben werde. So schwach und töricht, wie man wohl gemeint hat, scheint er doch nicht gewesen zu sein. Aber er war kein Staatsmann und glaubte in seinem beschränkten Royalismus der Sache des Königs zu dienen, wenn er persönlich die Rolle des Kugelfanges übernahm. Nur dem Drängen der beiden Minister auf telegraphische Anregung hielt er stand mit dem stillen Hintergedanken: bis mein Schreiben morgen in Ems ankommt, ist auch Stranz aus Sigmaringen zurück, und der König hat durch Benachrichtigung Benedettis den Verhandlungen schon den von ihm selbst gewünschten Abschluß gegeben.

Immerhin durfte er sich sputen, um den Kurier mit seinem Berichte zu dem Paris um 5 Uhr nachmittags verlassenden Zuge abzufertigen. Ein telegraphischer Vorläufer ist nachweislich weder nach Ems noch nach Berlin abgegangen. Abeken hat am Vormittag des 13. Juli den Bericht zuerst aus den Händen des Botschaftskuriers entgegengenommen und seinen Inhalt an Bismarck weitertelegraphiert. Wenn Werther außerdem eine Kopie an das Auswärtige Amt geschickt hat, so ist sie, was neuere Kritiker übersehen haben, ebenfalls um 5 Uhr expediert, in Berlin am 13. erst 9 Uhr abends angekommen, als der Botschafter bereits politisch ein toter Mann war.

Daraus folgt, daß die Wirkung des Berichtes ausschließlich der Geschichte des 13. Juli angehört. Gramont und Ollivier haben sie, als Werther sie verließ, nicht vorausgesehen, aber sie haben auch trotz ihrem ungeduldigen Drängen auf ein Telegramm zunächst nichts getan, um sie zu beschleunigen. Das Rätsel, wie Gramont seinen Auftrag an Werther soweit vergessen konnte, daß er um 7 Uhr an Benedetti eine neue Forderung telegraphierte, ohne Werther davon zu benachrichtigen, findet vielleicht die einfachste Lösung in geheimen Zweifeln des französischen Ministers, ob Werther seine Anregung wirklich weitermelden werde. Jedenfalls ist er nach Saint-Cloud gefahren mit der Absicht, die nachträgliche Genehmigung des Kaisers zu seinem Vorschlage einzuholen, und würde, wenn Napoleon zugestimmt hätte, das, was er um 4 Uhr noch unterließ, vermutlich um 7 Uhr durch telegraphische Beauftragung Benedettis mit der Anregung des „Entschuldigungsbriefes" ausgeführt haben.

Die urkundliche Überlieferung über Gramonts Vortrag in Saint-Cloud besteht in zwei Aktenstücken, dem Telegramm an Benedetti von 7 Uhr abends und einem Billett des Kaisers, das am Quai d'Orsay nach 11 Uhr abgegeben wurde. Wer an der Unterredung teilnahm, und mit wem der Kaiser nach Gramonts Weggang sich weiter besprochen hat, wissen wir nicht. Das Billett Napoleons beginnt mit den charakteristischen Worten: „Nach sorgfältiger Erwägung unseres heutigen Gespräches und nach wiederholter Lektüre des

Telegrammes Vater Antons finde ich, man solle sich begnügen mit einer stärkeren Betonung des Telegrammes, das Sie an Benedetti schicken sollten, durch Hervorhebung folgender Punkte." Die Fähigkeit, seine Gedanken klar auszudrücken, ist dem Kaiser nicht gegeben gewesen. Auch hier fällt auf, daß unter den hervorgehobenen sieben Punkten drei nicht in das Telegramm hineingehören, sondern nur zur Instruktion Gramonts dienen sollten. Wenn aber Gramont in seinem Buche „La France et la Prusse" durchblicken ließ, daß das geistige Eigentum der sieben Punkte eigentlich ihm zukomme, so ergibt schon die genauere Analyse der angeführten Worte, daß die Verteilung der Rollen in Saint-Cloud dem nachgewiesenen ersten Eindruck des Verzichtes auf Napoleon und Gramont genau entsprochen hat. Denn den Ausdruck „sich begnügen" würde auch der Kaiser nicht in einem Atem mit der Empfehlung einer Verschärfung des Telegrammes an Benedetti gebraucht haben, wenn er lediglich das Nachmittagsgespräch zusammenfassen wollte. Wie in dem Billett an Ollivier bedarf es nur eines kleinen Zusatzes, um Napoleons Gedanken verständlich zu machen, und dieser Zusatz kann hier nur lauten: ich meine, wir sollten von Ihren weiteren Vorschlägen absehen. Der Kaiser hat demnach, als er Gramont entließ, wie es seine Art war, Gramonts Anregung des „Entschuldigungsbriefes" noch nicht unbedingt verworfen, sondern gesagt, das wollen wir uns noch überlegen. Der einzige Auftrag, den Gramont in Saint-Cloud erhält und um 7 Uhr ausführt, ist die bekannte Weisung an Benedetti, er solle sofort König Wilhelm aufsuchen und um die Erklärung bitten, daß er den Verzicht billige und die Kandidatur nicht wieder genehmigen werde. Erst nach längerer Überlegung teilt ihm dann der Kaiser seinen Entschluß mit, es bei diesem Auftrage bewenden zu lassen, diesem aber eine schärfere, präzisere Fassung zu geben.

Leider wissen wir nicht, ob Gramont dem Kaiser auch sein erstes, der Geschmacksrichtung Napoleons eher entsprechendes Briefmodell vorgelegt hat. Die Verwerfung der Werther übergebenen Skizze aber läßt darauf schließen, daß der Kaiser die persönliche Beleidigung der Zumutung feinfühliger als sein Minister empfunden hat. Den Ausschlag hat sicher gegeben, daß die Garantieforderung den Entschuldigungsbrief als überflüssig erscheinen ließ. Auch wie sie entstanden ist, kann nicht mehr zweifelhaft sein. Wenn man aus Gramonts Briefskizze den ersten Punkt herausstrich, so beschränkte sich die „participation du roi" auf die Billigung des Verzichtes, was weder Gramonts Absichten noch der von Napoleon gewünschten Feststellung der „injonction du roi" entsprochen hätte. Beide suchten nach einer Formel, durch die sie die Kammer beschwichtigen könnten, und ließen sich schließlich durch das im Palais Bourbon gefallene Stichwort anregen, sie in der Garantie zu finden. Da aber Gramont erst in Saint-Cloud die Vorgänge in der Kammer in Erwägung zog, wird nicht er, sondern Napoleon Anspruch auf die Priorität des Gedankens haben. Die Garantie, an die Duvernois und Genossen dachten, war freilich eine andere. Sie wollten Preußen unter das kaudinische Joch einer Revision des Prager Friedens zwingen, während der Kaiser jetzt an die Bedenken anknüpfte, die sich für einen Franzosen in der Tat aus der

Form des Verzichtes ergaben. Er hatte offenbar schon darüber nachgedacht, als er Gramont empfing, und ließ sich in seiner grüblerischen Weise auch nach der Unterredung mit seinem Minister die Sache durch den Kopf gehen, so daß wir der Formulierung der einzelnen Punkte in seinem Billett die Tatsache entnehmen dürfen, daß er nach seinem Gefühle sich über diese Punkte noch nicht deutlich genug ausgesprochen hatte.

Dabei darf zunächst nicht übersehen werden, daß eine offizielle Mitteilung der spanischen Regierung noch nicht vorlag. Prim hat den Verzicht Karl Antons nach Paris zurücktelegraphiert, vermutlich mit der Weisung, die französische Regierung davon in Kenntnis zu setzen; aber sein Befehl ist in Paris erst um 5 Uhr eingetroffen. Was Olózaga zu Gramont kurz nach 3 Uhr während der Konferenz mit Werther gebracht hatte, war nichts anderes als das Telegramm, das er selbst von Karl Anton empfangen hatte, so daß Napoleon in seinem Billett mit Recht sagen konnte: „Das Telegramm des Vater Anton an Prim ist für uns kein offizielles Dokument, da niemand bevollmächtigt war, es uns mitzuteilen." Nichtsdestoweniger wollte der Kaiser Spanien aus dem Spiele lassen. Auch Gramont war jetzt dieser Meinung und erklärte Lyons, als der Botschafter ihn am Abend nochmals aufsuchte, seine Befriedigung, daß wenigstens Spanien jetzt aus dem Handel heraus wäre. Napoleon aber wiederholte, als ob Gramont inzwischen in Madrid keinen Druck ausgeübt hätte, wie in seinem Billett vom 9. Juli (Juniheft S. 347): „wir haben es mit Preußen und nicht mit Spanien zu tun gehabt." Demgemäß hebt er die Punkte, auf die es ankomme, noch einmal hervor: „Der Erbprinz hat angenommen, der Vater verzichtet. Jener kann daher, da er nicht gebunden ist, eines schönen Tages, dem Beispiel seines Bruders folgend, nach Spanien reisen, wenn nicht der König als Chef des Hauses Hohenzollern die Garantie übernimmt, daß dieser Fall nicht eintreten wird. Ehe wir wissen, woran wir sind, können wir der Kammer keine Mitteilung machen. Die Rüstungen werden daher einstweilen fortgesetzt."

Gramont hatte, als er um 7 Uhr den Auftrag des Kaisers an Benedetti telegraphierte, dem Botschafter die Form der Mitteilung an den König anheimgegeben. Die Motivierung des etwas schärfer gefaßten Auftrages stammt daher nicht von ihm, sondern von dem Verfasser des Billetts. Er selbst erscheint so nervös und voreilig, wie in der Unterredung mit Werther, und trägt allein die Verantwortung dafür, daß Benedetti den nach Napoleons Weisung von ihm und Ollivier kurz vor Mitternacht redigierten verständlicheren Befehl in Ems am 13. Juli erst erhielt, als er sich des in seiner Nacktheit auch ihn verblüffenden Auftrages bereits entledigt hatte.

(Schluß folgt.)

# Auf der altjapaniſchen Heerſtraße.

## Wanderung von Tokio nach Kioto.

Von

Marie von Bunſen.

(Schluß.)

Hikone. Rakuraku jen. Jadoja. In Maibara hatte ich übernachtet, hatte heute morgen einen langen und langweiligen Marſch durch eine gar nicht aufhörende Reisfeldergegend. Kondo hatte keinen guten Tag, fragte nicht genügend oft nach dem Weg; ſo machten wir infolgedeſſen einen über anderthalbſtündigen Umweg. Über dieſen durch ihn verſchuldeten Umweg lachte er, wie Japaner bei allen kleinen Unglücksfällen lachen. So heute morgen die Okamiſang, als ich ihr geſchwollene Mückenſtiche zeigte — ſie hatte behauptet, Mücken gäbe es noch nicht. Wahrſcheinlich beklagte Kondo innerlich meinen Mangel an Haltung; denn ich lachte nicht; ich war müde, heiß und hungrig, ging ſtumm und ſtumpf vor ihm her.

Um ſo genußreicher war das endlich erreichte Hikone, dieſe Feudalburg auf dem Waldfelſen am Biwa-See. Eine großartige Anlage. Am Ende des kleinen Städtchens begannen die Außenmauern. Noch waren einige Jaſhkis (Wohnungen der Samurais und Beamten) mit ihren Mauern und ſtattlichen Balkenportalen erhalten, wurden jetzt zu öffentlichen Zwecken benutzt. Über den Rieſenwällen der Burg erhoben ſich dichte Baummaſſen. Wir gingen am Graben entlang zu dem Palaſt des Daimios, der, als er als Inkio ſich zurückzog, eine berühmte Gartenanlage ſchuf, ſo nach den Regierungsſorgen den verfeinerten Freuden des Daſeins lebend. Jetzt iſt ſein Palaſt einheimiſcher Gaſthof geworden, wird von reichen Japanern beſucht. Erſt kam das gute Portal, dann durchſchritt ich die auch hier am Eingang liegenden Kontor- und Leutezimmer, kam an der Küche vorbei. Viele Herde, der Altar mit Kodſhin, dem Küchengott, die Borde der Spinden mit hübſchem Porzellangerät beladen. In der Mitte des großen Raumes ſaß die Wirtin auf den Matten vor einem niedrigen Schwarzlackſpiegelgeſtell; hinter ihr ſtand die Haarkünſtlerin, hatte zwei kunſtvolle Puffe geordnet, ſtrählte das übrige ſchwarzglänzende Haar. Dann folgten große Empfangszimmer, endloſe Gänge; denn in kleinen Quartieren der langgeſtreckten winkligen Gebäude befinden ſich die Gaſtzimmer. Jedes hat den freien Blick auf einen oft abgeſchloſſenen Teil der Gärten, auf den See und die fernblauen Berge. Der japaniſche Gaſt will von ſeinem Zimmer, von ſeiner Galerie aus möglichſt ungeſtört die Natur genießen. Von den anderen Mitbewohnern

ist wenig zu merken; jeder hat sein eigenes kleines Reich. Von meinem Quartier sah ich auf tiefdunkle Bäume einer steingefaßten Terrasse, auf weiße Azaleen, auf Zwergpinien und Felsen.

Nach der Mittagspause zog ich hinaus, um die Burg zu besehen. Eine vornehme Brücke führte zu dem eigentlichen Gebiet, hatte einfache Pfosten mit grünbraun-bronzenen Beschlägen. Dann kam ein altes Wachthaus, und zwischen gewaltigen Mauern und Bäumen lag der Aufstieg. Lange, schmale, verwitterte Stufen; Daimios und Samurais sind zu Pferde, zu Sänfte, zu Fuß hier unzählig oft hinaufgezogen. Wieder eine Brücke, wieder ein Wachthaus mit ehernen, eisenbeschlagenen Türen. Die Wände geweißt, schwarzes Balkenfachwerk, Fensteröffnungen mit schwarzen Balken und Läden. Alles ist echt japanisch, unterscheidet sich jedoch im Grunde nur wenig von unseren romanisch-gotischen Burgen; die Zwecke, die Materialien waren die gleichen. Es hat auch ein japanisches Raubrittertum gegeben. Von ihren hochgelegenen Burgen überfielen sie Reisende der Straßen wie der Ströme. So noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts der gefürchtete Joshishiro. Aber wie die italienischen Condottieri vereinigte auch dieser Gewalttaten mit feiner künstlerischer Empfindung. Noch erhebt sich der Turm, von dem er andächtig bewundernd auf den Fudshi-San sah. Maßgebend sind diese adeligen Wegelagerer jedoch nie gewesen; maßgebend war die Bushido-Ethik. Ein Zeitgenosse dieses Joshishiro, Shingen, einer der großen Palatine der Geschichte, hat diese Ehrengesetze genauer gefaßt. Viele sind die selbstverständlichen einer jeden Moral; andere haben eigenartigen Klang. Der Buke (vornehmer Krieger) soll niemals einen Feind beleidigen, soll niemals lügen, noch sich erzürnen, noch außerhalb der Schlacht ein Menschenleben nehmen. Er soll vorsichtig und zuverlässig und schweigsam sein. Es ziemt dem Bushi nicht, öffentlich über Speise und Trank, über Kauf- und Verkaufsangelegenheiten zu reden. Es ziemt ihm nicht, selbst in der Gesellschaft seiner Verwandten und nächsten Freunde, untätig zu sein. Der dies schrieb, Shingen, hatte eine jahrelange Fehde mit einem Nachbarn. Plötzlich, während eines nächtlichen Marsches, befand er sich in dessen Gewalt. Aber Kenshin, so hieß er, nutzte dieses nicht aus, benachrichtigte seinen Feind: „Bei Tagesgrauen werde ich dich angreifen; geruhe dann, mich zu besiegen."

Hier in dieser Burg wurden diese Vorbilder in Ehren gehalten. Jeder Knabe lernte die Bushido-Gebote.

Es kam wieder ein Aufstieg, führte an Mauern und Bäumen, an Zisternen und Brunnen vorbei. Als fast erste fremdartige Note hing in ihrem Balkengehäuse die gewaltige Erzglocke der Burg. Noch heute zeigt sie die Stunden an; weit hinaus über den See ertönt ihr tiefer Klang. Dann kamen Nebengebäude, kamen Terrassen mit steinerner Brüstung, mit glyzinienumrankten uralten Kiefern, und hier erhob sich die eigentliche Feste. Sie ähnelt der in Nagoja. Man hielt sich an einen Typ: geschwungene Dächer, nach oben sich verjüngende Stockwerke, eisenbeschlagene Balken. Auch diese ist eine solche zweckmäßig einfache, feudale Burg, unverändert gut erhalten. Wundervoll lag sie da im Glanz der Nachmittagssonne. Die blauen Schatten

der weißen Mauern hatten gelegentlich goldgrüne Reflexe; Gräser sprossen auf den graugrünen Dächern. Daneben erhoben sich früher die Daimio-Wohnhäuser, gleichen denen des Inkio, in denen ich heute nacht im Schatten der Burg schlafen würde.

Ich trat auf die baumbeschattete Terrasse; die Aussicht war hinreißend schön. Wiesenvorsprünge, Buchten, weit sich erstreckend der leuchtendblaue Biwa-See. Er ist noch größer als der Bodensee, läßt sich nicht überblicken. Ringsumher lagen hohe Bergketten, Vorsprünge mit schön gegliederten Linien; unter mir fiel der Schloßberg in üppige Baummassen hinunter. Danach Nakuraku jen mit seinem merkwürdigen Garten, und deutlich ließ sich der ganze Burgbezirk mit seinen Befestigungswerken, seinen Jashkis, seinen verwitterten Wällen und umschilften Gräben erkennen.

Es war, als müßte es hinter mir klirren, als müßte ich den gleichmäßigen Schritt der Wachen noch hören. Hat sich doch bis in unsere Zeit hinein das Feudalleben hier abgespielt. Der letzte Daimio befürwortete die Zulassung der Fremden, wurde deshalb von strengkonservativen Männern 1860 ermordet. Vielleicht hat auch er mit dem Grafen Fritz Eulenburg unterhandelt; mein Onkel hat vielleicht zugleich mit den anderen jungen Diplomaten ihn hinein- und herausgeleitet. Hätte ich einen Dolmetscher bei mir, ließe ich mir von diesem dort still sich auf der Brüstung sonnenden, vor sich hinträumenden Alten aus seiner Jugend erzählen.

Fremd und doch vertraut berührt diese japanisch-feudale Burgenumgebung, erinnert äußerlich und innerlich und stark an unsere in Deutschland, England, Frankreich und Spanien. Nur mangelte hier die Frauenhuldigung und ihre Poesie. Diese Lücke und der unserem Schönheitsideal nur allzu entfernte Typus der Rasse bildet vielleicht die eigentliche Empfindungsschranke zwischen ihnen und uns. Nicht die Verschiedenheit der Religionen, des Staates, der Wissenschaft und Kunst.

Natürlich blühte die Erotik auch hier. Es gibt entzückende Liebeslieder, und in den Romanen und Dramen spielt das Weibliche die in der ganzen Welt selbstverständliche Rolle. Nicht viel anders haben unsere Dichter von der Liebe gesprochen als im 14. Jahrhundert der weltkluge Kenko Boshi: „Werden Liebeshoffnungen nicht erfüllt, erachtet der Mann nicht seines Lebens. Nur Liebe bringt dieses zuweg, wahrlich ist tief die Wurzel der Leidenschaft und ihr Ursprung verborgen. Wir vermögen uns von allen anderen Lüsten der Welt zu befreien; dieser Lust vermögen wir schwerlich zu entsagen, Alte und Junge, Weise und Toren, alle leisten ihr Frohn." Ariische Verliebte haben Ähnliches, nur etwa tausend Jahre später, gedichtet als der Prinz Aki, der im 8. Jahrhundert folgendes sang:

„O Qual, im Verborgenen zu lieben,
Gleich einer jungfräulichen Lilie
Unter dem dichten Gräserwuchs
Der sommerlichen Ebene"

oder diese Tanka aus dem 8. Jahrhundert:

„Wer gab nur der Liebe den unnötigen Namen?
‚Sterben' sagt das Nämliche aus."

Auf seiner Reise dichtete der Hofmann und Literaturkritiker Zurajuki im 10. Jahrhundert: „Wohl möchte ich das Schiff verlassen und die Muschel der Vergessenheit suchen, möchte die vergessen, nach der ich mich schmerzerfüllt sehne. Ihr anschwellenden Wogen, treibt mir jene Muschel an den Strand."

In der fast überverfeinerten Fudshiwara-Periode am Kioto-Kaiserhofe war Fraueneinfluß, ja man darf sagen Frauendienst im Flor; aber das Rittertum, das in Europa diesen hervorrief, hat ihn in Japan vernichtet! In den Schatten bescheidener Untertänigkeit hat der Bushido die Frau verwiesen. Man nahm ihr den Glanz und Einfluß, stellte jedoch hohe Ansprüche an Frau und Tochter, lehrte die hochgespanntesten Ehrbegriffe, verlangte den unerschütterlichsten Mut. Nachdem der große Held Nobunago seinen Tod in den Flammen des Kioto-Tempels gefunden hatte, belagerten seine Feinde die Burg seines Schwagers Shibata. Als Shibata sah, daß die Feste fallen müsse, bat er seine Frau, Nobunagos Schwester, sich zu retten. Sie antwortete ihm, wohl wisse sie, wie sie zu sterben habe; sie dichtete eine Abschieds-Tanka, bot dann ihren entblößten Hals dem Schwert des Gatten. Das Gleiche haben Tausende von Samurai-Frauen getan noch bis in unsere Zeit. So todesmutig starb auch die Gräfin Nogi. Ein preußischer General, der mit Nogi befreundet war, hat mir viel von ihm und seiner Frau erzählt. Als Port Arthur sich noch immer hielt und Tausende anscheinend nutzlos hingeopfert wurden, erhielt Nogi zahlreiche Briefe, welche ihn aufforderten, durch freiwilligen Tod seinen Mißerfolg zu sühnen. Er glaubte noch nicht abtreten zu dürfen, sagte jedoch seinen zwei einzigen Söhnen, die ebenfalls vor Port Arthur standen: „Ihr dürft nicht am Leben bleiben" — und sie sind beide gefallen. Ihre Mutter zeigte dem General v. D. die Bilder der beiden. „Ich bin stolz darauf, daß meine beiden Söhne sich für den Kaiser opfern dürfen." Als nach dessen Tod der alte Krieger seinem Kaiser folgen wollte, lag auch ihr der Gedanke nahe. Wie eine Samuraifrau sich selbst den Tod zu geben hatte, war auch ihr gelehrt worden. Sie kannte genau die Stelle am Hals, besaß den dafür zu verwendenden kleinen Dolch, wußte, wie man die Kleider vorher um die Füße schlingen müsse, da sonst der Todeskampf sie in einer unschönen Stellung zurücklassen konnte ... Zwischen den seidenen Kleidern der Dame am Daimio-Hofstaat lag ein streng geschnittener Anzug aus schwarzem Tuch, weiß eingefaßt mit weißem Wappen, daneben ein Speer. Diesen lernten solche Damen von Jugend auf führen. Nahten Feinde sich der Burg, entstand ein Brand in der Abwesenheit des Herrn und seines Gefolges, bekleideten sich alle Samurai-Frauen und -Mädchen mit dieser militärischen Tracht und schirmten die Burg. Nur die Daimio-Tochter wurde zu zart angefaßt, durch Fürsorge verzogen. Ausgewählte Samurai-Frauen widmeten sich ihr von frühester Kindheit, es wurde ein Kultus mit ihr getrieben, wenn man auch von ihr die ausgesuchteste Höflichkeit, die liebenswürdigste Bescheidenheit, die zuvorkommendste Rücksicht auf Niedrigerstehende verlangte. Sie war Herrin, aber eine gütige, sanfte. Noch jetzt erkennt man die Dame der großen Geschlechter an ihrer entzückenden

Verfeinerung, an der Vornehmheit ihrer Gesinnung, aber auch, so wird es versichert, an ihrer Schlaffheit, an dem Mangel an Entschlossenheit und Ehrgeiz.

Ich habe nichts über die Daimios von Hikone ermitteln können. Den unmittelbarsten Eindruck der Herren von Hikone, der Daimios von Ji, gibt wohl der berühmte Hikone-Wandschirm, das Stillleben vornehmer, reichgekleideter Männer und Frauen; da schreiben und dichten sie, musizieren und spielen Schach. Allerliebst ein kleines Mädchen in fast verlorenem Profil, mit herabhängendem Haar. So sahen die damals hier Herrschenden aus; in dieser ruhig-gemessenen Kultur wurde hier gelebt. Ein unbekannter Zeitgenosse des Matahei hat ihn gemalt; noch bewahrt ihn in Tokio der Nachkomme des Ji-Geschlechtes. Seit uralten Zeiten muß dieser Burgfelsen am See in der Hand eines starken Herrn gewesen sein. Schon zur Fudshiwara-Zeit herrschte gewiß auch hier eine verfeinerte Kultur. Naguja gehört zur Tokugawa-Zeit, zum Einflußgebiet der Shogune. Hier wurde wohl eher der Zusammenhang mit dem Kaiserschloß von Kioto gewahrt.

Der Tokaido, die Heerstraße zwischen Tokio und Kioto, bedeutet nicht nur eine geographische Strecke, er verbindet die zwei Brennpunkte; ihre merkwürdigen Wechselwirkungen verschlingen sich untereinander. Mit den Kuges, dem hochvornehmen Hofadel, waren auch die Hikone-Herren zweifellos verwandt; wahrscheinlich auch mit den Go Sekkes, den fünf vornehmsten Familien, aus denen die Kaiserinnen erwählt wurden. Rings um das Kaiserschloß in Kioto lagen die Jashki der Kuges; wurden ihrem Herrn, dem fast göttlich verehrten und fast gefangen gehaltenen Schattenkaiser, nur kärgliche Mittel von dem Shogune gewährt, erging es diesen großen Hofherren geradezu dürftig. Einige haben Unterricht erteilt; als Hüter edelster Tradition waren sie hierzu wie keine anderen befähigt, und diese Armut tat ihrem Ansehen keinen Abbruch. Sie hatten nur das Einkommen des letzten Torhüters eines mächtigen Daimios, aber der Daimio mußte sich vor dem Kuge niederwerfen, vor ihm den Boden mit der Stirn berühren.

Aber gleichviel, ob der Daimio zu den Buke, dem Hofadel, oder zum Kuge, dem Kriegsadel, gehörte — vor dem Gesetz wurde er strenger als der einfache Mann behandelt. Meines Wissens ist dies der einzige ähnliche Fall, den die Geschichte kennt. Und noch dazu handelte es sich hier um eine Monarchie mit oligarchischem Einschlag. Iejasu, der große gesetzgebende Tokugawa-Shogun, ließ für Ehebruch mildernde Gründe, vor allem „passionelle", gelten. Keine Gnade sollte jedoch ehebrecherischen Männern und Frauen des Adels erwiesen werden; von ihnen wurde ein gutes Beispiel verlangt; fehlten sie, sollten sie hingerichtet werden. In dem unvergeßlichen Bergkloster von Koja San liegen in einem uralten Hain von Zypressen und Thuja die vornehmsten, berühmtesten, angesehensten Söhne des Landes. Dort sah ich das Denkmal, das der mächtigste Daimio, der Fürst Shimadsu — noch heute ist es der reichste und vornehmste Magnat —, den im Feldzug gegen die Ming Gebliebenen errichtet hatte. Seine Widmung lautet: „Auf daß alle, die in diesem koreanischen Kriege fielen, Feinde sowohl als Freunde, sich auf dem Pfad einfinden mögen, der zu dem Buddha führt." So ehrte

man hier im 16. Jahrhundert den Feind! Und der Zeitgenosse von Friedrich dem Großen, Josan, Herrscher von Joresawe, sagte: „Der König ist der erste Diener des Staates!"

Auch die Damen dieser Klasse waren hoher Gedankenflüge fähig, haben nicht nur Liebeslieder und Romane gedichtet. Die große Königin Kanio sang im 8. Jahrhundert: „Wenn ich dem Buddha Blumen pflückte, würde meine Hand sie verunreinigen. So laß ich sie im Felde blühen und weihe die windbewegten Blumen den Erlösern der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft." Es waren vornehme Menschen, oft jedoch überzüchtet und kraftlos. Natürlich machten sich die Folgen der Inzucht bemerkbar. Im Volk kennt man die Meningitis nicht; sie ist heute ein Erbteil dieser altadligen Geschlechter. Wie dies in früheren Zeiten in Europa gelegentlich vorkam, lebten die „allerhöchsten" Kinder nicht mit den Eltern, wurden von geeigneten Edelleuten erzogen. Daimio-Kinder schickte man oft zu Bauern aufs Land; wenn nicht, wurden sie Samurai-Frauen anvertraut. Die kaiserlichen Kinder durften nicht wie andere im Bettchen liegen, dazu waren sie zu vornehm; hochgeborene Wärterinnen trugen sie Tag und Nacht in ihren Armen. Ich habe das Bett eines Daimio-Kindes gesehen; es war aus der erlesensten Lackarbeit. Auf Goldduft lagen Zweige und Blüten; lange hatte ein namhafter Künstler daran gearbeitet; nur dank einer tausendjährigen Überlieferung wurde diese Vollendung erzielt. Ebenso kostbar war das kleine Gestell, um die Windeln zu trocknen. Die kaiserlichen Töchter waren auch früher zur Ehelosigkeit verurteilt, denn sie konnten keinen Niedrigerstehenden heiraten. Meistenteils wurden sie Äbtissinnen vornehmer Frauenklöster. So eines sollte ich bald in Kioto besuchen. Es war ein ästhetisch schöner, ruhiger Bezirk am Waldesabhang. Die Kaiserliche Hoheit hat Opferkuchen für den Mikado mit eigenen Händen zu bereiten; allwöchentlich werden diese nach Tokio geschickt. Auch hatte sie den Kaiserahnen alle großen Ereignisse mitzuteilen; zur Mitternacht meldete sie nach vielen Verneigungen im kleinen, reichgeschmückten Klosterheiligtum die Kriegssiege über Rußland, seither mit bebender Stimme den Tod des Mikado.

Die überflüssigen Töchter dieses Hauses werden wohl auch solchen vornehmen Klöstern überwiesen worden sein.

Nun ging ich die alten Steinstufen hinunter, wanderte noch lange im Garten des alten Daimio, besah mir seine Prunkgemächer. Dies war der Audienzsaal, in dem die Neujahrsbeglückwünschung und ähnliche Feierlichkeiten vor sich gingen. Ein erhöhter Ehrenteil ringsherum in nachgedunkelter Pracht, goldene Wandschirme mit großen weißen Päonien bemalt. Im Nebenraum prangten genial hingeworfene monumentale Baumzweige und Vögel der Kano-Schule; überall zeigten die Griffe und Beschläge der Türen die erlesenste Arbeit. Unendlich harmonisch gingen alle Töne ineinander über: das fahle Gelbgrau der Matten, das Dunkelbraun des gebohnerten Holzes, der schwarze Lack, die verblaßten Kassetten der Decke, die Goldherrlichkeit der Wände. In Weiß gekleidet hatte der alte Daimio dort gesessen, zu beiden Seiten die Samurais in dunkel-bizarr-malerischer Rüstung. Zu ihrer Seite

hatten sie ihre berühmten, wie ihr Augenlicht gehüteten Säbel, die „Seele des Ritters", und nach der Audienz begab sich der Daimio mit seinen Freunden in einen kleinen Gartenraum, und dann begann die mystisch-ästhetische Feierlichkeit der Teezeremonie, der althergebrachte Tshanoju-Ritus. Damals, wie es noch heute in etwas altmodisch-verfeinerten Kreisen geschieht, kamen vier bis fünf Herren nach einer kleinen Wartepause auf der Bank des engbegrenzten Gartens im strengschlichten Teehäuschen zusammen. Nach den gegenseitigen Verneigungen kredenzte unter Beachtung aller Formen der Hausherr ihnen den auf besondere Art von ihm selber aus grünem Teestaub gequirlten Tee. Etwas Einfacheres, etwas in sich Vollendeteres als die hierzu benützten Gefäße hat es nie gegeben. Es sind henkellose, tiefe Tassen, etwa aus chinesischem, koreanischem oder Raku-Steingut. Fast immer sind sie handgeformt; „grob und plump", erscheinen dem schlichten Europäer als „Bauernware". Die besten alten Exemplare werden mit Gold, ja mit Juwelen aufgewogen, kommen kaum auf den Markt, kommen niemals nach Europa noch Amerika, denn die in Japan erzielten Summen würden europäische und japanische Händler niemals zahlen. Unsäglich lebensvoll vibriert die unregelmäßige und doch dem Griff angemessene Form, spielen die zartverschwimmenden Töne; atlasweich, sanftglänzend ist die Glasur. Die oft vom Teemeister eigenhändig geschnitzten Löffel zeigen trotz der klassisch-ruhigen Form eine „Eigennote". Auf das bedachteste hatte der Hausherr aus dem im Kura (dem feuersicheren Speicher) bewahrten Schatz die nötigen Zutaten der Zeremonie ausgewählt. Ein Kakemono, eine Blumenvase, Teekessel, Teebüchse, Weihrauchbrenner und das eine Trinkgefäß. All diese Einzelheiten, auch die Wahl des Blumenzweiges in der Vase, der Weihrauchsorte wurden sorgfältigst von den Gästen gewürdigt, wurden in einem gewissen Moment der Festlichkeit betrachtet, mit vorgeschriebenen und doch fein abgemessenen Worten bewundert. An ihrer Auswahl und ihrer erlesenen Güte wird die Bildungsstufe des Gastherrn erkannt. Robust-rationelle Europäer ersehen in diesen Teefeiern und diesen Zusammenkünften, um die Herkunft und Güte verschiedener Weihraucharten zu beraten, törichte Spielereien einer Müßiggängerkaste. Doch bedeuten diese Riten eine verinnerlichende, asketisch angehauchte Seelendisziplin, eine Abkehr von der lauten Pracht, dem berauschenden Genuß, den Unterscheidungen des Reichtums und Ranges der fern von den Toren des schlichten Teehäuschens vorüberrauschenden Außenwelt. Mitten in der Erwerbstätigkeit oder im politischen Leben stehende moderne Japaner haben höchstens im Alter Muße, nach alter Sitte andächtig aus der kostbaren koreanischen Tonschale den gequirlten Tee zu trinken. Aber noch heute gilt die Zeremonie für die hohe Schule sicherer gesellschaftlicher Formen. Jede höhere Tochter erlernt sie; man erachtet, daß sie erst dadurch in jeder Lage mit gemessener Ruhe und Gelassenheit aufzutreten vermag.

Der Garten des alten Daimio hat „acht Schönheiten", welche im kleinen Maßstab die berühmten Punkte des Biwa-Sees wiedergeben. Ich fand sie nicht heraus, sie interessierten mich auch weniger. Freilich hätte ich gern einige Benennungen im Garten gekannt. Gab es hier einen „Hain des

grauenden Morgens", eine „Hütte zur Mondbetrachtung", einen „Strand der herbstlichen Winde"? Hier war ein Lotusteich. Alte Bäume hatten verknörpelte Stämme und Wurzeln, unter diesen standen Bänke im tiefen Schatten. Zwei ganz kleine Mädchen in blau und weißen Kimonos mit rosenroten Obis und halblangem, flatterndem Haar jagten mit zwei schönen schwarz und weißen Tshauhunden umher. Es folgte die Kinderfrau; auf ihrem Rücken hatte sie das jüngste Kind mit einer apfelgrünen Seidenschärpe gebunden. Vor mir gingen zwei Schwestern. Sie waren etwa sechs bis acht Jahre alt, hatten sich allerhand zu erzählen und lachten darüber so herzlich, daß sie immer von neuem stehen bleiben mußten. In ihren grau und orange großgemusterten Kimonos und blutroten Schärpen bildeten sie eine allerliebste Gruppe.

Es kamen Glyzinienlauben, herrlich umrissene Kiefern. Vollendet richtig, anscheinend unabsichtlich war alles komponiert; diese weißblühenden Deutzienbüsche gaben neben einem Steinblock von jeder Seite einen feingeschwungenen Umriß; durch Felsen und Vorsprünge, durch eine kleine Brücke mit Schilf und Irislilien war der Teich gegliedert. Seine Gestaltung, die Steinblöcke, haben ihre besondere ethische und symbolische Bedeutung und Benennung, erinnern an berühmte Aussprüche, an Legenden und Gedichte. Diese Beziehungen verstehen wir nicht; aber nur mit dem grausteinigen, trockenen „Flußbett", dem Emblem der Reinheit, konnte ich mich nicht befreunden. Im übrigen entzückte mich der klassische japanische Garten. Er erreichte diese seltene Kunsthöhe, natürlich zu wirken, sich anscheinend den Pflanzen selbstverständlich anzuschmiegen, trotz aller seiner unglaublich raffinierten Akzente, seiner uns fast kabbalistisch erscheinenden Regeln, trotz seiner überreifen Symbolik.

Ehe ich nach Japan kam, hatte ich den ostasiatischen Garten gehaßt; stammt doch von ihm die über ein Jahrhundert lang dauernde, nur hier und da überwundene Vernichtung unserer europäischen Gärten. Es läßt sich glatt beweisen. Sir William Chambers schilderte 1750 in begeisterten Worten einen chinesischen Garten und seine Teich- und Felsenlandschaft, seine mannigfachen seltenen Blumen und Sträucher. In England glaubte man, daß es sich um einen „kunstlosen natürlichen" Garten handle; Rückkehr zur Natur lag in der Luft, so nahm das Unheil seinen Lauf. Noch deutlicher als in Japan erkennt man in China die Herkunft des sogenannten „englischen" Gartens. Nicht nur seine willkürliche landschaftliche Anlage, auch die Zutaten, die schwarzen Balkengatter, die schilfbedeckten Sommerhäuschen, die geschwungenen Vorfahrten, die das Haus umgebenden winterharten Bäume und Sträucher — all dies geht sinnfällig auf Ostasien zurück. Alles ist gänzlich mißverstanden, ist eine oberflächliche Nachahmung, ohne eine Ahnung der Regeln, der Kompositionsgesetze, der esoterischen Bedeutung. Etwa als könnten Mongolen eine Sinfonie schreiben, indem sie sich genau an die Notenlinien, Schlüssel, Tonarten und Tempibezeichnungen hielten. Naiv-blind gingen wir vor; die Sündensaat sprießt noch heute.

Neben dem „klassischen" Garten fand ich in Japan, jedoch gelegentlich auch in China, „einfach menschliche" Blumengärten. Selbstverständliche rechtwinklige Beete, mit einer lieblichen durcheinanderwuchernden Fülle der ver-

schiedensten Stauden. So auch hier in Hikone. Neben der berühmten Inkio-Schöpfung lag ein Garten mit farbenfreudigen Rabatten; zwischen den hohen gelben Sternblumen der Coreopsis standen einige große, grau und grün glasierte Tongefäße, und drei kichernde Musmes (Mädchen) gingen zwischen den Blumenbeeten auf und nieder.

Im Gasthof war ein reger Betrieb. In allen Galerien, in unregelmäßigen kleinen Anbauten saßen Herren in ihren nach dem Bad angelegten frischen hellen Kimonos, rauchten, lachten und aßen. Sahen auf den Garten, freuten sich an den mattblau abendlichen Bergen, an dem Wasserglanz. Im Flur begegnete ich geschminkten, rotrosa und gelb gekleideten kleinen Geishas.

Dann verklingt das Samisen-Gezirpe, kühler, dunkler Friede breitet sich aus. Von der Burg dröhnt wie seit Jahrhunderten der Klang jener uralten Glocke. Unter dem langsamen Stoß erbebt das Erz, feierlich ebbt und verklingt der Ton.

„Nachts das Übermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht."

Unsere Milchstraße heißt hier der Himmelsstrom, in dem die Gottheit sich badet. An ihrem einen Ufer, der Aquila — ich habe mir die Stelle von einem Ostasiaten zeigen lassen — glüht der Stern des Hirten; ihm gegenüber liegt die Vega, das Webermädchen. Die beiden liebten sich und wurden getrennt. „Ein Tag im Jahre ist den Toten frei"; im Hochsommer dürfen sie zueinander, dürfen sich angehören, und in ganz China und in ganz Japan feiert man in jener Nacht das Fest ihrer Liebe. Sie haben hier fremde Namen, aber es sind die von der Heimat her bekannten Bilder: die Kassiopeia, der Große Wagen, die Leier leuchten vertraut über mir im fremden Land; hier in Ostasien, wo in meilenweiter Ferne kein Europäer weilt, kein Mensch auch nur eine europäische Sprache versteht.

Kusazu. Bei strahlender Morgensonne verließ ich im Kuruma den Inkio-Garten, kam noch einmal an der thronenden Daimio-Burg vorbei.

Die Gegend wurde wieder hübsch, an den Abhängen wuchsen Fichten, Azaleen und lange Gräser. Zwischen ihnen lag halbverdeckt ein Friedhof mit grauen Grabsteinen, mit der verwitterten Statue des Höllenrichters Emmo. Eine Umschreibung des Todes heißt: „Bald ruhe ich unter dem langen Gras".

Die im ganzen Land bekannte Schönheit der Kioto-Bevölkerung machte sich schon bemerkbar. Zu verschiedenen Malen sah ich Männer und Frauen mit dem langen, feinen „Utamoro"-Typus, mit einem bemerkenswert sympathischen Ausdruck. Auch die Kioto-Kultur trat leise hervor. In den Gärten war ungewöhnlich Hübsches zu sehen; alle erdenklichen Sträucher wurden, wie das ja auch bei uns sein könnte, zu Hecken benützt. An ihnen entlang zog sich oft ein steingefaßter Wasserlauf, über den sich Rosensträucher neigten. Die hier wie bei uns wildwuchernde gelbe Nachtkerze wurde gleichwertig zwischen vornehmen Blumen verwandt; in einer Vase sah ich die geglückte Zusammenstellung dieser schwefelgelben Kerze mit dem sanften Lila der Glyzinien. Es war in der Schmiede; der am Boden sitzende Meister hämmerte mit dem primitiven Handwerkszeug einen geschmackvollen kleinen Kessel.

Helle Glöckchen erklangen, Pilger kamen des Weges, wollten die berühmten Tempel des Biwa-Sees besuchen. Auf dem Rücken trugen sie Bündel, über ihrem Kittel einen weißen Pilgerrock, auf dem Priester den Stempel der heiligen Stätte aufdrücken. Ein Glöckchen verkündet ihr Nahen; von guten Seelen werden ihnen Almosen gereicht. Zu Kämpfers Zeiten, vielleicht noch jetzt, stand auf ihren Sonnenhüten Name, Geburts- und Wallfahrtsort, diente zur Auskunft, sollte ihnen ein Unfall zustoßen. „Vielen", sagt er, „gefällt ein solches andächtiges Umherwandeln so wohl, daß sie ihr ganzes Leben damit zubringen und durch ein anderes Gewerbe ihren Unterhalt sich zu verschaffen gar nicht wünschen."

In Notogawa machte ich Mittagsrast. Auch in diesem kleinen Ort war das Gasthaus erstaunlich nett gehalten. Von meiner Galerie sah ich Bronze-Wassergefäße, Feldsteine mit einem Strauch blühender Teerosen, dessen Blätter im kleinen Gärtchen verwehten. Der Wandschirm war mit Dutzenden von kleinen Bildchen und Fächern beklebt; anscheinend waren diese willkürlich verstreut, und doch nach erprobten ästhetischen Regeln. Das Kohlenbecken hatte blaugrau fließende Lasuren. Nebenan im Nachbarhaus wurde Musikunterricht erteilt. Die einfache Melodie — ich hatte sie oft an den verschiedensten Orten gehört — wurde ein Mal über das andere Mal vom Lehrer vorgesungen, darauf spielte sie der Schüler so gut es ging auf dem Samisen nach. Den ganzen Tag über verfolgte mich die Melodie.

Nun ging es zu Fuß weiter. Noch war ich auf dem Nakasendo, aber hier zeigte er sein Alter, seinen Adel. Er war schmal, etwa so breit als die römische Heerstraße in Ligurien; zu beiden Seiten standen prächtige alte Kiefern. Wir durchschritten hügelige Gelände, dicht mit Nadelholz und Bambus bestanden. Nahe und ferne Berge kamen in Sicht; hier in diesem kriegsdurchwühlten Herzen des Landes hatte auf den Höhen oftmals das Feuerzeichen warnend und zu den Waffen rufend gelodert. Am Weg stand ein prächtiges, von Riesenkiefern bewachtes Torii-Tor, führte zu einem hochgelegenen Tempel. Der Nakasendo stieg an. Unten lag der Biwa-See mit seiner schimmernd-blauen, bergumkränzten Fläche. Am höchsten Punkte der Straße war ein kleiner Vorsprung; unendlich viele Wanderer haben gewiß hier angehalten und sich lächelnd an der Schönheit erfreut. Gewiß haben zahllose hier eine Tanka gedichtet; auch die in den Kampf ziehenden Krieger. „Literatur und Waffen sollen gepflegt, Treue, zeremonielle Sitte und Ehrbarkeit sollen richtig befolgt werden", verordnete im 17. Jahrhundert eine Samurai-Vorschrift. So fand jeder es richtig, daß einer im Marsch inne hielt, sich Schreibutensilien aus dem Gürtel nahm und ein Gedicht verfaßte. Oft fand man auf dem Schlachtfeld solche Papiere unter den Brustpanzern der Leichen. Ja noch heute, noch heute, trotz aller neuesten Kriegstechnik, dichten Japaner vor und während der Schlacht.

Die Blütezeit der Lyrik, das 8. Jahrhundert, war noch nicht lange vorüber, als der Nakasendo angelegt wurde. Hitomaros und Attahitos schönste Tankas waren damals verhältnismäßig neu, wurden, wie noch heute, gern im leise singenden Ton während der Wanderung gesprochen. Um die Mitte des 15. Jahr-

hunderts zog der um den Ausbau der Shinto-Lehre verdiente Dichter Fudshiwara Kamejoshi auf dieser Straße entlang, besuchte den Biwa-See, beschrieb ihn in geschliffener Prosa mit eingestreuten Tankas, „kommt der Sommer, verstummt der Nachtigallen Gesang, erklingt des Wasserfalls schäumendes Tosen".

Hier in Kusazu angekommen, ging ich am Flußufer spazieren, sah auf den See, auf den Sonnenuntergangsschein hinter dem tief und tiefer blauenden heiligen Hieizan-Gebirge. An einem Brunnenschwengel zog eifrig ein kleiner nackter Knabe; die kindlich-weichen Umrisse hoben sich vom Rasengrün. Seine Schwestern hatten sich mit weißblühenden Stauden geschmückt, spielten umher; es flatterten ihre halblangen schwarzen Haare, es leuchteten ihre bunten Obischärpen.

Ausnahmsweise lag ich um zehn Uhr noch nicht auf den Steppdecken unter dem Mückenbaldachin, sondern las, in den Kimono gehüllt, einen Roman von Bakin, dem berühmten japanischen Zeitgenossen des großen Balzac. Trotz der naiven Technik war es eine spannende Erzählung, hochmoralisch, mit merkwürdigen kulturhistorischen Seitenlichtern. So bespricht der Verfasser ausführlich die „Donnertiere"; ihre Existenz stünde vollkommen fest, nur hielte es schwer, Genaueres zu erfahren. Als die Tochter sich aufmacht, um den Todfeind ihres Vaters umzubringen, betet sie zur barmherzigen Quannon, und die Gottheit steht ihr bei. Auch in den leidenschaftlichsten Krisen verkehrten die Familienmitglieder selbst der Arbeiterkreise mit ausgesuchter Höflichkeit untereinander. Ich las eben die Todesszene der tugendhaften, schwergeprüften Gattin; sie ging „den einsamen Weg", hoffte bald „auf dem Lotuskelch zu sitzen". Plötzlich stand neben mir ein uniformiertes Wesen mit klirrendem Säbel: „excuse me, I policeman". Er wünschte ausführlichere Personalnotizen, meine Angaben auf dem Anmeldezettel hätten ihn nicht vollauf befriedigt. Vielleicht wollte er außerdem sich auch den seltenen Gast ansehen und sein mühsam erlerntes Englisch anbringen. Diese Dshunsa entstammen oft einstigen Samurai-Familien, werden daher sehr geachtet; in den Dörfern begrüßt jedes Schulkind sie mit ehrfurchtsvollem Gruß. Ich fand sie immer hilfsbereit und höflich. Eifrig und freundlich studierte der kleine Dshunsa meine ihm gereichte Karte, wollte jedoch noch möglichst viel über meinen Mann, meine Kinder und meinen Beruf erfahren. Endlich hatte er alles zu Ermittelnde mit schönen chinesischen Schriftzügen in sein Buch eingetragen. An der offenen Schiebetür kniete unterdessen im dunkeln Kimono in vorschriftsmäßiger Stellung auf den Hacken ruhend, die Augen niedergeschlagen, sein Diener, von einer runden, tiefroten Laterne beleuchtet. „I very sorry, excuse me," murmelte dann lächelnd mit höflichen Verneigungen die Behörde und verschwand.

Ozu; Hakkei kwan—Jadoya. Ein besonders schöner Tag. Jetzt war ich wieder auf dem alten Tokaido, sah um mich das rührige Wanderleben: Hausierer, Lastträger, fahrende Leute, Pilger, Teehäuser am Weg. Alte Makemono (Rollbilder) zeigen genau das gleiche Bild. Die nämlichen Buden, Häuser, die flatternde Wäsche, die zum Sonnen hinausgehangenen Schlafkimonos, die Sandalenverkäufer. Es fehlt nur die mit goldenen Blumen und Wappen geschmückte Lackfänfte. Die zierliche Daimio-Gattin ließ halten;

denn sie sah Gaukler mit geputzten Äffchen, so schob sie die seidenen Vorhänge beiseite, und die Äffchen tanzten ihr vor.

Im Jahre 1868, im November, zur Zeit der rotlodernden Ahornblätter, kam hier ein denkwürdiger Zug vorbei. Der junge, jetzt noch herrschende Mikado Muzuhito hatte Kioto verlassen, reiste auf dem Tokaido nach Jeddo (später Tokio genannt). Dadurch brach er mit der unvordenklichen Tradition, damit stürzte er die Shogun-Herrschaft, damit begann die neue Zeit. Über tausend Jahre lang verlief das Dasein der Söhne der Sonnengöttin Amaterasu in dem mauerumgebenen Palastbezirk von Tokio. Nur ein gelegentlicher Tempelbesuch unterbrach den feierlich-rituellen Gang der Tage. Sommer und Winter, jahraus, jahrein, ein Millennium hindurch kniete man in diesem Palast vor dem Mikado, verrichtete die heiligen Gebräuche. Vom Vater zum Sohn; war einmal keiner vorhanden, wurde ein naher Verwandter angenommen. Es ist das ursprüngliche altheilige Geschlecht, die älteste Dynastie der Welt. Da, auf Drängen einiger Daimios, die, wie der von Hikone, an eine neue Ära glaubten, wagte der junge Mann den entscheidenden Schritt.

Die bronzegeschmückten Flügel des Kaisertores wurden zurückgeschlagen. Ist das heutige Portal auch nur einige Jahrhunderte alt, steht doch seit tausend Jahren das gleiche Tor an der gleichen Stelle, dem Hauptpalast gegenüber. Auch heute tat es sich nur dem Mikado auf. Die vielhundertköpfige Leibwache eröffnete und beschloß den Zug; Kriegsleute in ihren frühmittelalterlichen Rüstungen, mit ihren zwei Schwertern bewaffnet. Es kamen endlose Reihen von Trägern der kostbaren Lacktruhen und Reisekoffer. In der Sonne schimmerten die Fahnen, die auf Lanzen hochgetragenen Embleme. Dann erschien die geschlossene Sänfte; das helle kostbare Holz des schwarzlackierten Dachs war mit den goldenen kaiserlichen Chrysanthemen geschmückt. In schwerseidenen Verschnürungen ruhten die Stangen, sechzehn Träger wechselten ab. Gleich hinter „ihm" wurde der zweiräderige Phönix-Wagen aus goldenem Lack getragen; auf seinem hohen Dach schwebte ein goldener Phönix. Dann folgten die Würdenträger, die Wachen.

So kam dieser Zug am Herbsttag vor zweiundfünfzig Jahren hier vorbei. Der scheue und doch willenskräftige junge Mikado sah verstohlen zwischen den Fensterverschlägen auf die große, fremde Welt. Seinen hundert Ahnen war sie verschlossen geblieben; er als erster sollte sie nun erblicken, hatte sich seines Glorienscheines als erster freiwillig begeben. Ich werde zeitlebens bedauern, daß er vor sechs Wochen wegen des Windsturmes nicht zum kaiserlichen Kirschblütenfest erschien, daß ich ihn damals nicht sah. So historisch merkwürdig als sein Dasein ist kaum das eines anderen Lebenden gewesen.

An einem Häuschen saß ein Greis auf den Matten, blickte mich nachdenklich an. Er hat als erwachsener Mann wohl jenen Mikadozug erlebt. Gewiß hat er die Augen nicht erhoben; nicht nur war das untersagt, er hätte es nicht gewagt. Noch in jener Zeit glaubte das Landvolk, wer den Sohn der Sonnengöttin ansehe, müsse sterben.

Jetzt nahte ich mich dem See, jetzt kam die berühmte lange Brücke von Seta. Sie ist vollendet schön, im besten Stil, mit wuchtigen Balken und

Bronzeschmuck, mit langer Wölbung. In der Mitte liegt eine Insel mit Kapellchen und Ruhebänken; hier sitzen die Wanderer und sehen auf den hellgrünlichen Strom, der, von den üppig bewaldeten Berghöhen kommend, sich nun in den See ergießt. Allerhand Geschichten sind mit dieser Stelle verknüpft. Kämpfer erzählt: „Ein Drachen (der bei den heidnischen Völkern überhaupt in großer Achtung ist) halte allhier am Ufer seine Wohnung. Ein gewaltiges Tausendbein von zwei Mannslängen hielt sich zwei Meilen von hier auf einem Berg, der eben von diesem Tier den Namen Muhaddo Samma führt, und machte selbige Straße unsicher, verfügte sich auch des Nachts ans Ufer und verzehrte die von dem Drachen gelegten Eier. Hierüber entstand zwischen den beiden Tieren ein großer Streit, worin der Drachen obsiegte und jenen schädlichen Feind ums Leben brachte."

Ich ging am Seta-Fluß entlang. Die Straße lag am Ufer, hart am dunkeldichten Hochwald; über die Felsen schlangen sich Azaleen und großblättrige weiße Rosen. Pilger zogen vorüber, rasteten in den Teehäusern, die baumbeschattet sich am Flusse erhoben. Dann kam der „Tempel des steinernen Berges", Ishi jamadera, in Sicht. Ein großes Tor, ein Aufstieg mit steinernen Laternen, mit Ahornen und Kirschbäumen. Zu beiden Seiten ummauerte Priesterwohnungen mit gefälligen Portalen. Dann begannen die wildumhergeschleuderten dunkel-basaltenen Felsblöcke, die den Namen gaben. Mit bemerkenswerter Kunst waren sie zu den Zauberanlagen verwendet. Hier lag eine überdachte Zisterne zwischen dem Gestein; es krümmte sich ein großer, grün-bronzener Drache am Becken, das den fließenden Wasserstrahl aufnahm. Der heilige Quell liegt am Felsenberg, ich trank aus dem alten erzenen Schöpfer; das Wasser war kristallklar und kalt. Nun steinerne Stufen hinauf; immer dichter wurde der Hain herrlicher Sugi-Zypressen, zwischendurch diese merkwürdigen schwarzen Felsen. Hier und da erhoben sich Tempelgebäude, gingen harmonisch in den Waldhintergrund über. Seit tausend Jahren stehen Tempel an dieser Stelle, duftet hier der Weihrauch, tönt die Glocke, knien Priester und Pilger vor den Altären. Von den ältesten Gebäuden ist wohl nur wenig übrig geblieben; die meisten entstammen der Tokugawa-Zeit, haben braungetönte, grünverwitterte Schindeldächer, graues Holz, Beschläge aus Bronze und stumpfvergoldetem Eisen.

Im dämmerigen Innenraum standen Blumen vor der Göttin, schwaches Licht fiel auf den goldigen Grund. Es nahte sich ein Pilgerzug, alle trugen die gleichen blauen und weißen Kimonos. Der Anführer hielt eine purpurviolette Fahne. Beim Eintreten knieten alle nieder; die berühmte Quannon-Statue war in der Dunkelheit kaum erkennbar; in ihrem Innern umschließt sie die eigentliche sakrosankte kleine Kultstatue. Diese gehörte dem „Heiligen Prinzen", dem Regenten Shotoku, einer der sympathischsten Gestalten der japanischen Geschichte. Um 600 hat er gelebt. Mehr als irgend ein anderer begünstigte er den Buddhismus, befestigte aber auch wirksam die Zentralgewalt des Staates, ließ das junge Reich energisch nach außen vertreten, herrschte weise und gerecht. Er liebte die Künste, er förderte jegliche verfeinernde Kultur. Selber ein vorzüglicher Tonkünstler, verbesserte er die Flöte,

ließ die jungen Adeligen in der Musik, in der würdevollen Grazie koreanischer Tänze unterweisen; bis zu dem heutigen Tage ist er in Osako und anderswo Schutzpatron der Künstler und Handwerker. Eine edle und reine Seele; „als er starb" — so berichtet die aus dem 7. Jahrhundert stammende Chronik Nihongi — „sagten alle: ‚Sonne und Mond haben ihren Glanz verloren'".

Noch intimer als mit dem heiligen Prinzen ist jedoch Ishi jamadera mit der, man darf möglicherweise sagen, größten Dichterin aller Zeiten verknüpft. Auf jeden Fall hat keine andere dichtende Frau so stark als Murasaki gewirkt. Nur in einer Literatur der Welt erreichte eine Frau auf einem Hauptgebiet das Höchste: in der japanischen. Während der verfeinerten Fudshiwara-Periode um 1000 lebte Murasaki am Kioto-Hofe. Sie war eine Anverwandte des großen „Hausmeier"-Geschlechts der Fudshiwara, war auch einem dieses Namens vermählt und Hofdame einer Kaiserin derselben Familie (der Stammbaum der jetzigen Kaiserin geht auch auf die Fudshiwara zurück). Murasakis Herrin wurde, so heißt es, von der Oberpriesterin der Ise-Heiligtümer um einen neuen, „interessanten" Roman gebeten. Sie beauftragte hiermit ihre kluge Hofdame, und diese begab sich nach Ishijama, wachte die Nacht über im Tempel, göttlichen Beistand zu erwirken. Es war der Abend des 15. August. Der Vollmond schien auf den Biwa-See. Da kamen ihr die Gestalten, die Abenteuer des Prinzen Genji, verdichteten sich, nahmen Gestalt. Murasaki ergriff eine Feder (unendlich oft ist die angesichts des Mondes Dichtende dargestellt worden), schrieb gleich auf der Rückseite einer buddhistischen Sutra die hauptsächlichen Kapitel nieder, hat jedoch später, um die Vermessenheit zu büßen, dieses heilige Werk eigenhändig abgeschrieben. Ein junger Priester zeigte mir ihr Gemach; hinter dem Allerheiligsten lag der kleine nachgedunkelte Raum. Er war unzweifelhaft überaus alt; die Balken hatte man noch mit der Axt geglättet; verblichene Goldwolken zogen sich an den Wänden. Hier hing ihr Bild, zeigte sich in der feierlichen Hoftracht, mit dem lang herabfließenden schwarzen Haar. Hier werden auch einige ihrer Manuskripte und Gegenstände bewahrt; vor allem jene Sutra-Abschrift. Seit neunhundert Jahren hat man ihrer und ihres Werkes hier gedacht. Daß dieser recht weltliche Roman der Hofdame innerhalb der Tempelmauern zum Klange der Glocken gedichtet wurde, hat keinen verletzt; und doch läßt sich, wie behauptet wird, ein großer Teil wegen seiner freien erotischen Schilderungen nicht gut in eine europäische Sprache übertragen. Wenigstens ist das leider die Ansicht des japanischen Übersetzers. Japaner halten jedoch alle die Europäer für sittlich so leicht verwundbar, als unverheiratete angelsächsische Missionarinnen es sind. Nach den Schilderungen, die mir von den unterdrückten Stellen gemacht worden sind, handelt es sich um naive Freiheiten, gleich denen der Novellen jener vortrefflichen Frau Margarete, Königin von Navarra. Auch in der für uns zurechtgesetzten Ausgabe ist es ein entzückendes Buch. Aus der Zeit unserer Ottonen stammen diese Zergliederungen der Frauenseele, diese Natur-Impressionen. Murasakis Wortwahl gilt noch heute für unerreicht; überaus fein sieht sie, vermag sie anzudeuten. So eine Morgenstimmung nach schwüler Nacht. Prinz Genji verließ in der Morgenfrühe

das Haus seiner Geliebten: „Seine Augen waren schlaftrunken, wunschlos und matt. Zarter Dunst lag auf dem Garten; eine junge Dienerin geleitete ihn hinaus. Sinnerfrischend dufteten und blühten die Bäume, Winden schlangen sich um das Ästegewirr. Genji blieb träumend stehen, sein Blick fiel auf das ihn geleitende junge Mädchen. Durch ihr hellgrünes Seidenkleid schimmerte die zierliche Gestalt. Sie war anmutig; Genji betrachtete sie gerührt, führte sie zur Gartenlaube und setzte sich ihr zur Seite." Gerade hier in Ishijama mag sie die folgende Stimmung empfunden haben: „Ein leichter Regenschauer fiel auf das Land; von den Bergen wehte es kühl. Der Strom war geschwollen, von weitem hörte man sein Rauschen und Rasen. Dazwischen erklang schwermütig und leise das Geräusch der Rosenkranzkugeln, das schläfrig plärrende Gebet."

Anfang des 13. Jahrhunderts kam der Bonze Chomai auf seiner Wanderung nach Ishijama. Ein edel empfindender Mensch, hat er Unvergängliches in seinem Hojoki, dem Einsiedlerbuch, hinterlassen. Früher, als wohl der erste Europäer, Petrarca, einen Berg bestieg, um sich der Aussicht zu erfreuen, schrieb Chomai: „Ich erklimme den Gipfel, um das Land zu überschauen, um die Schönheit des Anblicks zu genießen. Niemand kann mir diese Freude rauben, denn uns allen gehört die Natur." Mit impressionistischer Feinheit gibt er die Sinneseindrücke wieder: „Der Morgenregen klingt wie Waldesrauschen. Höre ich das Käuzchen klagen, ist mein Herz von Mitleid erfüllt."

Wieder führten Steintreppen zwischen Felsblöcken und Bäumen hinauf. Oben erhob sich der ehrwürdige Glockenturm, die altersgraue Pagode; und an die steinerne Terrassenbrüstung gelehnt, sah ich auf den Fluß, auf die Wege, die lange Seta-Brücke, den See. Gern würde ich hier eine Sommermondnacht verbringen. Von weit her kommen seit unvordenklichen Zeiten die Menschen, um sich hier an den Glühwürmchen im Tempelhain und am Ufer und an dem hinter dem Berg aufsteigenden Mond zu erfreuen.

Im Gasthaus am Wasser wurde Mittagspause gehalten. Unter mir angelten zwei vergnügt lachende Japanerinnen in geblümten Kimonos; mit ihnen war ein junger Herr. Dem Fischkasten entnahm die mit einer gelborangenen Schärpe geschmückte Köchin einen Aal, und dieser wurde bald darauf gebraten und zierlich angerichtet mir vorgesetzt.

Nun weiter den Tokaido entlang. Es kam die Awadshi-Ebene; wie die Lange Brücke gehört sie zu den „acht Schönheiten", und man soll sie „bei Wind und Sonne sehen". Durch einen glücklichen Zufall brach die Sonne zwischen den Wolken hervor. Im Wind bewegten sich die Kieferwipfel; hinter ihnen lag hell erleuchtet die Wasserfläche, das blaugraue Gebirge. Nun ging es durch Ozu.

Es ist eine Stadt von 40000 Einwohnern, aber schmal, gedehnt. Endlos erstreckt sich die Hauptstraße mit ihren Läden, ihrer belebten Menge; hier lagen auch stattliche herrschaftliche Häuser. Durch eines der Portale sah ich auf einen Vorgarten. Im offenen Flur des dahinterliegenden Wohnhauses stand ein prächtiger Goldgrund-Setzschirm. Vielleicht wohnte hier ein Kaufmann, vielleicht ein Marquis aus Daimio-Geschlecht; denn als eine der mir be-

merkenswertesten Maßregeln des Meidshi erscheint die Kaltstellung des Adels, der einstigen Herren, ihre Rentenablösung. Alle Daimios sind je nach dem früheren Einkommen untätige, reiche oder nur wohlhabende Rentner geworden. Natürlich bleibt ihnen unbenommen, jede Laufbahn einzuschlagen; doch genießt die große Mehrzahl, losgelöst von der Scholle, von allen Pflichten und Rechten des Landlebens, eine zahm-behagliche Villenexistenz. Glücklicherweise sind ihre Häuser fast immer noch echt japanisch, haben nur einen europäischen Anbau, um Ausländer „würdig zu empfangen". Draußen tragen die Herren meistens europäische Tracht, drinnen fast immer den Kimono der Väter. Sie sammeln mit feinem Geschmack unter großen Opfern altasiatische Kunst (mit Vorliebe natürlich die aus China und Korea), treiben ohne viel Begeisterung Sport, lieber noch Politik. Sie photographieren und besuchen ihre exklusiven Klubs; der große Plebejer Ito hat sie durch die Renten bestochen und als Stand vernichtet. Während der großen Umwälzung haben sich mehrere der Großen glänzend bewährt; es waren Ausnahmen. Nur wenige der ersten Namen sind jetzt in der hohen Beamtenschaft, ja selbst unter dem Hofadel vertreten. Zwar wimmelt es von Titeln; doch handelt es sich meist um nagelneue Familien, die entweder den Finanzkreisen oder armen und tüchtigen Samurai-Geschlechtern entstammen. In der erstarrenden Etikette der Schlösser, ohne unmittelbare Berührung mit der Außenwelt, waren die großen Herren geistig und moralisch kraftlos geworden. „Dumm wie ein Daimio," sagt ein Sprichwort.

Eben fuhr hier eine herrschaftliche Kuruma vor; der Kurumaja verkündete mit lauter Stimme, wie sich dieses schickt, die Ankunft. Es eilten Diener in den offenen Hausflur, berührten den Boden mit der Stirn. Ein alter Herr stieg aus. Er trug einen grauseidenen Kimono, einen schwarzen europäischen runden Hut, hatte ein blutleeres, verdorrtes, feines Vogelgesicht.

Darauf kam ich an den überaus geschmackvollen Hafen. Steinerne Mauern ragten kreisrund in den See, hatten als Abschluß schöne steinerne Laternen. Fischerboote schwebten mit dem letzten Spätnachmittagslüftchen langsam heran, Sampangs lagen vor Anker.

Am äußersten Ende des Städtchens erreichte ich die am üppigen Waldberg gelegene Jadoja, Hakkei kwan.

Bald wanderte ich zum nahe gelegenen alten Miidera-Tempel hinauf, befand mich inmitten einer berückenden Baumvegetation. Vielleicht bildet diese die ureigenste Schönheit des Landes; Laub- und Nadelwald, die herrlichsten Lorbeeren, Steineichen, Eschen, Ahorne und Zypressen. In halber Höhe lag das berühmte Heiligtum; ein Kaiser erbaute sich im 8. Jahrhundert einen Glanztempel. Die Geistlichkeit desselben war im Mittelalter so einflußreich, ihre Parteinahme war so wichtig, daß ein Feldzug der „Miidera-Krieg" heißt. Von den ursprünglichen Gebäuden ist wohl, wie in Ishijama, wenig erhalten. Neue Tempel ersetzten die abgebrannten, aber die Stätte ist unvermindert heilig. Ihr besonderer Ruhm ist die uralte, legendenbehaftete Glocke, die noch heute im Waldschatten hängt. In der Nacht hörte ich ihren tiefen Ton.

Ozu. Die Abgangszeit des Dampfers wurde mir im Gasthof um eine Stunde zu früh angegeben. So vertrieb ich die Wartezeit, indem ich mir

die Läden besah; ist jetzt auch weniger hier zu holen als zu Kämpfers Zeit — er nannte Ozu wegen seiner „Krambuden" ein „kleines Nürnberg". Bald landete ich jedoch bei einem Antiquitätenhändler; solche gibt es auch in kleinen, nie von Fremden besuchten Städten; denn jeder, der da irgendwie freier atmen kann, kauft sich gelegentlich einen kleinen Lack, eine Schale zur Teezeremonie, ein altes buddhistisches Heiligenbild für die Tokonoma-Nische. Es war eine sehr befriedigende Stunde. Unter anderem erstand ich zu bescheidenen Bedingungen eine Folge der Tokaido-Wanderung des Zweiten Hiroshige (etwa 1830). Die Farben sind bereits europäisch schlecht, die Zeichnung hingegen frisch und von einer noch heute ungeminderten Wahrheit. Die Teehäuser, die Lastträger, Brücken, Boote, so wie er sie zeichnete, habe ich Tag für Tag gesehen. Außerdem fand ich noch miniaturenhaft bemalte Goldgrundbilder des 18. Jahrhunderts, Illustrationen eines der berühmten Romane (noch heute in Berlin eine tägliche Augenweide). Bei einem guten, nicht durch Fremde verdorbenen japanischen Antiquitätenhändler wird nicht gefeilscht. Der höfliche Herr im braunen Kimono sieht nach dem auf der Rückseite des Gegenstandes angebrachten Preis und nennt ihn; findet der Käufer ihn zu hoch, so lächeln beide freundlich-bedauernd, und die Sache ist erledigt. In solchen Geschäften wird einem wenig gezeigt. Man wandelt auf seinen Strümpfen umher, besieht sich alles, der braune Kimono-Herr bleibt sitzen, schreibt an seinen Rechnungen, gibt jede gewünschte Auskunft.

Dann bestieg ich mit Kondo den kleinen Dampfer, und wir fuhren in der Hellgraulila-Stimmung an der Bergküste entlang. Auf einigen strohgeflochtenen Ballen machte ich mir einen bequemen Platz zurecht, alle anderen Fahrgäste lagerten sich auf dem mit Matten belegten Deck. Es wurde fleißig geraucht, Tee getrunken und von den mitgebrachten Vorräten gegessen.

Erst kam eine der „Schönheiten" des Sees: der uralte Kiefernbaum von Karasaki. Wie dies bei Knalleffekten meistens vorkommt, kann man sich den Baum nach einer Ansichtskarte ganz genau vorstellen. Die Krone fehlt; die gewaltigen, sorgfältig gestützten unteren Zweige bedecken den ganzen Vorsprung, messen angeblich in der Diagonale 240 Fuß. Schön ist der seit alter Zeit andächtig verehrte Baum natürlich nicht; aber es war ganz interessant anzusehen, wie das rotlackierte Shinto-Heiligtum in diese Zweige hineingebaut wurde. Hellgekleidete, mit prächtigen Damastobis geschmückte junge Mädchen knieten davor, eine steinerne Balustrade gab den Abschluß. Schön war auch die Landschaft; immer wieder wurde ich an den Bodensee erinnert. Hier die „Schweizer Seite"; mächtig emporragend der „Säntis"-Hiijama, bewaldete Abhänge, freundlich im Grün versteckte Dörfer. Rechts die „Allgäuer Alp", Ozu-Bregenz. Weiter die blauer werdende „Friedrichshafener" Gegend.

Dann nahmen wir den nächstfolgenden Dampfer nach dem Dorfe Sakamoto, am Fuße des Hiei'zan, dieses altberühmten Klosterberges. Wir gingen durch fruchtbare Felder und Obstbaumalleen landeinwärts. Ein glattrasierter Japaner im hellgrauen Kimono mit einem Filzhut, der ein Kompromiß zwischen dem europäischen und dem der japanischen Priester darstellte, gesellte sich zu uns. Leider konnte er nicht englisch sprechen; mein Japanisch

reicht nur für bescheidene Reisezwecke; so blieb der Gedankenaustausch etwas dürftig. Er wäre ein „Shinshin", Gottesgelehrter, flüsterte mir Kondo zu. Von allen uns Begegnenden wurde er ehrfürchtig begrüßt.

Mit einem großen steinernen Torii-Tor begann ein prächtiger breiter Aufstieg, von Kiefern, Ahornen, Kirschbäumen beschattet, mit steinerner Ummauerung. Hinter diesem Priesterwohnungen und Nebengebäude. Alles in die Landschaft aufgehend, sich mit dem dunkel aufsteigenden Bergwald verschmelzend. Der alte Prachtweg war mit bemoosten steinernen Platten belegt. Uns entgegen kam ein Priester im prächtigen, veilchenfarbenen Ornat; er und der Shinshin verbeugten sich tief; in der rechteckigen Haltung, die Hände flach auf den Knien, murmelten sie lange höfliche Sätze.

Dann winkte mir der Shinshin, betrat eine am Weg liegende schmale, niedere Felsenpforte; wir gingen durch einen dunkeln, in gemodertes Gestein gehauenen langen Gang, betraten einen kleinen Garten. Einen Klostergarten, weltabgeschieden, weltverloren; ringsumher nach den felsigen Abhängen, halb von Büschen und Bäumen versteckt, lagen die langen schmalen Gebäude der Mönche mit ihren dachbeschatteten Umgängen und Schiebetüren. Die Brüder sahen und sehen auf den Garten, auf den weißstäubenden rauschenden Wasserfall, auf den dunkel-durchsichtigen Teich mit seinen Irisblüten und Farren. Rosen rankten sich umher, und die blutrote Päonienpracht des „Blumenkönigs" leuchtete am begrünten Felsenabhang. Alles duftete nach Gräsern, Blumen und Farren und Laub. Leise erklang das fallende Wasser.

Seit Tausenden von Jahren erträumen sich die Ostasiaten den Einsamkeitsfrieden der Natur, wollen ihr Lebensende in der feierlichen Stille verbringen. Auch Japans erlesene Geister zogen sich in die Waldberge zurück. Hier in dieser Zuflucht kannte man die Worte Kenkos, eines dieser hochgebildeten ästhetischen Einsiedler, der die stille Höhenluft der Gebirgstempel pries: „Kein größeres Glück, als einsam beim Licht der Lampe ein Buch zu öffnen und mit der unsichtbaren Welt zu verkehren." Nicht nur Denker und Dichter, auch Männer der Tat ersehnten sich dieses Dasein. Kriegsleute schnallten sich den Panzer ab, bezogen das still-heitere Gemach, wo der Blick über die Blumen des kleinen Felsen- und Quellgartens sich im Walde verlor. Sie hatten die neuesten und kostbarsten Bücher, sie erfreuten sich der erlesensten Kunstwerke der chinesischen Kakemono, der koreanischen Töpferwerke, der Lackwerke japanischer Meister. Nach den krausen Aufregungen des Lebens fanden sie hier wertvollere Genüsse.

In diesem Bergklostergebiet von Hieïzan nahm Anfang des 13. Jahrhunderts der große Reformator Dozen das Mönchsgelübde. Er betonte den Wert der Gelehrsamkeit, der inneren Versenkung. Seine Jünger sind mit jenen der Zen-Sekte noch immer die gelehrtesten, ärmsten und geachtetsten des Landes. Noch ein zweiter, anders gearteter Feuergeist ist eine Generation später aus diesem selben Kloster hervorgegangen: der Heilige Nitshiren. Rücksichtslos wetterte er gegen die Sünden der Großen; darum ergrimmte der Regent Hodsho, und nur durch ein Wunder des Himmels wurde nahe der Insel Enoshima Nitshiren vom Märtyrertod bewahrt. Das Volk ver-

steht fanatisch-asketischen Zelotismus; bis zum heutigen Tage ist Nitshiren besonders beliebt. Er und Dozen verkörpern die Auflehnung gegen die gerade hier herrschende Verweltlichung der Klöster. Die Äbte von Hieïzan lebten herrlich und in Freuden, waren große Herren, waren Politiker und Krieger. So ist es begreiflich, daß der kräftige Staatsmann Nobunago diese Nebenregierung zerschlug.

Durch den feucht-kühlen, bemooften Felsengang kam ich dann wieder in den Tempelhain, in den gewaltigen, tiefdunkeln Zypressenwald. In diesem grünschattigen Geheimnis schimmerte ein orangeroter Torii, es rauschte ein Bergstrom herunter. Noch etwas weiter in diesem Zauberwald, und über den Strom führte eine streng stilisierte steinerne Brücke. Eine Wendung des Weges brachte eine zweite, dritte, und der Shinshin zeigte mir den Punkt, von dem aus die drei, alle verschieden, alle in etwas anderen Winkeln sich zu einem seltsam schönen Bild im Zypressenschatten fügten. Vögel sangen, Farren und mannigfaches Unterholz grünte, hier und da wandten wie Pythonschlangen üppige Glyzinien sich hoch bis zu den Baumwipfeln, zogen sich zu den Nachbarstämmen in phantastischen Schlingungen hinüber, regneten auf uns herab. Es war märchenhaft anmutig und doch streng. Dann leuchteten gedämpfte Farben wieder durch die dunkelgrüne Dämmerung: mitten im Wald, immer höher klimmend, lagen weit verstreut verblaßte, fast verlassene Tempel. Noch immer ist der Hieïzan, wie Kämpfer schreibt, „ein hoher, anmutiger und berühmter Berg, Jesan, das so viel sagen will als ‚Schönberg'; leider hat der Wüterich Nobunago ihn überstiegen und überwältigt, Pfaffen und Bauern grausam erwürgt und die Gebäude verbrannt und verheert".

Aber noch heute ist es ein großer heiliger Bezirk. Hier kam ein an allen Seiten offenes Bühnengebäude für die heiligen Tänze. Die hieratische Gewänderpracht, die strenge Symbolik der Tanzrhythmen ergeht sich von Zeit zu Zeit noch heute hier unter den gewaltigen Zypressen und Lebensbäumen, den Ahornen und Lorbeeren. Tiefe Stille, nur das Rauschen des Waldbachs war zu vernehmen; nur hier und da schritt ein Priester im hellen Gazegewand vorbei, kniete ein Pilger vor einem der verblaßten Altäre. Die Tempelgebäude waren mit Blumen- und Vögelreliefs verziert; Kornblumenblau, Veronesergrün, milchiges Mennigrot und sattrotes Gold waren verschossen, gedämpft. Das Blaugrau der schweren Schindeldächer, der ausgelaugten Balken gehörte schon fast zu Felsen und Wald, war schon fast wieder zur verträumten Natur geworden.

Dann kamen kleinere Teehäuser; mit ihren Laternen und Dächern nisteten sie sich zwischen den Riesenstämmen am Flußufer, und dann betraten wir wieder die vornehme Feststraße mit ihren Steinlaternen und Toren.

---

Ozu. Ein langer, wundervoller Tag auf dem Biwa-See auf der Heiligen Insel. Schöneres Wetter läßt sich nicht denken. Sonnenschein, durch blassen Dunst schimmernde hellblaue Streifen, die Gebirge sind fliederblau. Gemächlich zieht der kleine Dampfer über die mattschimmernde Fläche, gemächlich richten die Fahrgäste sich ein. Ich habe mir wieder einige Ballen geschichtet.

Nicht weit von mir liegt ein junger Mann im quietistischen Genuß der Länge nach auf den Matten. Im blauen Serge-Anzug und Matrosenhut, mit Proviant und Zeitungen versehen, hatte er das Schiff bestiegen, dann sich der Jacke und Weste, des Hutes und der braunen Schuhe entledigt. Ein würdiger Herr im grauseidenen Kimono zieht sich die langen (schön geschnittenen) grauseidenen Beinkleider aus, hängt sie auf die Sonnendachstange, wo sie sich freudig im Winde blähen. Kondo ist Mittelpunkt einer geselligen Gruppe. Anscheinend erzählt er ihnen von seiner abenteuerlichen Reise; man unterbricht ihn mit Ausrufen, lauscht seinen Worten. Ein Schiffsjunge bringt Tee, gleich einen Kessel voll; die zunächst Sitzenden nehmen daran teil. Als ich etwas später mir „Otsha" bestelle und nach sehr vielen Tassen die Kanne wegstelle, kommt ein einfacher Kuli im blauen Kittel mit höflichen Verbeugungen und bittet um den Rest.

Bei dem gelinden Wind schweben Fischerboote vorüber; manche haben noch die ursprünglichen, aus vier einzelnen langen Mattenstreifen geformten Segel, andere bereits solche aus ebenfalls nicht zusammenhängenden langen Faststreifen. Das gibt den malerisch geblähten, aus der Kunst so vertrauten Umriß. Ein kleiner Tempel steht auf Holzpfählen, vor einem Fichtenhain, schilfumgeben im Wasser. Seine „besondere Schönheit" sind die „über ihn fliegenden Wildenten". Fernes Hochgebirge erscheint blaß am Horizont; Vorsprünge und Inseln. Wir halten an einem Fischerdorf; es erinnert an manche in Deutschland, etwa am Neckar. Eine grausteinerne Schutzmauer, freundliche graue Häuser im Grünen; zu jedem gehört ein Boot, ein kleiner Terrassengarten. Nicht weit davon liegt eine bewaldete Felsenklippe; sie trägt den Tempel. An einer solchen Stelle hätten auch die Griechen ein Heiligtum errichtet; auch dieses hätte in erster Zeit hölzerne Säulen aufgewiesen. Wir halten an der Insel Okonishima; bewaldete Kuppen, Bambusdickicht, ein stattliches Schulhaus, Holzschuppen, Holzlager. Im Hafen ankern Fischerboote mit hohen Masten. Musterhaft werden die aufsteigenden Terrassenfelder bestellt; eine gewaltige, sich über den See neigende Kiefer, gewiß heilig erachtet, hat man sorgsam gestützt.

In Najahama stieg ich aus, aß zu Mittag und besprach mit dem Wirt und Kondo die Möglichkeit, nach der Heiligen Insel Tschikubushima zu gelangen. Wir verstanden uns nicht; sie redeten auf mich ein, wollten mir erklären, weshalb es nicht anginge. Ich hingegen wies auf die Karte, behauptete, mit einer Kuruma, mit einem Boot müßte es sich machen. Endlich waren sie überzeugt oder mürbe. Eine Kuruma brachte mich über den langen angeschwemmten Vorsprung, den Obstbäume, Teesträucher und Maulbeeren bedeckten. Am äußersten Ende lag ein allerliebstes Fischerdorf. Ich ließ mich zu einem Fischer bringen, er kam heraus, stand in seinem Gärtchen zwischen Tausendschönchen und Mohnblumen. Wieder lange Verhandlungen. Die Entfernungen waren allerdings merkwürdig groß, die Karte stimmte nicht; aber ich wollte hinüber. Sie ließen sich bestimmen; wir gingen nach dem kleinen Hafen, und eines der dort liegenden Sampangs wurde hergerichtet; am Bug und Heck hatte es interessante schwarzweiß- und rote Linienornamente.

Auf einem hineingelegten Brett saß ich unsicher wippend; die beiden Männer stakten los. Erst kam eine schilfeingeschlossene Lagune mit einer hier oft zu sehenden kunstvollen Fischvorrichtung; in einen aus Matten geformten Irrgang schwimmen die Fische hinein, können nachher nicht wieder heraus. Dann schwebten wir über dem klar-durchsichtigen grünen Wasser; auf dem blassen Grund waren Muscheln und fließende Algen erkennbar. Im leuchtenden Wasser spiegelten sich große helle Wolken; der Ruderschlag zerteilte ihr Licht mit seiner grünblauen Furche. Dunstig, mit weichem Umriß, erhob sich noch immer matt und fern die Heilige Insel.

Fischerboote kreuzten unsere Bahn; dunkel standen die Umrisse der Männer auf der lichtstrahlenden Fläche. Ein vorzüglicher Schlag; auch meine Fischer waren groß und stattlich; ihre bronzenen braunen Glieder wurden nicht unnötig durch ihre blauen Kittel verhüllt. Überaus fischreich muß der See sein; blitzende Fischleiber schnellten empor oder durchzuckten schattenhaft das leuchtende, durchsichtige Grün.

Endlich wurden die Felsenklippen der Insel kenntlich, dann die Tempeldächer; am Vorsprung erhob sich eine große Steinlaterne zwischen den Kiefern. Nach zweistündiger Fahrt glitten wir in die kleine Hafenbucht. Es war ein unglaublich malerisches Bild. Steil erhob sich der dichtbewaldete, tiefdunkle Tempelhain; graue Stufen mit Laternen, Statuen und Stelen führten hinauf. Am Wall saßen Priester und Pilger. Wir ankerten neben bemalten Sampangs, und allein wanderte ich dann umher.

Nun war mir alles gleich. Auch wenn der anscheinend unsichere Dampfer nicht anlegen sollte; hier war ich, würde in irgendeinem Raum, in meinen Mantel gehüllt, auf den Matten schlafen, in der Morgenfrühe in einer Bucht baden können. Wieder hatte ich das Gefühl, im Märchenland umherzugehen: der Hakone-See mit der Fudshi-Erscheinung, die liedverklärten Kiefern der Suraga-Seebucht, Hikones Feudalburg, der Tempelberghain von Sakamoto und diese Heilige Insel im Biwa-See sind doch die tiefsten Eindrücke der Wanderung gewesen.

Auf steinernen Stufen kam ich an weißblühenden Bäumen, an Azaleen und Rhododendronbüschen vorbei, gelangte auf kleine, mit Iris und Rosen bepflanzte, duftende Terrassen. Überall uralter Baumwuchs, überall Blicke auf den See, auf die blaß-fliederfarbenen Berge. Um die Baumwipfel schwirrten Flügelschläge, leise Vogelrufe ertönten; Shikubushima ist der barmherzigen Quannon geweiht; kein Lebewesen wird hier getötet; so nisten hier zur Brutzeit unabsehbare Schwärme von Kormoranen und Reihern. Immer wieder kamen kleine und große Heiligtümer mit barocken Schnitzereien; in einem tiefdunkel-goldenen Raum lächelten starr-goldene Quannon-Gestalten. Überall hatten fromme Stifter Gedächtnis-Stelen errichtet: schöne Stellen der Klassiker waren auf Steintafeln eingegraben. Ich kam auf eine unsäglich poetische Felsenbucht; leise umschwoll das Wasser die herabstürzenden Klippen; phantastisch-schön reckten sich die Kiefern; nachts leuchten von hier aus die Tempellaternen.

Immer goldener erglänzte die Welt. Große Wolkengebilde leuchteten in der Luft und auf der Flut. Leise näherten sich kleine, langgezogene Wellen;

hellschimmernde Segel glitten im Dunst der Ferne dahin. Ehe der Glanz völlig erlosch, kam der Dampfer, brachte Kondo und mich nach Nahajama.

Der letzte Zug war schon fort. Was tun? Der Wirt schlug vor, mit einem guten Kuruma nach Maibara zu fahren; dort hielte der letzte Zug nach Ozu. Er setzte sich auf sein Fahrrad, um einen Kurumaja zu beschaffen, und bald war dieser zur Stelle. Den Wirt, in dessen Interesse es doch gelegen hätte, die seltenen Gäste über Nacht zu behalten, konnte ich kaum zur Annahme einer kleinen Vergütung für seine Bemühungen bewegen.

Nun in der Dämmerung, in der anbrechenden Nacht im scharfen Trab durch die Ebene. Erst jetzt kehrten hier und da Arbeiter, Männer wie Frauen, aus den Reisfeldern zurück; noch jetzt arbeiteten hier und da dunkle Gestalten, formten mühsam die kleinen Kanäle, die kleinen Deiche ihrer Felder. Plötzlich leuchtete es grünlich über dem schilfbestandenen Bach: es flirrten Glühwürmchen vorüber. Immer mehr; wie Geister huschte es um die Baumwipfel, über die Teiche. Schwarz ragte ein Torii mit zwei alten Fichten in der blaudunkeln Nacht; flimmernde Flämmchen umgaben ihn mit einem Glorienschein am Waldabhang; um die Grabsteine tanzten sie, als wären es Seelen der Verschiedenen, wilde Reigen leuchteten und funkelten in unheiliger Freude. Es war sehr spukhaft; eine Spukstimmung, die Japaner genau so wie wir empfinden würden: Nachtmaare, Vampyre und Schattenerscheinungen sind ihnen vertraut. Sie haben ja Spukbilder von schauerlicher Schönheit; lemurenhafte, in Luft vergehende Wesen tauchen aus der Dunkelheit empor, so daß einem das Blut gerinnt, wollen mit gekrümmten langen Fingern den Wanderer ergreifen. Man schwelgt hierzulande in Gespenstergeschichten; junge Männer versammeln sich nachts, zünden hundert Kerzen an, erzählen sich Spukbegebenheiten, und nach jeder blasen sie ein Flämmchen aus. Ist das letzte verlöscht, stellen sich dann ganz sicher die Geister ein.

Am Wasser ballten sich Nebel zu sonderbaren Gestalten.

Wir eilten am Flußufer entlang, kamen an heiter und still plaudernden Menschen vorbei. Sie fingen sich die Leuchtkäfer, setzten sie in mitgebrachte kleine Käfige; überall funkelten die winzigen Glühlichter unter den Weiden, spiegelten sich in der Flut.

Unglaublich sicher lief der Kurumaja auf dem oft schmalen Weg zwischen den Feldern, nahm mit unfehlbarer Bestimmtheit die scharfen Kurven; dabei gab seine zur Seite hängende Laterne nur schwaches Licht. Auch Kondo lief auf diesem fremden Weg ruhig und sicher, ohne nur einmal anzuhalten, hinter mir her. Es war eine lange Strecke; doch erreichten wir eine Viertelstunde vor Abgang des Zuges den Bahnhof. Als ich die ausbedungene, keineswegs unbescheidene Summe erhöhte, dankte der Kurumaja auf das wärmste, verneigte sich ein um das andere Mal.

Der Zug führte nur dritte Klasse, war glücklicherweise nur spärlich besetzt. Die Wagen waren recht anständig, hatten lange, quergestellte, mit Rückenlehnen versehene und mit Matten bedeckte Bänke. Kondo legte sich in einer Ecke sofort der Länge nach flach auf den Magen und schlief ein. Zwei andere Männer in blauen, heraldisch bestempelten Kitteln lagen eben-

falls ausgestreckt da und sangen langgezogene, in Moll modulierte Gesänge leise vor sich hin.

Den kommenden Abend würde ich in Kioto im eleganten Mijako-Hotel verleben; morgen würde ich die Tokaido-Wanderung beenden! Und während wir in der Nacht dahinfuhren, überdachte ich meine Erfahrungen mit den Eingeborenen und fragte mich, wie sich das alles mit dem üblichen Urteil vereinigen ließe. Nicht nur jeder Weltenbummler, auch der oberflächlichste europäische Zeitungsleser weiß es genau: „Die Japaner haben einen unausstehlichen Charakter, sind durch und durch unzuverlässig. Hingegen die Chinesen . . .“ und es folgt ein Loblied über die goldsichere Echtheit des chinesischen Kaufmanns. Seit zwei Monaten hatte ich in Japan scharf beobachtet und hingehört, konnte mir dies alles nicht reimen. Noch ein Vierteljahr blieb ich hier, lernte auch China kennen, und immer schwieriger erschien es mir, ein gerechtes Endurteil zu erlangen.

Ohne den geringsten Zweifel ist der geschäftliche und amtliche Verkehr mit den Japanern überaus unerfreulich. Alle Europäer oder Amerikaner der Hafenstädte, auch die in Tokio lebenden, klagten mir das gleiche Leid. Vielleicht ist das nicht so unbegreiflich. Der Kaufmannsstand war bekanntlich ehedem der mißachtetste, stand unter dem der Handwerker und Bauern. Diese Auffassung des Bushido mußte der Kaufmannswelt schaden, während hingegen in China, wo der Kriegerstand seit langer Zeit wenig angesehen war, sich eine gesunde Wertschätzung kaufmännischer Ethik entwickeln durfte. Immerhin darf man auch die theoretische Unterordnung des japanischen Kaufmannsstandes nicht buchstäblich nehmen, nicht allein zur Erklärung heranziehen. Die großen Kaufherren, die Vertreter jahrhundertealter Firmen, hatten tatsächlich eine vorzügliche Stellung, waren eine Macht. Als der Meidji, die Neuzeit, heranbrach, drängte sich mit überstürzender Hast der europäisch-amerikanische Handel ins Land. Einiges wußten die alten einheimischen Kaufhäuser doch bereits über die fremden Händler, und die Erfahrungen, die man seit Jahrhunderten mit den Holländern in Deshima, auch bei anderen Gelegenheiten geerntet hatte, waren zum Teil recht ungünstig gewesen. So hielt sich die vornehme Kaufmannswelt zurück. An ihre Stelle traten minderwertige Elemente, die sich bereitwillig mit jedem Fremden einließen. Die Folgen machen sich noch heute empfindlich bemerkbar; und auf dem Gebiet des kaufmännischen Ansehens *muß* eine Änderung eintreten. Vor kurzem kehrte der japanische Handelsminister aus Europa zurück, sagte öffentlich: um keinen Preis wolle er sich den eben erlittenen Demütigungen noch einmal aussetzen. Es handelte sich um Seidenexport; jeder Fabrikant in Frankreich, Italien und der Schweiz hatte sich bitterernst über die Unzuverlässigkeit der japanischen Händler beschwert.

Es wird, glaube ich, auch ungenügend berücksichtigt, daß Japaner im geschäftlichen und amtlichen Verkehr mit Europäern durch ein Gefühl ihrer eigenen Unzulänglichkeit und Schwerfälligkeit belastet werden. So anerkannt die Intelligenz und Strebsamkeit der Japaner dasteht, man macht sich von ihrer Langsamkeit im Rechnen, im Auffassen geschäftlicher Fragen bei uns gar keinen Begriff. Die Postbeamten aller größeren Städte sprechen fließend

Englisch, sind also besonders gebildet; kauft man für 65 Sen Freimarken und gibt einen Yen, so rechnen sie längere Zeit auf der Rechenmaschine, krauen sich angsterfüllt das Haar, machen eine Gegenprobe und rufen noch einen Kollegen heran, ehe sie 35 Sen herausgeben. Hat unsereiner diese elementare Kopfrechnung spielend gelöst, sehen sie einen mit verstörten Augen an; solche Schlagfertigkeit ist ihnen unheimlich und verdächtig. Nicht ein einziges Mal verstand mich ein Kaufmann, wenn ich, sagen wir 9 1/10 Yen zahlend, ihm einen 10-Yen-Schein und 10 Sen hinlegte und mir ein Yen-Stück ausbat. Die bewunderungswürdige Intelligenz der Japaner versagt auf dem alltäglichen geschäftlichen Gebiet in erstaunlicher Weise. Diese Beobachtungen wurden mir von jedem dortigen Europäer bestätigt. „Sie bringen einen zur Verzweiflung," sagte mir ein Engländer, und fügte die mir bemerkenswerte Äußerung hinzu: „One can only get on if one rushes them" (um weiter zu kommen, muß man sie überrumpeln). Das haben die kleinen Japs gewiß oft peinlich empfunden, daher diese hinterhältige, langsame Vorsicht, die ja im übrigen auch vollkommen den einheimischen Überlieferungen entspricht.

Man lese nur über die alten polizeilichen Maßregeln, über die Hindernisse, welche dem Verkehr der einzelnen Provinzen steuern sollten. Eheverbot, Verbot der freien Aussprache; dem Fremden — und das war ihnen der Einwohner einer benachbarten Provinz — sollte man höfliches Mißtrauen entgegenbringen. Niemals bin ich jedoch in China auf solche Schwerfälligkeit gestoßen. In den dortigen Geschäften fand ich die Kaufleute so ziemlich zuverlässig, hatte aber immerhin einige Erfahrungen, wie sie mir in Japan nicht zuteil wurden. Der wohl erste lebende Kenner Chinas lachte mich in Peking aus. „Natürlich glauben Sie, wie jeder Besucher, an die ‚sprichwörtliche Ehrlichkeit' des chinesischen Kaufmanns, an den legendaren Handschlag, mit dem man die größten Kontrakte abschließt. Das war früher bis zu einem gewissen Grade der Fall; jetzt bringt man nicht nur alles zu Papier, der Sicherheit halber wird man sich mit einem, lieber mit zwei juristischen Gutachten decken. Der Einfluß der in den letzten Jahren zugezogenen minderwertigen amerikanischen Kaufleute hat einfach verheerend gewirkt." Selbst dem oberflächlichsten Weltenbummler müßte der Gegensatz zwischen dem chinesischen und japanischen Rikscha-Kuli und Gepäckträger auffallen; aber anscheinend sitzt die vorgefaßte Meinung zu fest. In Japan Höflichkeit und Gesittung. Nur wo sie als Hotelangestellte durch gabenfreudige Fremde sehr verwöhnt sind, zeigen sie sich anspruchsvoll, etwa wie die Kutscher der europäischen Badeorte. Überaus oft wird jedoch der japanische Kuli, dem die genaue Taxe gegeben ist, sich auf das zuvorkommendste, oft ohne das Geld zu besehen, dankend verbeugen. In China bedeutet jede Rikschafahrt, jede Indienstnahme eines Trägers einen aufreibenden Kampf. Ich will es ihnen gewiß nicht verdenken, es mag ihnen schlecht genug gehen, die Europäer behandeln sie roh — aber die chinesischen Kulis sind erpresserische, unverschämte Kerle.

Das erschwert, aber verleidet einem nicht China; ich hatte sehr viel Sympathie für das uralte und doch so tüchtige Volk; in mancher Hinsicht bedeutete China die Steigerung meiner ostasiatischen Reise. Warum jedoch

dieses wohlfeile, abgegriffene Gegenüberstellen? Das Abwiegen zwischen den beiden Ländern ist eine überaus subtile Sache. Seid nicht mit eurem Urteil so klipp und klar fertig, begnügt euch nicht mit der unbekümmerten Flüchtigkeit eines beliebigen Touristen: „Mein Schwager war drei Wochen in Japan und sagt, es sei eine Bande". Beachtet lieber, was fein unterscheidende Kenner über das alte und auch über das neue Japan zu sagen hatten. Einer der ersten war der zu Anfang des 17. Jahrhunderts dort teils freiwillig, teils unfreiwillig lebende englische Lotse Will Adams. „Die Bevölkerung", sagt er, „ist von Natur aus gut, grenzenlos höflich, im Kriege mutig Ihre Rechtspflege wird streng, aber ohne Voreingenommenheit ausgeübt." Sehr bemerkenswert sind die Erfahrungen des russischen Kapitäns Golownin, der zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Nordjapan gefangen gehalten wurde. Seine Landsleute hatten kurz vorher dort auf das verräterischste und grausamste gehaust; so traute man ihm das Gleiche zu und nahm ihn und seine Gefährten in strenge Haft. Es schien sehr zweifelhaft, daß sie mit dem Leben davonkommen würden; Golownin hatte unter ihrem Mißtrauen, unter ihrer maßlosen strebsamen Neugierde manches zu erdulden; und doch muß er sie immer wieder loben. Die Gefangenen machten einen Fluchtversuch; wäre er geglückt, hätte der Gouverneur mit seinem Kopfe gebüßt. Als sie zurückgebracht wurden, empfing der Daimio sie mit Gelassenheit, verzog keine Miene, machte ihnen keine Vorwürfe. Einer der Soldaten, der aus Anlaß des Fluchtversuchs degradiert worden war, schwer seelisch darunter litt, bewies durch seine freundliche Dienstwilligkeit einen Edelmut, der die Fremden zu Tränen rührte. Während die Asiaten es sich gar nicht erklären konnten, weshalb die russischen Matrosen weder zu lesen noch zu schreiben vermochten, beobachtete Golownin, daß die japanischen Soldaten vaterländische Geschichte, Kriegsberichte, Gedichte halblaut vor sich hin lasen. Natürlich erwähnte er auch die peinliche Sauberkeit, den freundlichen Takt der Leute.

Jeder intelligente Leser der entzückenden Lafcadio Hearnschen Bücher hat wohl ein Körnchen Salz hinzugefügt, hat die Japaner schwerlich für so engelhaft ideal gehalten. Gutinformierte hörten seitdem, daß Lafcadio Hearn verbittert, schwer enttäuscht starb, daß aus seinen letzten, nach dem Tode veröffentlichten Briefen geradezu Haß und Mißachtung spricht. Dies ist eigentlich selbstverständlich, ergibt sich aus seinem hysterischen Überschwang des Gefühls. Auf das unmäßige Lob mußte unmäßiger Tadel folgen. Es rächte sich auch seine Mischehe mit der Samurai-Tochter, wie Mischehen mit so fremden Rassen sich allermeist rächen. Die utopische Seifenblase, jemals in einem so anders gearteten Volk restlos aufgehen zu können, zersprang. Natürlich blieb er diesen Ostasiaten innerlich fremd; als er das endlich merkte, brach es ihm das Herz, und alles erschien ihm anders.

Nichtsdestoweniger wird Lafcadio Hearn in seiner ersten leidenschaftlichen Wertschätzung Japans in den wichtigsten Punkten durch die heutigen besten Kenner des Landes bekräftigt. Der deutsche Professor Grosse, der Engländer Chamberlain haben Ähnliches gesagt und geschrieben. So hat der nüchterne, skeptische Chamberlain ganz wie Hearn das Loblied der Japanerin gesungen.

Ein begeistertes Loblied; übertrieben kommt es mir nicht vor. Tausende von Jahren bedurfte es, um diese Verkörperung reizvoller Selbstlosigkeit zu erschaffen. Nie wieder kann so ein Typus entstehen; dazu gehört eine uralte Zucht, in der jeder Eigenwillen unterdrückt wurde, jede Selbstaufopferung blühte. Zartfühlend und anmutig, heiter, fromm und heroisch ist die japanische Frau; Europäerinnen bedauern sie; vielleicht zu Unrecht. Die ungewöhnlich intelligente frühere japanische Botschafterin in Berlin sagte einer gemeinsamen Freundin: „Hier in Berlin hört man so oft von unglücklichen Ehen; bei uns lieben alle Frauen ihre Männer, und alle sind glücklich." Dies war eine vielleicht etwas stilisierte Verallgemeinerung; zweifellos hat die japanische Hausfrau und Mutter, wenn sie auch hinter ihrem Mann das Zimmer betritt, seine Freunde bedient, aber sich nicht zu ihnen setzt, in Wirklichkeit eine vorzügliche Stellung im Haus und in der Familie. Man lese nur nach, was diese zuverlässige und feine Kennerin Miß Bacon hierüber zu sagen hat.

Daß im Volk auch die äußerliche Zurücksetzung der Frau fortfällt oder zum mindesten nicht bemerkbarer als in gleichen europäischen Kreisen vorkommt, hatte ich schon erwähnt. Selbstverständlich — es ist doch wohl unnötig, dies hervorzuheben — darf Madame Chrysanthème nicht als Typus der Japanerin angesehen werden. Wollte ein geistvoller chinesischer Kapitänleutnant auf Grund seiner Erlebnisse mit einem kleinen Ladenmädchen aus Kiel ein Buch über die „deutsche Frau" schreiben, würden wir das oberflächlich finden. Die Schamhaftigkeit der Japanerin ist so fein ausgebildet wie bei uns, zeigt sich nur anders. Daß sie durch den Tod einer Schändung auswichen, ist tausendmal geschehen. Aber noch höher als die physische Unberührtheit (und das Europa des 20. Jahrhunderts kennt doch ebenfalls höhere Güter als die Virginität) achten sie Aufopferung und Kinderpflicht. Da die Insassinnen der Freudenhäuser ihre Angehörigen sehr häufig durch den Lohn ihrer Schande unterstützen, empfindet man Mitleid mit diesen Ärmsten. Iphigenie wäre ihnen eine naheliegende sympathische Gestalt; nie könnten diese Asiaten jedoch die König Lear-Tragödie verstehen! Ebenso unfaßbar wäre ihnen unser traurig-wahres Sprichwort: „Ein Vater kann eher zehn Kinder ernähren, als zehn Kinder einen Vater." Als die Holländer von Nagasaki nach dem Tode des Shoguns seinen Nachfolger um die Bestätigung der vom Vater verliehenen Privilegien baten, fielen sie in schwere Ungnade. Ihr Ansinnen sei beleidigend; *selbstverständlich* würde ein Sohn die Bestimmungen des Vaters erfüllen.

Auch das japanische Volk hält sich für das beste; das nennen wir ja bei uns „erfreuliches Nationalgefühl". So steht es bei ihnen fest, daß die Chinesen, so bereitwillig sie deren künstlerische und intellektuelle Vorherrschaft anerkennen, ethisch tief unter ihnen stehen. Da der Chinese schlecht sei, so lehrte Mabudshi, waren die Moralgesetze notwendig; „der Japaner ist aufrichtig und tüchtig und bedarf ihrer nicht". Selbstverständlich belächeln wir diesen naiven Glauben, wie Ausländer die deutsche Erbpacht des „Familienlebens" und des „Gemütes" belächeln.

Die glatte Verurteilung des „japanischen Charakters" ist, offen gestanden

ein Zeichen leichtfertiger Beschränktheit. Ist es nicht tatsächlich vermessen, wenn wir Europäer ein Volk beschimpfen, das großartige Vaterlandsliebe tausendfach, ja bis zum Tode zeigte, das den Schwachen, Greisen wie Kindern, eine vorbildliche Achtung und Liebe erweist, das mit zäher Genügsamkeit arbeitet, das mit Verfeinerung genießt?

Als Reisende bin ich immerhin befugt, japanische Reiseeindrücke mit ähnlichen europäischen zu vergleichen. Ich kann nur hoffen, daß die Erfahrungen eines Japaners mit gleich geringen Sprachkenntnissen während einer Wanderung in Thüringen oder dem Riesengebirge (und das ist doch ein recht günstiger europäischer Durchschnitt) sich mit den meinigen auf dem Tokaido decken, was Ehrlichkeit und Anständigkeit in Geldsachen, was Rücksichtnahme und Höflichkeit betrifft. Ich will es von Herzen hoffen!

Erst um halb zwölf langte ich in der Jadoja von Ozu an. Es herrschte noch ein volles Getriebe. Draußen in den dunkeln Gassen war ich Geishas und ihren laternentragenden Dienern begegnet. Oben wurde im großen Saal gespielt und gesungen, und im Flur huschten zierlich-bunte Gestalten vorbei. Die Haushälterin kam zu mir, während ich, sehr hungrig, auf den Abendreis wartete, und war gesprächig. Vor allem bewunderte sie meinen großen, hellblauen Schleier, meinen echten wie meinen falschen Zopf und mein (europäisches) seidenes Kimonogewand. In „Berlitz-Methode" erteilte sie mir Unterricht, benannte alle Gegenstände des Zimmers. Nach einem sechzehnstündigen Ausflug war ich leider nicht recht bildungsfähig und zeigte ihr lieber auf der dunkeln Veranda das leuchtende Zifferblatt meiner Reiseuhr.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der letzte Wandertag; bei strahlend heller Sonne zog ich den Tokaido entlang. Zu beiden Seiten bewaldete Anhöhen, vor mir der O-Saka-Berg, der „Berg der Begegnung". Dort stand früher eine oft erwähnte Schranke, wie die am Hakone-Paß, und hierzulande kennt noch heute jeder die uralte Tanka von O-Saka, „wo alle sich begegnen und alle sich trennen". Jetzt ist dort nur ein Wärterhäuschen mit einer großen Steinlaterne zu sehen. An der abschüssigen Felswand blühten rosa Rhododendron-Büsche zwischen den Kiefern und Bambusgestrüpp.

Noch hatte die Heerstraße ihren unberührt alten Charakter; wie in der Vergangenheit zogen die Gestalten vorbei. Pilger mit den Abzeichen der heiligen Tempel auf ihren weißen Gewändern, Hausierer, Wanderer mit langen Stäben. Vor mir gingen zwei junge Männer in breiten, flachen Hüten, in hellblauen, aufgeschürzten Kitteln, spärlich und geschmackvoll gekleidet. Auf ihren Schultern ruhte das Bambusquerholz mit hängenden Körben. Es folgten Täler und Hügel, Tempel, Anwesen, Mühlen an rauschenden Bächen. Dann kam die letzte Rast. Aus der Felswand floß ein Quell, hier waren Bänke aufgeschlagen, wurden Erfrischungen gereicht; uralte Bäume warfen ihren Schatten, es sangen die Vögel.

Noch ein kurzer Aufstieg. Dann lag unter mir die heilige Kaiserstadt Kioto im weiten, von Waldbergen umgebenen Tal.

# Dingelstedt und Gutzkow.

## Zu Franz Dingelstedts hundertstem Geburtstag. 1814 — 30. Juni — 1914.

Von

**Rudolf Göhler.**

---

(Schluß.)

Noch zwei Briefe schickte Gutzkow dem in Dresden weilenden Freunde (23. und 25. Juli), im letzteren spricht er von Auerbachs überall herumgebrachtem Worte: er solle in Weimar Hofrat werden, aus dem sich die üble Wirkung ergeben könnte, als sollte er dazu dienen, die Schillerstiftung ganz dem Großherzog zu überliefern. Besonders erregte ihn der Umstand, daß eine Anzahl Zweigstiftungen mit seiner Wahl nicht einverstanden waren und gegen die Lebenslänglichkeit des Amtes Einspruch erhoben. Am 2. August erhielt dann Dingelstedt seine Bekenntnisse zum „Zauberer von Rom". Dieser Brief ist äußerst wertvoll zur Beurteilung der Komposition des Romans. Und es gewährt einen ganz besonderen Reiz, die Randbemerkungen Gutzkows mit Dingelstedts „kritischer Reisenovelle" zu vergleichen, die Anfang des Jahres 1862 im Cottaschen „Morgenblatt" erschien und jetzt am bequemsten im 5. Bande der „Gesammelten Werke" vor uns liegt. Mit welcher Liebe hat sich Dingelstedt in des Freundes Gedankenwelt versenkt, und wie geschickt hat er Stellen aus Gutzkows Briefen in seine in die Form eines Reisegespräches gekleidete Besprechung des Buches verwebt.

Lieber Freund, wenn Du Dich im 5ten Band meines Romans befindest, so bist Du an den Wirbeln und Strudeln, durch die sich der Erzählungsstrom oft etwas gewaltsam zwängt; besonders ist auch noch Band 6. ein solcher enger Paß, wo man wahrscheinlich dem Autor ansieht, daß er selbst gern rasch an den Consequenzen seiner Fabel (die bei aller Ueberlegung und ersten Planzeichnung doch nicht ohne Improvisationen sein kann) vorübermöchte. Diese beiden Mittelbände bilden nur Ein Buch und ihr geheimer Trieb ist der, freie Fahrt des Stoffes südwärts zu bekommen, zunächst (Bd. 7) nach Wien.

Successives, ununterbrochenes Lesen ist freilich die einzige Bedingung, unter der der Autor bestehen kann. Ich will wünschen, daß Dich Zeit und Ort, Reise und wechselnder Aufenthalt nicht zerstreuen.

Du willst die Kohlen auf mein Haupt sammeln und ein Gesammtwort über mich sprechen. Thue es nur, ich habe in solchen Fällen eine bestimmte Marotte, nicht in einem Tone, wo die beste Absicht, mich anzuerkennen, mich gegen den Gegner zu schützen, zuletzt zu einem Zoll des Mitleids wird. Das Mitleid *kann* und *darf* man fühlen, wenn man meinen ganzen Lebensgang von 1831 an ver-

folgt und zuletzt findet, wie ich doch noch jeden Fuß breit gewonnenes Terrain immer wieder neu vertheidigen muß, ja durch übereilte, von meiner Lage bedingte Produktion verlieren kann. „Ihr werdet doch zugeben müssen" „Kann man läugnen" „Selbst seine Feinde sagen" — usw. Diese apologetische Form des Sprechens über mich hinterläßt immer eine negative und deprimirende Wirkung. Mich wenigstens erfreut und erhebt nur ein positiver Ton, eine Analyse, keine Apologie, ein gänzliches Ignoriren der Gegnerschaft. Wer mir wohlthun will, fasse mich als einen *Wildling* der Zeit, ein *Kind* der Epoche mit allen Stadien der *Entwickelung* und *latenten* Mitgabe der Natur, die durch die hinzutretende Luft *enthunden* wurde. Diese Luft war im Ganzen genommen sehr ungünstig für mich; sie fiel in die traurige Censur-Verfolgungs- und Kleinbelletristenzeit.

Es ist gewiß keine Nachahmung Sües, daß ich zu 2 9bändigen Romanen kam. Süe gab mir, sag' ich in der Vorrede zu den R. v. G. nur den Muth und die Beruhigung, diese Offenbarung meiner Natur und meines Nichtandersköннens zu wagen d. h. der Lesewelt dergleichen zuzumuthen. Grade für mich dürfte man diese Weise charakteristisch nennen. Es ist die lange Mitarbeiterschaft an den europäischen Geisteskämpfen, die, verbunden mit häufigem Ortswechsel, nicht anders ihr angesammeltes Material wiedergeben kann; es ist die Erkenntniß der Bedingungen, auf welche all unser Ringen und Streben gestoßen ist; der häufigen Metamorphosen in den Stellungen; der Milderung alles polemischen Eifers durch ein Rechnungtragen für die Individualitäten, örtlichen und traditionellen Bedingungen. Der Grundzug meines Wesens dürfte doch wol die romantische Welt Jean Pauls, Tiecks, selbst Eichendorffs sein. Ich bin von demselben Berliner Gymnasium gekommen wie Tieck — Bernhardi war dessen Rektor — die ganze Schule war auf lange gegen die Nicolai'sche Aufklärung dreßirt — noch jetzt, mein junger Anhänger und Freund, K. Frenzel (doch sage dies nirgends!) stammt von demselben Gymnasium her. Erst durch die politischen Tendenzen der Burschenschaft kam ich aus dieser Welt heraus ohne ihre Reminiscenzen ganz zu verlieren. Im Allgemeinen sind dies wol die Gährungsprozeße des ganzen Deutschland. Der jetzige realistische, fertige, rein kaufmännische, unter Eisenbahnen aufgewachsene Sinn hat gut definiren und abstimmen und mit trockner Kohle seine Gestalten umreißen. Was J. Schmidt meine breiigen „Mollusken" nennt, sind die Charaktere, die unter dem Gesetz der allgemeinen Entwickelung stehen. Für jeden unbedeutenderen Charakter im Zauberer wird man doch wol, wenn man Sinn und Kenntniß der neueren Entwickelungen hat, einen entsprechenden wirklichen Repräsentanten sich denken können. Selbst ein solcher von Widersprüchen wimmelnder Charakter wie zb. Klingsohr ist ja die reine Widerspiegelung von Leuten, die auch Dir in Deinen jungen Tagen genug begegneten, Wienbarg, François Wille, Fr. von Florencourt u. A.

In Folge dieses meines romantischen Ursprungs, der mich ohne W. Menzels und Börnes Dazwischenkunft, in ein enges, vielleicht gar lyrisches Gebiet gebracht hätte, hat meine culturhistorische Polemik in den beiden großen Romanen den Vortheil, daß ich dem *Gegner in alledem, was derselbe zu seinen Gunsten anzuführen weiß, gerecht werden kann und meine Polemik erst auf vorangegangene große Zugeständniße an den Gegner baue.* In den R. v. G. bekämpfte ich praeter propter die politische Romantik. Man wird mir das Zugeständniß machen, daß ich gegen Sanssouci anständig verfahren bin. Ich machte aus dem älteren König einen jüngern und ließ ihn mit seinem Ritter Voland von der Hahnenfeder in all den romantischen Verstrickungen, die fast überreden konnten, sich selbst mithineinzubegeben. Im Zauberer glaub' ich gegen den Katholicismus ebenso verfahren zu sein. Es ließen sich aus allen 9 Bänden Reihnfolgen von Scenen aufzählen, wo der „katholische Duft" für meine alte romantische Herkunft spricht. Ich habe Geständniße von Katholiken, daß sie die „Poesie der Gebundenheit und des geheiligten Willens" (Armgarts Gelübde u. a.)

nirgend so entwickelt und das eigentliche Geheimniß des Katholicismus verrathend gefunden haben.

Daß nun dagegen der schroffste Gegensatz, weithinausgehend über W. Menzel, der im kirchlich Gebundenen stehen geblieben ist, ja über Börne, der in seinen letzten Lebenstagen auf Anlaß der Paroles d'un croyant seltsame Religionsanwandlungen hatte, nicht fehlt, ist ersichtlich. Auch hier ließe sich eine Reihnfolge von Scenen und Momenten geben, wo Beichte, Klosterleben, Priesterthum, Cölibat, Jesuitismus mit den Waffen bekämpft werden, die der Rüstkammer des 19. Jahrhunderts gehören.

Die Frage könnte nun entstehen, ob hier die rechte Vermittelung obwaltet. Sie scheint mir da zu sein, vorausgesetzt, daß man sich verständigt

1) über romanische und germanische Welt überhaupt und
2) über die Berechtigung, die noch die Religionsfrage überhaupt ansprechen darf.

Nach der Vorrede zu schließen, konnte man einen absolut protestantischen Standpunkt erwarten. Das Thema aber war: Deutschland, ein Opfer der südlichen Lockung! Hab' ich das Versprechen nicht gehalten, nicht die südliche Fata Morgana in allen ihren Farbenschattirungen geschildert? Es ist wahr; ich habe nicht gesagt: Die römische Frage wird nur gelöst, wenn die Preußische Pickelhaube auf dem Capitol herrscht und der Papst höchstens allenfalls noch ein protestantischer Superintendent ist! Ich habe die Controverse vermieden, die in Bretschneiders[1]) „Heinrich und Antonio" gehört; ich gehöre mit meinem eignen Glauben an die Kirchenthür von Wittenberg, wo Luther die Bulle verbrannte, in die Strafpredigt-Scene, als Knox der katholischen Maria Stuart ihr Sündenregister vorhielt, in den Tag vom Marston-Moor, als Cromwell siegte — aber ich wollte die südliche Welt schildern, wie sie *ist* und wie sie sich bessern *kann*. Male Dir ein Leben in dem steten Gebimmel einer katholischen Stadt aus, selbst in Westphalen, selbst im Bayrischen Gebirge — und alle Begriffe von Romanisch und Germanisch kommen da in Verwirrung, selbst Lessing, Schiller, Goethe, Kant usw. können nach tausend Jahren gedruckt und verbreitet werden und darum wird sich dort wenig ändern.

Ich ließ also die südlich-katholische Welt, wie sie ist und schattirte sie nicht durch Germanenthum und Protestantismus. Ich ließ über Rheinland und Westphalen den ganzen Nebel, der dort herrscht und doch warlich selbst in dem Berliner Abgeordnetenhause („katholische Fraktion") sichtbar ist. Dieser Welt der Preuß. katholischen Provinzen steht in der That von Vertretern des Staates *nur* der Landrath und der Gensdarme gegenüber. Beide brachte ich. Der „Jüterbogker" Standpunkt ist mir darum nicht unwerth; im Gegentheil, er ist der meine. Aber künstlerisch sowohl wie moralisch (oder ideell) konnt' ich ihn nicht brauchen, ihm keine Verbreiterung geben. Macht der Protestantismus als solcher glückliche *Propaganda*? Wenig.

Da ich nun aber doch die hierarchisch-katholische Welt nicht mag und sie für das Verderben selbst halte, so legte ich meine Destruktion und Reform in die *politische* Frage und eine mehr oder weniger rein religiöse oder *pietistische* Stimmung, die ich an die in Piemont sehr stark vertretene Waldenserkirche anknüpfte. Kolb schrieb mir: Wird denn dieser Bonaventura nicht ein größerer Tyrann sein, als die alten Päpste waren? Erstens bleibt Bonaventura *nicht* Papst und zweitens ist Kolbs Frage nur ein Compliment für die vielen katholischen Prälaten, die die Allg. Ztg. halten.

Dein Beginnen, lieber Freund, wird schwierig sein! Laß nur vor allen den Rest, den Du noch zu lesen hast, ohne Zerstreuung auf Dich wirken.

---

[1]) Karl Gottlieb Bretschneider, protestantischer Theolog, zuletzt Generalsuperintendent zu Gotha (1776—1848).

Was das Künstlerische anlangt, so möcht' ich an Mephisto's Wort erinnern: „In Einem sind wir frei, im Andern Knechte." Der geschulte Blick wird aus der Masse Personen und Zustände bald herausscheiden, was primitive, schöpferische Eingebung war und was ein Zwang aus Prämissen, unbedachten Voraussetzungen, Spannungshebeln und dergl. wurde. Ohne Dinge, die nicht alle Tage passieren, also: Abenteuerliches ist aber kein Roman möglich. Das zur Entschuldigung für manchesmal, wo ich stark ins Zeug gegangen bin. Die Hh. F. und V.—ischer mögen an ihrem Goethe auch nachsehen, was er ihnen in Wilhelm Meister zumuthet, wenn einmal die geheimnißvolle Spannung zum Klappen kommt und romantischer Spuk zuletzt logisch Rede stehen muß. Dann sitzen der Harfner und Mignon auch recht traurig wie à peu près Holzmarionetten da und die Lösung eines Romans mit der Flasche, aus der W. Meisters ungezogener Junge immer zu trinken pflegt, ist dann gradezu, um die Berliner Statue abzubestellen! Sie kochen auch mit Wasser! sagte der alte Hamburger Schmidt, wenn man ihm eine Burgtheatervorstellung rühmte. Ich habe meine schlimme Parthie, allerlei Spukerei mit Terschka, Hubertus usw. hingezogen, bis ich doch Band 9. endlich ans Messer mußte. Ich sollte meinen, den Feldherrn erkennt man an der Art, wie er sich aus einer Niederlage heraushilft. Die in Bd. 9. sich häufenden mißlichen Dinge zeigen, glaub' ich, grade insofern einige Kunst, als ich ihrer Lösung wieder ein neues Interesse beigeselle, und sollte es nur ein örtliches, deseriptives sein. Letztre kleine Spiegelfechterei ist durchgängig; wo die Handlung als Handlung nicht überzeugen kann, mach' ich sie plausibel durch ein Neben-Interesse zb. in Westphalen Jagd- Adelssitz- Priesterthumsschilderung oder ich bringe die Situation in eine humoristische (Löb Seligmann) oder lyrisch-sentimentale Schwebe.

Ich wünschte wohl, es fände sich ein Ohr, aus meiner Art zu componiren, das Musikalische herauszufühlen, die Massenbewältigung bei zu andrängender Fülle der Tatsachen, die Ensemblesätze bei sieben, acht auf der Scene befindlichen Personen und Interessen (Letzteres oft furchtbar schwer und nur durch 5 Correkturen des schon gedruckten Bogens zu erreichen!), die Neigung, Dissonanzen in Wortlaut aufzulösen (Frenzel faßte es nach der Farbe als „abtonen") und aus dem Mißlichen anständig herauszukommen, dann die Stimmung als Melodram neben dem Gedruckten unausgesprochen, leise mitzittern zu lassen. Meine an sich gewiß recht lächerlichen drei Punkte . . . sind vor zwei Jahren Herrn Heyse als „Er träumte zu träumen im Traum und träumte usw." erschienen. Will man aber draufeingehen und es als meine Art nehmen, so ists ein Zeichen dieses durchgängigen Stimmungstremolos und des nie zum abschließenden Punkt Kommenden, was am Ende die Natur des Lebens ist. Erst der Tod giebt den Punkt.

Daß ich den Katholicismus in dem, was er von Rom aus sein will, für unmöglich halte, weil das Priesterthum (falls es nicht lügt) unmöglich ist, soll Bonaventura zeigen. Ich habe diesem Charakter meine ganze Liebe gewidmet. Eine menschliche Möglichkeit im Ganzen ist es gewiß nicht geworden und ich prätendire es nicht, weil ich ihn am Schluß in die Allegorie übergehen lasse, aber im Einzelnen ist doch wol die Wahrheit da. Daß solche Naturen, wie Benno, aus dem Preußen von 1837, dem Gensdarmenstaat des patriarchalischen Fried. W. III. hinausgleiten konnten, ohne Verräther am Germanenthum zu sein, scheint mir erwiesen. Man muß diese Zeit nur gekannt haben.

Ich könnte so in Geständnißen und Selbstvertheidigungen noch fortfahren. Laß Dir davon Einiges als Merkzeichen dienen, wenn Du Dich im weiteren Verlauf der Lektüre orientirst. Ich wünschte, Du wärst im 7ten Bande beim vormärzlichen Oesterreich.

Für heute herzlichen Gruß von

Deinem dankbar ergebenen

Gutzkow.

Dresden d. 2 Aug. 61.

Lieber Freund, nimm mit beifolgendem Elaborat vorlieb, das ich in einem Schusterhause, einer Dependenz des passagierüberfüllten Halbmonds, aufsetzte. Ich werde wol heute Nachmittag nach Hildburghausen gehen und am Donnerstag oder Freitag auf einige Stunden bei Dir sein. Ich suche mir einen Weimarer geistigen Horizont zu schaffen. Das Schwerste würde wol sein, mit dem anmaßenden, durch Schmeicheleien verwöhnten und mit mir in persönlichen Bruch gerathenen Hebbel in Einer Stadt zu leben. Dem Großherzog deute an, er hätte nie etwas gethan, mich bei sich haben zu wollen und möchte nicht übel deuten, daß mich die Umstände, die ich auf Ehre! nicht selbst herbeigeführt hätte, in seine Nähe brächten; ich würde alles thun, ihm so wenig wie seinen Bevorzugten lästig zu werden. Ich muß mein Existenzbudget verringern und kenne kein andres Mittel.

Herzlich und dankbar

Dein Gutzkow.

Eisenach Dienstag.

---

Bereits Ende August hatte Dingelstedt die Arbeit beendet, und am 31. August folgte Gutzkows Dank: „Für Deine überraschend schnelle Erledigung der Augsburger Angelegenheit sey gesegnet, lieber Freund! Ich schrieb Dir nach Gstättenhof. Der Brief wird Dir doch nachgeschickt sein? Ich möchte nun auch noch an Kolb schreiben und ihn bitten, durch schnellen Abdruck meine Sache zu fördern. Ich glaube, ihm muß es Freude machen, aus Deiner frischen, an bessere Zeiten der Allg. Ztg. erinnernden Feder einen Beitrag zu erhalten. Ich kann mir denken, wie lebendig Deine Darstellung ist, ganz in Deiner subjektiven liebenswürdigen Weise, die die trocknen doctrinären Kritiken angenehm unterbrechen wird." Während die beiden folgenden Briefe (4. und 24. September) sich wieder durchgehend mit Stiftungsangelegenheiten beschäftigen, kehrt der Brief vom 25. September zur „Reisenovelle" zurück; Dingelstedt hatte dem Freunde sein Manuskript geschickt, zu dem dieser einige kleine Abänderungen vorschlägt, die Dingelstedt zum Teil aufnahm.

Lieber Freund,

Brockhaus schreibt mir eben, daß Keil nicht abgeneigt wäre, Deine anmuthige Reisenovelle zu drucken, vorausgesetzt, daß er sie vorher lesen könne. Kümmere Dich nun nicht weiter um die Schicksale der Arbeit und bedinge Du „nur einiges Honorar" und ein anständiges Organ. Brockhaus spricht in zweiter Instanz von Ueber Land und Meer, wo mir Zoller ja auch wohlwollend ist.

Ich schicke Dir das Mspt, mit der Bitte, es mir recht schnell, womöglich heute noch, zurückzuschicken, nachdem Du folgende kleine Retouchen gemacht:

Seite 5 Zeile 2. v. u. ist die Bemerkung vom nicht Auslesen sehr verderblich. Sage: „pflegt es solchen Romanen zu gehen" [1])

S. 13. „jetzunder" zu ironisch das Gesagte wieder aufhebend. Nimm „gegenwärtig" [1]).

S. 16. würd' ich das Stürzen an die Pissoirs usw. nicht ausmalen [1]). Unwillkürlich wird daraus eine symbolische Anspielung auf das Genre oder die Richtung des behandelten Werkes.

S. 20. ist die Unterscheidung: „ein protestantisches welfisches Werk" usw. wol nicht richtig. Welfisch wird in der Sphäre des Zauberers für separatistisch,

[1]) Vgl. Gesammelte Werke, V, S. 302, 307, 308 am Ende, 313 „subalterne" Geister.

römisch, katholisch genommen; ghibellinisch für centripetal, antiseparatistisch, sonst kaiserlich, jetzt, in der Ideenverbindung des Buches, preußisch, protestantisch.

S. 23. Z. 6. bitt' ich, laß der üblen Rückwirkung auf maaßgebende Preußische Leser wegen die Bezeichnung „prosaische" weg und sage etwa: absolut uneben-bürtige Geister [1]).

S. 40. wo Du sehr schön auf die Verschleierung der Lokalitäten eingehst, (Köln, Paderborn usw.) könntest Du hinzusetzen:

Und wird an einen solchen zu deutlich gegebenen Ort von der erfindenden Phantasie irgend ein lässiger Landrath oder eine Hebamme verlegt, die heimliche Niederkünfte nicht anzeigt, so tritt bei Deutschlands ausgezeichneter Verwaltung sofort die behördliche Reclamation und policeyliche Recherche ein.

S. 46. bitt' ich mildre den schroffen Schluß so: mißmuthig in die vom gespanntesten Lesen noch ganz heiße Sophaecke wirft [1]).

S. 53. ist wieder das Wort „kriegen" graue Haare zu nachtheilig für den Gegenstand. Sage: „bekommen" [1]).

S. 59 und 60 fehlt also, wie ich Dir schon mündlich sagte, ein Schluß-eindruck, der das Ganze harmonisch und einheitlich macht. Durchgängig opponirst Du Deinen beiden Gegnern und dort, in einer unbedeutenden Sache, lässest Du sie (wol in Rücksicht auf die Allgemeine Ztg.) recht behalten. Ich schlage so vor. Nach den Worten: „beide in einer stattlichen Equipage":

Ich mochte diese Anschauungen nicht stören. Sie wurden vom Vollgenuß der Gegenwart bestimmt. Für mich verknüpfte ich viele Andeutungen des siebenten Bandes zu einem Totalbilde. Der (doch wol bei den Schotten?) in seiner Klause hypochondrisch hausende Chorherr Grödner, endend wie Enk von der Burg, der sogenannte „gemüthvolle" Pötzl, Resi Kuchelmeister, der „liebe Narr" — aus allen diesen Elementen floß für meine Reminiscenz nebelhaft und in gespenstischem Dämmer Wien und Oestreich zur Metternichzeit zusammen. Indessen wollte auch ich, standesgemäß usw. bis zum Schluß. Und dann:

„Zauberer von Rom" wann malst Du uns dieses neue Bild? Ist es dann dabei auch frei vom „Römischen Zauber" d. h. vom — — Concordat, dann hast Du für Wien, Oestreich, Deutschland — Deine Aufgabe gelöst! Vederemo!

Nichts für ungut und herzlichen Dank

Dein G.

W. d. 25/9 61.

---

Gutzkow trat am 1. Oktober 1861 in Weimar sein Amt an; die zwischen ihm und Dingelstedt gewechselten Briefe und Billette bis zum 22. Dezember 1862 beziehen sich naturgemäß vornehmlich auf Stiftungsangelegenheiten; doch sind hier und da auch literarische Notizen eingestreut. Am 7. Januar 1862 gedenkt er der „Reisenovelle": „Deine Reisenovelle (Artikel I und II) im Morgenblatt ist erschienen mit voller Namensunterschrift. Die frische, witzige Arbeit liest sich allerliebst. Cotta mag an die alten Zeiten seiner Blätter denken." Die Sommerreise führte ihn auch nach München: „In München machte mir einen wehmütigen Eindruck, in dem doch ziemlich großartigen Theaterleben daselbst überall Deine Spuren anzutreffen und Dich nicht selbst. Ich verglich das Sonst und Jetzt Deiner Herrschaft."

Die Differenzen zwischen Generalsekretär und Vorort spitzten sich seit Januar 1863 immer mehr zu, als Gutzkow auch in die Verwaltungsgeschäfte

---

[1]) Gesammelte Werke, V, S. 326, 330. Der Schluß stimmt fast wörtlich überein S. 334.

einzugreifen suchte und sich dadurch mit dem die Kasse führenden Verlagsbuchhändler Voigt für immer überwarf; sie führten schließlich zu Gutzkows Beschwerdeschrift, die er vor der Generalversammlung Oktober 1864 wieder zurückzog. Die Revision der Satzungen beschränkte wesentlich den Wirkungskreis des Generalsekretärs und nötigte Gutzkow, seine Stellung aufzugeben. Mochte auch das wenig erfreuliche Verhältnis zwischen Gutzkow und Voigt Dingelstedts Amtsführung erschweren und Gutzkows Beschwerdeschrift, die sich auch gegen den Vorsitzenden richtete, nicht dazu angetan sein, die persönliche Freundschaft aufrechtzuerhalten, dies allein hätte die einst so treuen Freunde nicht zu heftigen Gegnern gemacht. Da sprachen noch viele andere Momente mit: mißmutige Äußerungen, die in engerem Kreise laut wurden, hinterbrachten „gute Freunde", und die Klatschsucht der kleinen Residenz, die Enge der Stadt, wo man sich auf Schritt und Tritt begegnete, frischten den Groll immer und immer wieder auf. Gutzkow zürnte Dingelstedt, daß er seine Bemühungen um Shakespeare rastlos fortsetzte. „Warum wirke ich nicht", schreibt er am 3. April 1864 an Karl Biedermann, „für eine Überschwemmung der Bühne mit Shakespearebearbeitungen, die noch dazu dem Dichter durch opernhafte Zutat sein ursprüngliches Gepräge nehmen! Warum unterschreibe ich nicht das Shakespearegesellschaft-Programm, wo es heißt, das deutsche Volk wäre in Shakespeare noch ein Fremdling." Gutzkow war es auch, der sich bald wieder aus Weimar fortsehnte und gegen Dingelstedts Bestreben, den Vorort an Weimar zu ketten, stille Opposition machte. Er stellte sich als Nachfolger Beaulieus, der zu den Gegnern Dingelstedts gehörte, an die Spitze des „Vereins für Kunst und Wissenschaft", ein Schritt, den Dingelstedt nach Gutzkows eigenen Worten für einen Akt der Feindschaft ansah. Und die gegenseitige Erbitterung mußte um so heftiger werden, je inniger die Zuneigung gewesen war, die beide jahrzehntelang verbunden hatte. Wie sehr Dingelstedt an Gutzkow gehangen, beweist sein unentwegtes Eintreten für ihn und seine Werke, beweisen seine Briefe, soweit sie von Joh. Prölß veröffentlicht worden sind, in deren einem er ausruft: „Ein Brief von meinem Gutzkow ist allzeit ein Festtag für mich." Und vergleicht man die hier abgedruckten Briefe Gutzkows mit den unzähligen anderen, die er an Freunde in den verschiedenen Phasen seines Lebens gerichtet, man wird meist vergeblich nach dem warmen, herzlichen Untertone forschen, der uns aus diesen entgegenklingt. Die Nachwelt wird dem körperlich und seelisch schon seit längerer Zeit leidenden Gutzkow die innigste Teilnahme nicht versagen; sie hat aber auch die Pflicht, Dingelstedt Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wohl war er der Glücklichere und noch elastisch genug, um auch aus diesen Kämpfen ohne größere Schädigung herauszukommen. Aber er litt nicht minder schwer darunter, wenn er auch äußerlich gelassen alles ertrug, was ihm in der Öffentlichkeit, besonders nach Gutzkows Zusammenbruch vorgeworfen wurde, und es ist sicherlich kein Sarkasmus, sondern bitterer Ernst, wenn er Ludwig Braunfels am 27. Februar 1865 nach Frankfurt schrieb: „Mein Gemüth ist verstimmt, verdrossen, verwüstet durch die namenlosen Niederträchtigkeiten der letzten drei Monate. Dazu fehlt mir Halt und Trost im Hause, da meine

Frau und Tochter seit Neujahr in Wien leben. Mir bleibt zuletzt nichts andres übrig, als einen Schritt à la Gutzkow zu machen, um in Deutschland ein populärer Mann zu werden. Welche Unmündigkeit in diesem Volke!"

Die nun folgenden Briefe, die die frühere Freundschaft wieder anzubahnen suchen, bezeugen, daß beide sich schuldig fühlten, daß beide sich bewußt waren, gegen einander gefehlt zu haben. Am 14. Januar 1871 reichte Gutzkow, der sich zu neuen dramatischen Schöpfungen aufgeschwungen hatte, das vaterländische Zeitbild „Der Gefangene von Metz" bei dem Hofburgtheater ein, dessen Leitung Dingelstedt am 20. Dezember 1870 übertragen worden war. Dieser antwortete persönlich:

Wien 22. Januar 1871.

Ich vermag es nicht über mich zu gewinnen, die geschäftliche Eingabe vom 14/16 d. M. geschäftlich zu beantworten. Vielmehr biete ich Dir, über eine weite, dunkle Kluft von Zeit, Raum, von Erlebtem und Erlittenem, im alten Sinn, Styl, entgegenkommend die Hand und sage: Führer meiner Jugend, Freund meiner Mannesjahre, laß uns das Stück Wegs, das wir noch zu wandeln haben, zusammengehen und stehen. Vergangenes sei vergessen, Verlorenes verschmerzt, ein neuer Bund geschlossen. Vielleicht daß wir in literarischem und theatralischem Verkehr einander noch mannigfach fördern können. Und wenn nicht, so enden wir wenigstens persönlich, wie wir begonnen, als brüderliche Freunde!

Daß Dein „Gefangener" nicht als Anknüpfungspunkt geschäftlicher Beziehungen uns dienen kann, hast Du Selbst eingeräumt. Er ist für mich und bleibt — ein Gefangener in jenem Bann, der die gesammte dramatische Produktion im „Reich" dem Burgtheater verbietet. Ich will indeß sobald ich aus der bloßen Orientirung in die Aktion eintrete, an Deinen früheren Stücken beweisen, wie sehr es mir Ernst ist, Dich dauernd dem hiesigen Repertoir und Publikum zurückzugeben. Hast Du besondere Wünsche oder Winke in dieser Richtung zu geben, so sprich Dich unbefangen aus. Einstweilen stehen Uriel, Urbild, Werner, Weißes Blatt, Ella Rose auf meinem Register; für Zopf und Schwert ist's noch zu früh. Um meine Arbeit für Dich Selbst fruchtbar zu machen, könntest Du wohl im Verein mit anderen Bühnendichtern des neuen Kaiserthums an die Machthaber des alten die Aufforderung stellen, unser Tantième Gesetz mit rückwirkender Kraft, wie es zu Gunsten der Wiener Autoren geschehen, auch nützlich zu machen. Von mir darf im Anfang meiner Direktion ein solcher Schritt nicht ausgehen.

Zum Schlusse ein herzl. Gruß von Haus zu Haus, Deiner Frau, Deinen Kindern, von der Meinigen und von meinen Töchtern und Söhnen, die ich nun — fast der einzige wirkliche Gewinn meiner Uebersiedlung nach Österreich, — seit Jahr und Tag vollzählig um mich versammelt sehe.

Mit alten Gesinnungen im neuen Jahr, im neuen Beruf

Dein

Fr. Dingelstedt.

---

Du kannst Dir wol denken, lieber Dingelstedt, wie sehr mich Deine unerwarteten, überraschenden Zeilen erschüttert haben. Ich erhielt sie grade in stiller später Abendstunde, als Patient (an meinen sich bedenklich verschlechternden Augen), allein mit meiner nicht minder von diesem Beweise Deiner Selbstüberwindung ergriffenen Frau.

Es würde unwahr gehandelt sein, wenn ich sagen wollte, daß ich mir seit der Zeit, wo ich zum Leben habe zurückkehren müssen, die Ursachen, die mich so zum verzweifeltsten Ausdruck einer totalen Unzufriedenheit mit mir selbst treiben konnten, als bloße Selbsttäuschungen vorzustellen gelernt hätte. Nein, es war doch viel, viel

geschehen, um mich um jeden Halt zu bringen, mich zum Spielball der innersten Verzagtheit, des Verlustes der gesunden Vernunft zu machen. Doch auch ebensoweit bin ich entfernt, meine eigne Schuld zu verkleinern. Meinen maaßlosen ersten Angriff auf Dich, den ich ohne Andrer Gutheißen nicht gemacht hätte, hätte ich auch ohne die Folgen desselben bald bereut.

Im Ganzen genommen muß mir ja auf dieser traurigen Partie meines Lebens — ein Nebel ruhen, der nachgrade alle Erinnerungen daran, selbst die an die gräßlichen Leiden, die ich durchgemacht habe, wohl noch nie geschilderte, ganz eigne Seelenleiden, umsponnen hat und erblassen machte. Sollte doch mit Gegenwart und Zukunft fortgelebt werden. Da hatten dann die Angehörigen und Jeder, der mir wieder näher trat, fast geflissentlich die Weise, vom Vergangenen *nicht* zu reden. Da Niemand nach den Details fragte, antwortete ich auch nicht. So ist denn auch alles, was uns trennte, mir jetzt wie in — mythische Ferne gerückt.

Wollen wir Werth darauflegen, daß wir uns unserm Lebensabend nähern und nicht bis an die letzte Grenze unsern Groll mitforttragen, so trage ich für mein Theil nicht schwer daran. Jeder Tag stellt uns neue Anforderungen an den Rest unsrer Kraft! Die merkwürdige, des Einzelnen wenig achtende Zeit (schon 1866) stellt uns unfreiwillig an gar nicht gesuchte Schilderhäuser! Da steht man Posten und kann sich gar nicht mit Gepäck vom Vergangenen beschweren. Dich bringt Dein glücklicher Lebensstern in eine neue, ruhmvolle Stellung mit ganz eigenthümlich präcisirten Aufgaben. Ich denke mir, Du willst da die Genossen jener Zeit, als Du Dir dies Ziel zuerst stelltest, wieder um Dich geschaart sehen. Ich schlage in Deine dargebotene Hand ein und freue mich, unter diesen Dir jetzt wieder so nahe Gerückten nicht fehlen zu sollen.

Deinem großen Talent, Menschen für Dich einzunehmen, Situationen zu beherrschen, wird es ein Leichtes werden, dem Burgtheater wieder seine alte Geltung zu geben. Ein paar Stücke scenirt und alles wird an Dich glauben, an Dir hängen. Die Bahn, die Du zu durchlaufen gedenkst, muß Jeden, der Dich nach Deinen dramaturgischen Antecedentien beurtheilt, klar vor Augen liegen. Auch die Politik freilich, die Du beobachten mußt, das Laviren gegen ein pietätlos gewordenes, frivoles, französelndes, das Schicksal der Stücke auf der Börse bestimmendes modernes Wienerthum. Deine Shakespeare-Einrichtungen laß Deine Triarier sein! Rücke nur ab und zu wie zu Festtagen damit vor! Gieb sie nicht als Wochenspeise! Man erzieht ein Publikum durch jährlich 5—6 große *Extra-Tage*, die man fest einhält und präparirt. Hier in Berlin regiert schon, was kommt und geht. Das Bedürfniß der Schauspieler und die zufällige Einsendung machen das Repertoir. Man sucht heraus, was Liedtken, Berndal, Döring, und der Frieb Blumauer, ja, horribile dictu! der Frau Hofräthin Adami („Den 27sten: Die Hageſtolzen") das monatliche Quantum von Spielhonorar und Hervorrufungen sichert. Doch was mach' ich Dir den alten Polonius mit Rathschlägen! Du kennst das Terrain besser als ich.

Besten Dank, wenn Du ab und zu meine Stücke vor einem seligen Ende sicherst! Auch erfüllt eine Tantièmenbezugsanzeige das Haus immer mit froher Stimmung und kein Gang wird lieber gemacht als zur Vidimirung der Unterschrift der Quittung. Rückwirkende Tantième beantragte ich vor einem Jahre für den seit 30 Jahren so oft gegebenen und wie ich grade gelesen hatte von Sonnenthal neubelebten Werner. Münch erklärte diese Maaßregel für unthunlich, bewilligte aber als eine Nachzahlung zu den anno 1840 von Deinhardstein empfangenen 60 Dukaten 300 fl. Ö. W. Meine Versuche, mit neuen Sachen zur Bühne zurückzukehren, wollen noch nicht glücken. Sie müssen aber wiederholt werden. Der 9 bändige Roman existirt nicht mehr. Aber auch der 3 bändige ermüdet mich. Gegenwärtig schreibe ich noch einen, contraktgemäß, für die N. fr. Pr., aus welchem, Laube-inspirirten Blatt ich meine alleinige Orientirung über Wiener Theaterzustände habe. Willst Du Informationen über Hiesiges, Umgehungen der Theater-

agenten, der personificirten Lüge und Intrigue, Kundgebungen irgendwelcher Absichten, so bin ich zur Erfüllung aller Wünsche bereit.

Dank für die Grüße Deiner Familie, die wir herzlich erwiedern. Als „Norddeutsche" und wol gar beim 5ten Thüring. Infanterie Regiment nº 94 könnten Deine Söhne jetzt die Ehre haben, per Großherzogliches Telegramm als bei Orleans oder Le Mans gefallen vermeldet zu werden. Meine warten noch auf die Berufung der aller-allerletzten Reserve, in die sie in friedlicherer Zeit gestellt wurden. Mein Schwiegersohn, ein Kurhesse, Wilhelm Osius, hat seine Hanauer Richterstelle mit dem Gouvernements-Auditoriat in Straßburg vertauscht, in welchem Amt er leider für die Rück-Germanisirung des Elsaß vorläufig nur mit Erschießenlassen, Condemniren zu Rastatt usw. wirken kann. Versichre Deine liebe Frau meiner alten Verehrung und Anhänglichkeit!

Und so denn — wie nach einem langen alpbeschwerten Traum, und in Hoffnung auf Bestand der alten Freundschaft — bis zum Ende

Dein herzlich grüßender
Gutzkow.

Berlin d. 25/1 71.

---

Der nächste Brief nimmt Bezug auf Dingelstedts erbetene Unterschrift von Reversen, nach denen die Aufführung Gutzkowscher Stücke in Wien nur dem Burgtheater zustehen soll. Sonst bringt er die überraschende Kunde von einem neuen Drama Gutzkows modernen Stils, in dem die Arbeiterfrage behandelt wird.

Lieber Freund, ich glaube leider annehmen zu müssen, daß unsre offizielle Stellung eine feindliche ist. Aber privatim wirst Du meiner Rechtfertigung zugänglicher sein, als in einer an Dein Amt gerichteten Zuschrift, wo ich Mancherlei nicht so offen aussprechen könnte.

Ich habe die Reverse nicht unterschrieben, weil ich durch einen Vertrag gebunden war, den ein persönliches Versprechen des Herrn Lobe[1]) bei mir vermittelt hatte. Zwei meiner gangbarsten Stücke Zopf und Schwert und Königsleutnant, bei Euch seit 1866 ruhend, hattest Du mir selbst als gegenwärtig unmöglich bezeichnet. Soll ich die Ausbeutungsfähigkeit solcher Stücke entbehren?! Versetze Dich in meine schwierige Lebenslage! Meine Stücke sind am Burgtheater im Stammrepertoir geblieben nur einmal für einen Gast oder den Versuch einer neuen Rollenbesetzung. Laube[2]) hat nicht die mindesten Ansprüche auf Treue oder Dank meinerseits. Im Gegentheil war ich immer in der Stimmung, gegen seine selbstgefälligen Rückblicke Einspruch zu tun. Wenn er etwas für mich gethan zu haben schien, war es für einen Schauspieler, den er stellen wollte.

Ehe ich den Versprechungen Lobe's (die seit Sept. vorigen Jahres nun erst mit Acosta gehalten wurden) (während Demetrius, Karlsschüler und die Bearbeitungen der Franzosen gleich vorrücken mußten) nachgab, wollte ich Dir schreiben und um eine Kundmachung des Burgtheaters über die alten Stücke bitten. Es kam leider nicht dazu. Wenn ich Lobe sagte: Ich kann meine 20—30 Jahre alten Stücke jetzt nur als Gemeingut ansehen, bei dem ich lediglich darauf zu achten habe, daß an jedem, durch mich geförderten Abend ich nach den neuen Anschauungen meinen Antheil habe! so hatte ich dabei keine Rivalität des Stadttheaters in Wien mit dem Burgtheater im Auge, sondern nur das Prinzip und die hiesige Praxis, die alle meine gangbaren Stücke bald da bald dort auftauchen läßt. Hülsen erhebt

[1]) Der Schauspieler Theodor Lobe, Begründer des Lobetheaters in Breslau, seit 1872 am Stadttheater in Wien; seit 1892 Oberregisseur des Hoftheaters in Dresden.

[2]) L. war von 1872 an Leiter des Wiener Stadttheaters.

keinen Einspruch, da er wol einsieht, daß ihm eine Plage von Autor-Zumuthungen weniger erwächst. Das Repertoir wird auf Frau Erhart, die Frieb Blumauer, Liedtke und Döring gebaut. Was in deren Kram nicht hineinpaßt, liegt brach und todt.

Daß Du mich nun durch gänzliches Ignoriren strafst, mag Dir in der Ordnung erscheinen. Ja ich werde noch Spott ernten, da Laube an alles eher denkt, als an die Benutzung der ihm von mir gestatteten Freiheit. Ich habe mich zwischen zwei Stühle gesetzt.

Aber es liegt mir daran, Dir endlich zu schreiben, daß ich warlich keinen bösen Willen hatte, Deiner Direktion zu schaden. Zu Laube habe ich seit Jahren keine Beziehung. Ein Direktor ist auch nicht das Institut: das Institut überdauert den Direktor. Ausdehnung, Befreiung von Einsargung wollte ich haben. Ich habe es in der Allg. Ztg. ausgesprochen. Wie kann auch die Kaiserliche Anstalt so den kleinen Gesichtspunkt festhalten, als wenn es sich lediglich um eine Concurrenz handelte! Wollte Gott, Wien bekäme noch mehr Theater, die sich von der Posse befreiten und wirkten wie hier National- und Belle Allianceetheater. Der Zuwachs an Bildung wäre damit garantirt.

Zum Schluß eine Vertrauensfrage. Ich möchte mit einem neuen Stück [1]) ano- oder pseudonym auftreten, höre aber im Geist immer die warnende Stimme eines Bekannten: „Warum das? Ihr Name garantirt Ihnen doch, daß das Stück gelesen wird. Sonst gehts mit den hunderten, die eingesandt werden, so hin." Ich würde es dem Burgtheater einschicken und auf Annahme hoffen, wenn nicht offne Feindschaft gegen mich da ist, namentlich nicht auch bei den Schauspielern. Das betreffende Opus ist ein 5aktiges modernes Schauspiel in meiner alten Manier der Herzensconflikte, burgtheatermäßig, glaub' ich, durch und durch. Am hies. Hoftheater würde mir für den weiblichen Hauptcharakter die Darstellerin fehlen, eine Crelinger, eine Rettich. Kann die Damböck eine „Commerzienräthin" machen? Die Gabillon? Alt muß die Darstellerin sein, denn darauf beruht die Idee des Stückes. Jene Damen haben ja keine Anfälle, in die jugendlichen Rollen zurückzugreifen?

Betrachte diese Zeilen als das, was sie sind, ein Geplauder *hinter* Deiner offiziellen Stellung. Sieh zu, wieviel Du von der freundschaftlichen Aufnahme, die ich für jenes voraussetzte, in diese hinübernehmen kannst.

Mit den besten Grüßen

Dein Gutzkow.

Berlin, Großbeerenstr. 7 d. 24 März 73.

---

Wien 30/3/73

Lieber Freund!

Meine Antwort auf Deinen Brief vom 24. d. M. möchte ich bei dessen Ende anfangen: der erfreulichen Nachricht, daß Du ein Stück fertig hast und es dem Burgtheater geben willst. Ich heiße es hoch willkommen, ob mit oder ohne Namen, ob von Bernhard Falk [2]) oder von Karl Gutzkow. Am besten, Du schickst mir das Manuscript, sobald es trocken ist. Ich lese es sogleich; in acht Tagen hast Du Antwort, und wenn das Stück nur *möglich* ist, in acht Wochen den Zettel der ersten Aufführung. Da wir heuer keine Ferien haben und Weltausstellung dazu, trifft Du immer gute Theaterzeit und kommst früh genug heraus, um im Herbst an andere Bühnen versenden zu können, nachdem Du auf die Erfahrungen

[1]) Auf eine Anfrage teilt mir Frau Selma Wunderly-Gutzkow freundlichst mit, daß dieses bisher völlig unbekannte Drama im väterlichen Nachlaß nicht vorhanden sei.

[2]) Pseudonym Gutzkows im Anfange seiner dramatischen Tätigkeit.

der hiesigen Darstellung hin endgiltig hast drucken und durch dieselbe die Wege Dir bahnen lassen. Um die Besetzung sorge Dich nicht; die Straßmann spielt Mütter- und Charakter Rollen recht ordentlich, besonders wo scharfe Zeichnung am besten wirkt, — fängt auch an, sich zu accreditiren. Und für das bürgerliche Schauspiel haben wir ausreichend tüchtige Leute in jedem Fach.

Daß Uriel und Urbild ihren Winterschlaf gehalten, ist weder prinzipielle noch persönliche Gegnerschaft. Wie käme ich zu letztrer, der objektivste Mensch von der Welt, und wie grade Dir gegenüber? Auch prinzipiell schließe ich die Revers-Dissenter vom Repertoir nicht aus, nehme überhaupt den Standpunkt der Concurrenz mit dem Stadttheater nur auf, wenn er mir aufgenöthigt wird, und verhalte mich lediglich auf demjenigen des passiven Widerstandes, nicht einmal der Nothwehr. Der Austritt der Bognar nahm mir die der Zeit einzig mögliche Judith; deshalb kein Uriel. Und Urbild stand sogar zur Molierefeier bereits auf dem Repertoir, von dem es nur durch einen Zufall verschwand. Beide Stücke bring' ich nächstens; Werner dazu in der ersten Novitäten Pause.

Schließe indeß aus dieser Milde nicht auf Indifferenz. Dein Absagebrief an die Direktion und Dein Manifest in der Allg. Zeitung waren mir gleich unangenehm, gleich nachtheilige, gleich unbegreifliche Dinge. Hier, wo Alles Parteisache wird, machte Dein Uebergang zum Stadttheater Propaganda für dies gegen die Burg und mich. Deshalb sehe ich Dich gern umkehren, wie es Hackländer auch gethan. Was Du gewinnen würdest, wußt ich voraus und erfahre es täglich aufs Neue. Jetzt eben wird Urbild ausgetheilt und Esser[1]) gegeben, mit aufgehobenem Abonnement! „Heinrich, mir graut vor Dir!"

Dein Stück täglich erwartend (nur nicht in der Charwoche, während deren ich flüchte) in Treue

Dein

Fr. Dingelstedt.

---

Lieber Freund,

ich hätte gern Deinen guten Willen, der mir wahrhaft wohlgethan hat, sozusagen auf frischer That festgehalten. Aber die Schreiber ließen mich im Stich und nun ich das Ganze gestern durchcorrigirte, um es heute *vielleicht* noch abzuschicken, bin ich wieder muthlos! Act I. II. III. bauen sich scenisch ganz klar und spannend auf. Auch noch Act IV. Da aber die der Straßmann zuzutheilende Rolle mit dem Aktschluß stirbt, so fürchte ich — ernüchterte Stimmung im Publikum, falls nicht die jugendliche Liebhaberin (Martha Ehlerdt geheißen) in ganz besonders interessirenden Händen ist. Die blauen Striche, die Du finden wirst, sind Resultate dieser Selbstkritik.

Gegen den Titel, den ich ursprünglich wählen wollte und der durch Vorgänge im Stück motivirt gewesen wäre, „Treudankbar" lehnte sich mein ganzes Haus auf — Frau und Töchter zählen, wenn sie Meinungen verfechten, für das Dreifache — darum sage ich „ganzes Haus". Der etwas nüchterne, den Du finden wirst, fiel mir erst heute Nacht ein. „Verletzte Rechte der Natur" ist wol die *Idee* des Ganzen.

Einreichen lasse ich das Stück von einem treuen literarischen Adlatus, Christoph Wiese, der in seinem Begleitschreiben *andeutet*, daß nicht er der Vf. sei. Ließe sich das Incognito durchführen zur Täuschung dieser Kuh, Speidel, Betty Paoli und wie sie alle heißen, die bei ihren Feuilletons nur an ihre eignen Einfälle, nicht an die Sache denken und namentlich mich immer nach Einer Schablone beurtheilen, so würde es mir besonders lieb sein.

---

[1]) „Graf Essex", Drama von Heinrich Laube (1856).

Ich stelle alles Deinem Ermessen anheim! Sey das Ganze, auch wenn es auf ein: Alter Freund, Du hast Dich geirrt! Bist noch immer nicht wieder im Zuge! hinauskommen sollte, Deiner Protektion und wiedererwachten alten Theilnahme anheim[gestellt].

Mit aufrichtigem Gruß Dein

Gutzkow.

Berlin, Großbeerenstr. 7 d. 4 April 73.

---

Wien, den 24. Apr. 1873.

Es geht nicht, lieber Freund; mit dem (wahrhaftig!) besten Willen von der Welt bringe ich Dein Stück nicht durch. Zuerst nicht durch die doppelte Censur des Oberhofmeisteramts, des Haus-Ministeriums. Man wird sich da an die Arbeiterfrage stoßen, von unseren brennenden die derzeit brennendste, an die man auch im conservativsten Sinne nicht rühren darf; hat doch unlängst die Statthalterei einer Vorstadtbühne die „Fabrik zu Niederbronn" verboten, kurzweg verboten. Aber gesetzt, ich überwände durch persönliches Eintreten meiner Seits und einige Conzessionen Deiner Seits dies erste Hinderniß, — in den Schauspielern erwüchse mir ein zweites, größeres. Rollen wie Lydia, Harrey, Dora, — so interessante Aufgaben, daß französische Schauspieler sich darum raufen würden, — gelten den Burgth.-Mitgliedern noch immer für „undankbar", alten Styls. Und es ist nicht zu läugnen, daß alle Deine Personen, so viel es ihrer sind, irgend einen Haken haben, selbst die am mildesten gezeichneten, die Kommerzienräthin, ihr Mann, ihre Nachfolgerin. Die Leseprobe würde, wenn ich die Rollen par ordre angebracht hätte, einen Sturm erregen, wie er schon manches brave Stück beim Auslaufen umgeworfen hat.

Dazu kommen noch ein paar Dinge, welche in letzter Instanz, auf der Bühne, uns zu schaffen machen würden; Du kommst aus dem Roman, dem Roman größten Formates, in dem Du Dir das epische In-die-Breite-Gehen nachhaltig angewöhnt hast, so daß Dir die dramatische Concentration schwer wird, in der Du ein Meister geworden, als Du noch jedes Jahr auf den Brettern gestanden. Das Publikum, insonderheit das Wiener, längst nicht mehr das alte, sinnige, folgsame wird nicht mit Dir gehen, wo Du Dich vertiefst, verlierst, wird in der Vermischung innerer, seelischer Motive mit Criminal-Novellen und Knalleffekten — diese an sich schon recht schwer auszuführen — sich nicht zurecht finden und an dem starken Realismus Deiner Karaktere geradezu erschrecken. Die lange Erzählung Dora's wirft das Drama um, wenn es solange Stand gehalten. Der fünfte Aufzug kommt nicht mehr auf, obwohl ich für ihn die geringste Sorge hätte; er schließt in einer sehr poetischen Perspektive ab, bei der nur die hinter den Coulissen verschwundene Hauptfigur vermißt wird.

Da hast Du meine Ansicht. Was danach noch hinzuzufügen wäre: zeitgemäßer Stoff, geistvolle Ausführung, Einzelheiten der größten Feinheit, — das alles hörst Du nicht mehr, so ernst es gesprochen ist.

Aber damit Du siehst, daß ich nicht leichten Spieles Dich aufgebe, zum Schluß ein Vorschlag. Ich kann mich irren, so aufmerksam, so entgegenkommend ich gelesen. Laß mich das, bisher streng sekretirte Stück in Umlauf setzen, wie ihn die Geschäftsordnung vorschreibt. Mit Deinem Namen; le pavillon œuvre la marchandise, und Du hast Dich des Werkes in keiner Art zu schämen. Die Regisseure mögen lesen. Halten sie das Stück, den Schauspielern und dem Publikum gegenüber für möglich, — und wenn es nur zu einem succès d'estime langt, — so nehme ich die Censur auf mich, und wir gehen frisch dran. Besetzen können wir es ausgezeichnet: Lydia — Baudius oder Gabillon; Magda — Janisch (sehr gut) — Harry — Mitterwurzer. Alle übrigen Rollen nach Deinem Vorschlag.

Also, wenn ich bis zum 9. Mai keine Contre-Ordre erhalte, gebe ich das Stück in den Turnus. Ende Junis kann es gelesen, ausgeschrieben, ausgetheilt sein; wenn es angenommen wird. Aber die Anonymität mußt Du aufgeben, die Ablehnung riskiren. Willst Du nicht so hast Du das Manuscript auf einen Wink wieder; Niemand ahnt, daß ich es gehabt. Entscheide.

Treulichst

Dein Fr. Dingelstedt.

Besten Dank, lieber Freund, für Dein aufrichtiges Urtheil, das mich denn doch bestimmt, ganz die Sache wieder an und in mich zurückzunehmen. Beauftrage, bitte, Deine Kanzlei, dem Chr. Wiese, der das Stück einsandte, es zurückzusenden.

Ich habe die üble Gewohnheit, alle Mißlichkeiten des Eindrucks eines Stücks ganz objektiv zu übersehen und mir doch immer zu schmeicheln mit Möglichkeiten, daß es anders sei, daß die Darstellung nachhelfe, daß der Schauspieler durch seine Persönlichkeit nachhelfe usw.

Auf der andern Seite habe ich freilich nicht geglaubt, daß die alten Burgtheater-Rücksichten, die ich die Kritik der alten Erzherzoginnen und Kaiserinnen Mutter nennen möchte, noch so im Schwange sind. Ich glaubte alles, durch die Zulassung der Franzosen, fortgeschrittener. Die Verpönung der Arbeiterfrage hätte ich am wenigsten erwartet, da grade die Bühne ein Mittel bietet, das verrücktgewordene Volk aufzuklären.

Die Hauptsache ist: Man wird den ganzen Abend den tristen, deprimirenden Eindruck nicht los, den eine kranke, sterbende Frau hervorbringen muß.

Jedenfalls freue ich mich, Dir den Beweis gegeben zu haben, daß ich mich dem Burgtheater gegenüber ganz unbefangen fühle und daß es nur Eure falsche und einseitige Auffassung ist, wenn meine Preisgebung meiner alten, selbst auf dem Burgtheater theilweise ganz vergeßenen und sogar unmöglich gewordenen Stücke mich gänzlich aus Euerm Stammrepertoir gestrichen hat. Hier wird zb. heute Acosta an zwei Theatern zugleich gegeben.

Nochmals Dank für Deine Güte und die Bitte um die Bemühung wegen der Rücksendung.

Herzlich und aufrichtig

Dein Gutzkow.

Berlin, 26/4 73.

Auf die Nachricht vom Tode der treuen Lebensgefährtin Dingelstedts (3. Oktober 1877) sandte ihm Gutzkow folgenden Trostbrief:

Lieber Freund, wenn man den Türkenkrieg verfolgt und die tägliche Chronik liest, so möchte unsereins wol sagen: Das Sterben wird Mode! Machst sie bald auch mit! Die Anzeige des Heimgangs Deiner treuen und guten Jenny hat mich sehr erschüttert. Wenn man so in der Erinnerung das volle frische Leben vor sich hat, die Regsamkeit, die Offenheit und Rückhaltlosigkeit einer ehrlichen Meinungsäußerung, durch die sich Deine Gattin auszeichnete, so wird man recht von Trauer ergriffen, wenn die Naturnothwendigkeit ihren grausamen Strich darüber macht. Betrübend auch, daß die jetzt schreibende und schwatzende Generation an Anknüpfungen an Vergangenes nicht denkt. Doch wird es an allgemeiner Theilnahme nicht fehlen.

Dein Leben und Streben liegt aufgeschlagen wie ein offnes Buch in allen Tage- und Abendblättern. Ich folge still und manchmal verdrießlich. Muße zum Grübeln und Grämeln habe ich genug. Ich bin halbblind, von einem nervösen

Tic, der mir durch den ganzen Körper geht, in steter Gefahr vor einem Nervenschlage, gehe nicht ins Theater, selten noch in eine Gesellschaft. Ich bin vom Lande, wo ich leben wollte, durch die Schrecken des Winters nach Heidelberg, nicht durch Wahl und Neigung, getrieben.

Meine Frau und Töchter lieben die Geselligkeit — und die Gefahr des Geldausgebens für allerlei Revanche nach genossenen Einladungen war so groß und der Gewinn von Menschen, die nur für ihre Spezialität von Würmern oder Pilzen und dergl. leben, so gering, daß ich vorzog, den häuslichen Geselligkeitstrieb in Contakt zu setzen mit den Schwestern, Muhmen, Cousinen, die meine Frau hier hat. Auch mein Ältester, Herrmann, lebt hier als 41jähriger Junggesell und dirigirt eine Alizarinfabrik als Theilhaber. Alles Produziren ist mir widerwärtig! Ich sehe keine Menschen, die ich amüsiren möchte!

Dein Scholion zu dem Theaterzettel hat mir Freude gemacht. Ich packte grade den Koffer, um nach Herrenalb zu reisen. Meiner Frau, deren starker Wille Dir erinnerlich sein wird, dirigirte den Umzug lieber allein. In Wiesbaden wartete ich dann das Compèlle intrare[1]) ab.

Geh' es Dir gut! Deine Kinder und Deine Stellung zur Welt werden dafür sorgen, daß Du Dich nicht vereinsamt fühlst!

Dein

Gutzkow.

Frankfurt a Main, Sachsenhausen Gartenstraße d. 7 Oct. 77.

---

(Gutzkows letzter Brief an mich. D.)

Lieber, Theurer! Ich danke Dir herzlich für Deine überraschende angenehme Mittheilung. Seit der Türkenfrage lese ich keine wiener Journale mehr und weiß daher nicht, was an der blauen Donau für oder gegen mich geschieht. Deine Mittheilung beschämte mich zugleich. Denn ich gestehe Dir, kurz vor Eurer mir unbekannt gebliebenen Aufführung entstand ein Telegraphiren zwischen Hamburg, Wien, Sachsenhausen über ein Friedmann'sches Gastspiel am Carltheater und den Königsleutnant. Nun weißt Du, wie ich die Frage über diese alten Stücke ansehe. Laube benutzte sie, um durch ein Hinüberziehen derselben in sein Repertoir den Schein der Conformität mit dem Burgtheaterrepertoir hervorzubringen. Dann ließ er sie natürlich fallen und so habe ich Jauner telegraphirt, die Burg hätte keinen Revers von mir; das Stück sei ja zuerst am Theater an der Wien erschienen, wo Lußberger seinen Erfolg damit hatte und die Rolle des Thorane sozusagen für ganz Deutschland creirte. Denn mit Eduard Devrient und Phil. Breuer in Frankfurt und den früheren 5 Akten war das Stück begraben.

Wann Friedmann sein Gastspiel hat, weiß ich nicht. Auch irrst Du wol mit der Tantièmeberechtigung. Ich habe die Tantième für K. immer bekommen. Die Tantième ist 1846 eingeführt und Laube mag den K. vom Theater a. d. Wien mit Lußberger als Novität und ohne Revers hinübergenommen haben etwa in der Mitte der 50er Jahre.

Einen Revers unterschrieb ich nur, auf Alleinberechtigung der Burg, meines Wissens für Ella Rosa, deren wiener Schicksal ich ja, von Laube's Erzählung provozirt, in meinen „Rückblicken auf mein Leben" (Berlin, A. Hofmann) mitgetheilt habe[2]). Die Seebach war abscheulich, unverständlich bis zum Exceß, die Würzburg hielt dann noch längere Zeit das Stück. Die Costenoble'sche Ausgabe ist umgearbeitet. Aber wer blickt zurück?!!

An Sonnenthal schrieb ich vor einigen Jahren, als die wiener Blätter voll waren seines Lobes in dem neuaufgenommenen Werner. (Dieser ist leider kein

[1]) Evangelium Lucae 14, 23: nötige sie hereinzukommen!

[2]) S. 278 f.

Tantièmestück). Er hätte, so hieß es, „soviele neue Nüancen hineingebracht." Leider habe ich von dem trefflichen Darsteller keine Vorstellung. Ich möchte erst eine Wiederholung des K.[1]) abwarten, bis ich ihm danke. Da ich wie gesagt über Wien soviel wie über Africa erfahre, so theilst Du mir wol einen Theaterzettel seiner Zeit mit.

Ich kann den sensationellen Ton der Wiener Journale nicht leiden, dies Aufdonnern der einfachsten Sachlagen. Da ich in Kaffeehäusern nicht mehr verweile, im Heidelberger Museum immer gelesen und bestellt fand, was ich an Zeitungen selbst gern zu lesen wünschte, so hielt ich mir ein wiener Journal, aus alter Anhänglichkeit die N. Fr. Presse. Aber theils die Feuilletonartikel, theils die Türkenpolitik machten mich in meinem Abonnement intermittirend und so bin ich nun ganz herausgekommen.

Herr Otto Devrient wird hier nicht auf Rosen gebettet sein. Die Fr. Presse von heute früh nennt seine Fausteinrichtung „jämmerlich." Vor allem straft sich die Gründerzeit und der Größenwahn! Man hat kein Geld das großartig angelegte Werk des Neubaus zu Ende zu führen. Ich komme selten über die Brücken in die Stadt. Ich wohne nahe dem Forsthause, wohin wir vor 40 Jahren bei erster Bekanntschaft wanderten. Erinnerte ich schon einmal daran, so erkenne daraus die Schwäche des Alters!

Unveränderlich, herzlich dankend und wünschend, daß das Glück dauernd bei Dir wohne

Dein Gutzkow.

Sachsenhausen/Frankfurt 31 Jan 78.

Am 16. November desselben Jahres schied Gutzkow aus dem Leben, am 15. Mai 1881 Dingelstedt. Wenn wir die große Reihe von Altersgenossen Gutzkows an unserem Auge vorüberziehen lassen, mit denen er als Schriftsteller in nähere persönliche Berührung gekommen ist, so dürfte niemand seinem Herzen näher gestanden, niemand aber zugleich seine Bestrebungen mit solcher Verehrung, ja Liebe verfolgt und unterstützt haben als Dingelstedt. Einem längeren Zusammenarbeiten in fast täglicher, persönlicher Berührung hielt aber auch diese Freundschaft nicht stand. So sehr diese Tatsache uns mit stiller Wehmut erfüllen mag, es mildert sie der Gedanke an die Wiederaufnahme der alten Beziehungen in den letzten Lebensjahren. Dingelstedt sorgte auch nach Gutzkows Tode für den Nachruhm des Freundes, und es war ein schönes, beherzigenswertes Wort, das er wenige Monate vor seinem Scheiden (16. Januar 1881) an dessen Witwe richtete: „Das Leben unseres armen Freundes stand unter dem Zeichen des Kampfes; gönnen wir ihm im Grabe die verdiente persönliche Ruhe, und statt über demselben den Staub vergessener literarischer Händel wieder aufzuwühlen, pflegen wir ihn in seinen Werken."

[1]) Königsleutnant.

# Friedrich Wasmann.

Von

**Bruno Schröder.**

## I. Das Leben.

„Sie müssen mir die Sachen ordnen und können sich zunächst damit die Zeit vertreiben. Viele der Blätter tragen kein Datum, während die Manieren und Fertigkeiten, Sorgfältiges und Nachlässiges, glücklich Gelungenes und Mißratenes, alles zugleich mit ungleicher Sicherheit oder Unsicherheit begleitet, so durcheinander gehen, daß ich die gewünschte Einordnung nach der Zeitfolge nicht recht zustande bringe . . . Hier ist ein Blatt, welches bei unentwickeltem Können, das offenbar auf frühere Anfänge zurückweist, dennoch den Nagel auf den Kopf getroffen hat, und mit anmutigem, naivem Gelingen gekrönt ist; dort paart eins mit vorgeschrittener Sicherheit des Machwerks ein sichtliches Fiasko des Gewollten, kurz, alles dies ist mir interessant."

Diese zitierten Worte sind in Gottfried Kellers „Grünem Heinrich" an den Titelhelden gerichtet. Sie mögen sich auf die Mappen manchen Künstlers anwenden lassen. Wort für Wort passen sie auf den Meister, den das Geschick nach langer Vergessenheit uns wiedergegeben hat: Friedrich Wasmann.

Wasmanns Leben ist nach seinen äußeren Daten schnell erzählt. In Hamburg 1805 geboren, erlebt er eine ereignisreiche Jugend, wird gegen seinen eigenen Wunsch auf Betreiben seines Zeichenlehrers, der in ihm das Talent erkennt, Maler und beginnt nach den ersten dilettantischen Anfängen häuslicher Versuche seine Ausbildung in Dresden, wo er eifrig nach den Antiken zeichnet und durch Näke in das Geistesleben der Nazarener eingeführt wird. 1829 geht er nach München, nimmt dort an dem begeisterten Treiben derer um Cornelius teil, hält sich eine Zeitlang in Tirol auf und wendet sich dann nach Rom. Hier verfällt er ganz der herrschenden Richtung, nimmt Overbeck zum künstlerischen und geistigen Führer und wird Katholik. In Meran siedelt er sich schließlich an, um seiner zeitlebens schwankenden Gesundheit willen, heiratet eine Hamburgerin, die samt ihrer Mutter zum Katholizismus übertritt, und führt hier in Tirol ein stilles, von wenigen Reisen nach Hamburg und München unterbrochenes Künstlerleben, bescheiden mit heiligen Bildern, Bildnissen und Genreszenen und zur Erholung mit Landschaftsmalerei beschäftigt. 1886 ist er gestorben und wäre gleich manchem anderen vergessen, nur dem Namen nach einigen Kunstgelehrten bekannt, wenn nicht 1896 der norwegische Maler Bernt Grönvold durch Zufall seinen zeichnerischen

Nachlaß zu Gesicht bekommen und den großen Wert dieser Sammlung erkannt hätte. Grönwold hat dann in jahrelangem Bemühen noch erreichbare Werke Wasmanns erworben[1]) und die Selbstbiographie des Meisters herausgegeben.

Ein „typisches Geschick" hat man dieses Künstlers Erdenwallen genannt (Lichtwark, Bildnis in Hamburg, II, S. 162 ff.). Man könnte sein Geschick auch tragisch nennen, in dem Sinne jener Tragödien, in denen das Verhängnis den Helden lähmt, so daß er seine Aufgabe unerfüllt läßt und der Übermacht wehrlos erliegt.

Zum Naturalisten geboren, wandte sich Wasmann dem nazarenischen Lager zu, fand mit dem geistigen Hochmut der Sekte Genüge im Anfertigen religiöser Bilder und übte nur zum Verdienst und in der Muße die starken Talente, die ihn von seinen Zeitgenossen schieden. Das ist das Typische an diesem Leben.

Ihm fehlte von Natur die ringende und vordringende Kraft des Helden. Er hätte ein Führer sein müssen und machte sich zum Gefolgsmann. Aber ihm fehlte zum Führen auch die Gefolgschaft, die den Führer anerkennt, stützt, vorwärtsdrängt. Denn die er hätte zu Kampfgenossen haben können, trieben es gleich ihm. Das ist das Tragische bei Wasmann.

Das Schicksal, dem auch er erlag, bestand darin, daß das geistig gebildete Deutschland damals von literarischen Neigungen beherrscht wurde. Klassizismus, Nazarenertum und Romantik übten auf die Bildnerei einen unheilvollen Einfluß. Das Wenige an echter und auf Naturstudium gegründeter Malerei, das sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Deutschland geregt hatte, mußte sich scheu verkriechen. Ein Bildhauer wie Schadow konnte bei Lebzeiten fast vergessen werden. Und doch war Norddeutschland ausersehen gewesen, mit einem frischen Naturalismus eine neue Kunst einzuleiten; in Hamburg wuchsen neben dem etwas älteren Runge, der wenigstens in der Theorie die Zukunft der Kunst und ihre Aufgaben ahnte, Talente auf wie Oldach, die Speckters, Janssen. Unberührt von den Moderichtungen schufen sie köstliche Werke unbefangener Naturfreude, Bildnisse vor allem — dann flogen sie dem Licht des Nazarenertums zu. Wasmann folgte diesem Zug — und auch er gab sein Bestes preis.

Wir haben sein Geschick tragisch genannt. Das Versöhnliche an diesem Drama besteht darin, daß Wasmann seine Mission zu erfüllen glaubte. So wollen wir keinen Stein auf ihn werfen, sondern würdigen, was er trotz seines Nazarenertums geleistet hat.

## II. Die Bildnisse.

So oft in der Kunstgeschichte der Naturalismus eine folgerichtige Entwicklung genommen, hat sich aus der genaueren Beobachtung des menschlichen Lebens, zumal der alltäglichen Vorfälle die Kunstart des Genre, aus der

[1]) Die Arbeiten befinden sich in der Nationalgalerie zu Berlin und in der Hamburger Kunsthalle.

Vertiefung in die einzelnen Charaktere eine individuelle Kunst des Bildnisses entwickelt. Das gesteigerte Interesse für die Umwelt führt zur Landschaftsmalerei, die feinere und zugleich kräftigere Beobachtung der äußeren Erscheinung und ihrer zufälligen Reize zum Impressionismus. Wasmann bewährt sich als ein echter Naturalist, wenn er sich diese typischen Erscheinungsformen des Naturalismus alle dienstbar macht, und zwar ohne Programm und theoretische Erwägungen, nur beseelt vom Schaffensdrange einer starken Begabung.

Wie er innerlich zur Bildnismalerei stand, sagt er selbst in seiner Biographie. Der „Eigentümlichkeit seiner Natur, die ihn auf liebevolles Hingeben an einen Gegenstand wies", war er sich bewußt. Und doch spricht er in dem Bericht über die Dresdener Studienzeit fast verächtlich von seinem „naturalistischen Treiben" und erwähnt ganz nebenbei, er habe sich dort zu einem „leidlichen Porträtierer" ausgebildet. Von seinem späteren Meraner Aufenthalt berichtet er: „Ich malte eine Menge Porträts, meist Eltern ehrsamer Bürgerfamilien, in einer Art altdeutscher Manier, auch Jungfrauen, die auswärts Schätze besaßen und ihnen ihr holdes Antlitz en miniature zu senden wünschten." Der Ton der Worte scheint zu besagen, daß Wasmann von diesen Leistungen wenig hielt. Freilich setzt er bald hinzu: „Ich habe mein Lebtag alles ernst behandelt und brauche mich meiner damaligen Arbeiten nicht zu schämen."

Aus diesen Äußerungen Wasmanns erhellt, daß er selbst „Naturnähe" nicht für eine wesentliche oder wünschenswerte Eigenschaft seiner Kunst hielt. Wir denken heute anders. Wenn wir daher bei Wasmann eine ganz erstaunliche Naturnähe finden, so müssen wir seine eigene Wertung umwerten, um uns an Schätzen zu erfreuen, die der Besitzer selber nicht achtete oder deren Besitz er nicht eingestehen wollte.

Wasmann nimmt als Bildnismaler bei allen individuellen Eigentümlichkeiten an der allgemeinen Entwicklung teil. Das Streben der Bildnismalerei im Barock und Rokoko war auf „repräsentable Erscheinung" gerichtet gewesen. Ihm folgte in der neuen Zeit ein ernstes Bemühen um innerliches Erfassen des Darzustellenden, seinem Wesen und seinem Äußeren nach. „Das Bildnis wird mit einem Schlage Charakterstudie". Wasmann tadelt selbst an seinen Landsleuten Oldach und Speckter den norddeutschen Ernst, der sich nicht mit der glänzenden Außenseite begnügte und so weit ging, die reiche Technik der vorigen Zeit als überflüssig zu erachten und eine Innerlichkeit auf die Spitze zu treiben, die alle Grenzen des Möglichen überstieg. Er will nicht mehr, als das Modell ihm bieten kann; das aber erfaßt er ganz und gibt es überzeugend wieder. Und mit der Natur des Modells ändert Wasmann auch *seinen* Standpunkt. Unter allen Umständen steht er ihm als Künstler gegenüber; aber bald überwiegt das Interesse am Reiz der äußeren Erscheinung, bald am inneren Wesen des Darzustellenden, dann wieder hält beides sich die Wage. Flüchtige Improvisationen wechseln mit sorgfältig oder liebevoll ausgeführten Bildnissen; philiströse Langweiligkeiten mit monumentalen Verewigungen, graue Öden mit lachenden Farbengärten.

So unmöglich es ist, zeitlich eine Entwicklung in Wasmanns Bildnismalerei festzustellen, so sehr lohnt es die Mühe, die Werke nach inneren Eigenschaften zu sichten.

Nur einige ganz frühe Werke nehmen wir dabei vorweg. So die Hamburger Bilder seiner Verwandten. Hart in der Zeichnung, befangen in der Haltung und der fast farblosen und spitzpinseligen Malerei, verraten sie nicht den künftigen Meister. Auch einige seiner Zeichnungen, offenbar in jugendlichem Alter gemacht, z. B. das Bildnis seiner Schwester, wie sie am Fenster sitzt und liest, haben die üblichen Mängel früher Versuche. Aber bald zeigt sich seine scharfe Beobachtungsgabe mit sicherer Technik vereinigt in Zeichnungen nach Personen seiner Umgebung. Er wechselte hier mit den technischen Mitteln ab. Streng im zeichnenden Stil mit dem spitzen Stifte der Nazarener sind einige Blätter gehalten, für die er namentlich die modernen Zopffrisuren der Mädchen, gewiß nicht ohne leise Ironie, zum Motiv nahm. Sonst bedient sich Wasmann einer flotten Kreidetechnik, in der er die Gesichtsformen mit Schatten und aufgesetzten Lichtern, das Haar mit Hilfe des Wischers zeichnet und den Anzug leicht andeutet. In diesen Blättern, die zumeist seine Studiengenossen darstellen, spiegelt sich eine zugleich unbefangene und liebevolle Beobachtung und wohlwollendes Eingehen auf das Menschliche. So sieht der Jüngling den neuerworbenen Freund in den Jahren, wo sich die Charaktere aneinander bilden, sich zusammenschließen und scheiden, wo im täglichen vertrauten Umgang die Erfahrungen gesammelt werden, die hinfort das Verhältnis zur Umwelt bestimmen.

Mit jugendlich offenem Blick scheint auch Wasmann seine Kameraden betrachtet zu haben, wie Ph. O. Runge einmal von sich sagt, „mit dem Herzen und allen Sinnen bestrebt, recht in die lebendigsten Elemente der Erscheinung einzudringen und die reine Freude an der Gestaltung der Erscheinung selbst zu finden". Hier zeigt sich am frischesten die künstlerische Unbefangenheit, die, an kein Muster sich anklammernd, das Charakteristische gab, wie sie es fand. Daher der große Reichtum an Stellungen, die auch in gewagten Schräganssichten ihm anscheinend keinerlei Schwierigkeiten gemacht haben. In dem jugendlichen Alter seiner Genossen und Modelle zeigt sich das geistige Leben noch nicht in festgewordenen „Charakterzügen", sondern vielmehr in der Bewegung und Haltung des Körpers und in den feinen Bewegungen um Auge und Mund. Hier zu verfolgen, wie Wasmann mit wenig Mitteln, einem leisen Drücker, einem ausgesparten Licht sprechende Lebendigkeit und persönlichen Ausdruck gibt, bietet reichen Genuß. Die Blätter wirken wie Individuen; wir nehmen Anteil an ihnen, freuen uns, wenn wir den Jünglingen in Mappen anderer Künstler, z. B. Rietschels, wieder begegnen; wir wüßten gern, was aus all diesen lockigen, wohlgebildeten jungen Leuten geworden ist.

Mit diesen Zeichnungen stehen als freiwillige Improvisationen einige gemalte Porträtskizzen auf gleicher Stufe: Bildnisse von Italienerinnen, bei denen freilich das Menschlich-Geistige den Künstler nicht im geringsten, das rein malerisch Farbige im höchsten Grade interessiert hat. Mit den wenigen

Farben Hellblau, Weiß, Rot, Braun, Schwarz und etwas Grün in breiter Art vor dem Modell gemalt, wirken diese Skizzen vollkommen wie moderne Werke. Nicht weit von ihnen hängen in Hamburg die Italienerinnen von E. Speckter: ideal-poetische, sanft buntfarbige, antikisch verklärte Wesen; Verkörperungen von Speckters hochgestimmtem Schönheitssinn, in unendlichem Bemühen komponiert. Zwischen diesen beiden Gruppen von Bildern junger Italienerinnen liegt die Kluft, die den Idealismus vom Impressionismus scheidet. Wieder mehr tritt das Bildnismäßige in zwei Kopfskizzen hervor, deren eine ihn selbst im Profil, die andere ein Kind darstellt. Diesem fühlt man die Improvisation einer glücklichen Stunde an; jenes ähnelt in der kecken Malerei und der auf hellbraun gestimmten Tonigkeit dem Menzelschen Profilbildnis eines blondbärtigen Mannes (Nat.-Galerie Katalog Nr. 970).

Dann aber folgt die große Masse jener sorgsam durchgearbeiteten Bilder, deren er mit den angeführten Worten in fast wegwerfender Weise Erwähnung tut. Personen jeglichen Standes und Geschlechts sind auf ihnen wiedergegeben; man merkt, sie waren ihm menschlich nicht eben alle interessant, und doch wird er durch ihr Verlangen nach einem ähnlichen Bildnis und durch sein eingeborenes Talent zur Beobachtung veranlaßt worden sein, nach Kräften die Persönlichkeitswerte herauszuholen. Bezeichnend sind schon die Stellungen. Es sind absichtlich keine Rokokoposen, doch auch keine ungezwungen genremäßigen Haltungen. Die Frauen wollen gefühlvoll und gebildet, die Männer würdig aussehen; eine bürgerliche Repräsentation ist angestrebt. So machen die Bilder den Eindruck, mit kühler Beobachtung, getreu nach dem Leben, ohne Verschönerung der Erscheinung oder des geistigen Ausdrucks, aber auch ohne Ironie gemalt zu sein. Nur in einigen Fällen, wie in dem Bildnis des Mannes im roten Schlafrock und des jungen Mannes mit der Zigarre, hat der Maler sich größere Freiheit erlaubt. Die Charakterisierung besteht also lediglich in treuer Wiedergabe des Gesehenen in Gesichtsformen, Haltung und Kleidung. Das Beiwerk, wie Bücher im Hintergrund u. dgl., ist nur in seltenen Fällen zur Kennzeichnung verwendet.

Noch weniger hat der Künstler sich bemüht, in diesen bestellten Bildern künstlerisch originell oder modern zu sein. Er gesteht selber ein, eine gewisse „altdeutsche Manier" gebraucht zu haben. Will man nicht hierin einen nazarenisch-altertümlichen, also in seinem Sinne doch „modernen" Zug erblicken, so wird man darin besser ein Eingehen auf den Geschmack seines Publikums erkennen dürfen. Innerhalb dieser freiwilligen Beschränkung, die das Interesse auf das Bildnismäßige sammeln hilft, läßt nun der Künstler seinen eigentümlichen feinen Farbengeschmack walten.

Die Bilder sind meist auf ein Blau gestellt, das im Hintergrund oder im Anzug erscheint. Oder die wenigen Farben sind unter sich abgestimmt und harmonisch über die Bildfläche dadurch verteilt, daß Töne, die irgendwo vorkommen, sich an anderen Stellen wiederholen; die Töne sind meist kühl gehalten, manchmal wirkt die Ölmalerei kreidig, fast pastellartig und geht sogar bis zur farblosen Zeichnung, nur mit Schwarz, Braun und Weiß. Warme

Töne sind sparsam verwandt, rötliche fast nur in Gesicht und Händen und im Hintergrund, der zuweilen in abendliche Stimmung getaucht ist. Rot scheint auf Wasmanns Auge rein physisch nicht stark gewirkt zu haben. Umsomehr fällt ein auf Rot gestimmtes Bild auf, das schon erwähnte Porträt eines Herrn in Schlafrock und Samtkappe. Auf dem türkischen Muster des Rockes verteilen sich Zinnober und Blau, dessen Ton in der Berglandschaft des Hintergrundes wiederkehrt. Mehr auf Karmin stehen Kappe, Krawatte und der Rand der Rückenlehne. Das Weiß der Wäsche wiederholt sich im Muster des Schlafrockes. Das Bild ist ein Kabinettstück feinster malerischer Kultur, die auf starke Kontraste in Farb- und Helligkeitswerten verzichtet und mit Andacht genossen werden will.

Der einheitlichen Haltung zuliebe ist auch der Hintergrund fast immer rein dekorativ. Er zeigt oft einen Ausblick auf die Bozener oder Meraner Landschaft, wirkt aber nicht als Gegend, sondern eher als Bild oder Gobelin, das hinter den Personen hängt, und ist nicht einmal immer mit diesen in Beleuchtung und Luftwirkung in Einklang gebracht.

Zu dieser Gruppe gehört auch das Selbstbildnis, das in der Biographie abgebildet ist: ein typisches Spiegelbild, wie an der Haltung von Rumpf und Kopf zu erkennen. Solche Spiegelbilder haben oft etwas Peinliches in dem spähenden Blick des Auges und der herkömmlichen Haltung der mit Palette und Pinsel bewehrten Hände. Dies hat wohl auch Wasmann empfunden, den Blick des Auges nachträglich zur Seite gewandt und der linken, allein sichtbaren Hand den Saum des Mantels zu fassen gegeben. Dadurch aber bekommt die ganze Haltung ein verlegenes Aussehen, und die Nachahmung älterer Muster in dem blau zugestrichenen Hintergrund und dem vielen Detail in der Halsgegend erscheint unfrei.

Der Künstler war bei all diesen Porträts offenbar befangen, und nur dem Charakterzug, daß er alles mit Ernst zu betreiben pflegte, haben wir es zu verdanken, daß er sein Künstlertum nie verleugnete und auch in schwächeren Arbeiten, die er für wenig Geld mag übernommen haben, wenigstens die ihm geläufigen Kunstmittel anwandte.

Wir sehen ihn förmlich aufatmen, wenn er aus persönlichem Anteil zum Pinsel greift. So ist das Bildnis seiner Gattin durch altmeisterliche Vollendung ausgezeichnet, zu der liebevolle Beobachtung und äußerste Feinheit der Malerei zu gleichen Teilen mithelfen. Es überwiegen die warmen Töne in dem braunen Grund, dem dunkelblonden Haar, im Inkarnat und in dem roten Kleid, dessen Farbe in der roten Korallenkette und den Lippen wieder anklingt. Die blauschwarze Jacke und ihr grünes Futter stehen dazu in feinberechnetem Gegensatz. Ausgleichend wirken die bläulichen Glanzlichter auf dem Haupthaar und das durchschimmernde Braun im Pelz der Kleidung. Auf derselben Höhe steht das Bild seiner Schwiegermutter. Trotz dem geschlossenen Umriß wirkt die Haltung leicht bewegt und der Ausdruck anmutig. Das Hellblaugrau des Grundes erscheint dunkler schattiert im Kleid wieder; die bräunlichen Töne des Kopfes werden durch ein wenig Lila im Halsausschnitt gehoben; das Ganze ist von zartestem Reiz. Ähnlich mag auch

das Bildnis einer jungen Dame im Hamburger Privatbesitz (Lichtwark, Das Bildnis in Hamburg, II, S. 166) im Original wirken.

Hat Wasmann in diesen kleinen Werken seiner Liebe und seinem Schönheitsgefühl gehuldigt, so erhebt er sich zu monumentaler Größe in dem prachtvollen Bildnis einer alten Tiroler Wirtin. Ganz schlicht, in der würdigen Fülle ihrer mütterlichen Jahre steht sie vor uns, im blauen Staatskleid, geschmückt mit dem weißen Fürtuch und dem silbernen Haarpfeil. Einfach in Haltung und Ausdruck ist die malerische Fassung. Drei Farbengruppen bilden das Ganze: Auf Blau sind Kleid und Hintergrund gestimmt, auf graue Töne Haar, Fürtuch und Silberschmuck, auf Rot das Antlitz mit den kräftigen Lippen, die der roten Halskrause entsprechen. Monumental erscheint diese Tiroler Wirtin; freilich nicht als Einzelwesen, sondern als Vertreterin eines Standes, einer Generation, als Verkörperung eines Begriffs, der sich aus Gesundheit, Kraft, Wohlwollen und Volkstümlichkeit zusammensetzt. Zum Monumentalen gehört großes Format; so hat der Künstler auch diese Frau auf eine große Leinwand gemalt, die größte, die er zu einem Bildnis verwandt hat.

Werfen wir von hier einen Blick auf die oben erwähnten Bildnisse der Italienerinnen. Dort ein Minimum von Persönlichkeit und ein Äußerstes an reiner Malerei, hier dasselbe malerische Empfinden, fast dieselben Farbenzusammenstellungen, aber alles gebändigt, verdichtet, zum Ausdruck für eine Menschlichkeit, die über den einzelnen hinausweist. Dort Impression, hier Synthese. In solchen Leistungen ist Wasmann ganz Künstler, in den Bildnissen von Gattin und Schwiegermutter Mensch und Künstler, in jener Masse bestellter Porträts drängt sich das Alltägliche, das bürgerlich Gewerbliche vor, und in seiner eigenen, allzu strengen Wertschätzung mag solche Porträtmalerei vom Handwerk nicht weit entfernt gestanden haben.

## III. Die Landschaften.

„Art with no common gifts her Gainsborough graced,
Two different pencils in his hand she placed . . .“

so beginnt in der „Pindaric ode on Painting“ vom Jahre 1768 das Lob des großen Bildnismalers, den die englische Kunstgeschichte auch zu ihren großen Landschaftern zählt. Nicht häufig ist solche Vereinigung von anscheinend sehr verschiedenartigen Begabungen bei den Malern zu finden (Waetzold, Die Kunst des Porträts, S. 244/5). Um so mehr wundern wir uns bei Wasmanns ausgesprochener Begabung für das Porträtfach, wenn wir Landschaften von seiner Hand finden, die seinen Bildnissen an Kraft gleichen.

Über sein inneres Verhältnis zur Landschaft hat sich Wasmann nur an wenigen Stellen und ganz nebenbei geäußert. Er erzählt, wie er die Öde der „endlosen Pappelchausseen“ auf der Wanderung von Braunschweig zum Harz durch seine „unverwüstliche Romantik“ überwunden habe. Aus der Schilderung seines Aufenthalts im Harz fällt die Beschreibung des Aufstiegs

zum Brocken heraus. Man fühlt noch, mit wie tiefer Empfindung er den ungewohnten Genuß einer Bergbesteigung erlebt hat. Später machte er einsame Bergpartien zu seiner Erfrischung; die Lust daran, sagt er, sei ihm bis ins Alter geblieben, und gerade die Schilderung dieser Aufstiege mit den Fährlichkeiten der damals noch ganz wilden und nicht für Touristenverkehr hergerichteten Tiroler Landschaft sind mit Frische und Anschaulichkeit geschrieben. Einmal (S. 78) heißt es dann: „Man bringt sein Inneres unwillkürlich in Beziehung zu der umgebenden Natur." Solche Äußerungen erleichtern uns das Verständnis seiner Landschaften; diese sind gemalt in der Freiheit, fern vom Zwang der Bildnismalerei, in der Wanderlust oder doch in der Muße des Spaziergangs und stehen da als ganz persönliche Zeugnisse eines unmittelbaren Empfindens, das durch keine der damals herrschenden Moderichtungen oder Schulen verkümmert war.

Erwin Speckter, der Hamburger, macht sich einmal über die Landschafter seiner Jahre lustig. Er fährt durch eine graue Gegend. Da fühlt er sich sehr glücklich, daß er kein Landschaftsmaler ist, „denn in der schönsten Landschaft seufzen sie oft nach Beleuchtung, wenn die gegenwärtige nicht gut ist, nach Vorgrund, Wolkenschatten usw.". Klinckowström schreibt einmal an seinen Freund Runge: „Daß die Landschafter nicht mehr auf dem Lande zubringen, ärgert und wundert mich." Gottfried Keller läßt im „Grünen Heinrich" seinen Maler Römer die „unberechtigte und törichte" Art des alten Koch und Reinhards, die ihre Landschaften im Atelier erdachten, mit treffenden Worten charakterisieren. Ludwig Richter hat Kochs Malweise ergötzlich geschildert. Wir begreifen kaum noch, wie jene Richtung bewundert und nachgeahmt werden konnte, deren Stärke in der Erfindung, auf Kosten der unmittelbaren Wahrheit beruht.

Uns ist aber auch jene romantische Art der empfindsamen Landschaftsmalerei fremd geworden, die trotz aller Naturwahrheit — um L. Richters Worte zu gebrauchen — aus der Landschaft eine künstliche Allegorie machte, „um persönliche Gefühle und Stimmungen durch sie auszudrücken", und in die Natur „hineinzwang", was nicht ihr Charakter, ihr Geist oder ihre Bedeutung war. Bei Runge selbst lesen wir das Bekenntnis: „Wir sehen oder wollen sehen in jeder Blume den lebendigen Geist, den der Mensch hineinlegt, und dadurch wird die Landschaft entstehen, denn alle Tiere und die Blumen sind nur halb da, sobald der Mensch nicht das Beste dabey thut. So dringt der Mensch seine eigenen Gefühle den Gegenständen um sich her auf, und dadurch erlangt alles Bedeutung und Sprache." Nur wenn diese Theorie so reizvolle Gestalt annahm, wie in Runges eigenen Werken, oder wenn eine so männliche Natur, wie C. D. Friedrich, in tiefernsten Seestücken und Gebirgsbildern ein Abbild seiner Seele gab, lassen wir solch Allegorisieren gelten.

Man wird es immer beklagen müssen, daß eine so reine Natur wie Erwin Speckter nicht dazu gelangt ist, das zu schaffen, was ihm bestimmt war. Er war geboren, seiner Zeit die poetische Landschaft zu schenken, die er, wie kein anderer, im Innersten fühlte. Die landschaftlichen Schilderungen in

seinen Briefen sind von einer Glut und Innigkeit des Miterlebens, von einer Kraft und Schönheit des Ausdrucks, daß daneben Jean Pauls berühmteste Sonnenuntergänge verblassen. Und dieser herrliche Künstler verzehrte seine Kraft im fruchtlosen Bemühen, erst um die Ideale der Nazarener, dann um die des klassischen Altertums, in dem er kurz vor seinem Ende seine Bestimmung glaubte gefunden zu haben. Andere wiederum hatten wohl die Erkenntnis, aber nicht das Können, um einer deutschen Landschaftsmalerei den Weg zu weisen. In Ludwig Richters eigenen Äußerungen verfolgen wir, wie seine Ansichten über die Aufgaben der Landschaftsmalerei sich bilden und klären. Er trachtet, den poetischen Geist der Natur aufzufassen, nicht in Friedrichs oder Oehmes sentimentaler Weise, sondern indem er versucht, die Natur ihre eigene Sprache reden zu lassen, sie mehr im großen und allgemeinen aufzufassen. Die Bewegung, das Kommen und Gehen, Leben und Sterben der vielgestalteten Elemente, friedlich verbunden oder im Kampf, kurz das Schöne im Naturleben versuchte er auszudrücken. Die Fähigkeit der Landschaft, das Gefühl wunderbar anzuregen, eine „süße Sehnsucht" empfinden zu lassen, wird nicht bestritten, die gleichsam musikalische Wirkung der Farben wird anerkannt. „Naturbilder sind wie herrliche Choralmelodien."

In entschiedenem Gegensatz zu solchen fühlenden Seelen standen die Franzosen, die, nach Wasmanns Worten, „mit handwerksmäßiger Routine schöne Standpunkte einsackten und täglich ihr Pensum von Effektstudien heimbrachten". Aber mitten zwischen diesen Extremen stehen die Künstler, denen unsere Zeit geneigt ist als den Vorläufern der modernen Landschafter die Palme zu reichen: Constable, C. C. Dahl und Blechen. Sie verfügen über die empfindlichen Augen, die allen Reizen der Erscheinung zugänglich sind, über die Fähigkeit, das Gesehene im Innersten zu erfassen, und über das technische Können, dem keine Ausdrucksmittel verschlossen sind. Aber der innerliche Anteil liegt bei diesen Meistern nicht in zartem Mitempfinden oder in begeistertem Gefühl für die reine Schönheit, sondern in leidenschaftlichem Reagieren auf den interessanten Moment, auf den Effekt in gutem Sinne und den dadurch ausgedrückten Stimmungsgehalt. Ihnen schließt sich Wasmann als eine verwandte Natur an. „Poetische" oder komponierte Phantasielandschaften hat er gar nicht, „Ansichten" als größere „ausgeführte" Bilder nur wenige gemalt: so ein größeres Gebirgsbild, Blick in ein Tal bei Abendbeleuchtung, die mit gelbem Streiflicht auf die Vergränder fällt und hell von dem blauen Ton des übrigen absticht. Dann eine Ansicht von Meran, vom Berg, etwas oberhalb der Stadt aufgenommen; eine rechte Vedute, bei der nur der bergige Hintergrund und der Kirchturm davor malerischen Wert besitzen, während die Häuser der Stadt in faden Tönen gehalten sind und die Gesamtwirkung durch kleinliches Detail, namentlich in der figürlichen Staffage, beeinträchtigt wird. Spürt man hier die Rücksicht auf den sachlich interessierten Käufer, so gibt Wasmann sich ganz ungezwungen in den Skizzen, die er im Spazierengehen oder auf Wanderungen aufnahm. So macht er Vordergrundstudien: eine Terrassenmauer, eine Hauswand,

einen Blick durch eine offene Tür u. a. Dies Motiv des Durchblicks kehrt einige Male wieder. Einmal dient ein Bergfenster als Rahmen für eine schroffe Felsenlandschaft, ein andermal wird der Blick auf ein Tal mit blauen Höhen im Hintergrund von kulissenartigen Bäumen und Felsen und den Wipfeln der tiefer stehenden Bäume eingefaßt, oder man blickt durch mehrere Türen hintereinander und dunkle Zimmer in das sonnige helle Freie. Im Mittelgrund liegt das Interesse bei einigen anderen Skizzen, auf denen Häuser das einfache Motiv abgeben. Hierher gehören drei Ansichten von Meraner Blumengärten, vor denen man die Empfindung hat, als seien sie abends zur Erholung oder beim Gespräch in der Laube gemalt; in der regelmäßigen Anlage der Wege und Pflanzen, in der harmlosen Staffage von Magd und Kindern haben sie den Reiz des biedermännischen Zeitalters, und wie sie zwischen den Häusern eingebettet liegen und über die Dächer die Berge hereinsehen, atmen die Gärten eine bürgerliche Friedlichkeit und kleinstädtische Ruhe, die vom Maler gewiß empfunden war und sich uns Beschauern wohltuend mitteilt. Reicher an landschaftlichem Reiz sind einige Bilder von stark betontem Tiroler Charakter: das Naiftal, das felsige Tal eines Wildbaches und Höhenwege mit Gehöften und Ausblicken. Aber am schönsten sind die Skizzen, auf denen er Fernblicke auf weitgespannte Gegenden, breite Täler oder über die Höhen weg festhielt, mit starkem Interesse an atmosphärischen Erscheinungen, Beleuchtungen oder abendlichen und regnerischen Stimmungen. Ein Motiv, das öfters wiederkehrt, ist das kulissenartige Hintereinander- und Ineinanderschieben der Bergsilhouetten; auch das Verschwinden einer Bergkette in den Hintergrund hat den Maler öfter gereizt, ebenso die Aufgabe, mit Horizontalen und voreinander geordneten Massen räumliche Tiefenwirkung zu schaffen. Nirgends so sehr wie bei diesen Skizzen fühlt man die Stärke der Empfindung, mit der Wasmann auf landschaftliche Schönheiten einging, wie sie von seinen Zunftgenossen nur sehr wenige sahen, von seinem zeitgenössischen Publikum wohl niemand. Der Mangel an inhaltlicher Bedeutung, ihr malerischer Charakter macht diese Skizzen zu rein künstlerischen Angelegenheiten Wasmanns, die nur ihn angingen und in denen er sich selbst Rechenschaft von seinen zugleich feinsten und stärksten Gefühlen gab. Jugendeindrücke mögen in der Seele des Malers lange nachgewirkt haben. Zumal in den Bildern, die die Horizontale als Bodenlinie des Tals oder die gewellte Linie als Verbindung der Höhen oben im Bilde und endlich Wolken und atmosphärische Erscheinungen zum Motiv haben, spürt man, wie bei Wasmann auch in der Fremde das Empfinden lebendig geblieben war, mit denen der Sohn der Ebene die Landschaft sieht. Die gerade Horizontale ist für diesen das Gegebene, eine wellige Hügellinie wird als ihr sanftes Gegenspiel, die Vertikale, wie Bäume, als ihr scharfer Kontrast empfunden. Wo aber die leere Ebene dem Blicke nichts Anziehendes bietet, wendet sich das Auge auf den Himmelsraum, auf dem sich, zumal in der Nähe der See, das Spiel von Licht, Wind und Wolken entfaltet. Wie lebendig in Wasmann nach langer Trennung das Heimatgefühl geblieben war, deutet er selber an, indem er seine Bewegung schildert, als er wieder die Elbschiffe

sieht und den heimischen Geruch von Teer und Wasser spürt. Solche Regungen sind jedoch entweder rein menschlicher Natur oder für den Künstler unterhalb des Bewußtseins.

Auch das Gefühl für das Romantische in der Landschaft war sicherlich einer der schwächsten Antriebe, die ihn zum Landschaftenmalen führten. Genau wie bei Dahl und Blechen war gewiß in seiner Seele die reinkünstlerische Freude an der Erscheinung das am stärksten treibende Moment, und zwar an den Seiten der Erscheinung, die gerade seinem Auge, seinem Organ für Farbe und Ton und den ihm eigenen Empfinden für die Verteilung der Massen entsprachen. So sind fast all die gemalten Skizzen auf dieselbe, ziemlich eng begrenzte Skala von Tönen gestellt. Ein starkes Blau, das in den Zeichnungen schon von dem Ton des Papiers geliefert wird, gibt den Grundton; dazu gesellen sich Ocker und rötliches Braun, Weiß und Grau und die aus diesen Pigmenten gemischten Übergangstöne. Dies beschränkte Material aber weiß der Maler abzustufen und allen möglichen Aufgaben dienstbar zu machen. Das helle Sonnenlicht, der silberige Glanz des Morgens, das Dunkel des Abends mit tiefblauen Schatten und leuchtenden Tinten am Himmel, der verschiedene Charakter der Farben bei Nah- und Fernsicht, zarte Abstufungen und kräftige Kontraste — alle Reize des Motivs werden von ihm bewältigt. Auf diese wenigen Farben und Töne war offenbar Wasmanns Auge eingestellt; wo er sie in der Natur sah, war ihm das „Motiv" gegeben, das er festhielt. Und die rein künstlerische Lust an diesen Tönen und ihrer Zusammenstellung ist eben der „Inhalt" seiner Bilder. War schon solche abgestimmte Palette von der Buntfarbigkeit der Nazarener sehr verschieden, so weicht die Art des Vortrags noch mehr von deren zeichnender und die Farben vertreibender Manier ab. Wasmann setzt die Pigmente in unverschmolzenen Strichen hin; Zufälligkeiten der Farbmasse, des Pinselstrichs bleiben stehen und wirken mit als Ausdrucksmittel; nirgends wird ängstlich getüftelt und konstruiert, noch gar auf den Geschmack des Käufers Rücksicht genommen.

Diese Skizzen zeigen uns den Künstler in seiner Größe und Freiheit. So haben von Malern germanischen Stammes nur noch Dahl und Blechen gearbeitet. Wie sich Dahl in seinen norwegischen Landschaften geradezu selbst verleugnet, die er im Atelier aus dem Gedächtnis und zum Verkauf malte, und nur in seinen Skizzen seine rein künstlerische Genialität enthüllt; wie Blechen in seinen Staffeleibildern mit italienischen Motiven nur einen Abglanz seiner, von ateliermäßiger „Ausführung" nicht verkümmerten Skizzen gab, so stehen Wasmanns Skizzen neben den zuerst angeführten Bildern. Hier überläßt er sich dem augenblicklichen Reiz, der seine Sinneswerkzeuge anspricht; hier folgt er unbesorgt den Forderungen seiner Persönlichkeit; hier „bringt er sein Inneres in Beziehung zu der umgebenden Natur". Mit ihrer Kraft im Vortrag, mit dem herben Zusammenklang der Farbentöne, mit dem Reichtum der Themen spiegeln die Skizzen das Freiheitsgefühl des Mannes, der in die Natur flüchtet und hier „Mensch" sein darf. Sie wirken wie Dithyramben, dergleichen der Wanderer in der Einsamkeit des Waldes,

des Gebirges, der Heide hinaussingt. Dabei stehen Wasmanns Skizzen zwischen denen Dahls und Blechens, indem sie sich gleich weit von Dahls Virtuosität wie von Blechens Leidenschaftlichkeit fernhalten. Das Gleichmaß von Gefühl und Form, das Deutsche in seinem Gefühl und das rechte Maß in der Formengebung machen ihn uns lieb. Daß er mit diesen ganz individuellen Leistungen so allein stand, seiner eigenen Bedeutung sich nicht einmal bewußt und ohne Ahnung, daß er Dinge sagte, die nach ihm aus anderer Munde als Offenbarung würden aufgenommen und bestaunt werden — das macht ihn für die Kunstgeschichte so wertvoll. Alles, was zum Programm der modernen Landschafterei gehört, findet sich bei Wasmann wie etwas von selbst Verständliches: individuelle und intime Anschauung; Licht, Luft, Bewegung, gebrochene Töne; Wiedergabe der Erscheinung; geringes inhaltliches Interesse; breiter, malerischer Auftrag unverschmolzener Striche, andeutende Hervorhebung des malerisch Wirksamen und Rechnung auf die Mitwirkung des beschauenden Auges, für das sich formlose Flecken in organische Dinge umwandeln. — Es ist viel Mißbrauch mit dem Wort Vorahner getrieben — ein witziger Kopf sagte gar: „Vorahmer". Immer wieder ereignet sich der Fall, daß ein Künstler sich ein neues Gebiet entdeckt und seine Kunstmittel mit Geschmack und taktvoller Zurückhaltung anwendet. Statt dies zu preisen, nennt man ihn gnädig den „Vorahner" eines Späteren, der das von jenem nur eben Gesagte laut hinausschreit und es damit auch tauben Ohren verständlich macht. Gerechtere Bewunderung gilt dem *ersten* Finder. Rechnen wir Wasmann zu den Unserigen, so stellen wir ihn über uns.

## IV. Die Genrebilder.

Wenn eine gute Selbstbiographie nicht bloß von der Person des Schreibenden redet oder seiner Eitelkeit dient, sondern auch von der Umwelt berichtet, die ihn hat bilden helfen, so verdient Wasmanns Lebensbeschreibung unter den besten aufgeführt zu werden. Die Lebendigkeit, mit der er von dem künstlerischen Treiben seiner Zeitgenossen erzählt, macht sie zu einer Quelle für die Künstlergeschichte des 19. Jahrhunderts. Der innerliche Anteil, den er überall, in Deutschland, Tirol und Italien, am Volksleben genommen hat, und die warmherzige Art, mit der er von seinen Erlebnissen berichtet, gibt dem Buche hohen kulturhistorischen Wert; denn viel von der unverfälschten Art und schlichten Lebensführung der bürgerlichen und bäuerlichen Schichten, in denen Wasmann sich gern bewegte, ist inzwischen verloren gegangen. In der Theorie war das Landleben den Gebildeten zwar als Ideal lange wieder vor Augen gerückt; in der bildenden Kunst fing es erst allmählich an, sich wieder zwischen heiligen und klassischen Dingen hervorzuwagen. Wasmanns Lebensführung ließ ihn das Leben des Landvolkes kennen, nicht wie es sich dem neugierigen Auge des spöttischen Städters darstellt, sondern mit seinen Freuden und seiner Arbeit. Ein Zug gemeinsamer Art muß ihn gerade mit dem Tiroler Volk verbunden haben. Wie er zum erstenmal die Gebrüder Rainer aus dem Zillertal hörte, rührte ihn der Gesang zu Tränen: „Klang es doch

wie das Rauschen der Tannen im Bergwalde." Daß er Maler war und das Leben ringsum zugleich mit Künstleraugen betrachtete, machte ihm das, was er erlebte, zum Vorwurf für seine Kunst; er wurde „Genremaler".

An einer bedeutsamen Stelle (Biographie S. 152) berichtet er: „Wenn Bestellungen im Porträtfach ausblieben, machte er Entwürfe und Ausführungen von Genrebildern, in denen er die Weise, wie Natur und Außenwelt sich in seinem inneren Auge spiegelte, wiedergab." Zu den gelungensten Arbeiten dieser Art zählt er ein Bild, das Innere einer Küche darstellend, in der ein Landmädchen am Herd eingenickt ist. Auf dem Herd glühende Kohlen und eine schwarze Katze, durch die offene Tür ein Ausblick auf die Landschaft des Etschtals. „Dies Bild gab die Stimmung meiner Seele besser wieder als jede geschriebene Schilderung." An einer anderen Stelle, über seinen zweiten Münchener Aufenthalt berichtend, schreibt er: „Natur, Gewohnheit und die Notwendigkeit, Geld zu verdienen, hielten mich beim Genrefach fest." Erstaunlich ist auch hier die große Verschiedenheit der Blätter, die wir unter dem Begriff des Genres zusammenfassen können. An das beschriebene und von ihm selbst anerkannte Werk erinnern zwei feine, warm gestimmte Skizzen, junge Mädchen beim Lampenlicht und am Feuer darstellend. Innenräume mit Staffage erscheinen öfter. So ein hoher Wirtshausraum, hinten mit einer Tür, die den Blick in den Garten frei läßt, vorn eine Gruppe von zechenden Soldaten. Die Kunst, die Töne in Andeutungen über das ganze Bild zu verteilen, ist hier mit ungemeinem Geschmack geübt. Dann Tiroler Bauernstuben, die eine sehr naiv gemalt, mit Hausrat vollgestopft, am Fenster eine Familienszene: die Frau kämmt ihr Töchterchen, der Knabe spielt am Boden mit dem Hunde, der Vater sitzt untätig dabei; auch die andere zeigt den Blick gegen das Fenster: draußen eine ungenau sichtbare Aussicht, vorm Fenster ein Mädchen, nähend, als hellumrahmte Silhouette. Diese beiden Bilder stehen in feinem, hellbraunem Ton, der gut zu der heiteren, sonntäglichen Stimmung der Figuren paßt. Einzelskizzen von Hirten, Bauernjungen, Eseln und Fuhrwerk, mit kräftigen Strichen und mit wenigen, kontrastreichen Farben hingeworfen, führen uns zu dem Hamburger Bild, auf dem, breit und dekorativ gemalt, Hirten mit Ziegen, Schafen und einem Hunde den Berg hinansteigend erscheinen. Stark, wie die Bewegung der Männer, ist die Landschaft gegeben: vorn Schnee am Boden, links ein Kreuz, im Hintergrund ein hellblauer Schneeberg, der Himmel stark wolkig. Die schon bekannte Wasmannsche Skala: Weiß, Blau, Ocker und Schwarz erscheint in wenig gebrochenen Pigmenten auch hier; Grün an den Strümpfen des einen Hirten und rote Tupfen am Kreuz, am Inkarnat und Anzug des bärtigen Hirten und am Fell der Ziege wirken kräftig mit zu der pathetischen Haltung des Ganzen. Die Heumahd hat Wasmann öfter beschäftigt: so in der Skizze eines vom Rücken her gesehenen Mähers, die einem Milletschen, von van Gogh kopierten Bilde im Louvre im Motiv ähnelt, und dann in einem großen Bilde, auf dem Tiroler Bauern mit einem hochbeladenen Heuwagen gemalt sind. Hier macht Wasmann den mißglückten

Versuch, eine bewegte Handlung darzustellen. Im Hintergrund zieht ein Gewitter auf; der Stier vor dem Wagen wird wild; das könnte wirkungsvoll sein, wäre es nicht so hart in Zeichnung und Farben gegeben. Man denkt dabei an seine Worte über ein anderes mißglücktes Bild, auf dem er Vigneroli gemalt hatte, die nach der Weinlese in einem Garten sich mit Tanz belustigten. Er war bemüht gewesen, „die Schönheit der antiken Körperformen in strenger Zeichnung auf seine Kunst hinüberzutragen, darüber im Kolorit zurückgeblieben und unsicher zu Werke gegangen." Ist er hier ins dramatische Genre abgeschweift, so wagt er es ein anderes Mal, die Stimmungmalerei, die jene Bilder sonntäglicher Bauernstuben auszeichnet, ins Romantische zu steigern. Eine Totenwacht ist dargestellt. Ein Kind liegt auf der Bahre; zur Seite ist ein Altar aufgebaut, auf dem mit rotem Schein eine Kerze brennt. Die Mutter wacht bei der Leiche; durch das weitoffene Fenster sieht man auf die Landschaft des Etschtals. Der Himmel beginnt, sich in der ersten Morgendämmerung zu röten. Das Bild ist überaus zart in den verhaltenen Farben, in denen sich die Stille des Morgens und die leiderfüllte Atmosphäre des Trauerhauses wunderbar verkörpern.

Sonst fehlt alles Romantische in Wasmanns Werk. Es ist natürlich auch an ihn in der romantischen Zeit von außen herangetreten: Einmal sang ein Mitpensionär nordische Sagen und Balladen und weckte in ihm die „Sehnsucht nach dem ritterlichen Norden". Auch die Schwärmerei der Jugend für Heine und Goethes Faust, „das Evangelium der aus den Banden der Perücken und Konvenienz befreiten Natur," hat er mitgemacht — aber für den Maler und seine naturalistische Begabung, die von der Wirklichkeit die stärksten Eindrücke empfing, ist das alles ohne Folgen geblieben.

Es bleibt nur noch übrig, einige Blätter zu erwähnen, auf denen Wasmann wie im Vorbeigehen Tiere und Pflanzen notiert hat. Auch ein vortrefflich gemalter Akt eines Tirolers, in ganz „unschöner", unbefangener Stellung, sehr malerisch in dem Kontrast zwischen der weißlich-roten Haut und dem grüngrauen Hintergrund, soll nicht ungenannt bleiben.

Wir erleben immer von neuem, wie Wasmann da Vortreffliches leistet, wo er nichts weiter anstrebt, als was seiner Natur angemessen ist. Wenn er sich fremder Gefühle, wie in dem Heumahd-Bilde, oder einer fremden Formensprache wie in den Vigneroli und den Meraner Bildnissen bedient, ist er unsicher, ja dürftig. Wo er aber seiner Natur unbefangen folgt, wie in den Landschaften, in den Porträtskizzen, den Bildnissen von seiner Frau und deren Mutter und der alten Wirtin oder auch in den stimmungvollen Genrebildern — da ist er ein Meister. So beklagen wir es nicht, daß seine Nazarenischen Kompositionen zurzeit für uns noch verschollen sind. Vor sich selbst ist er natürlich von seinem neuerworbenen Katholizismus überzeugt gewesen — aber uns macht er seinen Übertritt nicht recht begreiflich. So vortreffliche Menschen und hohe Geister die Overbeck, Schnorr, Cornelius gewesen sind — ihre Kunst ist uns fremd und wird es bleiben, auch wenn die nächste Mode sie wieder als das große Vorbild aus der Vergangenheit preisen sollte. So fragen wir auch nicht nach Wasmanns frommen Werken. Wo Inhalt

und Form von außen herzugetragen waren, wird wenig Erlebtes, Echtes, Eigenes darin gewesen sein.

Wasmanns Geschick ist typisch, nicht bloß für seine Zeit, sondern auch allgemein kunstgeschichtlich betrachtet. Denn es scheint das Verhängnis des Naturalismus zu sein, daß er in seiner Entwicklung gehemmt wird und auch dann, wenn er sich durchgesetzt hat, nur eine kurze Blüte erlebt. So war es in Ägypten zur Zeit Echnatons, auf Kreta und in Griechenland, so in dem Italien der Kaiserzeit und der Renaissance und ebenso im 19. Jahrhundert. Zu gleicher Zeit miteinander erheben sich die Reaktionen gegen das verklingende Rokoko: von gleichem Mute der Überzeugung getragen und von großen Geistern angeführt Klassizismus, Nazarenertum und Romantik; bescheiden und ohne literarische Führung der Naturalismus. In dem bücherfrommen Deutschland siegten die Literaten. Im Grunde wollten alle dasselbe: Natur statt Unnatur; nur suchten sie die Natur auf verschiedenen Wegen. Wer mehr im Recht war — die einen, die sich an Griechen und Italiener, oder die anderen, die sich an die frische Quelle, die Natur selbst, wandten —, das zu entscheiden, ist uns heute leicht, die wir die weitere Entwicklung des Naturalismus kennen. Aber wir müssen auch hier billig urteilen: Mußte nicht unserer Zeit das Verständnis für unsere Leibl, Trübner und Genossen abgerungen werden, mußte nicht der Maler Menzel erst entdeckt werden, nachdem man nur den Erzähler gekannt hatte; werden die großen französischen Maler bei uns nicht immer noch von vielen scheel angesehen?

Das 19. Jahrhundert ist ein Paradigma kunstgeschichtlichen Ablaufs wie die Renaissance oder Antike, und eine der Linien, die sich durch den ganzen Verlauf ziehen lassen, folgt der Entwicklung des Naturalismus. Wer durch das Gebiet des 19. Jahrhunderts diese Furche zieht, dessen Pflug mag sich an manchem wertvollen Namen stoßen, den bisher der Sand der Vergessenheit bedeckte. Wasmanns Name war solch ein glücklicher Fund. Wir wollen ihn aufheben und sorgsam hüten.

# Dorothea Veit-Schlegel.

Von

Ludwig Geiger.

Die Frau, der dieſe Betrachtung gilt, wird meiſt ſehr ungerecht behandelt. Der Spottname „Dame Luzifer“, der ihr in dem Jenaiſchen Kreiſe zuteil ward, iſt an ihr hangen geblieben; vielen gilt ſie wegen eines kühnen und rückſichtsloſen Lebensſchrittes als Typus der Frivolität und Unſittlichkeit. Eine derartige Behandlung, wie unbegründet ſie auch immer iſt, wird teilweiſe aus dem Umſtande erklärlich, daß das Geſchick ſie in verſchiedenen Perioden ihres Lebens in eine überragende Umgebung geſtellt hat. Während ihrer Berliner Epoche, der Zeit ihrer erſten Verheiratung, leidet ſie unter den mächtigeren, geiſteskräftigeren Geſtalten einer Rahel und Henriette Herz. In Jena wird ſie in den Hintergrund gedrängt durch ihre lebendigere Schwägerin Karoline, die übrigens meinem Urteile nach ſehr überſchätzt wird. In Paris, Köln, Wien, Frankfurt und wieder Wien tritt ſie abſichtlich zurück hinter dem Gatten Friedrich Schlegel, für deſſen Ruhm ſie arbeitet, und dem ſie kein Titelchen ſeiner Bedeutung rauben will; nach dem Tode des Gatten in Frankfurt und Mainz iſt ſie nichts anderes und will nichts anderes ſein als die treuſorgende Mutter und Großmutter, die das Gerede, das um ihren Namen und ihre Taten tobte, ſelbſt vergeſſen und andere vergeſſen machen will.

Nicht eine neue Biographie dieſer vielberedeten Frau, auch nicht eine Rettung ſoll hier verſucht werden, ſondern nach einer kurzen Würdigung der Schriftſtellerin mag eine Antwort auf die zwei Fragen gegeben werden:

1. Wie konnte dieſe Frau ſich den Banden ihrer feſtgefügten Ehe und ihres Glaubens entwinden?
2. Wie ſtand ſie zu ihrem geſchiedenen erſten Gatten?

## I.

Dorothea als Schriftſtellerin iſt nicht eigenartig genug. Als Dichterin, d. h. als Verfaſſerin einiger lyriſcher Gedichte, zeigt ſie zwar eigene Empfindung, ein nicht übles Formgefühl, aber ſie vermag ihrer Leier keine ungewohnten Töne zu entlocken. Auch als Überſetzerin einiger Werke aus dem Franzöſiſchen und Altdeutſchen iſt ſie zwar geſchickt, ohne jedoch das Ideal einer Überſetzerin zu erreichen, ſie klammert ſich zu eng an ihre Vorlagen an. Im ganzen ſind ihre Übertragungen der „Mémoires der Jungfrau von Orléans“ von einem unbekannten Verfaſſer, der Geſchichte der Margarethe von Valois, des Merlins-Romans und der Geſchichte von Loher und Maller

korrekt, so daß diese Werke wohl einen Gewinn für die deutsche Literatur bedeuten. Freilich einmal passiert ihr ein höchst komischer Fehler, der ebensowohl ihre Unkenntnis der Sprache des 15. Jahrhunderts wie ihr allzu lebhaftes Denken an zeitgenössische Vorgänge beweist. Denn den Satz ihrer Vorlage: „Sie meynten Zormerin waere eine torynne" — das letzte Wort bedeutet Törin oder Närrin — übersetzt sie, da sie an den Roman Corinne der Frau von Staël denkt: „Sie meinten, Zormerin wäre eine Corinne."

Dagegen interessiert sie als Romanschreiberin und ist ganz besonders merkwürdig durch ihre Briefe.

Ihr Roman „Florentin" erschien in Berlin 1801, als erster Band bezeichnet, herausgegeben von Friedrich Schlegel. Man darf aus diesem auf dem Titel stehenden Zusatz wirklich nur schließen, daß Friedrich Schlegel der Herausgeber, nicht etwa, daß er der Verfasser war. So gut wie ihre Zeitgenossin Therese Huber ihre Übersetzungen und Bearbeitungen fremder Werke, sowie ihre selbständigen Novellen unter dem Namen ihres minder begabten, jedenfalls weniger phantasievollen Gatten L. F. Huber erscheinen ließ — eben weil dessen Name in Verlegerkreisen wie in der Lesewelt bekannter war —, so bediente sich auch Dorothea für die Öffentlichkeit des schützenden Deckmantels ihres Ehemannes. Und auch die Bezeichnung „Erster Band" ist berechtigt. Denn Dorothea dachte nicht bloß bei dem Erscheinen des Fragments an eine Fortsetzung, sondern gab sich auch noch mehrere Jahre später (1804) redliche Mühe mit einer Weiterführung, ohne doch zur Vollendung zu gelangen. Später hinderte sie ihre Umkehr, ihr Aufgeben alles Weltkindartigen, ihre strenge und starre Religiosität an Fortsetzung und Vollendung eines solchen weltlichen Buches.

Florentin ist ein junger Mann, ein Maler, der in Rom verschiedene Abenteuer besteht. Er schwärmt zuerst für Juliane, die Braut seines Freundes Eduard, flieht sie aber, gerät dann in die Bande eines Fräulein Betty, die mit einem Rittmeister von Walther, einem rohen Menschen, verlobt ist. Zwischen beiden Nebenbuhlern soll es zum Kampfe kommen, der aber rechtzeitig getrennt wird; beim Wiedererscheinen Julianes und Eduards verschwindet Florentin.

Durch diesen seinen dürftigen Inhalt könnte der Roman heute keine Aufmerksamkeit mehr erregen, wohl aber durch die Charakteristik und durch die Gesinnungen, die in ihm ausgedrückt sind. Es wäre unrecht, das Werk einfach mit dem Hinweise abzutun, daß es ein Gegenstück zu Goethes „Wilhelm Meister", sein bloßes Abbild sei. Gewiß steht der Roman wie die meisten derartigen Bücher der Romantiker unter dem überragenden Einflusse des Goetheschen Werkes. Schon seine ganze Erzählungsweise, Erfindung und Darstellung erinnert daran. Auch manche Einzelheiten, die Wahl eines gräflichen Milieus und die Vorliebe für das Geheimnisvolle gemahnen an das Vorbild. Andererseits enthält das Werk gar manches, was die Eigenheiten romantischer Werke überhaupt wiedergibt und speziell auf Dorotheas Kreise hinweist. Zunächst ist man veranlaßt, den Florentin Dorotheas als ein Gegengeschenk für Schlegels „Lucinde" zu betrachten. Wie der letztere Roman eine

Porträtierung Dorotheens selbst in ihren geheimsten Aufwallungen ist, so möchte man in „Florentin" eine Darstellung der Persönlichkeit und der Geschicke Friedrich Schlegels sehen. Aber vergeblich sucht man die Ereignisse des Romans mit den Lebensvorfällen Schlegels zu identifizieren. Und so wird man nur so viel sagen können — ohne die oft aufgeworfene Frage zu beantworten, ob Eduard d'Allton, wie manche Zeitgenossen sagten, das Urbild des „Florentin" ist —, daß manche Eigenschaften des Ideals romantischer Romane, „des schönen Leichtsinns", in ihm wiedergegeben sind, daß der Held, wie so viele Männer jener Epoche, mit besonderer Vorliebe verheiratete Frauen oder versprochene Mädchen zu Objekten seiner Huldigung macht. Auch die Eigenart teilt unser Roman mit ähnlichen Produkten der Zeit, daß er, wenn auch nicht in dem Grade wie „Lucinde", aber doch immerhin stark genug und um so widriger, da eine Frau die Verfasserin ist, erotische Szenen mit allzugroßer Deutlichkeit vorführt. Das Wichtigste aber ist, daß das Werk, ohne ein vollkommenes Zeitbild zu sein — vielmehr ist es in gewisser Beziehung zeitlos und ortlos, da die Dichterin nicht imstande ist, den Schauplatz plastisch darzustellen und nicht die Fähigkeit besitzt, einen bestimmten Zeitmoment klar vorzuführen — doch die Stimmung der Zeit und die Empfindung der Dichterin trefflich wiedergibt, nämlich die peinigende Unzufriedenheit mit den Zuständen der Welt, das mächtige, unklare Verlangen nach anderen, besseren Verhältnissen, endlich eine Lobpreisung wahrhafter, Herz und Sinn gefangennehmender Liebe.

Mag auch dieser Roman, zumal ihm selbst in unserer an Neudrucken überreichen Zeit keine Wiederbelebung gegönnt worden ist, nur den Literarhistorikern zur Lektüre dienen, — Dorotheens Briefe verdienten, mehr bekannt zu sein, als sie es wirklich sind. Dies gilt namentlich von einer Sammlung, die ihre Briefe zumeist an Gatten und Söhne sowie an einige Freundinnen enthält, ferner Briefe, die von den Genannten an sie gerichtet worden sind. Die Sammlung ist leider nichts weniger als vollständig, denn sie beginnt erst (ein paar kleine Stücke abgerechnet, die gleichsam die Einleitung ausmachen) mit 1798 und schließt bereits mit dem Jahre 1817, enthält also weder die Zeit ihres großen Seelenkampfes, der mit ihrer äußeren Befreiung endete, noch die letzten zweiundzwanzig Jahre ihres Lebens, die Periode ihrer vollkommenen Läuterung. Auch in jener Periode, die sie wirklich umfaßt, ist die Sammlung keineswegs vollständig; im Gegenteil kann man aus den gedruckten Stücken das Fehlen vieler und zwar recht bedeutsamer konstatieren. Und doch gibt sie ein treffliches Bild der eigenartigen Frau. Sie zeigt ihre innigste Liebe zu dem Gatten, die volle, echt mütterliche Liebe zu den Söhnen, Verständnis für die Freunde, Anhänglichkeit an die Gefährten ihrer Jugend, große Klugheit in den Verhältnissen des Lebens, namentlich dem eitlen, hartherzigen Schwager August Wilhelm gegenüber, dem sie, wo es not tut, mit Kraft und Energie entgegenzutreten versteht. Sie bekundet ferner eifervolle und doch nicht verletzende Frömmigkeit, warmen Patriotismus, leidenschaftliche Verehrung für die Freiheit, nicht bloß für die Befreiung von fremdem Joche, sondern für die liberale Gestaltung Deutschlands, starken Anteil an literarischen Dingen.

Allerdings geht, wie man leicht erkennt, in ihrem ganzen Sein und Denken allmählich eine Veränderung vor; immer mehr tritt das Allgemeine zurück, und das Persönliche wiegt vor; die Frau, die zuerst die ganze Welt zu umfassen schien, beschränkt sich immer mehr auf einen engeren häuslichen Kreis. Am deutlichsten erkennt man diese Änderung in literarischen Dingen. Dorothea, die, wie die Berliner Jüdinnen jener Zeit überhaupt, anfänglich für Goethe schwärmte, die, als sie den großen Mann 1799 zuerst sah und sprach, das Adelsdiplom erhalten zu haben meinte, die in dem Roman „Wilhelm Meister" schlechtweg den Roman erblickt hatte, wird gegen Goethe immer nüchterner und kritischer, zuletzt sogar völlig absprechend und verwirft endlich vom katholischen Standpunkte aus den, den sie bisher Meister genannt und als solchen verehrt hatte. Sie verwirft ihn, nicht etwa bloß seine antichristlichen Kunstaufsätze, sondern seine Gedichte, seine Werke überhaupt, so gut wie sein Leben. Auch sonst verengt sich ihr Standpunkt und ihr Interessenkreis. Sie, die in ihrer Jugend mannigfache Lektüre gepflegt, auch in reifen Jahren der Poesie der Zeit, namentlich der Befreiungskriege und der jüngeren Romantik lebhafte Vorliebe entgegengebracht hatte, widmet sich zuletzt fast ausschließlich geistlicher, mystischer Lektüre und verliert wie für das Weltliche im allgemeinen, so für die nichtchristliche Literatur jedwedes Verständnis.

II.

Dorothea (Brendel) Mendelssohn wurde am 24. Oktober 1763 geboren. Sie war die älteste Tochter Moses Mendelssohns und seiner Frau Fromet Guggenheim aus Hamburg. Von dieser Ehe ist nicht allzuviel bekannt. (Was ich weiß und im folgenden darlege, stammt aus ungedruckten Briefen Mendelssohns an seine Braut und deren Eltern, Briefen, die die ganze Verlobungszeit durchziehen, deren öffentliche Bekanntmachung leider bisher nicht gestattet worden ist.) Das Verlöbnis kam nicht in der Weise zustande, wie Berthold Auerbach in einer niedlichen Geschichte erzählt hat. Danach soll Mendelssohn seine künftige Frau im Bade Pyrmont kennen gelernt, sie liebgewonnen und ihr Herz durch folgende kleine Erzählung erobert haben: Es sei, so habe der Weise gesagt, ihm bestimmt gewesen, eine Bucklige zu heiraten. Da habe er Gott gebeten, ihm den Buckel zu geben und seine Frau körperlich gesund bleiben zu lassen. Darauf habe Fromet ihn erhört. Diese Geschichte, die man wohl dem milden Sinn des Weltweisen zutrauen dürfte, entspricht der Wirklichkeit nicht; in Wahrheit ist die Partie, wie die meisten jüdischen Ehen jener Zeit, durch Vermittlung zustande gekommen. Mendelssohns Lehrer Dr. Gumpertz, der in Hamburg wohnte, veranlaßte durch seine Beziehungen zu Frau Röse Bernhard, deren Buchhalter und Kompagnon Mendelssohn war, diesen, nach Hamburg zu reisen, um Fromet Guggenheim, die Tochter eines ehemals reichen Kaufmanns, der sich damals in finanziellen Nöten befand, zu sehen. Die Verlobung begegnete manchen Schwierigkeiten. Wenn auch das halbgebildete hübsche Mädchen, das durch Freunde von dem Ruhme des Berliner Gelehrten gehört hatte, bald bereit war, die Hand des fremden Bewerbers anzunehmen und für diesen Schritt

bei ihrer Mutter Unterstützung fand, so machte der Vater manche Einwände. Diesem vorsichtigen Kaufmann war der Ehekandidat nicht sicher genug. Er verlangte und erreichte schließlich, daß Mendelssohn in den Ehepakten seiner künftigen Frau bedeutende Summen aussetzte, sich zu bestimmten Geschenken verpflichtete; erst nach anderthalbjährigem Brautstande konnte er die Geliebte heimführen.

Die Ehe war eine glückliche. Fromet hatte, dank der Bemühungen des Bräutigams, die Lücken ihrer Bildung ausgefüllt; sie wurde eine kluge Frau, eine vortreffliche Gattin und Hausfrau, eine strenge und gute Mutter. Das Ehepaar lebte in der schönsten Eintracht. Bei der schweren Krankheit der Frau schrieb Mendelssohn (Juni 1766): „Ich bin in Gefahr gewesen, meine Frau zu verlieren, die ich mehr liebe als Vater und Kind."

Jüdische Eltern des 18. Jahrhunderts sahen es als heilige Pflicht an, ihre Kinder früh und möglichst gut zu verheiraten und erachteten es als ihr Recht, ja geradezu als ein göttliches Gebot, den Gatten für ihre Töchter auszuwählen. Mendelssohn machte also keine Ausnahme von der Regel, wenn er für seine Tochter Brendel den Gatten bestimmte. Die Eheschließung fand am 30. April 1783 statt[1]). Henriette Herz hat in einer später anzuführenden Stelle davon gesprochen, daß Dorothea ihren Mann nicht lieben konnte. Der Vater war gegenteiliger Meinung, denn er bemerkte wenige Monate nach der Hochzeit, seine Tochter sei so glücklich, als hätte der Sohn des reichsten Mannes sich zu ihr herabgelassen.

Der Erwählte war Simon Veit (geboren 1766, gestorben 1819), ein vermögender Kaufmann. Er muß nicht ganz ungebildet gewesen sein, denn er war Teilnehmer des kleinen Zirkels, der sich zu Mendelssohns Morgenstunden versammelte; er war ein tüchtiger Geschäftsmann und ein vornehm denkender Mensch. Die einzige Schilderung, die wir über ihn besitzen — auch sie freilich erst vierzig Jahre nach der Schließung der Ehe geschrieben —, rührt von Henriette Herz her[2]). Die Stelle lautet: „Dorothea, Gespielin meiner Kind-

[1]) In Mendelssohns Briefen (Schriften, Bd. 5, S. 667) entspricht der von Mendelssohn genannte 1. Nissan dem 3. April; s. Kayserling, Moses Mendelssohn, 2. Aufl. Leipzig 1888, S. 454, Anm. 3. Doch scheint dieses Datum falsch zu sein, denn nach dem Heiratsregister in dem Archiv der jüdischen Gemeinde zu Berlin „Alte Namens-, Trau- und Sterbeliste, 1754—1813" ist folgendes zu lesen: „Am 28. Nissan (gleich 30. April) Trauung von Simon Veit mit der Tochter des Moses Dessau, 28. Nissan." Ich vermag den Widerspruch nicht zu lösen. Man sollte doch annehmen, daß der Vater das Datum genau gewußt hätte, zumal seine Notiz vom 27. Juni, also wenige Monate später, geschrieben ist. Ob die angeführte offizielle Liste von Tag zu Tag geführt wurde oder nach einem ursprünglichen Dokumente später zusammengestellt ist, kann ich nicht feststellen.

[2]) Die obige Stelle gebe ich nach der erst 1896 bekannt gewordenen Originalfassung in den Mitteilungen aus dem Literaturarchiv in Berlin 1896, S. 165. Die Stelle ist völlig umgearbeitet, in „Henriette Herz", von J. Fürst, ihr Leben und ihre Erinnerungen, Leipzig 1850, S. 107. Daß Dorothea ein Jahr vor Henriette, die 1779 ihre Ehe schloß, sich verheiratete, ist sicherlich falsch; ebenso daß Dorothea beim Schließen ihrer Ehe siebzehn Jahre alt war, sie hatte vielmehr fast ihr zwanzigstes Jahr erreicht. In derselben Veröffentlichung, S. 172, „Dorothea sah ich sehr oft"; ferner S. 177 nach der Er-

heit, war ein Jahr früher als ich verheiratet worden, und wir hatten uns seitdem fast gar nicht gesehen. Wenige Tage nach meiner Hochzeit begegnete ich ihr auf der Straße. Wir sprachen viel in wenigen Augenblicken. Sie war nicht glücklich, denn ihr guter, weiser Vater hatte sie, wenn auch nicht gerade gezwungen, doch beredet, den Mann zu heiraten, den sie nicht lieben konnte. Der Vater meinte, daß die Tochter den Mann so erkennen würde, wie er es getan; wie sollte aber das siebzehnjährige lebendige, mit glühender Einbildungskraft begabte Mädchen, von einem solchen Vater erzogen in einem Hause, das von den vornehmsten wie von den ausgezeichnetsten Leuten besucht ward, wie konnte ein solches Mädchen wohl einen Mann lieben, der unansehnlich an Gestalt und Gesicht, mit jüdischen Manieren, damals von noch begrenzter Bildung war. Die gründliche Moralität, die wahrhaft edlen Gesinnungen, die christlichen Tugenden, zu welchen große Anlagen in ihm waren, und das alles sich später in einem hohen Grade ausbildete, das sah der weise Vater wohl; die Tochter konnte es aber nicht, und ihr junges Leben ward in seiner Blüte geknickt."

Von dieser Ehe weiß man sehr wenig; nur das äußerlich friedliche Zusammenleben der Ehegatten wird durch die Geburt von vier Kindern bewiesen (Moses Juda, geboren 1786; Jonas, geboren 1790; Abraham, geboren 22. September 1791; Feibisch [Philipp], geboren 1793). Nur zwei dieser Söhne erwuchsen zu Männern: Jonas, 1790—1853, der ein bekannter Maler; Philipp, 1793—1877, der ein berühmter Künstler wurde.

Und doch war die Ehe nicht glücklich. Woran lag das? Man sagt meist: die vielen aufsehenerregenden Ehescheidungen, denen man in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, namentlich zu Berlin, begegnet, seien eine Folge der laxen Moral gewesen, die ihrerseits wiederum eine Wirkung der Vorherrschaft des französischen Wesens und eine Konsequenz des schlimmen Beispiels genannt wird, das von Friedrich Wilhelm II. ausging; aber gegenüber den häufig genug lockeren Familienbanden kann man Hunderte von pflichtgetreuen Frauen und festgefügten glücklichen Ehebündnissen anführen. Man hat ferner auf manche Grundsätze der Romantik hingewiesen, die gerade zu jener Zeit ihren Siegeseinzug in Berlin hielt: die Proklamierung der freien Liebe, die Verherrlichung der Emanzipation des Fleisches.

Und doch wird man zur Erklärung des Phänomens, daß eine Tochter Moses Mendelssohns Gatten und Kinder im Stich ließ und von dem väterlichen Glauben abfiel, mit diesen oberflächlichen Räsonnements nicht auskommen.

Die Berliner Jüdinnen, die es leicht mit der Ehe nahmen, die aus einem Arm in den anderen sanken, die Freundschaft mit Männern zu ihren Lebensbedürfnissen zählten: eine Freundschaft, die fast immer einen stark erotischen Beigeschmack hatte: Henriette Herz, Rahel Levin, Sarah und Marianne

zählung eines merkwürdigen Liebeshandels: „Sah ich nun schon Dorothea seltener, so war sie meinem Herzen dennoch näher, auch verstand sie mich — oder vielmehr meine Unschuld besser — weil sie selbst unschuldig war." Ein sehr merkwürdiges Wort, das die Anschauung oder vielleicht Begriffsverwirrung jener Zeit ganz eigenartig illustriert.

Meyer; Sarah, später eine Frau von Grotthus, Marianne, die Gemahlin des Fürsten Reuß (mit dem Titel einer Frau von Eybenberg) und viele andere waren doch eben nicht bloß leichtsinnige Frauen, die dem Modezug folgten. Die einen waren schön, die anderen reich, die dritten geistvoll, manche bloß sinnlich, und manche wieder bestimmten Sucht nach hohen Titeln, Erlangung äußerer Ehren oder geistiges Bedürfnis.

Bei Dorothea kamen noch andere Momente hinzu. Sie war nicht schön, eher klein als groß. Ihre Gesichtszüge waren unregelmäßig, der Mund zu breit, aber sie hatte herrliche Augen. Sie war von Hause aus nicht reich; vom Vater besaß sie vielmehr nur eine verhältnismäßig kleine Mitgift; auch geistvoll, etwa im Sinne der Rahel, wird man sie nicht nennen dürfen, obgleich sie unterrichtet und klug war. Was sie aus ihrer Ehe und aus dem väterlichen Glauben hinausdrängte, das war vielleicht ihr Begriff von Frauenwürde und Frauenstellung. Sie war keine Anhängerin der Frauenemanzipation im modernen Sinne, im Gegenteil: sie wollte nur Gefährtin des Mannes sein, vielleicht sogar Dienerin. Sie hat einmal gesagt: „Und er soll dein Herr sein. — Diese Worte des Schöpfers sind nicht Moralgesetz, sondern Naturgesetz und als solches liebevolle Warnung und Erklärung. Es können Frauen durch die unvernünftige Herrschaft der Männer unglücklich sein; ohne diese Herrschaft sind sie aber auf immer verloren, und das ohne alle Ausnahme."

Veit dachte gewiß über die Stellung der Frau nicht anders als die meisten jüdischen Männer jener Zeit; Dorothea aber verachtete seinen niedrigen Bildungsgrad; sie hielt sich für bedeutender. Und gerade das ward verhängnisvoll für ihre Ehe. Das beweist ihr Ausspruch (aus ihrem Tagebuch): „In einer schönen Ehe ist es notwendig, daß die Frau gerade so viel Verstand besitze, um den des Mannes zu verstehen; was darüber ist, ist von Übel."

Sie war ausgeschlossen von jeder Tätigkeit. Auch das hat sie selbst bezeugt (an einer anderen Stelle des Tagebuchs): „Zu einer rechten, echten Ehe gehört notwendig, daß die Frau sich auch für die Geschäfte ihres Mannes interessiert und so viel als möglich daran teilnimmt. Es gibt kein Fach und keinen Stand, in welchem sie dies nicht mit Anstand, ja mit Anmut, zu tun vermöchte. Es ist die einzige Art, sich auf eine dauerhafte und gründliche Weise die Anhänglichkeit des Mannes und die Herrschaft des Hauses zu versichern. Der letzten muß die Frau gewiß sein, aber nie sich darauf stützen oder Gebrauch davon zum Nachteil oder zur Vernachlässigung und Erniedrigung des Mannes machen."

Und ferner: Sie wollte nicht sein wie die anderen. Etwas für sich bedeuten, etwas tun, was außerhalb des Rahmens ihres Hauses lag: das war ihr Streben, — eine Gesinnung, von der ihre Glaubensgenossinnen wenig oder nichts ahnten. Sie unterhielt schon 1793 in Schönhausen eine kleine Anstalt, vermutlich zur Erziehung armer Kinder, und schrieb darüber: „Vielleicht werden Sie es lächerlich finden, wie mich meine kleine Anstalt hier so vergnügen kann. Aber entweder groß oder klein. Ich kann mich nicht auf der lumpigen Mittelstraße herumtreiben und die halbverwelkten Blumen mit

Mühe und schweißbedeckter Stirn aufsuchen, die dem seligen Glück in seinem Taumel entfallen."

Sodann aber war ihre Trennung vom Gatten und ihrem Glauben — so paradox dies auch zunächst klingen mag — Schuld oder Mitschuld ihres Vaters. Abgesehen davon, daß er, nach der Sitte jener Zeit, seiner Tochter den Mann selbst ausgewählt, hat er seinen Kindern die Religion nicht von ihrer besten Seite gezeigt. Wenn Dorothea später sagte: „Das Judentum, das ich verabscheue"[1]), so war dies nicht die jüdische Lehre, die sie nicht kannte, sondern es waren „die geoffenbarten Gesetze", die Mendelssohn als Grundlage der Religion, als unterscheidendes Merkmal des Judentums betrachtete. Es waren die Ritualvorschriften, die er den Kindern einprägte, und zu deren Befolgung er sie anhielt. Und endlich, und vor allem, ist folgendes in Betracht zu ziehen: Zwar war Mendelssohn in seinem Umgange ein duldsamer Mann, er korrespondierte mit Christen, besuchte Fürsten, nahm mild und gütig Fremde auf, von welcher Konfession sie auch waren, und hinderte wahrscheinlich seine Kinder nicht, wenn sich ihnen Gelegenheit dazu bot, mit Kindern anderer Konfession zu verkehren. Aber er war unduldsam in seinen geschichtlichen und ästhetischen Anschauungen; er kannte nicht den Begriff der Entwicklung.

Auch Friedrich der Große, der mit den Franzosen fortschritt, war in seiner Kenntnis der deutschen Literatur stehen geblieben auf dem Standpunkt seiner Kindheitsjahre; Mendelssohn ging wohl etwas weiter, hatte er doch nicht umsonst die Freundschaft Lessings genossen. Aber mit Lessing schien ihm die Literatur abgeschlossen. Auch er hätte das Wort, das der große König in seiner Beschränktheit brauchte, von den „abschreckenden Plattheiten" des „Götz von Berlichingen" sagen können. Seine einseitige Bevorzugung des Verstandes, sein Verwerfen der Phantasie hinderte ihn daran, dem genialen Fluge der kühnen Neuerer zu folgen. Wie Lessing gegen den „Werther" eingenommen war, zu dem er ein zynisches Schlußkapitelchen wünschte, ja zu schreiben begonnen hatte, so empfand Mendelssohn gegen Goethes Werk eine feindliche Stimmung. Er verurteilte es wegen seiner angeblichen Empfehlung des Selbstmordes, wegen seiner Sentimentalität, seines Gefühlsüberschwanges und seiner vermeintlichen Sittenlosigkeit. Aber gerade das, was er beanstandete, entzückte die neue Generation. Die jungen Männer erblickten ihr Porträt in Werther, die jungen Mädchen schwärmten für Lotte und wünschten, ihr zu gleichen. Sie sahen einen eigenen Reiz darin, die Gefahren zu bestehen, denen jene entging, und waren keineswegs abgeneigt, die Süßigkeit der verbotenen Frucht zu kosten. Über diese Stimmung sind wir durch ein merkwürdiges Bekenntnis unterrichtet, das von der schon ge-

[1]) Trotz ihrer Abneigung gegen das Judentum war sie doch empört, wenn Juden als solchen Schimpf angetan wurde. So schreibt sie einmal an Friedrich Schlegel (31. Juli 1806): „In dem Moniteur steht ein langes und breites über Juden; u. a. auch, daß alle ausgezeichneten Juden, auch der berühmte Mendelssohn, sich niemals streng am rabbinischen Gesetz gehalten hätten, und daß, diese Aufgeklärten ausgenommen, alle anderen ohne Unterschied Wucherer wären. Was soll denn daraus werden?"

nannten Sarah Meyer, einer der Genossinnen Dorotheens, einem Mitgliede ihres Lesekränzchens, herrührt:

„Ich war im 13. Jahre, als ich einen empfindsamen Roman mit einem Hamburger Kaufmannssohn, einem sehr hübschen guten und unterrichteten jungen Menschen hatte. Einst schickte er mir den Trost der unglücklich Liebenden, den göttlichen Werther; nachdem ich ihn verschlungen, schickte ich ihn mit 1000 unterstrichenen Stellen und einem sehr glühenden Billett zurück. Diese Depesche ward von meinem theuren Vater aufgefangen, ich bekam Stubenarrest, und Mendelssohn, der mein Mentor war, erschien und machte mir bittre Vorwürfe, ob ich Gott und Religion vergessen könnte und was der Alfanserei mehr war, nahm den lieben W., das unschuldige Corpus Delicti und warf ihn (nachdem er mir über jede angestrichene Stelle wacker den Text gelesen) aus dem Fenster. Der Gram, zum erstenmale von meinem Vater so begegnet worden zu sein, der Aerger über Mendelssohns Gemeinheit, meine Liebe zu dem jungen Mann, den ich nie wieder sah, gaben mir einen harten Stoß. Ich fing an Blut zu speien, die Desolation meines ewig geliebten Vaters war groß (durch wie viel Liebe hat er diese Mißhandlung bezahlt, ach, er liebte mich über alles, der theure, Selige!)".[1])

Endlich war Dorothea Schlegel seit früher Jugend von jenem Gefühls- und Phantasieüberschwang erfüllt, der ein charakteristisches Merkmal der weiblichen Jugend war. Ein Zeugnis dafür bietet ihre Zugehörigkeit zu dem von Henriette Herz und Wilhelm von Humboldt Ende der achtziger Jahre gestifteten „Tugendbund". In den uns erhaltenen Briefen der Mitglieder wird „die Veit, die gute Veit" häufig genannt[2]). Ihr besonderer Freund war Karl von Laroche, der mit manchen jungen Damen jenes Kreises schwärmerisch verkehrte. Die Verbindung Humboldts mit ihr bis in die spätere Zeit geht aus den am Ende dieses Aufsatzes benutzten Briefstellen hervor. Es wird ferner bezeugt durch einen jüngst (28. Dezember 1913, Sonntagsbeilage Nr. 52 der Vossischen Zeitung, S. 410) publizierten Brief von Wilhelm von Humboldt an Henriette Herz, 11. November 1799: „Empfehlen Sie mich bitte auch der guten Veit; ich höre, sie ist nicht mehr in Berlin."

Die angeführten Momente, die unzureichende Stellung, die der Gattin im Hause ihres Mannes angewiesen war, der Widerwille gegen die Vorschriften ihrer väterlichen Religion, ihre starke Anteilnahme an der neuen literarischen Bewegung, die in den Kreisen, in denen sie zu leben gezwungen war, verkannt, bespöttelt, ja mißachtet wurde, — das waren die Gründe, die Dorothea aus den gewohnten Geleisen heraustrieben, das die Motive, die sie zwangen, ihre eigenen Wege zu gehen. Daß gerade Friedrich Schlegel es war, der kurz nach seinem Eintreffen in Berlin sie gewann, ist ein Zufall, — sie mußte aus der Enge ihrer Verhältnisse ins Weite hinaus.

Ihr Zusammenleben mit Friedrich Schlegel, mit dem sie sich erst 1804 in Paris verheiratete, nachdem sie jahrelang ohne priesterlichen Segen mit

[1]) Vgl. Goethe-Jahrbuch, Bd. 14, S. 51 f., Brief von Sarah von Grotthus an Goethe. Was die Briefschreiberin im Anschluß an diese Stelle über Lessing schreibt, daß er gegen Mendelssohns Ansicht aufgetreten sei und eine lebhafte Verteidigung Goethes angestimmt habe, ist ganz gewiß irrig. An dieser Stelle läßt Frau Grotthus ihrer Phantasie freien Lauf.

[2]) Deibel, Dorothea als Schriftstellerin, Berlin 1905, S. 29 f.

ihm vereint gelebt hatte, ist nicht Gegenstand dieser Betrachtung. Ebensowenig soll ihre spätere religiöse Entwicklung, ihr Übergang zum Katholizismus hier näher behandelt werden. Es muß genügen, darauf hinzuweisen, daß sie zeitlebens in Friedrich Schlegel den Halbgott sah, als den sie ihn bei seinem Erscheinen begrüßt hatte. Daß sie ihm, der es vielleicht nicht immer verdiente, ihre unveränderte, eher stärker als schwächer werdende Liebe weihte, daß sie mit ihm dachte und arbeitete, für ihn tätig war, nichts ohne ihn tat. Sie war und blieb das Muster einer Gattin und bewies durch die innere Beseligung, die sie empfand, daß der verhängnisvolle Schritt, den sie 1798 tat, nicht eine Folge von Leichtsinn gewesen, sondern dem tiefsten Bedürfnis ihrer Seele entsprungen war. Sie durfte das schöne Wort annehmen, das Friedrich, der in der ersten Zeit überschwenglicher Sinnlichkeit Dorothea lebhafter gepriesen hat als in den Jahrzehnten kühler Ernüchterung, einmal in späterer Zeit auf sie anwendete: „Aber Du weißt auch, wie entschlossen sie immer ist zu allem Rechten."

III.

Trennt sich ein Ehepaar infolge unüberbrückbarer Gegensätze, so ist es natürlich, daß die Abneigung zunächst in lebhaften Worten sich äußert. Daher finden sich in den vertrauten Briefen Dorotheens an Schleiermacher, die erst kürzlich (1913, in den Mitteilungen des Literaturarchivs in Berlin) einem kleinen Kreise von Fachgenossen vorgelegt worden sind, manche ziemlich unerquickliche Ausdrücke Dorotheens über ihren Gatten.

Sie schreibt zum Beispiel einmal:

„Wenn nur etwas Ordentliches mit ihm zu reden wäre! Gesetzt auch, ich spreche stark und eindringlich mit ihm, wird er nicht wieder weinen und mich rühren wollen? Davor fürchte ich mich mehr als vor kräftigem Widerstand."

Ein andermal:

„Wenn ich doch nur niemals von Veit seinen erbärmlichen Hoffnungen etwas hören sollte! Armer Freund, was mußten Sie sich unsertwegen gefallen lassen! Ich warne Sie, und bitte Sie, gehen Sie sich mit ihm über nichts radicales mehr in ein Gespräch, es ist verlorene Mühe. Wenn dgl. geschehen muß, (wozu aber durchaus jetzt nicht der Momenth ist) so muß man ihn ganz annihiliren, dabey bleibe ich; ich kenne ja den Patron! Ueber alle kleinen Begebenheiten, und Außenwerke kann man sich allenfalls mit ihm befassen so viel als Noth thut. Könnten Sie ihn bereden, daß er sich eine Frau nimmt, Fleisch von seinem Fleische, und Geist von seinem Geiste, und mir die Kinder wie in Pension übergiebt, das wäre ein großer coup!"

Die Scheidung erfolgte am 12. Januar 1799, nicht, wie gewöhnlich angegeben wird, im Jahre 1798; wenigstens schreibt Dorothea am 2. Februar 1799 an Brinckmann: „Seit drei Wochen bin ich nach vielen Konteſtationen, Szenen — nach manchem Schwanken und Zweifeln — endlich von Veit geschieden, und ich wohne allein. Aus diesen Schiffbruch, der mich von einer langen Sklaverei befreit, habe ich nichts gerettet, als eine sehr kleine Revenue, von der ich nur äußerst sparsam leben kann." [1])

[1]) Deibel, a. a. O., S. 160 ff.

Bei den mannigfachen Verhandlungen des Ehepaares spielte Dorotheens Schwester Henriette, die später gleichfalls zum Katholizismus übertrat, eine Vermittlerrolle. Dorothea lebte zunächst allein in Berlin. Sie scheint eine Anzahl Möbel mit sich genommen zu haben und war, als sie nach Jena zog, eifrig bemüht, diese Stücke gut zu verkaufen und eine stattliche Summe daraus zu lösen. Sie war anfänglich weder gewillt, sich taufen noch trauen zu lassen. Beides geschah erst in Paris 1804. Auch darüber läßt sie Veit durch Schleiermacher unterrichten. Ehe sie nach Paris ging, schrieb sie an Schleiermacher, er möge sich direkt an Veit wenden, und fuhr fort (11. April 1800):

„Erzählen Sie ihm, daß ich Sie darum gebeten, ihm zu schreiben, daß meine Mutter es mir wahrscheinlich unmöglich machen wird, mich lang' in Berlin aufzuhalten; auf Reisen ist mit Veit etwas mehr anzufangen als im Kreis der Gebrüder. Ich selbst schreib' ihm nicht, denn mir antwortet er hernach garnicht auf die Sache, sondern er schreibt einen weichmütigen Brei, der mein hartes Herz bewegen soll, und da bin ich denn so klug als vorher, ich kenne ihn darin. Schreiben Sie ihm, daß ich mein äußerstes getan und meiner Mutter noch einmal alles eindringlich vor Augen gestellt habe, wenn sie aber nicht ihren Sinn ändert und fortfährt, mich so zu beleidigen, so kann ich nicht in Berlin wohnen, so möchte er es nicht als einen Wortbruch von mir ansehen, daß ich zu meiner Ruhe nicht kann."

Die Bitterkeit ihres Empfindens verstärkte sich in den ersten Jahren ihrer Trennung, so daß sie auch über ihren Bruder, den würdigen Abraham, den trefflichen Vater von Felix Mendelssohn-Bartholdy und dessen herrliche Schwestern sich in folgender sehr starker Weise ausspricht: „Mein Bruder Abraham ist ein gefühlloser Barbar, und um nicht ein Haar besser als jeder junge Berliner Jude, nur daß er noch feinere Wäsche, und noch gröbere Arroganz besitzt; eigentlich begreif ich nicht, lieber Schleyermacher, wie sogar Sie soviel aus ihn machen konnten? jeder Commis eines ordentlichen Hauses in Paris ist artiger und gebildeter als er, wenn er Ihnen allen in Berlin fein vorgekommen ist, so ist es nur, weil die andern Berliner noch gröber sind, hier nimt er sich sehr tölpisch aus."

Und noch 1805, da sie von der Heirat ihres Bruders Abraham ihrer Freundin Pauline Paulus berichtete[1]), schrieb sie: „Reich wird der nun auch trotz dem ältesten Bruder, der schon sehr reich ist. Ist es nicht wunderlich? Wir sind drei Schwestern und drei Brüder; die drei ersten so arm als die letzten reich, und ebenso sind wir auch in den Gesinnungen verschieden. Immer vornehmer nach dem Maße, daß sie ärmer sind; mein ältester Bruder als der reichste ist auch der gemeinste usw. in auf- und absteigender Linie." Doch muß der historischen Wahrheit halber konstatiert werden, daß Dorotheens Gesinnungen gegen die Geschwister sich später milderten. Als sie den eben erwähnten ältesten Bruder Joseph (1812) nach dreizehn Jahren wiedersah, drückte sie ihre Freude darüber aus, wenn sie auch gestand, daß ihr die Verschiedenheit der Gesinnung schmerzlich war[2]). Abraham, der sich in Berlin

[1]) Briefe von Dorothea an die Familie Paulus, herausgegeben von Rudolph Unger, Berlin 1913, Behr, S. 67.

[2]) Dorothea, herausgegeben von Raich, Bd. 2, S. 106.

mit Jonas sehr befreundet hatte, kam mit der Schwester gleichfalls einmal zusammen und gelangte dadurch mit ihr in ein leidliches Verhältnis.

Auch die Stimmung gegen Simon Veit wurde um so milder, je länger die Trennung währte. Schon in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts hatte sie ihm ihren Roman „Florentin" zugehen lassen, den er freundlich aufnahm, ohne daß ein Urteil von ihm bekannt ist. Im Laufe der Zeit kam es so weit, daß sie ihm selbst die Schriften ihres zweiten Gatten mitteilte. Sie verfolgte aus wirklichem Interesse, nicht bloß aus Besorgnis, daß die Zuschüsse für sie und die Sorge für ihre Söhne darunter leiden könnten, die schweren Krisen, die der Handel 1806 und auch später 1814 durchmachte, und freute sich, daß Simon Veit, dank seiner Geschicklichkeit und infolge der Besserung der Verhältnisse, aus diesen schweren Beängstigungen glücklich und gefestigt hervorging. Und einmal (5. Januar 1805) gebraucht sie die warmen Worte: „Für den Philipp nimm noch einmal meinen wärmsten Dank, daß Du Dein unbestrittenes Recht nicht willst mit Gewalt geltend machen. Diese Deine Güte findet alle Dankbarkeit, solange ich lebe."

Simon Veit folgte dem Rate seiner geschiedenen Gattin nicht. Er verheiratete sich nicht zum zweiten Male. Aber er trennte sich nicht von seinen Söhnen. Der ältere, Jonas, blieb die ersten Jahre ununterbrochen bei ihm; den jüngeren, Philipp, ließ er, obgleich, wie aus der eben angeführten Stelle hervorgeht, beide Söhne ihm zugesprochen waren, bei seiner Frau und beanspruchte nur, als Philipp mehr herangewachsen war, von Zeit zu Zeit seinen Besuch. Gerade durch diese Söhne kam allmählich ein freundliches Einvernehmen zustande. Der Vater sorgte für sie in hochherzigster Weise, und durch sie oder auch direkt für die Mutter. Dorothea zeigte sich für diese unverdiente Güte dankbar. In einem Gedicht, wahrscheinlich 1810, drückte sie das Gefühl der Erkenntlichkeit in folgender schöner Weise aus:

An Simon Veit.
Mit einer Geldbörse.

Der Irrthum nie mißbraucht und nie den Schwachen,
Auf Freundes Kosten nie den Reichthum mehret,
Der schnöden Vortheil waget zu verlachen,
Verschmähend tief, was Redlichkeit nicht lehret,
Den Klugheit nur und Fleiß zum Reichen machen,
Der den erworbnen Schatz stets milde leeret —
Zum Füllhorn wird die Gabe seinen Händen,
Das tief bewahrt, um reicher dann zu spenden.

Seine Feinheit bewies sich in merkwürdig zarten Zügen. Er kündigte häufig der Mutter freundlich den Besuch der Söhne an. Er kaufte das Bild eines Freundes von Johannes, des in kleinen Verhältnissen lebenden Malers Overbeck, und schickte dieses Bild dem Onkel des Malers. Dorothea vergalt diese Güte, indem sie die Söhne in Liebe, nicht in Haß gegen den Vater erzog, und doch duldete sie, daß dem eingefleischten Kaufmann Leid zugefügt wurde und arbeitete mit aller Macht darauf hin, daß ihm, dem überzeugten Juden, schweres Herzensweh bereitet wurde. Sie duldete, daß auch

Jonas dem Kaufmannsstande entsagte: zuerst in Mendelssohns Geschäft tätig, aber ohne rechte Lust zu diesem Berufe, folgte er dem Beispiel seines jüngeren Bruders Philipp, der in Dresden bei Matthäi ausgebildet wurde, um gleichfalls Maler zu werden. Worauf Dorothea aber mit aller Macht hinarbeitete, das war die Taufe der Söhne. Sie war ihre große Herzensangelegenheit. Man kann sich den Schmerz des Vaters darüber vorstellen. Schon der Übertritt Dorotheens zur protestantischen, dann zur katholischen Kirche war ihm peinlich gewesen, obgleich er weniger gegen das vollzogene Ereignis selbst, als gegen dessen öffentliche Bekanntmachung protestierte. Er beruhigte sich indessen, als Dorothea ihm erklärte, daß diese Veröffentlichung ohne ihr Zutun geschehen sei. Bei dieser Gelegenheit aber drückte er seine entschiedene Willensmeinung gegen den Glaubenswechsel der Söhne aus. Dorothea aber ließ sich dadurch nicht beirren, sondern schrieb (24. Juni 1808) an Schlegel: „Ich habe alle Hoffnung, daß ich die Kinder nach Dresden bekommen werde, obgleich Veit mich sehr dringend versichert, daß es sein Tod und sein bitterster Gram sein würde, wenn er, wie er sich ausdrückt, von den Kindern verlassen wird und sie das Christentum annähmen. Und doch wird dies geschehen, und keine Macht wird es verhindern können." [1]) Aber auch dann benahm er sich wie ein gefesteter, durch das Schicksal geprüfter, in Kämpfen bewährter Mann. Der Brief an seinen Sohn Philipp ist ein herrliches Dokument seines edlen Wesens. Er schreibt (28. Oktober 1810)[2]):

„Ueber das Vorgefallene zwischen uns wollen wir einen Schleier ziehen und es der Vergessenheit übergeben. Ich werde Euch beide nicht aufhören zu lieben und das Mögliche thun, wenn wir auch in Rücksicht der Religion nicht einerlei Meinung sind. Moral und Religion, bürgerliche Rechte und bürgerliche Pflichten sollten zwar immer Hand in Hand gehen, allein mit dem Unterschied, daß die Moral und alle bürgerliche Pflicht für alle Menschen nur eine und die nämliche ist; ihr Wesen ist in der Natur des Menschen gegründet, abgesondert von allem Ewigen und Göttlichen. Die Moral ist für den Menschen im praktischen Leben was die Logik für den Verstand ist. Die Moral ist der Wegzeiger, durch ihre Grundsätze werden wir sanft und glücklich durch die Welt geführt, ihre Grundsätze sind einfach und allgemein. Es gibt nur eine Moral für alle Nationen, für alle Menschen von Anbeginn der Welt bis zum jüngsten Tag, und diese kann mit den Worten ausgedrückt werden: ‚Liebe deinen Nächsten wie dich selbst'. Religionen hat es aber von Beginn der Welt bis jetzo viele gegeben, und werden wahrscheinlich noch viele zwar nur anders modificiert folgen. Wenn indessen die Religion von der Toleranz beleuchtet wird, wenn sie mit der Moral Hand in Hand gehen darf und gehen kann, so thun sie sich unter einander nicht nur keinen Schaden, sondern sie nähern sich so lange gegen einander, bis sie fast neben einander fortlaufen. Also, mein lieber Sohn, so lange wir nur verschieden in der Religion, in unsern moralischen Grundsätzen eins sind, so wird nie eine Trennung zwischen uns vorfallen. Glaube nur nicht, wenn Du zu einer andern Religion übergegangen, daß die Millionen Menschen, die andere religiöse Grundsätze haben, arme Sünder und Gott verhaßte Menschen sind, die an der ewigen Seligkeit nicht Theil haben können. Dieser Glaube hat schon öfter den Freund vom Freunde, den Vater vom Kinde, den glücklichen Gatten von seiner geliebten Frau getrennt

[1]) Raich, a. a. O., S. 242.
[2]) Raich, a. a. O., S. 437 ff.

und hat nichts wie Unheil angerichtet. Ich muß meinen Brief schließen und will nur die wenigen Worte noch hinzusetzen, daß wir von nun an weder über Religion noch über Politik in unserm Briefwechsel eine Erwähnung thun wollen. Lebe wohl. Dein Dich liebender Vater

Simon Veit."

Er bestimmte jedem seiner Söhne jährlich 360 Taler und bedachte sie väterlich in seinem Testamente (1819). Von da an kamen sie nur noch selten nach Berlin. Philipp weilte in Dresden, später in Wien, beteiligte sich an den Befreiungskriegen mit echter, vaterländischer Begeisterung und zeigte als Soldat große Bravour, so daß er zum Leutnant befördert wurde; nachdem die vereinigten Armeen in Frankreich eingezogen waren, nahm er seinen Abschied. — Jonas ging ziemlich früh nach Italien, wohin ihm Philipp 1814 folgte. Die wenigen erhaltenen Briefe beider Brüder an den Vater — wenige, im Vergleich zu den vielen, die an die Mutter gerichtet waren — beweisen zwar keine überquellende Herzlichkeit, aber doch mehr als pflichtmäßige Dankbarkeit. Die Söhne berichteten über ihr Leben, über ihre Reisen, über ihren Umgang. Sie legen Rechenschaft ab von ihrem Tun, ihren Enttäuschungen und Erfolgen. Und auch hier war es wieder die Mutter, welche die Söhne unaufhörlich ermahnte, gerade über ihre Arbeiten mit dem Vater zu sprechen, ihm Skizzen zu schicken usw. So bildete sich ein ununterbrochener Zusammenhang zwischen den Getrennten.

Im Jahre 1818 begab sich Dorothea zu längerem Aufenthalte nach Rom, wo die Gemeinde der jungen Maler, der Nazarener, unter denen sich auch die Brüder Veit befanden, im frischen Aufschwunge begriffen war. Freilich zeigte sich in dieser Schule bald manche Differenz. Dorothea ließ auch hier ihren besänftigenden Einfluß walten. Sie verkehrte nicht ausschließlich mit ihren Söhnen und deren Freunden, sondern auch mit der alten Freundin Henriette Herz, die mit ihr zusammen in Rom weilte und durch deren Vermittlung mit Karoline v. Humboldt, mit der sie vielleicht schon von früher her bekannt war. Wilhelm v. Humboldt, der ihr im ganzen wohlgesinnt war, sprach sich zunächst ziemlich ungünstig über ihr Heraustreten aus den gewohnten Verhältnissen und über Friedrich Schlegels Zukunftspläne aus. Er schrieb an seine Gattin (18. Dezember 1818): „Mit der anderen Laufbahn, die Schlegel ergreifen würde, fürchte ich, machte sich die gute Frau Illusionen. Man kann in solchen Dingen über niemand richten. Aber wenn sie gesucht hätte, sich still und sanft vom vorigen Mann, den sie nicht liebte, zu trennen und für sich zu leben, war es wohl besser. Es bestraft sich immer, wenn man, auf eingebildete höhere Ideen gestützt, den einfachen Weg gewöhnlicher Pflicht verläßt."

Das war eine etwas zurückhaltende Antwort auf Karolinens begeisterte Lobpreisung der neugewonnenen Freundin. Denn was sie ihrem Gatten aus Genzano (19. August 1818) schrieb, ist ein Ehrenzeugnis für Dorothea. Sie lautet: „Die Schlegel hat auf ihre Söhne und auf die ganze deutsche Gesellschaft (Künstlergesellschaft meine ich) den wohltätigsten Einfluß durch ihr liebevolles verständiges Betragen. Alle sind freundlicher, verträglicher ge-

worden. Die Söhne bedurften das am meisten; bei großem entschiedenen Talent waren sie nicht glücklich und von vielen nicht geliebt. Die Schlegel ist wirklich eine recht liebe und recht vorzügliche Frau."

Bekundet diese Äußerung schon eine große Abgeklärtheit Dorotheens, so beweist der nachfolgende hier zum erstenmal der Öffentlichkeit mitgeteilte Brief Dorotheens an ihren Gatten Simon Veit in schönster Weise, wie sie nicht bloß dem Todkranken Lebenshoffnung zusprach und Trost darreichte, sondern wie sie auch den außerordentlichen Mut besaß, alle Schuld ihrer Vergangenheit auf sich zu nehmen (das Original des Briefes befindet sich im Besitz des Bankhauses Gebrüder Veit in Berlin und ist mir von diesem zur Veröffentlichung überlassen worden). Der Brief lautet:

Rom, 28ten August 1819.

Mein wahrer, und hochgeehrter Freund!

Wie soll ich wohl mit Worten ausdrücken was Dein Schreiben, — der unwiderlegliche Beweis Deiner Verzeihung und treuen Freundschaft — für Empfindungen in mir erregt, wie tief mich Deine Worte gerührt haben! Ich habe alles Gott zu Füßen gelegt im Gebete, ich kann ja nichts thun und nur Er allein im Himmel, der Ewig-Allmächtige kann geschehenes Unrecht, wenn wir es aufrichtig vor ihn bekennen, durch seine Allmacht für die Ewigkeit ungeschehen machen, kann Böses in Gutes verwandeln. Das ist meine Hoffnung! Eins nur beschwöre ich Dich — denn warum soll ich wagen Dich zu heftig durch zu vieles Schreiben aufzuregen, und Dir vielleicht zu schaden? Eins nur: klage Du Dich doch ja über nichts an! Du kannst wohl ganz ruhig sein und Dich in Deinen ohnehin großen Schmerzen und körperlichen Leiden des innern Friedens im Bewußtsein Dich erfreuen, daß Du an Nichts Schuld bist! Ich weiß nur zu wohl daß meine Starrköpfigkeit, mein Eigensinn, meine Heftigkeit, Leidenschaftlichkeit, meine unseelige Unruh, Unzufriedenheit und Phantasterei, ein gewisses sträfliches Treiben nach etwas fremdem, unbekanntem mich herumtrieb, und ich allein bin Schuld an unserer Trennung, und an Alles, was Gott mir verzeihen wolle, wie Du mir verziehen hast! — Wäre damals schon eine wahre Bildung mein Streben gewesen, so wie es eine falsche war; hätte ich damals das Licht des wahren Glaubens die einzige beseeligende Richtung nach den Gütern des ewigen Lebens erkannt; vieles wäre dann wohl anders und besser gelenkt worden. Gottes Barmherzigkeit hat mich mit Vater Güte verschont — und auf einem Wege wo so viele verloren gehen, habe ich das ewige Leben gefunden, und bin von schrecklichen Abwegen zurück gehalten worden. Ewig will ich Gott dafür loben, und ihn bitten, daß er Dich für Deine große Milde, da Du segnest wo andre geflucht haben möchten, daß er Dich mit seinen ewigen Gütern lohne, und Dir den Frieden Gottes gebe, wie er ihn mir gegeben hat, damit wir dereinst in seiner ewigen Klarheit auf ewig vereint leben mögen! Wohl hast Du Recht, daß wir uns nicht scheuen sollen an den Tod zu denken, da er uns doch früher oder später gewiß ist, und Gott allein es weiß wann unser Ziel da ist. Schwache Personen überleben oft nach seinen unerforschlichen Rathschlüssen die stärksten; und das Alter muß oft die Jugend zu Grabe tragen. Ich habe immer noch die Hoffnung für Dich daß Du Dich wieder erholen, und noch eine Reihe vergnügter Jahre das Wohlgelingen Deiner lieben Söhne Dich erfreuen wirst! ich bete täglich zu Gott für Deine Genesung, und für Deinen Frieden und viele andre noch vereinigen sich mit mir in diesem Gebete. Gott wolle uns erhören! Die beiden Gemälde der Söhne sind bereits ungefähr drei oder vier Wochen unterwegs, und hoffentlich werden sie zu Ende des künftigen Monats in Berlin eintreffen. Sie werden Dir gewiß Freude machen. Johann

seines durch die Frömmigkeit und den Ausdruck des Friedens und der innigen Liebe, und Demuthsvollen Einfalt; Philipp seine durch das Grandiose der Erfindung wie der Behandlung; in beiden ist eine seltene Harmonie der Farben, und tadellose Zeichnung bei großer Schönheit der Köpfe. Oeffentlich dürfen wir dergleichen nicht sagen, weil man uns Partheilichkeit würde Schuld geben, aber unter uns dürfen wir es uns wohl gestehen, daß sie zu den allerbesten Werken unsrer Zeit gehören. — Ich weiß nicht, ob Philipp Dir heute schreiben wird, er ist sehr fleißig. Gott sei mit Dir, laß mich Dir empfohlen sein, und laß mich Dich noch einmal durch Gott um Verzeihung bitten.

D.

Simon Veit überlebte diesen Brief nicht lange. Er starb, 66 Jahre alt, am 1. Oktober 1819, in seinem Hause Spandauer Brücke 2 (ich verdanke diese Mitteilung wie die früher benutzten über das Datum der Trauung und über die Geburtsdaten der früh gestorbenen Söhne Herrn Bibliothekar Dr. M. Stern in Berlin).

Dorothea durfte sich sagen, daß sie die Verzeihung des tief Gekränkten erlangt und ihm die Beruhigung verschafft hatte, deren der Wackere bedurfte. Wie sie aber in so edler Weise seine Verzeihung erbat und die Schuld auf sich nahm, so hat sie doch, ohne ihre Schuld zu verkennen, der Jugend und dem Leichtsinn mehr als dem bösen Geiste die Tat zugemessen, die ihr und dem Gatten soviel Leid verursachte. Sie wendete gern das Wort der Maria Stuart auf sich an:

„Ich habe menschlich jugendlich gefehlt,
Die Macht verführte mich, ich hab es nicht
Verheimlicht und verborgen: falschen Schein
Hab ich verschmäht mit königlichem Freimut.
Das Ärgste weiß die Welt von mir, und ich
Kann sagen: ich bin besser als mein Ruf."

# Die Probe.

Von

**Per Hallström**[1]).

Vor einiger Zeit beteiligte ich mich in einer Gesellschaft an einer Unterhaltung über die Frage, woran wohl der Einfluß der Entwicklung am deutlichsten erkennbar sei. Und höchst eigentümlicherweise machte man nicht bei dem materiellen Fortschritt und der Majestät der Masse halt, sondern ging so weit, auch das Einzelwesen heranzuziehen, ja die Persönlichkeit, den relativen Reichtum oder die Armut des Lebensschicksals, als ob man auch Derartiges Werte nennen könnte. Man war darüber einig, daß die Entwicklung sich in der Richtung gestillter Leidenschaften, gedämpfter Farben und eines Ausgleichs von Licht und Schatten bewege. Die meisten waren der Ansicht, daß das positiv Böse gar nie existiert habe, wenn man nicht etwa den Widerstand und den Zweifel an dem Siegeszug jener Entwicklung so nennen wollte.

Andere meinten, das Böse sei noch immer da und höchst interessant. Es sei unwahrscheinlich, daß es durch bloße Nivellierung vermindert worden sei. Es liege kein Gewinn darin, daß die Welt weniger dramatisch geworden; der ästhetische Instinkt habe jetzt, wie von jeher, Recht in seinem Protest gegen das Graue und Einförmige.

Die Gegenpartei wollte der Ästhetik durchaus nichts anhaben, im Gegenteil war es gerade die Schönheit, für die sie am liebsten eine Lanze brach. Die Ästhetik mußte sich eben umsehen, dann würde sie sogar bessere Inspirationen finden als in jenem künstlichen Dualismus zwischen Mächten, die ohnehin von selber zu Harmonie verschmelzen wollten. Das Leben zeigte den Weg, es hieß nur mit offenen Augen folgen. Dann wurde alles schön, natürlich mit Ausnahme der Verstocktheit, die nicht verstehen will.

Vor allem wurde über meine Auffassung der Stab gebrochen, obgleich sie sich außerhalb der gegebenen Voraussetzungen bewegte.

Denn mir scheint die Welt nicht wesentlich verändert. Das Dramatische ist schon da und ruht heute wie ehedem auf seinen uralten Grundlagen, den Gegensätzen des Willens und den Konflikten des Ich mit dem Nicht-Ich. Aber es ist latent. Es tritt nicht so leicht in Taten hervor. Die Szenen werden zu Monologen, die Repliken zu Nachgedanken oder zu leerer Denkträgheit. Schon eine Redensart wie das immer wiederkehrende „Selbstmorddrama" der Zeitungen deutet an, daß die Ansprüche an den Stil erheblich gesunken sind. Aber man lasse nur einen Windhauch Dressur und Gewohnheit

[1]) Aus dem Schwedischen von Marie Franzos.

fortblasen, und es wird nicht an dem Aufflammen von primitiver Menschennatur fehlen, schön oder widerwärtig, sublim oder niedrig, aber so echt wie nur je mit ebenso scharf geschiedenen Grundzügen. Die Probe ist schon des öfteren in großem Maßstab gemacht worden, für uns am deutlichsten in der großen Revolution. Die Überraschung war damals vollständig, und nicht zum mindesten für die, die am schönsten gesprochen hatten und nun merkten, daß sie am wildesten handelten. Ja, es geschieht noch heutigentags und mitten in dem Allergrauesten und Unscheinbarsten, daß das Schicksal das erste beste Paar Statisten auf eine Bühne hebt und ihnen einen Konflikt dichtet, so brutal und hart wie nur je in einer alten Novelle aus Zeiten, die die Reflexion nicht kannten. Ich hatte kürzlich eine solche Geschichte gehört und erzählte sie jetzt, weil sie mir gerade in diesem Zusammenhang merkwürdig vorkam. Sie mußte ziemlich kurz gefaßt werden, aber mag es verdienen, noch einmal erzählt zu werden mit allem, was ich darüber weiß.

Sie handelt von einer Frau und hat ihr einziges Interesse darin, daß sie wahr ist.

Sie hieß Mattis, und man mag dazu jeden beliebigen Zunamen fügen, der einem gerade einfällt. Eigentlich hatte sie sich diesen Vornamen selbst gegeben anstatt des harmlosen „Thilda", der während ihrer ganzen Kindheit nebst so vielem anderen Unverschuldeten auf ihr Selbstgefühl gedrückt hatte. Die neue Form kleidete sie wie ein Flügel am Hut und ließ sie den Kopf kühn über das Alltägliche erheben, jung und hübsch, wie sie sich fühlte, das ganze Leben vor sich. Sie war eine ziemlich einfache Natur, ehrlich, unverdrossen und gutmütig, ausgesprochen bürgerlich, wie die anspruchslosen Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen war. Aber das Zeitideal lag nicht in dieser Richtung, und sie hielt sich darum für komplizierter als andere und glaubte ein gut Teil Interessantes an sich zu haben. Es war ihr lieb, sich in dieser Illusion durch den Eindruck zu bestärken, den sie auf ihre kleine Welt zu machen suchte. Die Sicherheit ging nicht tief. Sie war eines der vielen Stockholmer Mädchen, die unter ihrer scheinbaren Erfahrenheit ein viel scheueres, bleicheres, unberührteres Leben bergen als die Kinder des Landes und der Kleinstadt. Die Bewegtheit des Lebens, das sie eigentlich nur mit den Augen wahrgenommen, hat sie mit seinen kurzen unruhigen Eindrücken eher angestrengt als gestärkt. Ihr Verkehr ist spärlich, oberflächlich und sehr dürftig. Das Ideenleben, ohne das nötige Gegengewicht, wird mit allerlei Stoff aus der Belletristik und den Zeitungen überladen, meist unverdaut, wenn nicht unverdaulich, und so wie es einmal ist, bleibt es auch. Sie werden wie Fensterblumen, großäugig, neugierig auf die Welt hinter dem Glase und lockerer in ihrem Wachstum als andere.

Es ist also nichts Besonderes von ihr zu erzählen, bis sie sich verliebte, und eigentlich auch dann nicht. Es kam wie ein bestelltes Klischee, aber da es sich ihr lange als das große Ereignis des Lebens und der einzige vernünftige Grund ihres Daseins darstellte, so mag es hier seine Worte finden. Es wurde auch die Einleitung zu der eigentlichen Geschichte, und ihr Held verlangt schon hier seinen Platz.

Mattis war seit ein paar Jahren aus der Schule und hatte ehrlich das wenige vergessen, was sie zu vergessen hatte. Sie bildete jetzt ihre Anlagen zum Zeichnen aus, in dem noch recht unbestimmten Plan, ihr Arbeitsfeld zu finden. Selbst nahm sie ihn nicht allzu ernst. Wie die meisten anderen glaubte sie sich für das Glück geschaffen, und es galt jetzt nur, die Wartezeit auszufüllen. Aber sie tat es ohne jede Trägheit, ja sie fand Vergnügen daran, mit frischer, energischer Miene die sich selbst erhaltende Frau zu spielen, die nichts auf Treu und Glauben hinnimmt und sich nur auf ihren klaren Verstand verläßt. Dazu kam noch die gewöhnliche Jugendopposition, in erster Linie gegen die Eltern, die ja die Nächsten dazu waren; aber auch gegen die Welt. Natürlich nicht die wirkliche, große, die in der Ferne wartete, sondern die, welche rings um sie der beobachtenden Reflexion ihre Schwächen enthüllte. Bei alledem war sie vermutlich im Inneren nicht anders als die Mädchengenerationen, die vor ihr aus der bürgerlichen Kultur hervorgegangen waren, und wußte vielleicht weniger als diese von sich selbst und von anderen und namentlich vom Glück.

Die alles entscheidende Bekanntschaft mit Philipp Bureus machte sie auf die in ihrem Kreise übliche Art durch gemeinsame Freunde, von denen sie nicht viel mehr wußte als von ihm. Es geschah auf einem Subskriptionsball in einem Hotel zweiten Ranges, ihrer ersten Erfahrung des wirklichen Lebens. Ein paar Tänze bei zufälligen Begegnungen an anderen öffentlichen Orten knüpften die Bekanntschaft fester, und ein paar Promenaden über die Kais, während man auf den Frühling wartete, machten sie intim.

Er war ein paar Jahre älter als sie und sollte nun bald seine Studien als Ingenieur abschließen. Er sah nicht übel aus, war schlank, gelenkig, mit einem beständig lächelnden Gesicht, gleichviel, ob er etwas Unterhaltendes sagte oder nicht. Er hatte schwimmende blaue Augen, die nichts verbargen, aber auch nichts weiter ausdrückten als eine gewisse, rein sinnliche Träumerei, und einen ziemlich großen Mund, der schärfer entwickelt war als die anderen Züge. Mattis beobachtete wenig von alledem und verstand noch weniger. Dennoch war ihr erstes Urteil, als bloß noch ihr Instinkt das Wort hatte, kein günstiges. Aber sein Wesen war anregend. Er war heiter und mitteilsam und vertraute ihr sogleich verschiedene Studiensorgen sowie andere kleine Schwächen mit einer sorglosen Ehrlichkeit an, die aus dem Ganzen einen Spaß machte. Man wünschte sich geradezu, daß er mehr zu gestehen hätte, und das, was ausgesprochen war, hinterließ keinerlei Spur. Er tanzte gut, und es kam dann noch etwas Leuchtenderes und Schwimmenderes in seinen Blick. Bei fortgesetztem Verkehr zeigte es sich, daß er mehr als eine Seite hatte und man so manches von ihm lernen konnte. Er enthüllte ebenso rücksichtslos fremde Unzulänglichkeiten, in erster Linie die der Gesellschaft, es fehlte ihm also weder an Ernst noch an Herz. Er fand das Ganze verkehrt eingerichtet, aber für einen scharfen Verstand überaus leicht umzugestalten. Er war kühn, weitblickend und vollkommen vorurteilslos. Das wirkte erlösend auf Mattis, deren Rebellion, da sie ein Weib war, etwas wichtig und infolgedessen anstrengend war wie ein zu hoher und enger Kragen. Jetzt entdeckte sie

Männlichkeit an ihm; die lag eben in seiner leichten Gewissensruhe und gab ihr Sicherheit.

Im ganzen genommen spielten jedoch diese Beobachtungen keine große Rolle, denn Mattis entdeckte gleichzeitig etwas anderes, das genügt hätte, viel mehr umzuwandeln, als wovon hier die Rede sein konnte. Sie ahnte, daß er auf dem Wege war, sich zu verlieben. Das bemächtigte sich gradweise ihrer Phantasie und dann auf einen Ruck all dessen, was noch von ihr übrig war. Eine kurze Zeit des Zweifels, des Verzagens und Grübelns, bis sie mit ihrem Stückchen Weg fertig war, und dann war das Glück, als es vor ihr stand, um so unbegreiflicher und berauschender. Da war eigentlich nichts mehr zu sagen, nachdem die entscheidenden Worte hervorgestammelt waren, wenigstens für sie. Denn jetzt war alles erreicht und überhaupt alles vollkommen. Nichtsdestoweniger wurde allerlei geredet, so, daß ihre Verlobung nicht wie die anderer sei, sondern hoch über den gewöhnlichen Lauf der Welt erhaben. Er war es, der darauf kam, vielleicht aus Gewissensunruhe, denn er hatte sich zuerst den Ausgang nicht so gedacht, wie er sich dann gestaltete — er hatte schon früher Erfahrungen gehabt und diese in demselben Stil geplant. Es gab jedoch seiner Eroberung erhöhten Wert, daß Mattis etwas Derartiges gar nicht eingefallen war, und er fühlte sich infolgedessen viel gehobener und viel verliebter. Die Überraschung hatte auch ihn fast ganz und gar gepackt.

Ihr Glück wurde nicht geringer, weil Mattis' Eltern den Zukunftsaussichten, ja sogar dem Bräutigam mit verständnislosem Mißtrauen begegneten; das unterstrich noch die Bedeutung dessen, was geschehen war, und brachte Pathos in die Idylle. Philipp wurde eine Kampfgestalt und wies mit Stolz alle bürgerliche Protektion zurück, mochte sie sich nun in wohlgemeinten Ratschlägen oder belegten Brötchen abends äußern. Mattis bewunderte ihn nunmehr grenzenlos, und es ist leicht zu erraten, wie alltäglich und dürftig die Geschichte geworden wäre, wenn sie sich in ihrem kleinen Größenwahn und ihrem kleinen Trotz hätte weiterentwickeln können.

Allein das Schicksal wollte es anders und begann sich sehr nachdrücklich mit Philipp zu befassen. Die Ungerechtigkeiten und Verfolgungen, die ja nie ganz von ihm abgelassen hatten, überschritten nun bald alle Grenzen. Die Welt blieb sich gleich, sie wollte sich der natürlichen Überlegenheit nicht beugen, ja sie ging sogar zum Angriff über. Es stellte sich unverkennbar heraus, daß er kein Abgangszeugnis bekommen würde, ja nicht einmal Geld zum Leben. Die Lage wurde unhaltbar, und es blieb nichts anderes übrig, als nach Amerika zu gehen. Alles kam Schlag auf Schlag, und ehe man es sich recht überlegen konnte, stand die Trennung bevor. Sie sollte nicht lange dauern, denn sobald seine Stellung gesichert war, sollte Mattis ihm nachkommen. Sie nahm sie doch sehr schwer und fand sie um so grausamer, je unmittelbarer und kindlich echter der Ernst ihr Gefühlsleben machte. Sie hing an seinem Arm, wie nur ein schweres, schweres Herz, und es kam ihr unmöglich vor, es allein zu tragen. Philipp ging schon in neuem Ulster und Reisekappe herum und fand darin nicht wenig Trost und Freude. Er war voll Mut

und schwelgte schon im vorhinein in den lockenden Möglichkeiten des Abenteuers. So nahte die unvermeidliche Stunde, und er fuhr ab.

Die Briefe kamen schon im Anfange weniger häufig, als er versprochen hatte — seine Zeit war so sehr in Anspruch genommen —, aber es ging klar daraus hervor, daß seine Erwartungen noch übertroffen wurden. Er hätte sie eigentlich gleich nachkommen lassen können und hörte nicht auf, sich nach ihr zu sehnen. Aber nun er sah, was er erreichen konnte, wollte er es immer besser und besser für sie haben. Es half nichts, daß Mattis sich mit weniger zufrieden erklärte, sie wurde sogar in aller Freundlichkeit dafür zurechtgewiesen — sie wußte eben nicht, was das Leben dort drüben sein konnte und sollte, schrieb er. Mattis war stolz auf seinen Erfolg und fürchtete nur, der ihrer harrenden Stellung nicht gewachsen zu sein. Sie schämte sich, von ihren eigenen bescheidenen Bedingungen zu sprechen, als sie anfing, etwas zu verdienen, aber sparte tapfer für das Reisegeld. Sie arbeitete jetzt freudig, und alles wäre vollkommen gewesen, wenn nicht immer längere Zeit zwischen seinen Mitteilungen verstrichen wäre. Plötzlich blieben sie ganz aus, und sie wußte nicht, war er gestorben, oder hatte er sie vergessen. In instinktiver Selbstverteidigung klammerte sie sich an seinen Tod als an das einzig Mögliche, und ihr Leben wurde ein Kult der kurzen Erinnerung und ihres seltsam unwirklichen Glückes. Jetzt begriff sie, daß sie nie dafür geschaffen war, und fand darin etwas, was der Ruhe glich.

Aber plötzlich kam wieder ein Brief. Er lebte und hatte sie durchaus nicht vergessen. Eine Geschäftskrise hatte seine Aussichten verdüstert, und er hatte sie freigeben wollen, aber nicht den Mut zu einer Entscheidung gefunden. Jetzt hatte sich alles wieder glänzend für ihn gestaltet, und wenn sie ihm verzeihen konnte, so stand ihrer Verbindung nichts mehr im Wege. Es handelte sich nur darum, Zeit und Ort der Zusammenkunft zu vereinbaren. Er schrieb kurz — offenbar weil er über ihre Gefühle noch im Ungewissen war — aber sehr klar und bestimmt.

Für Mattis war es wie eine Wiederauferstehung aus dem Grabe, und sie fand, wie ein weggehängtes Kleid, die Jugend, das Glück, all das eben noch Unmögliche wieder. Sie war bereit, sogleich zu fahren, und hatte ihm nichts vorzuwerfen. Sie war im Gegenteil froh über die Prüfung, wie schwer sie auch gewesen. Das war nicht nur eine gewöhnliche Redensart, denn mitten in ihrer Freude empfand sie Unruhe und Wehmut. Ihr Gefühl war im Kummer erstarkt, und jetzt war es fast zu heftig und schmerzte bei dem Gedanken, nun nach anderen Maßen gemessen zu werden. Sie empfand Angst vor ihrer Glücksforderung. Aber diese verschwand in ihrem Dunkel, und eine nervöse Hast bemächtigte sich ihrer. Es fiel ihr nicht schwer, sich von den Ihrigen zu trennen, ja, wie die Tage im Rausch der Gewißheit hingingen, bekam die Freude etwas von ihrer alten Ausgelassenheit und Undankbarkeit wieder. Es war herrlich, alles hinter sich zu lassen, was eng und klein war, und endlich die richtige Welt zu finden.

Philipps nächster Brief bestimmte dann alles. Der Ort der Zusammenkunft lag im Innern des Landes, denn er war leider verhindert, an die Küste

zu kommen. Mattis fand daran nichts Erschreckendes, obgleich sie nur wenig Englisch konnte. Er schickte ihr Geld für ein Billett zweiter Klasse: er hielt dies für besser, denn sie hätte sich in einer anspruchsvolleren Umgebung noch befangen gefühlt. Er schrieb kurz, wie es natürlich ist, wenn man sich bald aussprechen kann. Mattis war schon ganz reisefertig und fuhr sogleich ab.

Es war Herbst, aber das Wetter blieb ruhig, und sie litt nicht lange unter der Seekrankheit. Das große Schiff imponierte ihr sehr mit seinem vollendeten Mechanismus und seinem ganzen Prunk. Es bangte ihr kaum vor irgendwelchen Gefahren, ja das Meer kam ihr viel kleiner vor, als sie erwartet hatte, und schien jetzt nicht mehr viel gegen die Menschen ausrichten zu können. Im Anfange fühlte sie sich auch geehrt durch die Bekanntschaften, die sie machte, lauter Ausländer, einige sogar aus Australien. Es schmeichelte ihr, daß sie überhaupt mit ihr verkehren wollten, die doch nur von daheim war. Als sie merkte, daß die erste Klasse jede Berührung mit ihnen sowie mit ihr selbst vermied, wurde sie in ihrem Benehmen sicherer und ein bißchen neidisch auf diese erste Klasse. Aber sie war doch ganz froh, jetzt nicht dazu zu gehören. Sie war auch froh, nicht als Emigrantin zu fahren. Unter diesen herrschte erschreckendes Elend, namentlich bei den russischen Juden. Sie hatte sich gehütet, ihnen physisch nahezukommen. Während der langen Reisetage passierten ihr allerlei kleine Abenteuer, und sie fand das ganze Leben lustig und entzückend. Sie war zum Glück geboren, und jetzt, in dem Lande drüben sollte es ihr begegnen. So ging sie den gefürchteten Verhören und Prüfungen der Landung guten Mutes entgegen, und es verlief auch alles nach Wunsch. Der Kutscher war kein Räuber und brachte sie, wohin er sollte; die Adresse erwies sich als richtig, trotz der wunderlich hohen Hausnummer. Auch ihr Gepäck fehlte nicht.

Sie fand Zeit, die ungeheure Stadt im Fluge zu sehen, und erschrak nur bei dem Gedanken, daß sie nun zu etwas so Großem, Reichem und Verwirrendem mitgehören solle. Aber es war ein wohliger Schauer von der Art, wie da sie noch klein und zum erstenmal in der Oper war und die Musik anstimmte. Am nächsten Morgen fuhr sie weiter, und anderthalb Tage lang rollte sie ihrem Bestimmungsort entgegen.

Sie hatte geglaubt, daß dies auch ein ansehnlicher stattlicher Platz sein werde, obgleich sie ihn vergeblich auf der Karte gesucht hatte. Es war jedoch nur eine Landstation, in ziemlich großem Format, aber nicht anders als viele hundert andere, an denen sie vorübergefahren war. Die Überraschung, als sie hörte, sie sei am Ziel, war darum so groß und die Zeit so knapp, daß sie gar nicht dazu kam, etwas von der Freude zu fühlen, die sie während der letzten Stunden im Coupé für diesen Augenblick zurückgehalten hatte, um nicht vor Spannung krank zu werden. Es lag übrigens auch ein bißchen Furcht darin, denn es war ja drei Jahre her, seit sie Philipp gesehen hatte; es hieß gleichsam ihre Bekanntschaft von neuem wieder beginnen. Sie war darum nicht so enttäuscht, Philipp nicht auf dem Perron zu finden, als sie erwartet hätte. Ist er nicht hier, so muß er jemand anderen geschickt haben, dachte sie. So war es auch. Ein Neger, offenbar sein Kutscher, ging mit

einer Photographie in der Hand herum und sah allen Frauen ins Gesicht. Er blieb vor ihr stehen, grüßte artig und zog einen Brief aus der Brusttasche. „Das ist Ihr Name, Ma'm, nicht wahr?" Und er wies auf die Adresse, die ganz richtig die ihre war, von Philipps Hand geschrieben.

Es lag etwas Märchenhaftes in dieser unvermuteten Erscheinung. Der Neger war sehr gut gekleidet und hatte die schimmerndste Haut. Augen und Mund leuchteten ebenfalls, aber am allermeisten die Stärkewäsche. Ihre Weiße hatte etwas geradezu Unwirkliches. Seine kindlich weiche Stimme klang wunderlich aus dem Munde eines so hochgewachsenen, breiten Mannes. Aber es war unheimlich zu sehen, wie seine gleichsam gelb gebeizten Finger mit den Nägeln über das Papier glitten. Mattis nahm den Brief und las. Philipp war durch eine leichte Unpäßlichkeit am Kommen verhindert — nichts ernst zu Nehmendes —, der Neger war zuverlässig und würde sie und das Gepäck schon in ihr Haus bringen.

Es dauerte nicht lange, so saß sie im Wagen neben dem Neger und fuhr über die Ebene. Da war nicht viel zu sehen, nur gemähte Maisfelder mit einer Art kolbenähnlicher Früchte, die in Büscheln hingen. Mattis hatte noch nie solche gesehen, nur vorhin aus dem Zuge, traute ihnen alles Gute zu und fand, daß sie die Märchenstimmung noch erhöhten. Der Himmel war strahlend blau, die Pferde liefen rasch, der Wagen war fein und wiegte sich weich und federnd. Mattis hatte das Gefühl, daß alle Müdigkeit von ihr abfiel; sie versuchte mit dem Neger zu sprechen, der jedesmal lächelte, aber nur kurz antwortete — es war nicht leicht zu erfassen, was. Noch schwerer schien er zu verstehen. Plötzlich hielt er die Pferde an und wandte sich ihr zu. „Es wird wohl am besten sein, gleich zu sagen, wie es ist," sprach er. Er strengte sich an, deutlich zu sprechen, und das Weiche, Lispelnde verschwand aus der Stimme. Die Zischlaute wurden scharf und bekamen etwas Wunderliches, nicht recht Menschliches, ja beinahe Unheilverkündendes. Er lächelte auch nicht mehr, und die braunen Tieraugen waren wie Tore zu einer unbegreiflichen Welt. Er mußte die Worte wiederholen, bis sie verstand, und dann wurden auch sie furchtbar.

„Was meinen Sie? Ist Philipp etwas zugestoßen? Ist Mr. Bureus krank?"

Seine Anstrengungen, die Bedeutung ihrer Worte aufzufassen, waren wie die eines Hundes bei menschlicher Rede.

„O," sagte er schließlich, „Mr. Bureus? Philippe, nicht wahr? Kümmern Sie sich nicht um Philippe, Philippe is all right, aber zu ihm fahren wir doch nicht."

Jetzt verstand sie jedes Wort für sich, aber auch nicht mehr. Sie versuchte instinktiv aus dem Wagen zu springen, und im selben Augenblick wußte sie auch, warum sie das tat. Der Neger hielt sie zurück und setzte die Pferde in Trab.

„Seien Sie ruhig," rief er. „Dann werden Sie schon hören. Philippe geht Sie nichts mehr an. Philippe is no good. Er hat Sie mir verkauft."

Das Wort in seiner ganzen Unbegreiflichkeit brannte sie durch und durch wie ein rein physischer Schmerz. „Verkauft, verkauft!“ keuchte sie.

„Ja, er hat verkauft, und ich habe gekauft. Ich kann Ihnen sagen, es ist nicht so wenig, was ich bezahlt habe. — Philippe is hard at a bargain. Also hören Sie die ganze Geschichte. Philippe war fertig — absolut fertig. Er schämte sich nicht, mich anzubetteln, er, ein Weißer. Hol der Teufel das Vieh, der ein weißer Mann! Er zeigte mir Ihr Photo und weinte. Ich habe Geld, viel Geld, und ich wollte mich gerade zur Ruhe setzen, um es zu genießen. Ich habe mich immer nach einer weißen Frau gesehnt, nach einer weißen Lady; richtig weiß. Es sah unmöglich aus, aber nun wurde es möglich.“

Möglich — was war möglich? Mattis hatte das Gefühl, daß sie nichts verstand, ja nichts hörte, aber dennoch wuchs eine schwere lähmende Gewißheit in ihrem Inneren an, und die Gedanken trugen hurtig Stoff herbei, um sie zu vollenden. Seine Briefe von Anfang an lauter feige Lügen und jämmerliche Aufschneidereien; dann sein Verstummen, die überstürzte Reise! Möglich, ach nein, nein, unmöglich wie eine Weltvernichtung, und doch! Da saß sie neben dem Neger; und die Pferde trabten, und der Wagen schaukelte, und die Sonne schien klar. Aber sehen konnte sie nicht. Sonst wären alle ihre Gedanken erstarrt. Als der Neger von seiner Sehnsucht sprach, leuchtete die ganze wilde zurückgedrängte Begierde seiner Rasse in seinem Blick. Da war die Leidenschaft, für die Tausende Tod und Martern gewagt hatten, da war sie mit Rachsucht darin und Triumph und dem Wunsche des Hundes, etwas anderes zu sein als ein Hund. Selbst die kurzen Laute zischten wie Wasser auf einer glühenden Platte. Aber er bezwang sich und änderte rasch seinen Ton mit der ganzen Weichheit seiner naiven formlosen Natur.

„Verstehen Sie mich recht, Ma'm,“ sagte er, „es ist alles fair play. Mein Name ist Coleville, und Mrs. Coleville wird der Ihre sein. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich reich bin; ich war immer ein Gentleman unter meinen Leuten. Es wird Ihnen nichts abgehen.“

Und er sah sie glücklich und strahlend an. Seine gutmütige, breite Natur schwelgte darin, sich in Ritterlichkeit und Magnifizenz zu sonnen, und die Stimme war wieder sanft und kindlich melodisch, wie vorhin. Aber Mattis beobachtete nichts von alledem — sie hatte genug zu denken und kam damit nicht zustande.

Wenn sie eine stärkere, kampffähigere Natur oder nur nicht so weltfremd gewesen wäre, hätte nichts entschieden sein müssen. Der Neger riskierte bei seinem Vorhaben den Kopf. Jeder Weiße würde alles aufgeboten haben, ihr zu helfen, wenn man nur eine Ahnung gehabt hätte, was geschehen war. Sie hätte sich vielleicht sogar durch eine Unwahrheit retten können, wie, daß sie Bekannte in der Umgegend habe, oder durch ein verzweifeltes, entschlossenes Ringen, das die Fahrt unterbrochen hätte. Aber sie war von dem plötzlichen Schlage physisch gelähmt. Sie begriff nichts anderes als ihre bittere Einsamkeit, tausend Meilen entfernt von jeder Hilfe und mit jeder Minute noch

weiter. Das Meer mit Tagen und Nächten und das unendliche Rollen auf den Schienen, und diese Ebene ohne einen Schlupfwinkel vor der unbarmherzigen Sonne, all dies war zwischen ihr und dem Mädchen, das einst gewesen und sich nach gewöhnlichem menschlichen Maß glücklich und unglücklich gewähnt hatte. Sie, die hier saß, war in einer ganz anderen Welt — nicht einmal Tränen gehörten hierher, denn aus ihrem trocken schmerzenden und gleichsam metallischen Kopf mit seinem heißen, raschelnden Blut kam keine und konnte keine kommen. Da war nur der Schrecken, nur gerade so viel Leben, als nötig war, um zu fühlen, wie sie in Dunkelheiten ertrank. Und so verlassen wir sie auch. Alles war zur Heirat bereit, ihre Papiere waren in Ordnung, und die Drohung mit Gewalt, die ja schon in ihrer Anwesenheit auf dem Landgut des Negers lag, brauchte nicht erst ausgesprochen zu werden — sie fügte sich ohne Widerstand in das Unvermeidliche.

Auch die nächsten Jahre können mit einigen wenigen Worten übergangen werden, denn sie hatten für sie selbst kaum rechte Wirklichkeit. Sie fühlte keine Verpflichtung, die Ihrigen in der Heimat davon zu benachrichtigen, daß sie lebte, ja es schien ihr, daß sie, wenn sie so schrieb, gelogen hätte. Ihr Dasein war rein vegetativ, und sie tat auch nichts, daß es etwas anders werde. Sie las nie, sprach wenig und hielt auch Gedanken und Erinnerungen so gut wie in Untätigkeit; sie verbarg sich gleichsam in der Erniedrigung, die sie beständig fühlte, aber auf diese Art kaum sah. Sie rührte sich nicht aus dem Hause und war es zufrieden, da nur Schwarze um sich zu haben. Sie vermied es, ihrem Bilde in einem Spiegel zu begegnen. Sie wurde dick und schwerfällig, aber empfand es nicht unangenehm. Sie bekam Kinder und nahm auch dies nur als einen Teil des Unbegreiflichen und Gleichgültigen hin. Den Neger Coleville nahm sie in gleicher Weise, so gut es eben ging. Er war ein gutmütiges Geschöpf mit der Eitelkeit, ein richtiger Gentleman nach den strengsten weißen Begriffen zu sein: — das kam ihr oft zugute. Für eines war sie ihm dankbar: er vermied es ängstlich, das Vergangene zu berühren, offenbar aus Eifersucht. Nur bei einer Gelegenheit kam er darauf zurück. Er erkundigte sich nach den vornehmen Gebräuchen auf dem Ozeandampfer, um etwas Neues zu lernen. Aber aus ihrer kurzen Antwort entnahm er, daß sie nichts darüber wußte und nur zweiter Klasse gefahren war. Da flammte er in wahnsinnigem Zorn auf und verwünschte „Philippe". — „Der Schurke hat eigens Geld für die erste Klasse bekommen," rief er. „Sie hätten als eine Lady fahren sollen. Diese Schufterei könnte ich ihm noch heimzahlen." Bei den letzten Worten hatte sie ein wunderliches Gefühl, es war, als ob etwas in ihrem Inneren zu Leben und Bewegung werden wollte; als gäbe es noch etwas, was der Mühe wert war — was mochte es wohl sein? Dasselbe, was ihn beseelte, die Rache! „Tue es doch," erwiderte sie, und sie hörte ihre Stimme eifrig werden und fühlte das Blut unter der Haut brennen. Er weiß, wo der Mensch zu treffen ist, dachte sie ebenso wunderlich rasch; er hat Briefe von ihm, da sind Spuren zu verfolgen. Aber Coleville bemerkte ihre Erregung und deutete sie auf seine Weise. Er wurde scheu und antwortete ausweichend, und damit war die Hoffnung, ehe sie noch recht

aufgetaucht, wieder dahin. Noch tagelang schmerzte es doch in demselben Punkt ihres Herzens, aber obgleich sie wohl wußte, was es war, unterdrückte sie die Gedanken als zwecklos. Der Schmerz ging vorüber, und alles wurde stumpf und leer wie zuvor.

Nach vier Jahren starb Coleville, und sie sah sich allein und reich. Alles war ihr gleichgültig, bis ihr im Verlaufe der Erbschaftsprozedur der Gedanke kam, daß sie jetzt in seinen Papieren nachsehen und etwas finden könnte. Da spürte sie wieder jenen Stich im Herzen, an derselben Stelle wie damals vor langer Zeit, und sie fühlte ein wildes Glück. Mit einem Schlage war sie verwandelt wie damals, als sie herkam, aber nicht das alte Ich kam wieder zum Vorschein. Das hätte auch nichts in der Welt zu tun gehabt, die sie damals entdeckte, und die noch immer dieselbe war. Was jetzt geschah, war, daß sie in dieser Welt heimisch wurde, sah und verstand und entdeckte, daß man handeln konnte, und daß es ein Ziel zu verfolgen gab. Das nächste erreichte sie sogleich. Die ganze Transaktion des Negers mit Philipp — jetzt konnte sie den Namen wieder aussprechen — lag schwarz auf weiß in seinem Kassenschrank. Da fand sich ein regelrechter Kaufkontrakt, denn der Neger war auch in Geschäften ein ordentlicher Gentleman gewesen. Die Summe, mehrere tausend Dollars, war in zwei Raten bezahlt worden, ein geringerer Teil bei der Übereinkunft und der Rest, als die Ware geliefert war. Beides war ordnungsgemäß quittiert. Mattis nähte diese Papiere in ihre Bluse ein und hatte das Gefühl, daß der Stich im Herzen um so stärker zu spüren war und sich besser in Erinnerung brachte. Es war wunderlich für sie, in dem Kontrakt alle ihre drei Vornamen zu lesen, den ersten sogar in jener nichtssagenden fremden Form, die sie selbst verändert hatte. Es war, als würde das Ganze dadurch eine noch rücksichtslosere Tat gegen die Wehrlose, und als hätte sie auch noch eine Tote zu rächen gehabt. Ein Brief des Vermittlers gelegentlich der letzten Auszahlung gab eine gute Spur. Ein anderer von Philipp, ziemlich neuen Datums, und den Versuch enthaltend, noch mehr Geld zu erpressen, ließ hoffen, daß er mit allem, was er bekommen hatte, fertig geworden war und also leicht wieder zu verlocken sein würde. Mattis war bereit, alles, was sie besaß, für diese Rache zu opfern.

Sie schrieb und bekam ziemlich bald Antwort. Philipp war in Philadelphia, man wußte nicht, in welchen Verhältnissen, vermutlich in schlechten; endlich kam seine Adresse. An ihn selbst schrieb sie nicht, fuhr aber sogleich dorthin und nahm die Kinder mit. Nicht aus mütterlicher Sorge, aber sie gehörten zu dem Plan, der Form anzunehmen begann. Übrigens empfand sie jetzt in ihrem erwachenden Leben mehr für sie. Nicht Liebe — die konnte nicht kommen —, aber eine Art schmerzvollen Mitleids, in dem sie gleichsam selbst als Gegenstand war. Die Kinder waren unzertrennlich von ihr wie eine Krankheit, und sie brauchte sie auch, um keinen Augenblick zu vergessen, daß das Geschehene wirklich geschehen war. Auch äußerlich war sie verwandelt, all das Schwere und Tote wie fortgeweht. Sie sah oft in den Spiegel und fand sich beinahe schön. Aber wenn sie sich mit der alten Photographie verglich, die sie wiedergefunden hatte, weinte sie — jetzt war also

diese Gabe wiedergekommen, sie allein unter allen! Es waren doch sehr spärliche Tränen — die Welt war nicht mehr für derlei.

Es fügte sich so, daß sich unter Colevilles Hinterlassenschaft auch einige Häuser im Negerviertel Philadelphias befanden, nächst dem Flusse. Mattis hatte den Mietern für Ende des Monats kündigen lassen und hatte nun freie Wahl, einzuziehen, wo es ihr beliebte. Sie hatte kaum an eine angenehmere Gegend gedacht, denn da riskierte sie der Kinder wegen eine wegwerfende Behandlung; so viel wußte sie jetzt schon. Sie wußte, wohin sie gehörte, und fand etwas wie Sicherheit darin, gerade hier unterzutauchen und sich zu verstecken. Vielleicht auch, daß ihr Plan, recht ausgestaltet, so am leichtesten ins Werk zu setzen sein würde.

Sie hatte sich keine bestimmten Vorstellungen von dem gemacht, was sie vorfinden würde; aber als sie es sah, kam es ihr vor, daß es gerade so sein mußte, und daß sie es sehr gut kannte, aus irgendeinem Traum, den sie vergessen hatte. Es war eine besondere Stimmung über diesem Teil der einförmigen, nüchternen Stadt; aber es ließ sich nicht leicht sagen, worin dies lag. Schmutzige, verwahrloste Gassen gab es auch anderswo; aber hier war es, als hätte die Luft selbst einen Fleck, wie das Glas auf einem Bilde, und beschatte jede Farbe — vielleicht kam es auch nur von all den schwarzen Gesichtern im Straßenleben. Die Häuser waren, wie so ziemlich überall, zwei Fenster breit und drei oder vier Stockwerke hoch aus rohen Ziegeln; Tür- und Fenstereinfassungen aus weißem Marmor, ebenso die Treppenstufen, die in die heckenumschlossenen, aber unbepflanzten kleinen Vorhöfe hinabführten. Das Ganze konnte auch anderswo ebenso sein, aber nirgends waren die Ziegel so unbehaglich nackt und der Stein im Gegensatz dazu so bläulich. Erst jetzt glaubte Mattis den unverkennbaren Geruch der Negerausdünstung zu unterscheiden, begriff aber, daß sie doch jahrelang darin gelebt hatte. In den Häusern war er noch stärker, aber sie dachte nicht daran, gründlich säubern zu lassen. Wie es war, mochte es bleiben — es war schon so, wie es sein sollte. Sie wählte das mittlere Haus in einer Reihe von dreien und ließ aus einem benachbarten Laden Möbel hineinbringen, gerade solche wie die, an die die Räume gewöhnt waren. Als alles in Ordnung war, schrieb sie Philipp und bestellte ihn, ganz kurz, so, als hätten sie sich gestern getroffen. Gegen Abend setzte sie sich an ihr „bow-window“ und wartete auf sein Kommen.

Sie war ganz ruhig und dachte an nichts anderes, als was das Auge in dem dichten Strom der Wagen und Fußgänger auffing. Aber plötzlich erzitterte sie und fühlte den Stich im Herzen, als wäre eine Nadel gerade hineingedrungen. In der letzten Zeit hatte sie bei ihrer eifrigen Tätigkeit nicht viel davon gemerkt, ja eigentlich nur die ruhige Gewißheit, daß er da war und dem, was sie tat, seinen Sinn gab. Jetzt war der Schmerz so stark, daß sie fürchtete, ohnmächtig zu werden. Das geht nicht, dachte sie, und sie fühlte, wie sie lächelte, als hätte sie ihre Schwäche vor jemandem zu verbergen. Sie sah auch, so deutlich, als wenn es das eines anderen wäre, was für ein Lächeln es war, ein gequältes, scharfes. So nicht, sagte sie, gottlob,

er ist ja noch nicht da. Aber er war da, und das hatte sie eben gespürt. Er war mit einem Häuflein anderer aus der Straßenbahn gestiegen und suchte jetzt das Haus.

Er sah sich nicht im geringsten mehr ähnlich, und doch war er es. Indem sie sich dessen bewußt wurde, war das Lächeln fort und das Gesicht, wie es sein sollte, unbekümmert, kalt und ein wenig müde. Sie erhob sich erst, als er mitten im Zimmer stand. Da reichte sie ihm die Hand und blickte ihn an. Beides ging verwunderlich leicht, und auch ihr Kopf war leicht und klar, wie nie zuvor.

Er sah sich noch immer nicht im geringsten ähnlich, aber das kam daher, daß sie erst jetzt recht verstehen konnte, was sie sah. Weiß Gott, was sie früher hineingelegt haben mochte! Ja, ja, so mußten die Augen immer gewesen sein, so leer blau, so wässerig unbestimmt, mit diesem widerlich munteren Funkeln darin. Es war jetzt mit Scheu gemischt und flackerte wie eine Kerzenflamme zwischen dem Appell an Freundlichkeit und Mitgefühl und zynischer Sorglosigkeit hin und her. Er hat so manches durchgemacht, dachte Mattis, aber ist doch derselbe geblieben, und über beides war sie erfreut. Die ganze Erscheinung bestätigte ihre Beobachtung. Das Gesicht war sehr mager und von dem Leben draußen gleichsam geschärft wie das aller anderen. Ja mehr als das, denn sie sah, daß er den Hunger kennen gelernt hatte. Von dem Linienspiel der Wangen und des Kinns, mit der von außen aufgezwungenen Schlauheit, stach der Mund ab, mit seiner groben, naiven Selbstsucht. Sie sah, daß er direkt vom Barbier kam und spürte den Geruch der Lorbeeressenz. Er hatte sich auch im übrigen so fein gemacht, wie er nur konnte. Die Schuhe waren frisch geputzt, und eine leuchtende Krawatte mit einem falschen Brillanten sah gegen die verdrückten Kleider lächerlich aus. Sie erinnerte sich, daß er auf der Straße keinen Hut getragen hatte, nur eine alte schottische Mütze, die in jämmerlicher Koketterie schief aufgesetzt war. Sein Rücken war gekrümmt, und der Rock warf auf den Schultern tiefe Falten.

Sie hatte all das in sich aufgenommen, ehe noch die ersten Worte über seine Lippen gekommen waren. Sie galten ihrer schwarzen Kleidung, die ihn zu überraschen und zu beruhigen schien.

„Ich wußte nicht, wie ich Sie finden würde," sagte er — er sprach Englisch, und sie begriff, daß er dies tat, um der Unsicherheit bezüglich des Anredeworts aus dem Wege zu gehen —, „ich wußte nicht, daß etwas passiert sei. Ihr Brief war so kurz. Darf ich fragen, ob es — hm, Coleville ist, den Sie betrauern?"

„Ja," sie fand Vergnügen daran, die Sprache beizubehalten und seinen Namen ganz so auszusprechen wie der Neger, „ja Philippe, Mister Coleville ist gestorben." Sie betonte das Wort Mister und bemerkte mit Vergnügen, wie er die Zurechtweisung verlegen hinnahm.

„Jawohl, Mrs. Coleville. Darf ich auch fragen, ob Mr. Coleville wirklich so reich war, wie man sagte?"

„Ich weiß nicht, Philippe, was man sagte. Aber reich war er."

„Und alles gehört jetzt Ihnen?" Philipp errötete selbst über seine Takt-

losigkeit, ehe noch ihr Nicken ja antwortete. „Ich meine nur," stammelte er entschuldigend, „weil Sie hier wohnen."

„Ich fand dies am natürlichsten. Es sind jetzt meine Häuser, und ich ließ dies hier freimachen. Warum sollte ich nicht darin wohnen?"

Philipp lächelte versuchsweise, aber durchaus nicht heiter. „Es ist so wunderlich, Mrs. Mattis, Mrs. Coleville, jemanden sagen zu hören: meine Häuser. Sie können sich nicht vorstellen, wie das für jemanden klingt, der nicht einmal immer sagen konnte: mein Zimmer. Aber es geht auf und nieder, hier in der Welt. Augenblicklich geht es mir übrigens gar nicht so schlecht."

Sie wußte, daß er log, und warum; aber auch, daß es leicht sein würde, in dieser Natur Hoffnungen zu entflammen. „Weshalb nennen Sie mich nicht einfach Mattis," sagte sie weniger steif als früher. „Und warum setzen Sie sich nicht? Wir werden wohl allerlei miteinander zu sprechen haben."

Philipp klammerte sich mit einer Art hündischer Dankbarkeit an ihr Entgegenkommen. Er war gerührt und nahe daran, in Tränen auszubrechen.

„O ja, Mattis," fuhr es ihm auf schwedisch heraus, aber dann stockte er wieder bei dem Gedanken an das Anredewort und ließ sich in die fremde Sprache zurückscheuchen. „O ja, Mattis, gewiß habe ich Ihnen etwas zu sagen. Aber es ist so schwer, den Anfang zu finden."

Auch sie war nahe daran, bewegt zu werden, merkte jedoch zu ihrer Freude, daß jetzt keine Tränen kommen konnten, es war drinnen in den Augen zu heiß dazu, sie hätten sich da verflüchtigt wie Tropfen auf glühendem Eisen. „Wir brauchen ja nicht von Anfang an zu beginnen," sagte sie.

„Es ist doch auf jeden Fall schwer. Aber es muß wohl sein." Er hatte sich gesetzt und hielt die Hand vor das Gesicht. Plötzlich entfernte er sie und öffnete gleichsam mit einem wässerigen, treuherzigen Blick jede Falte seines Inneren. „Ich war nicht ich selbst, ich wußte nicht, was ich tat. Die Versuchung war in meiner Lage furchtbar. Niemand kann sich so etwas vorstellen. Es handelte sich um Leben oder Sterben. Aber ich habe seitdem keine ruhige Stunde gehabt."

Mattis hatte die Empfindung, jedes seiner Worte, wie es kam, rasch und sicher abzuwägen. Das erste war Lüge, aber nicht ganz bewußt, das nächste vielleicht halbwahr, aber darum nicht besser. An dem, was er von der Versuchung und seiner Lage sprach, war vielleicht etwas, aber was bedeutete das? Das letzte, von den Gewissensbissen, war nur Erdichtung, feige Erdichtung, und er glaubte, während er es aussprach, selbst nicht daran. Sie hatte auch nicht auf diesen Weg gerechnet, um ihn zu treffen, sein verlogenes Innere aufzurühren und zu sehen, was sich da regte; nein, da tat anderes not. Sie fühlte, daß sie jede Fiber ihres Körpers und jede Nüance ihrer Stimme beherrschte.

„Das ist ja nun vorüber," sagte sie fest.

Jetzt erst wagte er sie recht anzusehn.

Es war offenbar, daß eine große Last aus seinem Bewußtsein wich, aber dafür kam eine Unruhe, die rein physisch qualvoll war. Die Hoffnung tauchte auf, nicht unbestimmt, wie vorher im Laufe des Tages, als er sich so

eifrig elegant gemacht und gedacht hatte: es kann zu etwas führen. Jetzt nahm sie die Form des Reichtums, der unerwarteten, märchenhaften Glücksmöglichkeit an. Das Blut brannte in den Wangen, die Augen wurden offener, und er sprach naiv und unmittelbar. Mattis merkte sofort den Unterschied im Tone und dachte: jetzt erfahre ich etwas von dem, was er zu geben hatte, jetzt kann ich die Schätze ermessen, um die ich gekommen bin.

„Ich bin froh, daß Sie es so auffassen, Mattis, das tut mir so wohl. Es ist auch so vernünftig. Vorbei ist vorbei — wie könnte man sonst das Leben ertragen — man hat viel durchzumachen, aber erreicht man schließlich etwas davon, so muß man eben make the best of it. Aber ich, Mattis, können Sie sich vorstellen, was für eine Qual es für mich gewesen ist?"

Jetzt heißt es aufpassen, dachte sie, und es kam eine Spannung in ihre Stimme, die der Teilnahme glich.

„War es so schlimm?" fragte sie.

„Furchtbar," es klang wie ganz ferne, so, als ob er in unermeßlicher Tiefe nach der Erinnerung suche; „furchtbar. Ich war doch verliebt, ich hatte mich gesehnt, gehofft. Und dann zulassen, daß ein anderer, dieser Neg . . ., dieser Mr. Coleville all das nimmt, was mein hätte sein sollen, es rein, frisch, unberührt nimmt — das war es, was mein ganzes Blut kochen machte. Ich hätte ihn ermorden mögen."

Jetzt lächelte sie zum ersten Male — ja, wie lange war es doch her? Seit sie damals in dem Wagen saß und die Sonne fröhlich fand und das Feld weit und sich selbst jung und glücklich. Denn es war beinahe ein richtiges Lächeln, nicht wie das vorhin, das sich gleich verzerrte. Und doch fühlte sie den Stich dort unten ebenso heftig wie damals, aber jetzt gab er ihr nur Leichtigkeit und Mut.

„Ach, armer Philipp, was für Ideen! Sie einen Mord begehen, das hätten Sie nicht übers Herz gebracht!"

Er wußte nicht, ob er sich geschmeichelt fühlen sollte.

„Es war nahe daran," seufzte er, „aber da wären Sie mir ja erst recht verloren gewesen. Hätte ich gewußt, daß Sie so schön geworden sind, wie ich jetzt sehe, wer weiß, was geschehen wäre!"

Sie errötete vor Scham, und das Lächeln erstarb. Das Gespräch war doch angreifender, als sie gedacht hatte; obgleich es gewissermaßen von selbst dorthin trieb, wo sie es haben wollte.

„Es ist schon am besten so," sagte sie. „Sonst säßen wir nicht hier."

Und nun stürzte er blind in das geöffnete Tor. Ja gewiß, hier saßen sie und brauchten an nichts anderes zu denken. Was vorher gewesen, war vorbei, aber sie beide waren da, füreinander geschaffen, wie sie es schon früher erkannt hatten. Ja, er hatte damals gar nicht begriffen, wie schicksalsbestimmt das Ganze war, er hatte nicht recht gewußt, was lieben war; erst jetzt wußte er's. An etwas anderes konnte er nicht denken; das wäre auch ganz einfach ein Verbrechen gegen die Liebe gewesen. Die Liebe kennt nichts anderes als sich selbst; es war Pflicht, nicht zu schwanken. Das Leben ist so kurz; aber was tut das, wenn man es mit Seligkeit erfüllen kann. — Sein Ton wurde

beinahe echt, und er wurde kühn genug, die alte Sprache zu sprechen und du zu sagen, wie einst. Er lag auf den Knien und ließ seine Kleider sorglos fallen, wie sie wollten. Mattis sah, wie seine heftigen Bewegungen die Falten grotesk verzerrten. Mit ganz demselben Blick sah sie die Veränderungen in seinem Gesicht.

„Warte ein wenig," sagte sie, „du weißt noch nicht alles." Und sie klingelte dem Diener. „Bringe die Kinder herunter," sagte sie.

Philipp stand etwas verdutzt da. „Ach so, Kinder? Ja, freilich, das hätte ich ja voraussehen können. Aber wozu? Denke doch, in welcher qualvollen Ungewißheit ich bin."

Sie erwiderte nichts, bis sie da waren.

„Führe sie her, zum Licht. Nein, nicht zu mir, zu ihm dort. Sieh sie an," befahl sie in demselben Ton wie dem Diener. Philipp gehorchte zerstreut und zuckte bei ihrem fremden Aussehen zusammen. Er hatte sich noch gar nicht hineingedacht, wie sie sein mußten. Er versuchte zu lächeln und freundlich dreinzusehen; er blickte die Mutter an, um sich hineinzufinden, sah jedoch keine Hilfe in ihrem unbegreiflichen düsteren Blick.

„Aber sie sind ja in ihrer Weise reizend," sagte er und berichtigte sich sofort. „Sie sind ja geradezu schön. Ich habe immer gefunden, daß diese gelbe Farbe etwas Apartes hat — und die Augen, sieh nur, ganz wie Samt." Und er wollte das halb wollige Haar des Kleinsten berühren.

„Bringe sie wieder hinaus," rief Mattis so unvermittelt, daß er abermals zusammenfuhr. „Nun?" fragte sie, als sie wieder allein waren.

„Du meinst, daß sie an meinen Gefühlen etwas ändern könnten?" Es war ihm offenbar leicht ums Herz, leichter als früher. „Wie konntest du das für möglich halten? Was dachtest du von mir?"

„Eben das, was ich jetzt höre," erwiderte sie, „aber ich wollte ganz sicher gehen. Es würde dir also nicht schwer fallen, sie um dich zu sehen — immer?"

„Nicht im geringsten. Nein, warum? Nebenbei, — immer? Nun natürlich, es sind ja deine Kinder. Nein, sei ganz beruhigt."

„Ich bin es. Und ich glaube auch, daß ich dir jetzt antworten und sagen kann, was ich zu sagen habe. Bisher hast nur du gesprochen. Ach nein, zu setzen brauchen wir uns nicht. Es wird kurz sein. Aber es muß der Reihe nach gehen. Du hattest hier gute Aussichten? Es wäre vielleicht unklug, sie aufzugeben?"

Philipp errötete verlegen und kämpfte einen kurzen inneren Kampf.

„Nein," sagte er befreit, „ich will dir sagen, wie es ist. Ich bin geradezu vom Pech verfolgt worden. Ich glaubte schon, ich müßte auf der Straße verhungern, als diese Möglichkeit sich mir bot, das Leben zu fristen. Ich glaube, es ist die allerletzte, und sie ist schwer genug."

„Wo ist es denn?"

Sie erfuhr es und merkte sich die Adresse genau.

Er sei Arbeiter in einer Fabrik, aber er tauge zu derlei nicht recht. Feinde habe er auch, und so weiter. Er sprach sich ganz warm, und es war deutlich zu merken, daß er das ganze Elend schon als etwas Vergangenes ansah.

„Gut. Dann will ich dir vor allem sagen, was ich vorhatte zu tun, als ich dich herrief."

Sie zog ein Fläschchen aus der Tasche und reichte es ihm. Er starrte es an. — „Gift! Oh, Mattis, wie konntest du nur? Warum solltest du?"

„Du irrst, obwohl auch das nicht zu verwundern wäre. Nein, das ist mir noch nicht eingefallen. Ich hatte an anderes zu denken. Mein Plan war noch nicht fertig, denn ich wollte zuerst noch mehr wissen, aber dich beabsichtigte ich zu töten."

Sie sah sein Gesicht so weiß werden wie ein Blatt Papier. Es leuchtete in der Dämmerung beinahe von selber, in einem Entsetzen ohne Worte, ohne Begriffe.

„Vielleicht hätte ich auch eine andere Art gewählt," fügte sie kalt hinzu. „Ich habe die Häuser zu beiden Seiten von uns leer gemacht. Es wäre leicht gewesen, was immer zu tun." Sie sah ihn noch gieriger an und beobachtete, wie der Gedanke an diese Isolierung sich seiner Phantasie bemächtigte, ja sein ganzes Wesen in Kälte und Grauen erzittern ließ.

„Warum," jammerte er ganz außer sich, „warum?"

„Vielleicht wäre es dir mit der Zeit von selbst eingefallen, aber ich will dir zu Hilfe kommen. Also nimm dich zusammen und höre zu. Du begreifst ja, daß die Gefahr vorüber ist. Dieses Fläschchen, das kannst du behalten und damit tun, was du willst. Du bekommst es von mir."

Er gehorchte und schien befreit, als es geschehen; es war, als ob er, von irgendeinem Teile des Unbegreiflichen erleichtert, wieder freier atmen, ja sogar ein Fünkchen Hoffnung fassen könne. Alles war so wunderlich — es konnte noch alles Erdenkliche daraus werden. Aber schon ihr erstes Wort löschte den Lichtfunken.

„Du hast mich verkauft."

Das Wort erschien ihm so brutal, daß er sich schlecht behandelt fühlte, und zurückwich wie vor einem Schlag ins Gesicht.

„Das kann man nicht sagen," murmelte er. „Ich war Geld schuldig, und da verlangte er ... Ich habe ja gesagt, daß ich zum Äußersten gebracht war. Ich konnte doch nicht verhungern."

„Warum nicht? Vielleicht wirst du noch sehen, daß es geht. Jetzt fährst du zusammen und denkst in deiner elenden Schlaffheit, daß dieses Wort alles auslöscht, was du an mir verbrochen hast. So hätte ich selbst denken können, bevor ich wußte, was Härte sein kann. Aber jetzt sage ich es noch einmal: warum nicht? Es gibt Schlimmeres durchzumachen, das weiß ich. Und wie ich schon sagte: du hast mich verkauft. Ich habe den Kontrakt hier. Willst du ihn wiedersehen?"

Er machte nun eine hilflos abwehrende Bewegung. Sein ganzes Wesen war aufgelöst und ohne den geringsten Schutz, es war wie ein weiches, widerliches Tier, etwas zum Zertreten. Mattis fuhr mit derselben ruhigen Stimme fort:

„Ich will kein Wort darüber verlieren, wen du verrietest, so wie noch niemand verraten wurde, was ich zu finden glaubte, und was ich fühlte. Ich

schäme mich dessen jetzt zu sehr. Das war schon die unverdienteste Erniedrigung. Ich werde nicht davon sprechen, wie der Schlag kam, auch nicht von ihm, dem Neger. Nur etwas will ich sagen: bei jeder Erinnerung an ihn erstarre ich wie damals vor Grauen, während ich zu dir mit der blindesten Glückseligkeit gegangen wäre. Aber dennoch weiß ich heute, daß von euch beiden er der weniger Entsetzliche war. Das hätte ich nie begriffen, wenn du dich nicht so gezeigt hättest, wie du dich eben zeigtest. Dafür bin ich dir wohl einigen Dank schuldig. Der wurde dir auch, soviel er eben wert ist, als ich dich das Leben behalten ließ."

Philipp schwankte. Es war offenbar, daß die Gefahr, der er entronnen, jetzt, da er sie recht begriff und an sie glauben mußte, einen noch stärkeren Eindruck auf ihn machte als früher. Er tastete in der Dunkelheit zu seinem Stuhl zurück und versank darin wie eine formlose Masse.

„Ich wollte es nicht nehmen," sagte Mattis, „es ist zu niedrig für mich geworden. Aber du darfst nicht glauben, daß ich darum weniger hasse. Es ist Sünde, zu hassen, ich weiß, aber ich kann nicht anders. Ich kann sonst in nichts einen Sinn bringen. Und es ist meine Sache, dafür einzustehen. Nun sollst du auch wissen, wie ich dazu kam, meinen Plan zu ändern. Ich wußte, wie du an mir gehandelt hast, aber ich wußte noch nicht ganz, was du bist. Ich sah dich nur in der Erinnerung und wußte nicht, wie das Ganze möglich sein könnte."

Es kam ein Stöhnen aus der Dunkelheit. „Nein, nein! Wie ich eben sagte, ich verstehe es selbst nicht. Das war nicht ich, der . . . Was kann man eigentlich dafür? Was weiß man?"

Aber sie brach hart ab. „Ich weiß es jetzt ganz genau. Erinnerst du dich noch, was du gesagt hast? Nein, nein, das meiste war ja Lüge, aufgegriffen und fallen gelassen ohne weitere Gedanken. Aber einiges war keine Lüge. Nicht das Bedauern, daß du mich nicht vor dem Neger bekamst. — Das war ich also von Anfang an für dich wert. Auch das war nicht Lüge, daß du dein Leben ganz sorglos mit den Kindern vor Augen leben könntest — das war also deine Reue wert. Jetzt weiß ich, wen ich wieder ins Leben hinaus lasse. Ich weiß auch, was es für einen solchen werden kann. Jetzt kannst du gehn!"

Er stand auf, ohne ein Wort zu finden, und strebte der Tür zu. Doch sie hielt ihn zurück.

„Du mußt noch eins wissen. Du bist arm?"

„Ja." Er wandte sich rasch um, in der letzten scheuen Hoffnung auf irgendeine Linderung, irgendeine Ausbeute des Abenteuers, das ihm eben noch so groß vorgeschwebt hatte und jetzt so in Trümmer zerfallen war.

„Nein, erwarte dir nichts. Es kommt kein versöhnender Schluß; im Gegenteil. Wer weiß, ob du auch nur ein Fünkchen von dem erfaßt hast, was ich sagte. Ich hatte vorgehabt zu handeln, und etwas wird auch geschehen. Du wirst auf demselben Punkte stehn, auf dem du warst, als du mich verkauftest, und da kannst du dann deinen Entschluß fassen. Du brauchst morgen nicht an deine Arbeit zu gehen, wenn du keine Lust hast. Ich gedenke

mich hinzubegeben und zu sagen, was du mir angetan hast. Du weißt noch besser als ich, wie man dich dann ansehn wird. Es ist auch für mich schwer, aber ich werde die Kraft finden, es zu tun."

Dieses letzte brach ihn vollständig, und nun weinte er aufrichtig und rückhaltlos wie ein Kind.

„Ich werde wie ein gehetztes Tier sein. Niemand wird mich anrühren wollen. Es wird mir unmöglich sein, zu leben."

„Vielleicht. Das hätte es längst sein sollen."

Auf diesem Punkte fühlte die arme Menschenruine, daß die Unbarmherzigkeit alles Maß überstieg. Man mußte doch irgendwo auf Hilfe rechnen können bei einer solchen Verletzung der einfachsten Menschlichkeit, ja des Anstands, einer solchen Herausforderung von allem, was sich in seinem formlosen Innern noch erhalten hatte. Er fand den Mut, sich zur Wehr zu setzen.

„Du sagtest, du wolltest nicht morden. Was ist das, was du jetzt tust?"

Aber das, woran er stieß, wurde nicht weicher und wich nicht um Haaresbreite. Es stand unerschütterlich da in all seiner Rätselhaftigkeit und sah ihn an, mit Augen, die alle Sicherheit, deren sie bedurften, in sich hatten und nirgends Stütze suchten. Es war, als ob die ganze Welt, die er kennen gelernt und oft schrecklich gefunden hatte, erst jetzt ihre ganze versteinernde Bedeutung enthüllte.

„Gewiß," kam die Antwort. „Natürlich ist es Mord. Nicht um dich zu schonen, habe ich dir das Gift in die Hand gegeben. Es kann sich so fügen, daß die Todesstrafe notwendig wird. Ich hätte es selbst nicht geglaubt, ehe ich nicht sah, wie weit verbrecherische Sorglosigkeit gehen kann. Jetzt ist es für mich so einfach und klar wie nur irgend etwas auf der Welt."

Und er begriff, daß alle Hoffnung ausgeschlossen sei, wenn er auch sonst nichts verstand. Die Tür fiel hinter ihm zu, und die Szene war aus. Am nächsten Morgen handelte Mattis, wie sie gesagt hatte, und dann war das Ganze vorbei.

Es stach nicht mehr in ihrem Herzen, ja es kam nur selten die Erinnerung daran, daß sich da etwas von gewöhnlicher Erfahrung so Verschiedenes geregt hatte. Es war, als hätte ein anderer das, was getan war, getan und die Gedanken gedacht, die jetzt ihren Kreis abgeschlossen hatten und für sich selbst einstehen mochten. Sie war wieder die passive, träge Natur, die sie gewesen, und dies um so leichter, als keinerlei äußere Verhältnisse ihre Ruhe störten und sie zur Tätigkeit aufriefen. Sie übersiedelte in die Alte Welt, um der peinlichen Stellung zu entgehn, die in Amerika kein Reichtum verbergen konnte. Heim fuhr sie jedoch nicht und hatte nur aus der Entfernung Berührung mit den Ihren. So war auch dieser Teil ihrer Vergangenheit beinahe vergessen. Sie wurde mit den Jahren wieder recht dick, und ihr ganzes Wesen wurde satt und wohlwollend und in gewissem Grade harmonisch, bis auf eine kleine Ängstlichkeit, Korrektheit und Distinktion ganz besonders zu betonen. Es waren ihre Familienverhältnisse, die diesen leisen Zwang auch weiter notwendig machten. Aber das war auch alles, und niemand konnte daraus entnehmen, was sie durchgemacht hatte, und was für ein Stück Menschennatur dabei zum Vorschein gekommen war.

# Karl Frenzel †.

Mit Karl Frenzel ist, nach Paul Heyse, der letzte von denen dahingegangen, die bei der Begründung der Deutschen Rundschau an erster Stelle mitgewirkt und ihr bis ans Ende, solange sie vermochten, ihre tätige Teilnahme gewidmet haben. Im Oktoberheft 1874 schrieb er seinen ersten Bericht über die Berliner Theater, und in ununterbrochener Reihe wird man die Berichte finden bis im Juliheft 1913. Damit ist seine Tätigkeit für die Deutsche Rundschau noch bei weitem nicht erschöpft: hier erschienen nacheinander seine großen Romane und Novellen: „Schönheit", „Wahrheit", „Frauenrecht", „Chambord" und „Geld", die alle in strenger Durchführung einen ernsten Gedanken behandelten und darum nicht eigentlich populär werden konnten. Dagegen erfreuten sich seine Beiträge zur Ästhetik und seine politischen Aufsätze, in denen er durch Anknüpfung an die Vergangenheit überraschende Blicke in die Zukunft zu geben vermochte, allgemeiner Aufmerksamkeit. Denn er beherrschte ein weites Gebiet des Wissens und besaß ein erstaunliches Gedächtnis. Eine tolerante, leidenschaftslose Natur, stand er der modernen Bewegung in Literatur und Kunst ohne besondere Voreingenommenheit gegenüber, lobte, wo er konnte, tadelte, wo er mußte, identifizierte sich aber nicht und ließ sich durch keinen Beifall der Menge in seinem Urteil beeinflussen. Seine Handschrift blieb unverändert die gleiche, zierlich und doch in ihrem Duktus fest, und so war alles, was er schrieb, abgewogen im Inhalt, fein ziseliert im Ausdruck, ohne jedes Pathos, jede Gefühlsäußerung. Von einer gewissen Reserve, wenn Fremdes an ihn herantrat, konnten seine Freunde nur ermessen, wieviel Herzensgüte, welcher Seelenadel ihm eigen waren.

Wir lernten einander kennen im Frühling 1859, als er Anfang der Dreißig, ich Ende der Zwanzig war, und nichts seitdem bis zu diesem letzten Tage hat unsere Freundschaft getrübt. Seine große Zeit war das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts, da die drei Buchstaben K. Fr. im Feuilleton der Nationalzeitung, deren Redakteur er war, eine Macht bedeuteten. Roma locuta est sagten die Schriftsteller, die Dramatiker, die Schauspieler, wenn Frenzel gesprochen hatte.

Ein guter Kenner des klassischen Altertums, führten seine Neigungen und seine Studien ihn doch mehr zu den französischen Klassikern des 17. und 18. Jahrhunderts — eine vorzügliche Bronzebüste Molières schmückte sein Arbeitszimmer, und in der vordersten Reihe seiner Bücher standen die schönen Oktavbände der Prachtausgaben von Voltaire und Diderot. Vor allem aber war er ein typischer Berliner, wurzelnd in dem alten Berlin, in dem er aufgewachsen war und das er ohne Sentimentalität dahinschwinden sah, eher mit einem leichten Anflug ironischen Bedauerns und seinem an den historischen Notwendigkeiten geschulten Sinn. Dabei ließ es ihm keine Ruhe, wenn er nicht ein neues Bauwerk, ein neues Denkmal und eine neue Straßengegend in Augenschein genommen hatte. Wie oft in unseren früheren Jahren haben wir dies alte Berlin durchschweift und uns mit unserem Kameraden Alexander Meyer an den von der Mutter Gräbert gespendeten Genüssen ergötzt, an ihren Würsten, ihrem Weißbier und ihren Räuberkomödien. Einen höheren Flug nahmen die Zusammenkünfte, die uns ein Menschenalter später mit Ernst v. Wildenbruch und seiner Gemahlin in regelmäßiger Folge vereinten.

Hier war es, wo Frenzel, wenn er erst einmal angeregt worden, ganz aus sich herausging und sein Bestes gab. Hier auch, im vertrauten Gespräch, offenbarte sich eine Seite seines Wesens, die sich sonst eher verbarg: dieser aufgeklärte Geist hatte supranaturalistische Anwandlungen — er glaubte fest an eine Wanderung der Seele nach ihrer Befreiung vom Körper, so daß sie von Stern zu Stern in der Unendlichkeit zu immer höherer Vervollkommnung steige. Der Gedanke war erhaben, und wenn er ihn vortrug, konnten wir nur wünschen, daß wir uns einst alle auf einem solchen Stern wieder treffen möchten.

Sein letzter Beitrag, geschrieben Mitte Oktober und erschienen im Novemberheft 1913, war „Der neue Balkan", ein Aufsatz so scharfsichtig in der Darstellung der verwickelten Verhältnisse, so frisch und lebendig im Ausdruck, daß wohl niemand auf den Gedanken hätte kommen können, der Verfasser sei ein Sechsundachtziger. Alles Greisenhafte, alles Senile lag ihm fern. Wohl traten die Zufälle, die sich sonst nur in weiteren Zwischenräumen meldeten, jetzt häufiger ein, und die alte Arbeitsfreudigkeit wollte sich nicht wieder einstellen; immer noch nahm er sich dieses und jenes vor, aber es kam nicht mehr zur Ausführung. Mit seltener Pflichttreue nur besorgte er bis wenige Tage vor seinem Ende die Geschäfte des Berliner Zweigvereins der Deutschen Schillerstiftung, die mit ihm ihren vieljährigen Vorsitzenden verliert.

Dem Tode selbst ging Frenzel mit der Ruhe des Philosophen entgegen; systematisch wie er war, hatte er alles vorgesehen und vorbereitet. Die Rohrpostkarten, durch die seine treue Pflegerin den nächsten Freunden sein Hinscheiden melden sollte, waren von ihm selber adressiert, und als wir am frühen Morgen des 10. Juni die unsere erhielten, glaubten wir an eine Mitteilung des Freundes, bis wir die Karte wandten und dann wußten, was geschehen. Noch einmal weilten wir in den friedlichen Räumen, in denen alles noch von seiner Anwesenheit sprach; die Bücher und Zeitschriften wohlgeordnet auf dem Schreibtisch, der Lehnstuhl, in dem er gestern noch ahnungslos gesessen; und als wir in das Sterbezimmer traten, in das durch das Grün der Bäume vor dem Fenster die Morgensonne schien, sahen wir ihn hingestreckt auf dem Lager, ruhig schlummernd und ohne jede Spur von Schmerz, so daß auch wir mit dem Gefühl tiefer Ruhe von dem teuren Toten schieden.

Julius Rodenberg.

# Literarische Rundschau.

## Kleinere Schriften von Hermann Gunkel.

Reden und Aufsätze. Von Hermann Gunkel. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1913.

Gunkel ist den Lesern dieser Zeitschrift kein Unbekannter, sind doch einzelne Aufsätze des vorliegenden Buches der „Deutschen Rundschau" entnommen, wie Ruth (vgl. Jahrgang XXXII 1905), die Psalmen (Jahrgang XXXVIII 1911) und die Oden Salomos (Jahrgang XXXIX 1913). Sie sind nicht einfach wieder abgedruckt, sondern einer, wenn auch leisen Überarbeitung unterzogen, stilistisch geglättet, um neue Erkenntnisse bereichert und zum Teil erweitert worden. Andere Abhandlungen und Reden sind hinzugekommen: Bernhard Stade; Ziele und Methoden der Erklärung des Alten Testamentes; die Grundprobleme der israelitischen Literaturgeschichte; Simson; die Endhoffnung der Psalmisten; ägyptische Parallelen zum Alten Testament; ägyptische Danklieder; und Jensens „Gilgamesch-Epos".

Wer einen Aufsatz Gunkels gelesen hat, kennt seine eigenartige Schreibweise, mit der er innerlich verwachsen ist: den feingeschliffenen, an Goethe geschulten Stil, der die Partikeln niemals entbehren zu können glaubt, um das gegenseitige Verhältnis der Sätze zueinander genau zu bestimmen; die Logik des langsamen Gedankenfortschritts wird dadurch ohne Zweifel gesichert und dem Leser das Verständnis bedeutend erleichtert. Durch die feste Verzahnung werden die Ausführungen in sich zusammengehalten und zugleich in harmonischer Form abgerundet, so daß man sich nirgends stößt und stolpert. Dem entsprechend sind auch die Ausdrücke zart abgetönt; grelle, blendende Farben fehlen ebenso wie kühne Redewendungen oder drastische Bilder. Selbst harmlose Fremdwörter werden neuerdings mit unerbittlicher Folgerichtigkeit ausgemerzt. So erfreut uns die ruhige, abgeklärte, klassische Sprache, deren reiner Klang durch keinen Mißton gestört wird.

Man würde der Darstellung indessen nicht ganz gerecht werden, wenn man nicht noch die Stimmung hinzunähme, die über ihr ausgebreitet liegt. Überall macht sich eine warme, innere Anteilnahme bemerkbar, die, ohne aufdringlich zu sein, vom Herzen kommt und zum Herzen redet. Nicht glänzende Beredsamkeit oder die Glut der Begeisterung, sondern liebevolles Verständnis und nachfühlendes, miterlebendes Sichversenken, wie es jeder wissenschaftliche Forscher besitzen sollte, zeichnet die Abhandlungen Gunkels aus und verleiht ihnen einen eigentümlichen Reiz. Es ist, als ob sie in Feierstunden geschrieben wären, wenn das helle Licht des Tages abgeblendet ist und trauliche Dämmerung ihren Einzug gehalten hat, und darum kann man ihre volle Schönheit auch nur dann genießen, wenn die eigene Seele sich in Feierstimmung befindet.

Das Buch bedarf keiner Empfehlung, da die Leser dieser Zeitschrift die Vorzüge Gunkels selbst zu schätzen wissen. Aber vielleicht wird es ihnen erwünscht

sein, von einem Fachgenossen ein Wort über die wissenschaftliche Bedeutung der hier zusammengestellten „Reden und Aufsätze" zu hören. Wer glauben wollte, daß er aus ihnen etwas über den gegenwärtigen Stand der Forschung lernen könnte, würde sich sehr täuschen; denn davon ist nur ganz selten die Rede. Statt dessen erfährt er von Zielen, die noch in der Zukunft liegen, und von Problemen, deren Lösung eben erst begonnen hat. Mit anderen Worten, trotz der allgemein verständlichen Form handelt es sich hier um echte Wissenschaft, die keinen Stillstand kennt — Stillstand wäre Rückschritt —, sondern immer neuen Errungenschaften entgegeneilt und in rastloser Sisyphusarbeit den eben zerstörten babylonischen Turm aufs neue aufbaut, bis auch er dem Erdboden gleichgemacht wird, vielleicht von einer kleinen Grundschicht abgesehen, die aller Vernichtung trotzt.

Die bahnbrechenden Forschungen Gunkels liegen auf dem literargeschichtlichen Gebiet, an das er mit eigenartigen Fragestellungen herantritt, wie sie vor ihm nicht üblich waren. Es ist bezeichnend, daß alle Abhandlungen der Literaturgeschichte entnommen sind. Gewiß ergeben sich daraus auch weitere Folgerungen für die Religionsgeschichte, aber diese kommt für den Verfasser nur soweit in Betracht, als sie mit der Literaturgeschichte zusammenhängt. Neue Wege wandelt er zunächst insofern, als er die ägyptische und babylonische Literatur zum Verständnis des Alten Testamentes heranzieht und dadurch den Gesichtskreis der theologischen Wissenschaft erweitert, die sich bis dahin meist auf den Kanon beschränkt und höchstens nach Arabien und Phönikien geblickt hatte. So wird das israelitische Geistesleben in den breiten Strom der vorderorientalischen Kultur überhaupt hineingestellt, um die beiden Grundfragen nach der Abhängigkeit und der Originalität Israels zu beantworten. Neu ist aber auch die Art, wie Gunkel längst bekannte Literaturstoffe zergliedert, indem er sie nach Stil und Gattung erforscht. Während man bisher in der alttestamentlichen Wissenschaft wesentlich Literarkritik getrieben und die Kunst der Quellenscheidung zur höchsten Blüte entfaltet hatte, lernt man hier eine völlig neue Art literarischer Analyse kennen, die das Verständnis der Texte vertieft und zugleich eine wirkliche Literaturgeschichte zu geben verspricht. Die Aufsätze über Simson und Ruth sind Meisterwerke literarischer Interpretation, die dem Laien hohen Genuß, dem Wissenschaftler überdies eine Fülle neuer Anregungen bieten. Und so darf man von allen Abhandlungen rühmen, daß sie der Forschung nicht nur neue Probleme zeigen, sondern auch neue Erkenntnisse schenken.

Hugo Greßmann.

# Ein Beitrag zum Kampf um den „echten Schädel" Schillers.

Mitgeteilt von

Toni Schwabe-Jena.

In diesen Tagen, da die pietätvoll zur Fürstengruft in Weimar wallfahrenden Schillerverehrer plötzlich durch die Behauptung des Herrn Professors von Froriep aufgeschreckt wurden, daß dort nicht die Gebeine Schillers, sondern die eines obskuren Unbekannten ruhen sollten, ist vielleicht ein alter Brief aus dem Nachlaß meiner väterlichen Familie nicht ohne Interesse. Er wurde von Schillers Sohn, Ernst von Schiller, an den Hofrat und Bürgermeister Carl Schwabe gerichtet und behandelt die Beisetzung von Schillers Gebeinen, die vorher in dem oft erwähnten „Kassengewölbe" zusammen mit vielen weniger bedeutsamen sterblichen Überresten begraben lagen. Der alte Bürgermeister war im Zeichen seiner Zeit ein leidenschaftlicher Schillerverehrer, er hatte in seiner Jugend zu den „Ganz Modernen" gehört, die dem großen Revolutionär und Dichterfürsten zugeschworen waren, und fühlte sich im Sinne seines angebeteten Dichters verletzt, als er später einmal in Amt und Würden eine Revision des Kassengewölbes vornahm und dort, den vermoderten Särgen entsprungen, würdige und unwürdige Gebeine in wirrem Durcheinander vorfand. Er machte es sich zur Aufgabe, die Schillerschen, und vor allem Schillers Schädel, aus dem Chaos herauszusuchen. Eine etwas romantische Wallfahrt mit Blendlaternen und einigen Erdarbeitern in dem nächtlichen Kassengewölbe wird veranstaltet. (Herr von Froriep nennt sie eine irgendwie „erfundene Legende", indem er sie auf ihren romantischen Schein hin der mangelnden Tatsächlichkeit verdächtigt. Die quittierten Löhne in Gulden und Silbergroschen, welche an die betreffenden Arbeiter gezahlt wurden, liegen jedoch als Beweisstücke noch in den Nachlaßpapieren.) Nach wiederholten nächtlichen Auszügen wird endlich von dem getreuen Dichterverehrer der „echte Schädel" gefunden. Schwabe tritt nun mit seinem Fund an die Öffentlichkeit. Die Echtheit desselben wird ihm durch Messungen und Untersuchungen damaliger medizinischer Kapazitäten bestätigt, nämlich des damaligen Obermedizinalrates Dr. von Froriep, des Geheimen Hofrates und Leibarztes Dr. Huschke und des Hofrates und Leibarztes Dr. Schwabe. Goethe und der Herzog Carl August äußern ihre gerührte Freude über den Fund, ein alter Diener Schillers erkennt den Schädel seines Herrn an den schönen, gerade gestellten Zähnen, unter denen nur „der Backzahn fehlt, den er sich dazumal in Jena ausziehen ließ".

Herr Professor von Froriep zweifelt auf Grund seiner, an einem anderen Schädel des Kassengewölbes vorgenommenen Messungen die damals festgestellte Schädelechtheit heute an. Professor Neuhaus[1]) entkräftet diese Zweifel auf eine äußerst geschickte und wohlbegründete Weise, indem er all seine logischen Schluß-

[1]) „Schillers Schädel", eine Besprechung des Werkes von A. v. Froriep. Von R. Neuhaus. Zeitschrift für Ethnologie 1913, Heft 6.

folgerungen zugleich auf die technischen Kenntnisse stützt, die er über das Formen von Schädelmasken besitzt, und deren Mangel Herrn von Froriep zu technisch unstichhaltigen Schlußfolgerungen geführt hat.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Brief Ernst von Schillers an den Bürgermeister Schwabe, den ich im Original besitze, lautet:

Hochgeehrter Herr Hofrath,

Ew. Wohlgeboren beehre ich mich ergebenst anzuzeigen, daß vor wenigen Stunden der Herr Kanzler von Müller bei mir gewesen. Derselbe war sehr erfreut, daß Sie die Güte gehabt hatten, mich von den Bewandtnissen mit den Überresten meines Vaters vollkommen zu unterrichten und empfiehlt sich Ihnen auf das beste.

Er hat mich gefragt, auf welche Weise wir die Überreste unseres Vaters beerdigen zu lassen wünschen, d. h. ob in bloßer Erde oder in einem gemauerten Behältnisse, und hat mir zugleich eröffnet, daß Frau von Wolzogen sich für erstere Art geäußert. Ich bin auch dafür, so wie auch meine hier anwesenden Geschwister, indem wir glauben, daß man der Bestimmung der Natur, daß die irdischen Überreste der Menschen sich mit ihr wieder vereinigen sollen, nicht entgegenarbeiten dürfe. Ich habe meinem Bruder heute bereits darüber geschrieben und ihn ersucht, unmittelbar Ew. Wohlgeboren seine deßfallsige Zustimmung selbst mitzutheilen. Der Kanzler hat mir den Wunsch ausgedrückt, daß ich der zweiten Beerdigung der Überreste meines Vaters selbst beiwohnen möchte, und bemerkt, daß dies alles während meines nächsten Aufenthaltes in Weimar geschehen könne. Ich weis nun nicht, ob Ew. Wohlgeboren oder der Herr Kanzler deshalb an Hn Oberbaudirektor Condray schreiben werden. Ich werde am 24$^{ten}$ dieses Monats von hier abreisen und nach einem mehrtägigen Aufenthalte in Bösleben bei Arnstadt zwischen dem 4$^{ten}$ und 6$^{ten}$ September in Weimar eintreffen, wo ich das Glück haben werde, Ew. Wohlgeboren öfters zu sprechen.

Die Mittheilungen, welche Ew. Wohlgeboren mir zu geben die Güte hatten, sowie diejenigen des Herrn Kanzlers und der Frau von Wolzogen haben mich bereits jetzt in den Stand gesetzt, Ihre großen Bemühungen mit innigstem Danke anzuerkennen. Ich muß es sehr bedauern, daß ich entweder aus Mangel an Gelegenheit oder wegen Fügung der Umstände, während meines früheren Aufenthaltes in Weimar solche Landsleute nicht habe näher kennen zu lernen das Glück gehabt, welche, wie Ew. Wohlgeboren, einen so regen Eifer für die Ehre ihres Vaterlandes an den Tag legen.

Genehmigen Ew. Wohlgeboren die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung mit welcher ich die Ehre habe zu seyn

Köln d. 3$^{ten}$ August
1826.

Ew. Wohlgeboren
ergebenster Diener
v. Schiller
Appellationsgerichtsassessor.

μβ. **Indien.** Handbuch für Reisende. Von Karl Baedeker. Mit 22 Karten, 33 Plänen und 8 Grundrissen. Leipzig, Karl Baedeker. 1914.

Der langersehnte Band liegt vor, ist handlich, übersichtlich und praktisch. Auch zuverlässig, obwohl bei der ersten Auflage eines solchen Handbuches viele kleine Angaben sich selbstverständlich als irrtümlich erweisen. Diese Vorzüge werden niemanden überraschen, wir hatten jedoch ausreichende geschichtliche und künstlerische Hinweise erwartet und sind enttäuscht. Richard Garbe hat eine lange, anziehende Einleitung geliefert, Volkskunde und Religion werden in 26 Seiten gut und lesbar dargelegt. Der literarische Hinweis beschränkt sich auf zwei Zeilen! Ebenso verblüffend ist das Nichterwähnen der überaus reizvollen indischen Malerei. In allen Kulturländern werden, zugleich mit den persischen Vorbildern, die indischen Guache-Blätter eifrig gesucht und sehr hoch bezahlt. Womöglich noch anregender ist die einheimische Radshput-Schule, die den Nachhall der Adshanta-Fresken darzustellen scheint. Dagegen wird freundlich auf die jammervolle Touristenware der modernen Miniature hingewiesen. Es fehlt jedes Wort über Musik und Tanz, doch bieten beide nicht nur starke exotische Reize, sondern auch die wohl einzig dastehende Veranschaulichung uralter klassischer Überlieferung. Die Plastik wird ziemlich ausführlich, aber trocken behandelt, die hochinteressanten Tierdarstellungen werden nicht erwähnt. Für Baedeker zählt „beinah" nur die religiöse Architektur, während sehr viele mehr Freude an der profanen haben, sich vor allem für die Paläste und Bürgerhäuser, die Festungswerke und Brunnen begeistern. Trotz der Gründlichkeit steht die Darstellung nicht auf der Höhe, die Probleme der Beeinflussung werden nicht gestreift, auf die wundervolle Periode islamischer Kunst vor den Mogulkaisern (Pughlak, Feroz Shah und Zeitgenossen) wird nicht aufmerksam gemacht. — Fast noch bedauerlicher ist die Spärlichkeit geschichtlicher Notizen, um so mehr, da die ungenügende und unpraktische Bibliographie nicht nachzuhelfen vermag. Fesselnde geschichtliche Tatsachen, welche den Reiz der besuchten Stätten so ungemein erhöhen, sucht man meistens vergebens. Die sich jetzt zuspitzenden politischen Fragen, die Strömungen, die Führer hätten unbedingt in der sonst so musterhaften Knappheit dieser Handbücher angedeutet werden sollen. Gewiß genügt der Band auch so dem oberflächlichen Touristen, der Weltruf der Baedeker beruht jedoch darauf, daß die Bildungsinteressen der wenigen, nicht der vielen Reisenden berücksichtigt werden. Wird die zweite Auflage, bei gleichem Umfang, nicht bedeutend vertieft, wird der „bessere" Reisende nach wie vor zum schwerfälligen, ungeschickten Murray greifen. Das hatten wir nicht erwartet.

ρω. **Nonni.** Von Jon Svensson. Erlebnisse eines jungen Isländers, von ihm selbst erzählt. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. 1913.

Das Buch eines Isländers, das in seiner Ursprünglichkeit und Frische Jugend und Erwachsene gleicherweise erfreuen wird, und vor allem als Geschenkbuch für die Jugend empfohlen sei. Svensson, ein Isländer, der einen großen Teil seines Lebens in Deutschland verbracht hat, beschreibt in deutscher Sprache seine erste Reise von Island nach Dänemark, die er mit zwölf Jahren auf einem Segelboot gemacht hat. Die Jugend werden vor allem die Abenteuer der Fahrt, der Eisbärenüberfall, die Erlebnisse im Orkan und im Polareis interessieren, die sehr lebhaft, aber ohne Sensationslust erzählt sind und in denen ein schöner Gemütston mitklingt. Den erwachsenen Leser fesselt und erfreut die nationale Eigenart des Verfassers. Eine Kultur, die in ihrer Schlichtheit und Innerlichkeit ungemein sympathisch wirkt, spricht aus diesem Buch. Die ersten Kapitel, die in Island spielen, gewähren uns einen Blick in eine Welt, wo sich feine Herzenskultur mit den einfachsten Lebensformen paart. Eine herbe, unverdorbene Naturwelt gibt den großzügigen Hintergrund. Das ganze, durch das Dichtergemüt des Verfassers gesehene Bild wird zu einem Erlebnis, das manchem deutschen Großstädter von heute die Sehnsucht nach der jugendlichen Zivilisation und desto bodenständigeren Kultur der alten Brudernation erwecken mag. Um ihrer schönen Schlichtheit und unsentimentalen Gemütstiefe willen möchte man die Erzählung in dem Bücherschatz der deutschen Jugend wissen.

βλ. **Bossuet.** Par Henri Brémond. (Bibliothèque française. XVII Siècle.) Paris, Plon. S. A.

Ausgewählte Texte des großen französischen Bischofs, Kanzelredners und Theologen sind vom Herausgeber mit biographischen Notizen über Bossuets Leben bereichert. Da sehr wenige Leser Zeit und Interesse finden dürften, mehr als das hier Gegebene vom Bischof von Meaux zu lesen, wird das Buch Franzosen willkommen sein. Ob auch Deutschen? Seit wir das Urteil von Wilamowitz-Möllendorff über Racine, in seiner Vorrede zu „Phädra", gelesen haben, und überdies wahrnehmen, daß kaum in einem deutschen Buch französische Namen und Zitate ohne Druckfehler gegeben sind, fürchten wir, annehmen zu müssen, daß, mit Ausnahme von Romanen, das deutsche Interesse, an französischen Klassikern vor allem, erheblich nachgelassen hat.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

**Adolphus.** — Julchen im Lande der Freiheit. Von Carolus Adolphus. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1914.

**Alexis.** — Willibald Alexis' (W. Häring) vaterländische Romane. Herausgegeben von Ludwig Lorenz. Zweiter Band: Der Roland von Berlin. Dritter Band: Die Hosen des Herrn von Bredow. Leipzig, Hesse und Becker Verlag. O. J.

**Apponyi.** — Vingt-cinq ans à Paris (1826—1850). Journal du Comte Rodolphe Apponyi, attaché de l'ambassade d'Autriche à Paris. Publié par Ernest Daudet. Avec un portrait et deux gravures. Douzième édition. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1914.

**Auerbach.** — Lebensweisheit. Aus den Schriften und Briefen Berthold Auerbachs ausgewählt und herausgegeben von Dr. Eugen Wolbe. Berlin, Halensee, Reflektor-Verlag, G. m. b. H. 1914.

**Bettelheim.** — Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog. Herausgegeben von Anton Bettelheim. 16. Band. Vom 1. Januar bis 31. Dezember 1911. Mit dem Bildnis von Gustav Mahler. Berlin, Georg Reimer. 1914.

**Binder.** — Theodor Storm. Ein deutscher Lyriker. Von Hermann Binder. Mit einem Bildnis des Dichters. Leipzig, Hesse und Becker Verlag. O. J.

**Blos.** — Denkwürdigkeiten eines Sozialdemokraten. Von Wilhelm Blos. Erster Band. München, G. Birk und Co., G. m. b. H. 1914.

**Blümel.** — Rolf Tanner. Erzählung von Rudolf Blümel. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1914.

**Coynart.** — Le Chevalier de Folard (1669—1752). Par Ch. de Coynart. Paris, Hachette et Cie. 1914.

**Dauzat.** — Le sentiment de la nature et son expression artistique. Par Albert Dauzat. (Bibliothèque de philosophie contemporaine.) Paris, Félix Alcan. 1914.

**Deutsch-nordisches Jahrbuch.** — Deutsch-nordisches Jahrbuch für Kulturaustausch und Volkskunde 1914. Herausgegeben von Walter Georgi im Auftrage des Deutsch-nordischen Touristen-Verbandes. Mit 22 Abbildungen auf 21 Tafeln. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

**Dreyfous.** — Giorgione. Par Georges Dreyfous. Avec 24 reproductions hors texte. Paris, Félix Alcan. 1914.

**Dubosco.** — Syrie. Tripolitaine. Albanie. Par André Dubosco. Avec deux cartes hors texte. Paris, Félix Alcan. 1914.

**Eidam.** — Zur Geschichte der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Von Christian Eidam. Nürnberg. Carl Kochs Verlag.

**Ewald.** — Der Weltgedanke. Von Kurt Ewald. Unsere Ursache. Unser Ziel. Das Leben nach dem Tode. Die Kunst. Die Schönheit. Die Liebe. Ehemnitz, H. Thümmlers Verlag. 1914.

**Faguet.** — En lisant Molière. L'homme et son temps. L'écrivain et son œuvre. Par Émile Faguet, de l'académie française. Paris, Hachette et Cie. 1914.

**Fernau.** — Die französische Demokratie. Sozialpolitische Studien aus Frankreichs Kulturwerkstatt. Von Hermann Fernau. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1914.

**Festgabe.** — Festgabe der Philosophischen Fakultät I (philosophisch-philologisch-historische Richtung) zur Einweihungsfeier 1914 der Universität Zürich. Zürich, Schultheß und Co. 1914.

**Figures.** — Figures du passé. Danton. Par Louis Madelin. Paris, Hachette et Cie. 1914.

**Florer.** — Luther's use of the pre-lutheran versions of the bible. By Warren Washburn Florer. Ann Arbor (Michigan), George Wahr. 1912.

**Focillon.** — Hokousaï. Par Henri Focillon. Avec 24 planches hors texte. Paris, Félix Alcan. 1914.

**Fouillée.** — Humanitaires et libertaires au point des vue sociologique et moral. Études critiques par Alfred Fouillée. Paris. Félix Alcan. 1914.

**Fried.** — Kurze Aufklärungen über Wesen und Ziel des Pazifismus. Von Dr. h. c. Alfred H. Fried. Berlin und Leipzig, Verlag der „Friedens-Warte". 1914.

**Fullerton.** — Die amerikanischen Hochschulen. Von George Stuart Fullerton, Professor der Philosophie an der Columbia-Universität, New York, Honorar-Professor an der Universität Wien. Wien, F. Tempsky, Leipzig, G. Freytag. 1914.

**Ganghofer.** — Der Ochsenkrieg. Roman aus dem 15. Jahrhundert. Von Ludwig Ganghofer. Zwei Bände. Stuttgart, Adolf Bonz und Co. 1914.

**Geigel.** — Andwaranaut. Über Wissen und Glauben. Von Dr. Alois Geigel, Professor der Medizin an der Universität Würzburg. Würzburg, Kurt Kabitzsch. 1914.

**Goethe.** — Gedanken aus Goethes Tagebüchern, Briefen und Gesprächen. Herausgegeben von W. Stiebitz. Prag, A. Haase. 1914.

**Goethes** Sämtliche Werke. Band 9. Leipzig, Tempel-Verlag. O. J.

**Herrmann.** — Nathan Birnbaum. Sein Werk und seine Wandlung. Von Leo Herrmann. Berlin, Jüdischer Verlag. O. J.

**Herrmann.** — Island. Das Land und das Volk. Von Prof. Dr. Paul Herrmann in Torgau. Mit 9 Abbildungen im Text. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 451). Leipzig, B. G. Teubner. 1914.

**d'Herval.** — Lettres de Dupont d'Herval, Chef d'état-major à la grande armée. Publiées par A. Vaillant. Paris, Librairie Chapelot. 1914.

**Heyking.** — Tschun. Eine Geschichte aus dem Vorfrühling Chinas. Von Elisabeth von Heyking. 1.—10. Tausend. Berlin, Ullstein und Co. 1914.

**Hoffmann.** — Fug und Unfug der Jugendkultur. Hinweise und Feststellungen nebst zahlreichen Dokumenten jugendlicher Erotik bei Knaben. Von Rolf Josef Hoffmann. Greiz, Otto Henning, A.-G. O. J.

**Höffner.** — Gideon der Arzt. Roman von Johannes Höffner. Zweite Auflage. Wismar, Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung. 1914.

**Holbein.** — Der Totentanz. Vierzig Holzschnitte von Hans Holbein dem Jüngeren. Faksimile-Nachbildungen der ersten Ausgabe mit einer Einleitung von Dr. Hans Ganz. München, Holbein-Verlag. O. J.

**Humor.** — Vom köstlichen Humor. Eine Auslese aus der humoristischen Literatur alter und neuer Zeit. Herausgegeben von Ludwig Fürstenwerth. Band 6. Leipzig, Hesse und Becker Verlag. O. J.

**Jacobsen.** — Niels Lyhne. Roman von J. P. Jacobsen. Aus dem Dänischen von M. Mann. Leipzig, Hesse und Becker Verlag. O. J.

**Jünger.** — J. C. Rathmann und Sohn. Ein Hamburger Roman von Nathanael Jünger. Zweite, gebesserte Auflage. Wismar, Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung. 1914.

**Kahlenberg.** — Mit Kursbuch und Scheckbuch. Waggonbetrachtungen eines Mitteleuropäers. Von Hans von Kahlenberg. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1914.

**Kammerhoff.** — Wilhelm Arminius. Von Ernst Kammerhoff. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Xenien-Verlag. 1914.

**Kisch.** — Erlebtes und Erstrebtes. Erinnerungen von Dr. E. Heinrich Kisch, Universitätsprofessor, k. k. Regierungsrat, Wien-Marienbad. Mit dem Bilde des Verfassers. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1914.

**Klabund.** — Klabunds Karussel. Schwänke von Klabund. Berlin, Erich Reiß Verlag. 1914.

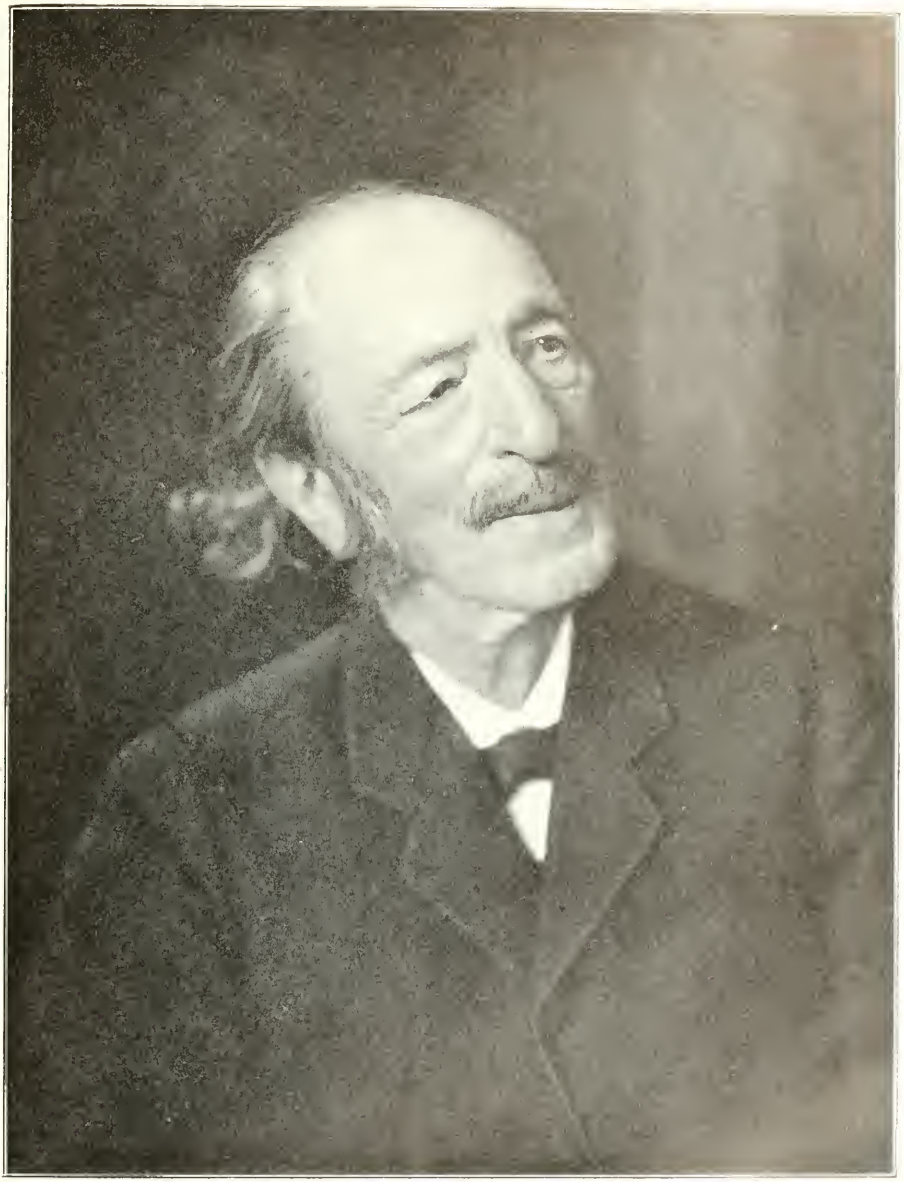
**Kleist.** — Heinrich von Kleists Werke. Vollständige Ausgabe in acht Bänden. Unter Mitwirkung von Rudolf Schlösser und Oskar Walzel herausgegeben von Karl Siegen. Mit zwei Bildnissen, einer Abbildung der Grabstätte und einem Brief als Schriftprobe. Leipzig, Hesse und Becker Verlag. O. J.

**Kohler.** — Recht und Persönlichkeit in der Kultur der Gegenwart. Von Josef Kohler. (Das Weltbild der Gegenwart. Herausgegeben von Karl Lamprecht und Hans F. Helmolt. Band 4.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1914.

**Koser.** — Geschichte Friedrichs des Großen. Von Reinhold Koser. Vierte und fünfte, vermehrte Auflage. Vierter Band: Bibliographie, Personenverzeichnis. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1914.

**Levis.** — Le nouvel apôtre. Roman par Antoine de Levis Mirepoix. Paris, Calmann-Lévy. O. J.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.



Dr. Julius Rodenberg.

Phot. Becker & Maaß, Berlin.

# Am Sarge Julius Rodenbergs.

Wenn ich heut noch einmal zu Dir kommen und zu Dir sprechen darf, nicht in dem Arbeitszimmer, wo nun der Stuhl verwaist ist, auf dem Du vom hellen Morgen an tätig saßest, Tag um Tag, Jahr um Jahr, sondern hier im Kreise von Freunden, die sich scheidend zum letzten Mal um Dich versammelt haben, so möchte ich Dir einen Gruß bringen, noch einen letzten Gruß von Deinem liebsten Werk, Deiner „Deutschen Rundschau". Es grüßen Dich mit mir alle ihre Freunde, die zugleich Deine Freunde sind, die Alten wie die Jungen, denen Du ein Ratgeber warst, unermüdlich im Anreiz, unerschrocken im Tadel, sie alle, die Du gefördert und gekräftigt, die Du zu verdienter Geltung gebracht hast. Und selbst in den Hunderten, die unerhört anklopften, wird heute, da Du von uns gehst, der Dank nachklingen für das Wohlwollen, mit dem Du, freundlich wie Dein Wesen war, auch ihnen begegnet bist.

Was Julius Rodenberg als Herausgeber auszeichnete, war, daß er sich nicht nach einem festen, einengenden Programm richtete, vielmehr mit freiem Blick, unbefangen jeder Erscheinung, jeder Bewegung gegenüberzutreten suchte; half und förderte, wo er eine Begabung sah, keine Mühe langer Korrespondenzen, keine Mühe wiederholter Lektüre scheuend, niemals ungeduldig; — daß er dem, der ihm Dienste geleistet, mit unerschütterlicher Treue dankte; — daß er sein Wirken als eine Pflicht ansah gegen die großen Meister, denen er nachstrebte, als Pflicht gegen die Nation, vor der kleinere Rücksichten weichen mußten. Denn in der „Rundschau" wollte er, der äußeren politischen Einheit entsprechend, die nationale Einheit im Schrifttum zum Ausdruck bringen, die

Nord und Süd, Reichsdeutschland und Österreich umschließt. Und die positive Kraft dieses Werks war stark genug, um es von allem Streite freizuhalten. Noch klang ihrem Begründer die Klage um die Zerrissenheit der Deutschen, der verzweifelte Ruf nach Einigung zu deutlich im Ohr, als daß er nicht ängstlich hätte bestrebt sein müssen, alles Parteiische, Polemische zu vermeiden.

Unvergeßlich, wie er, vor seinem Schreibtisch, die Anfragen und Anerbietungen entgegennahm: in gespannter Haltung aufhorchend, Wort um Wort prüfend, witterte er die Art dessen, der Einlaß in die roten Hefte begehrte. Ein Meister in der Behandlung der Menschen, der mit diplomatischem Geschick fernzuhalten wußte, was ihm unfruchtbar erschien, der bald dem Impuls folgend rasch und fest zugriff, dann wiederum mit peinlichster Sorgfalt jeden Schritt bedachte und vorbereitete, ehe er ihn unternahm.

Der Letzten Einer, doch nicht der Letzte, ist Rodenberg nun den Weg gegangen, den vor ihm die Besten der Freunde geschritten sind: zuletzt noch Erich Schmidt, Paul Heyse und der treue Weggenosse Frenzel. Uns aber, die Jüngsten, denen er um mehr als ein halbes Jahrhundert an Erfahrung voraus war, hat er geholfen, in den Schichten der Vergangenheit den Heimatboden zu erkennen, dem wir entsprossen, und zwar nicht durch Lehren, sondern durch das Medium seiner Persönlichkeit selbst; und sie wird in der Erinnerung uns der Vermittler bleiben zwischen Heute und Gestern.

So nimmt die „Deutsche Rundschau" Abschied von dem Mann, der ihr Schöpfer, ihre Seele war; sein Abschiedswort, das er uns noch zugedacht, dem seine letzten Gedanken galten, hat er nun doch nicht mehr sagen können. Die vierzig stolzen Jahre der „Rundschau" sind ein bleibendes Denkmal deutscher Kultur, deutscher Geistesblüte; sie ist sein Werk, mit dem sein Name auch in Zukunft untrennbar verbunden sein wird, das zu hüten und über seinen Tod hinaus zu pflegen er uns als teuerstes Erbe hinterlassen hat.

Die Glocke der Matthäikirche drüben wird ihn des Morgens nun nicht mehr wecken zu emsigem Tun; und die „frühen Leute" werden den Einen unter sich vermissen, der mit so freundlichem Auge ihre Wege begleitet. Es hat diese fleißigsten Hände ein größerer Meister ineinandergelegt, daß sie ausruhn von aller Mühe.

Bruno Hake.

# Mitteilung an die Leser.

Der hochverdiente Herausgeber der „Deutschen Rundschau", der unmittelbar vor dem Abschluß des vierzigsten Jahrgangs durch einen sanften Tod aus seinem arbeits- und erfolgreichen Leben am 11. Juli abberufen wurde, hat vor und während seiner Krankheit selbst die Vorbereitungen für das August- und Septemberheft getroffen. So dürfen wir diese beiden Hefte noch unter seinem Namen erscheinen lassen. Dagegen ist es ihm nicht mehr vergönnt gewesen, seinen Lesern ein Abschiedswort zu sagen, mit dem er sich bis in seine letzten Tage beschäftigt hat. Es hat ihn bekümmert, daß die Kraft nicht mehr ausreichte, es zu diktieren. Wir glauben, keinen besseren Ersatz dafür im Septemberheft bieten zu können, als wenn wir es mit der Gedenkrede eröffnen, in der Max Lenz die Persönlichkeit und das Wirken Rodenbergs so eindrucksvoll gezeichnet hat.

Das vorliegende Heft haben wir mit seinem Bild geschmückt und ihm die Worte beigefügt, die der neue Herausgeber dem Entschlafenen am Sarge nachgerufen hat.

Die Ankündigung des kommenden Jahrgangs wird, wie üblich, im Septemberheft erscheinen.

Redaktion und Verlag
der „Deutschen Rundschau".

# Der Liberi.

Eine Erzählung

von

**Ernst Zahn.**

(Fortsetzung.)

## Fünftes Kapitel.

Nach dem großen Angst- und Aufregungstage, welcher der Frau Therese Gewißheit über den Ernst ihrer Krankheit gebracht, hätte man erwarten sollen, daß eine Art Nacht über dem Hause und eine Last auf denen, die darin wohnten, bleiben würde; dem war aber nicht so. Der Tag, welcher der Reise zum Arzt folgte, war ein nüchterner, regelmäßiger und leitete eine Reihe von ihm ähnlichen ein, in denen das Alltägliche die Angst erstickte. Wenigstens äußerlich. Der Arzt in Zürich hatte Frau Therese Mittel gegeben, gesagt, daß sie nicht viel nützen, nur lindern würden, daß sie aber wiederkommen möchte, wenn die großen Veränderungen ihres Leidens, die zu erwarten ständen, sich melden würden, und daß dann eine Operation noch für eine Weile Erleichterung, wenn auch nicht Heilung werde bringen können.

Der Liberi erwartete am Morgen nach jener Reise, daß Frau Therese sich äußern werde. Er fragte, wie sie geschlafen habe. Sie gab einen unverständlichen Bescheid, wie oft. Als er dann — er meinte es aus ganzer Seele — sie mahnte, es sich nun recht gut sein zu lassen, nicht mehr zu tun, als sie möge, und nichts sich zu versagen, was ihr Freude oder Hilfe sein könnte, fuhr sie zornig auf: Das wäre gerade das Rechte. Gerade jetzt wolle sie arbeiten, damit sie nicht ins Grübeln komme. Und überhaupt sollten sie sie in Ruhe lassen. Sie wolle nicht bemitleidet sein, und was kommen solle, das wolle sie schon mit sich selbst ausmachen.

Wie seit vielen Jahren hatte der Liberi also auch jetzt keinen Dank von seinem guten Willen.

Pflichten mancher Art nahmen ihn in Anspruch, und nur manchmal des Tages, wenn er der Frau begegnete, beobachtete er sie heimlich und war bereit, beizuspringen, wenn sie seiner bedürfen sollte. Es waren, vielleicht mehr als er selber wußte, der große Ernst und die furchtbare Erkenntnis und Vorahnung eines schweren Schicksals in ihm geblieben und standen während der Wochen und Monate, die nun kamen, zu tiefst am Grunde seiner Seele.

Das Schalten und Walten der Therese verbarg sich indessen nicht in der Stille. Ob sie jetzt mit Hacke oder Rechen in den Garten oder aufs Feld ging, ob sie mit einer Nachbarin schwatzte, vor dem Hause mit aufgekrempelten Ärmeln wusch oder in der Küche hantierte, immer war sie laut und rasch. Man hörte ihre Stimme und die Arbeit ihrer Hände bald da, bald dort, und immer mußte man dabei viel eher an eine unleidige als an eine kranke Frau denken. Einzig Mabel sah sie manchmal weicher und nachdenksam.

Das war sonderbar.

Mabel wurde rasch eine Burgweilerin, so als wäre sie nie über weiten Wassern daheim gewesen oder gar dort geboren. Sie verlor zwar nicht ganz den Fremdklang in ihrer Rede, aber kein Mensch nahm mehr Anstoß daran, sondern es war den Leuten nur, als ob da eines der ihren eine besondere Sprechart habe. Dafür tat sie es in Kleidern und Haartracht den Burgweilerinnen gleich. Die amerikanischen Fähnlein, wie der Liberi ihre mitgebrachten Kleider nannte, blieben im Kasten, die schönen schwarzen Zöpfe wurden um den Kopf gelegt und das weichweiße Stubengesicht wie die Arme und Hände kamen weidlich an die Sonne. Es mußte doch vom Vater her viel Schweizerblut und Schweizersinn auf sie gekommen sein; denn sie fand Gefallen an den häuslichen und ländlichen Arbeiten, die in Burgweil Sitte waren. Sie ging Frau Therese wacker und geschickt an die Hand, freundete sich mit einigen Mädchen aus dem Dorfe an, teilte ihre und der Dorfburschen Vergnügungen am Abend und am Sonntag, als nun der Winter kam, besuchte mit ihnen die Kirche und durfte im Hause ihres jugendlichen Großvaters aus- und eingehen, wie sie mochte; denn Arnold fand, daß er gegen das Mädchen nichts haben könne, möge der Vater angestellt haben, was er wolle.

Wenn sie nun zuweilen mit Frau Therese allein war, vielleicht in der Stube arbeitend saß, vielleicht in der Küche half oder einmal auch auf einem Gang durch den Schnee nach einem Nachbardorfe, wo die Therese des Sonntags einen Besuch machte, zeigte sich, daß die Bäuerin ihr gegenüber anders gesinnt war, als gegen andere. Sie konnte beispielsweise eben noch mit harten, raschen Schritten aus dem Flur hereingekommen sein, mit einer fast zornigen Bewegung das Strickzeug aufgegriffen haben, dann aber plötzlich die Nadeln in den Schoß legen, sich freundlich an die neben ihr sitzende Mabel wenden und fragen: „Was machst du Schönes?“ Dann betrachtete sie wohl die Weißnäharbeit, die das Mädchen in Händen hatte, wollte wissen, wo sie gelernt habe, so feine Stiche zu machen, kam von den Dingen in Amerika auf Mabels Vater, ihren Bruder, meinte, sie möchte ihn wohl noch einmal sehen, lächelte dann vielleicht sogar und sagte, einerweg sei sie zufrieden, daß der Bruder ihr wenigstens ein Stück von sich über die See hergeschickt habe. Dieses Lächeln war etwas Merkwürdiges, fast Unnatürliches; es veränderte die gelbbleichen Züge des Gesichts und den Blick der braunen Augen kaum. Nur ein kurzes, glasiges Kichern, das zwischen den Worten laut geworden, verriet, daß die Therese etwas Lustiges hatte sagen wollen. Gleichermaßen auf den Gängen über Land. Da begann auf einsamem Wege, als löste erst die Stille ihr die Stimme, die Therese die Gegend zu rühmen, durch die sie

schritten, zeigte, indem sie Mabel auf die schneeweiße Schönheit eines Berges aufmerksam machte, eine unerwartete Teilnahme an der Natur, meinte, daß das Mädchen froh sein dürfe, jetzt in einem so seltenen Fleck Erde zu wohnen, und fragte wohl, ob sie sich heimisch fühle.

Mabel konnte freilich nie so recht warm werden. Sie fühlte dunkel, daß die Liebe der Base Therese versteckt und verhehlt nach der ihren suchte, aber die ihre erwachte nicht dabei; was in ihr antwortete, war mehr Staunen und Mitleid, und wenn je etwas Wärmeres daraus hätte werden wollen, so wurde es rasch genug erstickt oder abgekühlt. Es brauchte nur ein fremder Mensch auf dem Wege, Knecht oder Magd daheim sich zu ihnen beiden zu gesellen, dann war die Therese wieder diejenige, als die sie bekannt war, eine Verdrossene, die ob jeder Kleinigkeit schalt, und der man nichts recht machen konnte. Vor allem aber stieß Mabel die Unduldsamkeit immer mehr ab, die die Base gegen ihren Mann zeigte. Sie benahm sich oft, als sei er ihr größter Feind oder als habe er ihr die schwerste und nie wieder gutzumachende Beleidigung angetan. Mabel konnte ja nicht wissen, aus welchen Tiefen diese Unduldsamkeit kam. Sie sah nur das Äußere und wie Therese vor Liberis Augen den Teller vom Tisch abtrug, von dem er gegessen hatte, als fasse sie ihres Hundes ekle Schüssel an. Und Mabel sah, daß Liberius diese Gehässigkeit nicht verdiente, daß er im Gegenteil ein Mensch war, den man hochachten mußte, den alle Leute hochachteten, die Base Therese ausgenommen. Es machte sich so ganz von selbst, daß ihr Beisammensein mit Therese ihre Werkelzeit, die Stunden, die sie bei Liberi zubrachte, festlich waren. Schon seine Bücher lockten sie. Lesen war ihre Lust. Sie vergaß alles, wenn sie über einem Buche saß. Und manchmal Sonntags oder abends rief der Liberi sie herein, daß sie sich einen Band aus seinen Regalen nehme. War Therese nicht draußen in der Stube, so blieb sie wohl auch bei ihm sitzen. Sie störte ihn nicht. Er schrieb, sie las. Oft sprachen sie lange nicht. Dann kamen sie wieder unversehens in eine Unterhaltung. Über irgendein Tagesgeschehnis. Mabel hörte dem Vetter Liberi gern zu. Es war immer alles klug und klar, was er sagte. Sie wunderte sich einmal, daß der Großvater drüben im Nachbarhaus noch so jung aussah, und der Liberi antwortete ihr: „Wenn wir alle lebten, wie der, so käme ein neues Geschlecht in die Welt. Die Arbeit ist seine Freude, das Wirtshaus sieht ihn nicht, er ißt und trinkt und schläft gerade so viel, als der Körper braucht, und nicht mehr, noch weniger. Am hellen Tag sagt er sich, daß morgen ein trüber sein kann, und am trüben, daß es noch immer wieder hell geworden ist. So ist Gleichmut und Gleichmaß Gesetz bei ihm, und das erhält frisch."

Ein andermal sprach sie von den Lawinen, die jetzt vom Föhn gelöst, überall stürzten und großen Schaden taten, und er erklärte ihr, daß die Verbauungen, die man neuestens mit vielen Kosten erstelle, zwar manchen Schaden wendeten, daß aber nur menschenlebenlange Arbeit wieder gut machen könne, was in früheren Zeiten durch Rodung der Wälder gesündigt worden. Er kam ins Erzählen und schilderte ihr das Wesen der Bäume und des Waldes, wie langsam das wuchs und wie zäh es wurde; von seltenen

Riesenbäumen sprach er, die noch da und dort im Walde ständen, und was sie bezeugen könnten von den Schicksalen der Jahrhunderte. Mabel saß muckemäuschenstill, so lange er sprach.

Thereſe hinderte den Verkehr zwiſchen ihrem Manne und der Nichte nicht, aber Mabel ſah wohl, daß es ſie Überwindung koſtete, ihn ihr nicht zu verbieten. Sie zahlte einen Beſuch Mabels bei Liberi mit langer Unfreundlichkeit, und dieſe fühlte, daß die Blicke der Baſe ſich wie heimliche Haken an ſie hingen, wenn ſie mit Liberi freundlich war. Darob erwachte ihr Trotz. Sie konnte nichts Unrechtes in der Freundſchaft mit ihrem Verwandten finden. Auch ſchien es ihr doppelt angebracht, gut gegen dieſen zu ſein, der von ſeiten ſeiner Frau ſo üble Behandlung erfuhr.

Eines Nachts im Januar gellte das Feuerhorn durch das Dorf. Mabel hörte den Liberi und den Knecht aufſtehen und aus dem Hauſe gehen. Sie fürchtete ſich und begab ſich in den unteren Stock hinunter. Die Thereſe ſaß in der Stube in ihrem Lehnſtuhl am Fenſter und empfing ſie mit den Worten: „Du brauchſt keine Angſt zu haben, die Brunſt iſt nicht im Dorf. Dem Gisler-Hannes ſein Hüttli brennt oben im Schachenberg.“

Mabel fröſtelte. Eine ſchwere, erſtickende Luft war in der Stube, die doch nicht Wärme war. Die Fenſterſcheiben waren dick gefroren, und es rauchte wie Dunſt um ihre Rahmen. Die Frau im Lehnſtuhl ſah bleich und verfallen aus.

„Wollt Ihr nicht wieder zu Bett gehen, Baſe Thereſe?“ fragte Mabel.

„Ich kann doch nicht ſchlafen,“ antwortete ſie mühſam und verdroſſen.

Mabel wurde der Atem eng. Es lag wie Unheil in der Luft. „Wer iſt der Gisler-Hannes?“ fragte ſie.

Die Baſe erzählte: „Acht Kinder hat er und eine herzkranke Frau, und nichts zu beißen, als was er im Taglohn verdient.“

„Mein Gott,“ ſagte Mabel und ließ ſich am Tiſch nieder.

Dann ſchwiegen ſie beide.

Frau Thereſe ſchien die andere zu vergeſſen. Sie nickte mit halbgeſchloſſenen Augen vor ſich hin.

Nach geraumer Zeit ging die Haustür, und der Liberi kehrte zurück.

Mabel wurde warm und leicht, ſobald ſie nur ſeinen Schritt erkannte.

Er trat ins Zimmer, hing Mütze und Mantel auf und ſagte: „Sie ſind alle fort. Ich habe den Balz mitgeſchickt. Der Pater und ich wollen am Morgen hin. Zu helfen gibt es doch nichts mehr.“

Die Thereſe hatte ſich ein wenig aufgerichtet. Sie ſchaute zum Fenſter hinaus, als wolle ſie nicht hören, was er ſagte.

Er ſtrich ſich jetzt über das volle Haar: „Warum ſeid ihr beide denn aufgeſtanden?“ fragte er.

Mabel erhob ſich willig und lächelnd: „Ich gehe ſchon gern wieder in die Federn,“ ſcherzte ſie, grüßte und entfernte ſich. Sie hörte noch, wie Liberi die Frau anſprach: „Komm, komm, du kannſt doch nicht die ganze Nacht hier ſitzen bleiben.“ Sie lauſchte dann auch von ihrer Kammer aus noch hinunter

und glaubte zu hören, daß der Vetter Liberi lange Mühe mit der Vase hatte. Der arme Mann!

Am Morgen kam Pater Sigbert.

Der Liberi rüstete sich, mit ihm zu gehen. Mabel half ihm in den Überrock.

„Du könntest mitkommen, Mädchen," sagte der Pater. „Unglück sehen erzieht junges Volk."

„Willst?" fragte der Liberi.

Mabel warf einen Blick auf die Tür der Nebenkammer, hinter welcher man Frau Therese hantieren hörte.

Da schritt der Liberi ruhig hinüber: „Wir nehmen die Mabel mit in den Berg," sagte er, die Tür ein wenig öffnend.

Die Vase antwortete nicht, aber das war nichts Neues.

Mabel eilte, wickelte sich nach Landessitte in ein dickes Tuch, das ihr über den Kopf ging und Brust und Rücken gleichwohl deckte. Die Hände in die wolligen Falten desselben gesteckt, kam sie zu den Männern zurück, die vor der Haustür warteten. Sie war der Abwechslung froh. Ihr weißes Gesicht sah vergnügt aus dem dunkeln Rahmen des Tuches, und ihre Augen leuchteten die Männer an.

„So, Herr Brandschadeninspektor," begrüßte sie der Pater neckend.

Dann machten sie sich auf den Weg.

Sie verließen das Dorf und stiegen auf einem schmalen Sträßlein, auf dem sie gerade noch nebeneinander Platz hatten, in den Berg. Mabel fiel auf, welch ein scharfer Gegensatz zwischen den beiden Männern war, zwischen denen sie ging. Sie hätten eigentlich die Rollen tauschen sollen, dachte sie. Dieser Baum von einem Pater hätte in einen Bauernkittel gehört, hemdärmelig, mit muskelstrotzenden Armen und braunem, stierhaftem Nacken hätte der sich jeden Augenblick ins Feld hinaus hinter den Pflug oder mit der Axt in den Wald stellen können. Statt dessen hätte der Vetter Liberi wohl einen Pfarrock anziehen mögen. Hätte er? Der wäre wohl ein Pfarrer geworden, dem man leicht seine Sünden und Sorgen hätte sagen können! Ihr Herz wallte auf. Der Vetter Liberi kam ihr manchmal vor wie einer, der weit in der Welt herum gewesen. Aber er sagte, daß er wenig von ihr gesehen. Woher denn kannte er sie so gut? Aus seinen Büchern? Vielleicht eher aus seiner sinnenden Seele heraus, die ihr, Mabel, wie ein feiner Spiegel von Geschehnissen schien, die sich weit herum im Leben zutrugen.

„Halt dich, der Tanzboden ist glatt," scherzte Pater Sigbert, als in diesem Augenblick ihr Fuß auf dem Wege ausglitt.

Eine lange Reihe von Frosttagen hatte da und dort Eis in den Schnee gegossen. Es war eine wunderbare Welt. Am frühen Morgen hatte ein Nordwind ein paar Nebelfetzen durch das Tal getrieben, die ihre Spur an den Bäumen zurückgelassen. Reifumworfen standen diese nun, und ihre Äste und Zweige erschienen wie feiner Marmorzierat. Das letzte Grün war verschwunden. Die ganze Landschaft war ein einziges mattes Weiß. Nur ganz hoch unterm Himmel ging dieses Weiß in Gold über. Die Sonne stand auf den Bergen. Und jenseits des Goldes war leuchtendes Blau. Es war bitter

kalt. Der Schnee schrie unter den Schritten der drei Wanderer. Manchmal begegneten ihnen Leute, die von der Brandstätte kamen, Männer mit rußgeschwärzten Kleidern und Händen, auch Frauen und Kinder, welche die Neugier schon früh hinaus getrieben hatte. Pater Sigbert besonders ließ keinen vorüber ohne eine vertrauliche Rede. Alle wußten dasselbe zu berichten, daß es ein großes Unglück sei, die zahlreiche Familie, die vielen kleinen Kinder! Die Frau flenne auch zum Steinerbarmen, der Mann aber, der Gisler-Hannes, gehe ganz verstört herum, wie wenn er sich ein Leid antun wollte.

Eine Frau sagte: „Hoffentlich wird die Gemeinde etwas für die Leute tun."

Davon handelten der Pater und Liberi nachher im Weitergehen.

Von weitem schon sahen sie Rauch aus dem Walde aufsteigen, und Brandgeruch schlug ihnen entgegen. Dann kamen sie auf eine Felsenterrasse, die im Sommer mit einer grünen Matte gepolstert war. Dort hatte des Gisler-Hannes Hütte gestanden. Der Weg dahin, sonst nur ein kleiner Fußpfad, war von rußigen Schuhen zerstampft. Inmitten der weißen, makellosen Landschaft tat sich ein wüstes, erschreckendes Bild auf. Vom Häuslein des Gisler standen nur noch die vier Mauern des Unterbaues. Kohlschwarze Balken lagen im Schnee, und da und dort glühte es wie Raubtieraugen auf. Manche Holzteile, die da im Winterweiß lagen, glimmten noch. Auch Rauch schwelte, brauner, stickiger Rauch, besonders aus einem Haufen angebrannten Heus, das auf der Gadendiele gelegen hatte. Der Tag war windarm. Der Rauch konnte sein schleichendes Wesen treiben, und er spielte um die Brandstätte und tanzte über den Ruinen, jetzt hier ein Wölklein und jetzt dort eines. Manchmal hob sich eines derselben und strich bergan in den Wald hinein. Zwischen die vereisten Tannen stahl es sich wie das Bild eines bösen Gewissens.

Die meisten Helfer und Löscher hatten die Brandstätte wieder verlassen. Einige Männer, der Peter Denier, der Präses, an der Spitze, waren noch beschäftigt, den angebauten Stall, dessen Dach nach innen eingebrochen war, frei zu legen. Da drinnen lagen die beiden Ziegen des Gisler und ein Schwein, erstickt. So viel hatten sie schon heraus. Unter diesen Männern befand sich auch Gisler selbst, ein langer, hagerer, rothaariger, ausgemergelter Mensch. Er warf eben die Schaufel fort und drehte sich ab, als ob er nicht länger zusehen könnte. Mit dem Ärmel strich er sich ins Gesicht und torkelte wie ein Betrunkener beiseite. Seine Frau und Kinder hockten auf einem kleinen Haufen Hausrat. Ihr Schluchzen und Wehleiden klang über den Schnee. Drei Weiber standen noch bei ihnen und suchten zu trösten. An einer Stelle im Schnee lagen auch noch die Löscheimer, welche die Leute vom Dorf herauf geschleppt und die nichts geholfen hatten, weil der kleine Brunnen drüben am Walde voll Eiszapfen hing und mit seinem dünnen Wasserstrahl kaum genügt hätte, eine brennende Zeitung auszulöschen.

Der Gisler-Hannes erblickte jetzt die Ankommenden. Er machte Miene, ihnen entgegenzugehen. Ja, es leuchtete wie Hoffnung in seinem verstörten

Gesicht auf, sank aber zusammen, wie der Brand in seinem Hause. Nach zwanzig Schritten schon blieb er stehen.

Pater Sigbert erreichte ihn zuerst. „Tragt's geduldig, Mann," sagte er, ihm die schwere Hand auf die Schulter legend.

Gisler knurrte etwas; es konnte ein Dank, konnte aber auch ein Fluch sein.

Der Pater ging an ihm vorüber und zu den Weibern hinüber.

Mabel näherte sich.

Er sah sie nicht an.

So ging auch sie mit einem scheuen Gruß vorbei, ein paar Schritte nur, um auf den Liberi zu warten.

Der Gemeindeschreiber war der letzte, der auf den Bauern zutrat. Dieser wollte auch ihn vorbei lassen, aber Liberi blieb stehen.

„Es ist Euch bös gegangen, Gisler, so mitten im Winter," hörte Mabel ihn sagen.

Da brach es von dem andern wie ein Sturzbach: „Betteln können wir jetzt oder — verrecken. Das wäre noch das beste. Und ich weiß dann noch nicht, was ich tue, ob ich die Kinder nicht aus der Welt schaffe, daß sie nicht im Elend verfaulen, und mit der Frau und mir — ich weiß schon — weiß schon —"

Er schien dem Wahnsinn nahe. Er sah sich scheu um, und Mabel gewahrte, wie seine Augen irre glühten und das rote Haar, durch das er mit den Fingern fuhr, wirr und verwahrlost den Kopf umstand.

„Gisler", sagte der Liberi streng, „Gisler, besinnt Euch, was Ihr redet."

„Bah," lachte der andere. „Es ist nicht das erste Mal, daß wir davon gesprochen haben. Und sie ist ganz einverstanden, die Frau, lieber tot sein, als leben wie ein Hund."

Mabel sah den Liberi ganz nah an den Mann herantreten und dessen Hand fassen. Er mußte fest zupacken, denn Gisler wollte sie ihm entziehen.

„So redet keiner, der noch an den Herrgott glaubt," raunte er ihm zu. „Schämt Euch, Ihr!"

Nun fuhr Gisler wild auf. Es sah aus, als ob er ihn schlagen wollte.

Mabel hatte Angst, sie machte eine Bewegung nach den beiden hin.

Aber der Liberi sah dem andern, größeren fest ins Gesicht.

„Der Herrgott," lachte Gisler rauh, „der läßt es denen, die viel haben, gut gehen und drückt die, die nichts haben, vollends in den Boden hinein."

Er hob die Fäuste und fuchtelte damit vor Liberis Gesicht hin und her. „Ich schäme mich dann noch nicht wegen dir," schrie er. „Ich weiß schon, was ich rede."

Die andern wurden aufmerksam, der Pater machte Miene, herüber zu kommen.

Der Liberi aber hielt eine der fuchtelnden Fäuste fest. „Wenn Ihr ausgetobt habt, möchte ich Euch etwas sagen," sprach er mit einer großen, geduldigen Ruhe.

Das kühlte den Gisler wohl etwas ab; aber er drehte dem andern den Rücken und verfiel wieder in sein früheres, dumpfverdrossenes Zubodenstarren.

„Ich werde für Euch sammeln," hörte Mabel den Liberi sagen. „So viel das Häuslein gekostet hat, wird zusammenkommen, und vielleicht noch etwas dazu."

Der andere antwortete nicht. Vielleicht glaubte er nicht an das, was er hörte.

Der Liberi griff in die Tasche, still und mit einem raschen Blick, ob niemand sie beobachte. „Ihr meint, ich rede aus der Luft," sagte er. „Da — daß Ihr es greifen könnt. Das hilft für die erste Not."

Mabel konnte nicht alles verstehen, aber sie bemerkte, wie der Liberi dem anderen Geld zusteckte, und wie der ungläubig es nahm, auf die eigene Faust staunte, in der er ein paar Banknoten knüllte und dann das Gesicht, in dem es zuckte und arbeitete, zu dem Liberi erhob.

„Steckt es ein," befahl dieser hastig und heimlich. „Es ist mein Geld, und ich gebe es Euch nicht, damit man im Dorf davon ein Wesen mache. Denkt vom Herrgott rechtschaffen wie ein Christ inskünftig und — kommt ins Dorf heute abend. Ich will Euch versorgen mit Frau und Kind, bis da wieder ein Haus steht."

Gisler stopfte die Noten in die Hosentasche, immer noch, wie wenn ihm einer eines vor den Kopf geschlagen hätte und er nun nicht recht wüßte, was er täte.

Liberius Arnold verließ ihn und näherte sich der Brandstelle und den Frauen.

Da erst blickte der arme Bauer mit fast blödem Ausdruck hinter ihm her und nahm den Hut ab, sich erinnernd, daß er danken sollte und doch auch wieder, daß die anderen nichts davon zu wissen brauchten. Einen Augenblick stand er, und die Hände, die den Hut hielten, zitterten. Dann setzte er sich in Bewegung, ging zu seiner Frau hinüber und nahm sie auf die Seite.

Der Gemeindeschreiber sprach mit dem Pater, als ob nichts vorgegangen sei. Mabel schien es, daß seine bloße Anwesenheit etwas wie Friedlichkeit auf die Brandstätte trüge. Die Kinder flennten nicht mehr. Die Gislers, Mann und Frau, schauten auf und zu ihm hinüber. Die dumpfe Verzweiflung war nicht mehr an ihnen.

Mabel hatte bisher nicht viel Menschen getroffen, an denen sie besonderen Anteil genommen, selbst zwischen ihr und ihrem Vater war keine besondere Zärtlichkeit gewesen, aber den Liberi liebte sie in diesem Augenblick mit einer andächtigen und kindlichen Liebe, die mit bewunderndem Erstaunen darüber gemischt war, wieviel hinter der ernsten Schlichtheit des Mannes steckte.

Sie machten sich indessen bald wieder auf den Heimweg. Der Pater und Liberi sprachen davon, wie sie die Abgebrannten unterzubringen gedächten. Mit Mabel redeten sie nicht mehr, so beschäftigt waren sie.

## Sechstes Kapitel.

Die Gislers waren untergebracht. Die Frau war redselig. Sie rühmte den Liberi. Der sei noch ein Mann, der. Er habe für Unterkunft gesorgt. Und in der Zeitung stehe es auch schon von ihrem Unglück, und daß sie Hilfe verdienten. Er selber habe ebenfalls nicht die Hand über dem Geldbeutel zugehalten.

Die Burgweiler horchten auf. Da und dort nickte ein Schuldenbäuerlein, eine Witfrau oder ein Armengenössiger: nein, der Liberi war nicht geizig. Im Grunde war nicht viel Aufhebens. Sie kannten den Gemeindeschreiber. Es zog auch mancher den Hut vor ihm, dem dieser sonst das ganze Jahr wie angeleimt auf den Ohren saß.

Am Tage nach dem Gang der drei Leute zum Brandplatz hatte die Therese einen Ohnmachtsanfall. Der Liberi schickte zum Arzt und zum Pater. Dieser kam zuerst und just, als die Therese wieder die Augen auftat. Sie empfing die letzte Ölung und war mit dem Pater und dem Meßbuben allein dabei, denn der Liberi war hinaus gegangen, um eine Stärkung für sie zu bereiten. Aber während der heiligen Handlung wurde die Frau immer lebendiger. Zuletzt, als sie klar erkannte, was mit ihr vorging, erzürnte sie sich fast, daß man ihr die Sterbesakramente reichte. Es fehlte wenig, so hätte sie widerstrebt. Ihre Gedanken waren sichtlich anderswo, und sie lauschte hinaus, wie wenn sie keine Ruhe hätte, bis der Liberi zurück wäre.

Es wußte es niemand, aber sie lauschte, ob nicht Mabels und Liberis Stimmen zusammen klängen. Die Mabel, so schien ihr, schaute dem Liberi die Wünsche von den Augen ab. Und Mabel hatte gestern abend den Blick immer an sein Gesicht gehängt, als wäre darin ein Evangelium zu lesen!

Als Liberius zurück kam, saß die Therese aufrecht im Bett und empfing ihn mit den Worten: „Es ist dann noch nicht am Sterben."

Der Pater Sigbert suchte daraus eine Fröhlichkeit heraus, aber ihr Gesicht war so finster, daß er keine ermunternde Rede daran zu knüpfen vermochte. „Desto besser, wenn es wieder ins Leben geht," sagte er in zurechtweisendem Ton, winkte dem Meßbuben und ging.

Ein paar Stunden später kam der Doktor.

Frau Therese hatte sich zu schwach gefühlt, aufzustehen.

Der Arzt gab sein Urteil dahin ab, daß die Zeit zur Vornahme der Operation gekommen sei, und empfahl, nicht zu zögern.

„Auch dann noch kann es einige Monate gehen," sagte die Therese.

Der Doktor staunte. Sie sagte das fast triumphierend und doch wieder zornig und wider das Schicksal hadernd. Dabei sah sie ihren Mann an und glitt dann mit dem Blick an ihm vorbei ins Leere. Es mußte etwas in ihr arbeiten und sie erregen; denn die Lippen zitterten ihr.

Der Liberi stand neben ihr und sagte: „Das alles weiß nur der Herrgott, Therese."

Sie erwiderte in verbissenem Ton: „Du gibst dir Mühe, nicht zu zeigen, wie dir die Zeit lang wird."

Darauf antwortete er nicht mehr. Er begann mit dem Arzt die Art des Krankentransports zu besprechen.

Nach einer Weile ging die Haustür, und es kam jemand herein, der einen lauten, schweren Schritt hatte. Der Liberi ging nachsehen. Gleichzeitig verabschiedete sich der Doktor.

Der Gast war der Laurenz Indergand. Er war lange nicht dagewesen und sagte, daß er wieder einmal hereinschauen wollte.

Die Männer setzten sich draußen in der Wohnstube. Laurenz fragte nach der Therese und erhielt Bescheid. Im Laufe der Unterhaltung wollte der Liberi wissen, wie es mit des Laurenz Bekanntschaft aus dem Militärdienst stehe.

„Die hat sich zu Weihnachten versprochen," erzählte der Bursche lachend, „aber mit einem andern. Wie es halt so geht: aus den Augen, aus dem Sinn. Es hat ihr und mir nicht weiter weh getan."

Drinnen hatte sich die Therese aufgerichtet, als sie die Stimme des Laurenz erkannte. Es hatte ihr einen förmlichen Ruck gegeben. Sie lauschte auf das, was die Männer sprachen. Ihr Gehör schien schärfer und auf alle Geräusche geschult: was der Laurenz sprach und jetzt der Liberi, und ob die Mabel nicht herunter kam, die nach ihrer Kammer gegangen war.

Eine plötzliche Eingebung hatte sie aus den Kissen aufgejagt. Sie spann sie weiter, scharf, hastig, als würde durch elektrische Kraft Gedanke neben Gedanke gerückt. Der Laurenz? So, so, die Sache mit dem Mädchen in der Ostschweiz war zu Ende? So, so, der Laurenz? Und die Mabel? Die hatten einander noch gar nie gesehen. Ha, ha, der Laurenz! Bei dem war Sehen und Verliebtsein eins! Und die Mabel — und der Liberi! — Ein Stich fuhr ihr durch und durch. Dann verwirrten sich die Gedanken wieder. Die Mabel — und Liberi. Es war ein Verdacht, der Gedanke an eine Möglichkeit in ihr. Sie schmerzten, setzten ihr so zu, daß sie die Hand ballend die Fingernägel sich selber ins Fleisch grub. Dann überfiel sie wieder Schwäche. Sie ließ sich langsam ins Kissen zurück sinken.

Der Laurenz draußen brach auf. Der Liberi ging mit ihm, die Stimmen und Schritte entfernten sich durch den Flur, die Haustür fiel zu, und die Stimmen klangen gedämpft noch von außerhalb der Haustür herein.

Die Therese lauschte immer noch mit allen Sinnen. Die Mabel kam nicht, noch nicht. Aber der Liberi kehrte bald zu ihr zurück. Da lag sie schon wieder mit dem Gesicht nach der Wand zugekehrt. —

Am andern Tag reiste Liberius Arnold mit seiner Frau nach der zürcherischen Klinik.

Die Therese fürchtete sich nicht vor der Operation, fragte allerdings den Spitalarzt, ob sie ihr Tod sein könnte; doch als der die Wahrscheinlichkeit verneinte, schien jede Angst vor dem Messer des Chirurgen von ihr genommen. Sie war nur unruhig, wie lange es dauern werde, bis sie imstande sein möchte, heim zu kehren. Das beschäftigte fortwährend ihren Geist. Es machte sie selbst dem Liberi gegenüber gesprächig.

„Wie wirst du es halten," wollte sie wissen, „bleibst du hier?"

„Selbstverständlich," antwortete er, „bis die Operation vorüber ist."

„Und nachher? — Könntest nicht auch nachher bleiben, bis —"

Er unterbrach sie. „Ich kann der Gemeinde wegen nicht so lange fortbleiben. Ich werde dich noch einmal besuchen, wenn es nötig oder mir gut möglich ist."

„So, so," machte sie. Ihre Gedanken mußten erst verarbeiten, was sie gehört hatte.

„Ich bleibe keinen Tag länger, als unbedingt sein muß," fuhr sie dann fort. Sie sagte das vielleicht ganz zu sich selber.

Nach einer Weile sanken ihre Lider wie blinzelnd über die Augen. „Die Mabel kann einmal nach Seedorf hinübergehen zu den Tröschen, die sie schon lange einmal gern bei sich gehabt hätten," sprach sie weiter. „Sie kann wohl ein paar Tage dort bleiben. Es ist bald Faschingszeit. Da hat sie es kurzweilig."

Der Liberi stutzte. Was sollte das? Es hatte kein Mensch je davon gesprochen, daß die Mabel auswärts einen Besuch machen sollte. Er gewahrte, wie Thereses Augen an seinem Gesicht hingen.

„Ja, ja," gab er zu, „das kann sie."

Aber er sagte es mehr, um ihr den Willen zu tun, als weil er schon überzeugt war, daß es wirklich geschehen müsse. Er verwunderte sich heimlich noch immer über den Vorschlag.

Am nächsten Tag erfolgte die Operation. Der Arzt war zufrieden. „Es ist ein seltener Fall," meinte er, „und die Frau hat eine Eisennatur. Vielleicht treibt sie es noch lange."

Als die Therese in ihrem Spitalzimmer mit den weißen Vorhängen und weißen Bettbezügen erwachte, ging ihr Blick suchend von Wand zu Wand. Dann fand sie das Gesicht der Krankenschwester, die neben dem Bett saß.

„Der Liberi," sagte sie. Ihr Gesicht war gelb, aber noch immer nicht hager.

Die Schwester holte den Liberi herbei, und als sie ihn eintreten sah, senkte Frau Therese die Lider und schlief wieder ein. Das ging so die nächsten zwei Tage. Sobald sie wach war, suchte sie ihren Mann, aber sie sprach nicht zu ihm, wenn sie ihn sah. Sie hatte nur keine Ruhe, wenn sie ihn fern wußte, und fragte die Schwester einmal über das andere, ob er schon abgereist sei.

Am dritten Tage war er wirklich fort; er war von ihr weggegangen, als sie schlief. Und obwohl sie den Tag seiner Abreise genau gewußt hatte, fand sie viele Stunden keine Ruhe.

Die Pflegerin meinte, sie habe nie eine so aufgeregte Kranke unter Händen gehabt. Der Hauptarzt sagte, die Leute aus den Bergen hätten alle diese zehrende Unruhe und solches Nachhauseverlangen in sich. Man werde sie heimschicken müssen, sobald es angehe. Aber von ihrem eigentlichen Befinden war er befriedigt.

Inzwischen war der Liberi heimgekommen.

Was für eine seltsame Heimkehr war das! Er hatte unterwegs eigentlich nicht daran gedacht, daß er daheim eine Veränderung finden werde. Er war

so lange fort gewesen, daß er wußte, es würde viel Arbeit auf ihn warten. Und an diese Arbeit dachte er auf der Heimfahrt fast allein. Auch hatte er, als er zu Fuß vom Bahnhof nach Burgweil hinaufstieg, ganz wie sonst, je mehr er sich seinem Hause näherte, das Gefühl, daß es mit dem Heimkommen nicht eilig sei, und daß er in die dumpfe Luft immer noch früh genug komme. Es war Macht der Gewohnheit. Er staunte, als er beim Öffnen der Haustür die Rösi, die lange, hagere, bärbeißige, lachen hörte. Man lachte sonst nicht in seinem Hause. Es paßte nicht zu Thereses Wesen, das Lachen. Da kam auch gerade die Mabel aus der Küche, auch sie hatte fröhliche Augen. Sie stutzte, als sie den Mann im Flur sah und machte Miene, erschreckt in die Küche zurück zu treten. Als sie aber die Tür derselben zurückstieß und Licht in den Hausgang quoll, erkannte sie den Vetter. Ihre Augen leuchteten auf.

„Seid Ihr schon da?" sagte sie und reichte ihm die Hand.

Dann traten sie in die Wohnstube.

Mabel half dem Heimgekehrten aus dem Mantel, nahm ihm die Mütze ab und plauderte dazu. Wie es der Base gehe, wann sie wieder heimkomme, und wie er gereist sei.

Dem Liberi wurde ganz fremd zumute. Es hatte ihm noch nie jemand einen Willkomm geboten, wenn er heimkam. Aber es tat ihm wohl. Eine Freude wuchs in ihm, die er nicht als solche erkannte, und in der sich ihm doch die Brust immer mächtiger weitete. Er gab halb im Traum auf alles Antwort, was Mabel fragte. Während er dann in die Arbeitsstube hinüber trat, brachte sie ihm die Hausschuhe. Sie deckte den Tisch, suchte ihm das Beste aus, was die Magd von Resten der Mittagsmahlzeit hereintrug; sie erzählte auch, was sich Kleines in Liberis Abwesenheit ereignet hatte. Alles das tat sie nicht hastig, sondern mit einem wachsenden, verständigen Ernst, der zu Liberis Wesen paßte. Es machte sich ganz natürlich, daß er, als er dann an seine Schreiberei ging und sie draußen in der Wohnstube bleiben wollte, sie aufforderte, sich zu ihm hereinzusetzen. Da arbeiteten sie beide, zwei Stunden lang, ohne ein Wort zu sprechen. Liberis Feder glitt übers Papier, und Mabels Nadel blitzte durch das Linnen auf und ab. Ganz selten schaute der Schreibende auf und begegnete Mabels Augen mit den seinen. Dann trat flüchtig ein warmes Glänzen in beider Blick.

Es war schon recht spät, als der Liberi sagte: „Willst du eigentlich heute nicht zu Bett?"

„Ich habe es ganz vergessen," erwiderte sie lachend, aber sie erhob sich bald, gab ihm die Hand und ging.

Sonderbar — als sie fort war, wollte dem Liberi die Arbeit nicht mehr von der Hand gehen. Er horchte, wie Mabels Schritte durch den Flur, die Treppe hinauf und oben in ihrer Kammer klangen. Was sie für ein liebes Ding war, dienstwillig, munter und anhänglich, als ob sie immer dagewesen wäre!

Plötzlich fiel ihm die Therese ein. Da! Es war, wie wenn einer einen dunkeln Vorhang über ein liebes Bild rollen läßt. Er erschrak über sich

selbst oder zürnte sich. Vor lauter Behaglichkeit hatte er noch keinen einzigen Gedanken an die Frau gehabt. Jetzt lag sie unten in dem fremden Spital allein, bei lauter fremden Leuten, kaum dem Tod entronnen. Und — der Tod stand ihr noch immer vor Augen, kam ihr näher und näher. Schuft, der er war, das zu vergessen, auch nur einen Augenblick zu vergessen! —

Ha! was hatte die Therese gesagt? Die Mabel sollte den Besuch in Seedorf machen. Seltsam! Man hatte vorher nie davon gesprochen. Jetzt sollte sie auf einmal ein paar Tage da hinüber. Und — die Therese hatte Hintergedanken gehabt! — Narrheit — sie sah es nicht gern, daß sie allein daheim waren, er und die Mabel! Er und das junge Ding! Er, der Verheiratete und — das Mädchen!

Es wurde ruhig in ihm, keinerlei sündige Gedanken kamen in ihm auf. Er nahm die Feder und schrieb noch ein paar Zeilen an seine Frau, wie er heimgekommen sei und alles angetroffen habe. Er trug den Brief durch das stillgewordene Haus hinaus in den Briefkasten, der an seiner eigenen Mauer hing. Dann ging er zu Bett. Die leere Kammer erinnerte ihn neu an die Kranke. Er schauerte. Sterben! Das Sterben immer so dicht vor Augen haben! Armer Mensch, du da unten im Spital!

Aber er konnte lange nicht einschlafen.

Neue Gedanken kamen. Sie bohrten in seinem Gehirn wie der Wurm im Holz. Das Herz war ihm beklommen dabei. Er und die Mabel! Narrheit! Und auf einmal riß es ihn aus den Kissen auf, daß er vor den Spiegel trat, in den er vielleicht seiner Lebtag nie oder doch nur flüchtig geschaut hatte. Er war kein alter Mann, vierzig nur! Wie ein Staub, ein Schimmer, je nachdem das Licht fiel, lag ein leises Grau auf seinem vollen Haar, Bart und Schnurrbart waren noch braun. Mit vierzig Jahren hatte mancher noch geheiratet. Die Möglichkeit war also noch vorhanden, da hatte die Therese recht — die Therese — Narrheit — nein, eben, weil sie selber da war, konnte doch kein Gedanke daran sein.

Er legte sich wieder nieder und faltete die Hände. „Herrgott," betete er, „nimm diese Unruhe aus mir heraus. Laß mich den geraden Weg sehen!"

Er zwang seinen Sinn zu Gott hin, aber immer wieder, wie Blitze, die aus der Nacht aufleuchteten, drängten sich ihm jäh Bilder und Erwägungen auf. Gewiß war die Therese noch da! Aber — die Gedanken rissen die Zukunft auf — es würde ein Tag kommen, wo sie es nicht mehr war. Wenn man das nicht gewußt hätte! Aber man wußte es eben! Dann würde er, Liberi allein sein, und dann — wie schön es doch jetzt war, mit der Mabel zusammen. Das konnte dann immer so bleiben. Das — ja — vielleicht — wer konnte sagen, was in ferner Zukunft werden sollte?

Herrgott, eben darum! Weshalb also an diese Zukunft denken? Pläne machen, die jetzt kein Recht hatten, da zu sein?

Wieder faltete er die Hände. Mit der Gegenwart hatte man es zu tun. So sollte auch nur die Gegenwart Geltung haben. Und — und — denk doch, Liberi, redete er sich zu, die Therese unten im Spital, allein und Leidenwochen vor Augen. Weißt du nicht, was du ihr schuldig bist? Sie braucht dich

Die Zeit wird kommen, wo sie dich nötig hat. Und du mußt deine Pflicht an ihr tun. Pflicht! Der Liberi führte das Wort nicht im Munde, aber er hatte nie Ruhe gehabt, wenn er nicht überall seine Schuldigkeit getan. Darum half ihm jetzt das Erkennen seiner Aufgabe über den Zwiespalt im Innern fort. Die Anfechtungen hörten auf. Er begann halblaut ein Vaterunser zu sagen. Das stärkte ihn noch mehr. „Und führe uns nicht in Versuchung. Und erlöse uns von dem Bösen." Das sprach er recht laut. Er glaubte an die göttliche Macht, mit der er sprach, und was er sagte, kam so ganz aus dem Innersten herauf, daß ihm dabei leichter und ruhiger zumute wurde.

Endlich schlief er auch ein und schlief ruhig die ganze Nacht.

Am Morgen war alles gut. Wohl faßte ihn eine leichte Befangenheit, als er Mabel begegnete. Er mußte daran denken, was ihm gestern durch den Kopf gegangen; aber er schüttelte es ab. Er hatte auch den ganzen Vormittag zu schreiben. Bauern kamen mit allen möglichen Anliegen. Er wurde abgelenkt. Sein Amt nahm ihn vollständig in Anspruch. Mabel hatte im Hause zu tun. Nur die Mahlzeiten brachten sie zusammen. Am Abend war eine Ratssitzung, so daß sie auch da nicht wie gestern beisammen sitzen konnten. Dennoch war Friede und Behaglichkeit im Hause. Schon allein Mabels Gesicht anzusehen, wenn er ihr begegnete, tat ihm wohl.

Aus dem Spital kam Bericht, daß es der Therese gut gehe. Damit wurde eine Pflichtsorge eingelullt. Eingelullt wurde in den nächsten Tagen auch der Wille zu rastloser Arbeit. Manchmal nur, ganz leise und unwillkürlich. Wenn die Mabel etwas länger am Tisch saß und noch von allerlei Erlebnissen erzählte, und an den Abenden, die eben doch wieder kamen, da das Haus still wurde und sozusagen nur zwei Menschen darin blieben, in der Wohnstube die Mabel und in der Schreibstube der Liberi. So konnten sie doch nicht sitzen bleiben, einander fremd, als ob sie miteinander schmollten. So kam eben die Mabel herüber, und sie saßen wieder jedes über seiner Arbeit, kaum Worte wechselnd, nur zufrieden und vergnügt.

An einem solchen Abend fiel dem Liberi auf einmal wieder ein, daß die Therese gesagt hatte, die Mabel solle ein paar Tage nach Seedorf hinüber. Er erschrak. Das hatte er völlig vergessen. Er begann dem Mädchen sogleich davon zu sprechen.

„Nach Seedorf?" sagte die Mabel und wurde ganz böse. „Zu den Menschen, die ich nicht kenne, die ich ein einziges Mal in meinem Leben gesehen habe? Bloß, weil sie verwandt mit uns sind. Ich danke schön. Mir gefällt es gut hier allein mit Euch, Vetter Liberi."

Er konnte es nicht ändern, daß er sich über ihre Worte freute, aber er erwiderte: „Nein, nein — es wird dir langweilig werden, so allein mit mir. Und dann — die Therese würde es gern sehen, wenn du gingest. Sie meint vielleicht, die Tröschen würden es übel nehmen, wenn du nicht einmal kämest."

„Dann gehe ich im Sommer einmal, aber nicht jetzt in dem Schmutz- und Sudelwetter. Oder" — sie zögerte, und ihr Gesicht wurde ernst — „bin ich Euch im Wege, Vetter Liberi — oder" — —

Sie spann den Gedanken laut nicht aus. Aber Liberius mußte ihr darauf doch erwidern, daß sie ihm nicht im Wege sei, sie solle keine dummen Einfälle haben. So kamen sie zu keinem Entschluß. Dann scheuten sich beide, von der Sache wieder anzufangen. Sie blieben am nächsten Tag eher einsilbig und ernst, fanden aber dann die alte Vertrautheit wieder und lebten nun so weiter, harmlos und kaum bewußt, daß sie beide sehr glücklich waren.

Eines Tages kam Laurenz Indergand. Wie viele junge Burschen hatte er eine strenge Zeit. Es war Fasching. Überall wurde getanzt, gesungen und Theater gespielt. Heute hatte dieser Verein und morgen jener irgendeinen Festanlaß, und Laurenz Indergand mußte dabei sein, heute in diesem Nachbardorfe und morgen in jenem. Er war kein Müßiggänger und auch kein Wirtshaushocker, sondern bekam nur zweimal im Jahr die Tanz- und Festsucht, an Kirchweih und an Fastnacht.

Heute war von den Dörfern, die er mit seinem Besuche beehrte, die Reihe an Burgweil. Er kam schon früh am Nachmittag; denn er hatte eine Menge Bekannte am Ort. Aber, wie gewohnt, sprach er zuerst in der Gemeindeschreiberei vor. Diesmal, und es war das erste Mal, daß sie ihm begegnete, saß in der Wohnstube, an deren Tür er klopfte, Mabel und machte große Augen, als er eintrat. Er nahm den runden Hut vom blonden Lockenwust und machte eine linkische Verbeugung.

„Also," sagte er, „das ist jetzt gewiß das Fräulein Mabel?"

Mabel mußte lachen, und er lachte wieder.

Der Liberi kam indessen aus der Stube nebenan und machte sie vollends miteinander bekannt. Des Laurenz großmächtige Pratze verschluckte beinahe die kleine, runde Hand des Mädchens. Seine ungeschlachte und doch stattliche Gestalt trat überhaupt so recht in Erscheinung, als er vor ihr stand, und umgekehrt schien sie verglichen mit ihm doppelt klein und zierlich. Ein merkwürdiger Gegensatz lag auch zwischen seinem hellblonden Haar und ihren schwarzen Zöpfen und großen dunklen Augen. Sie setzten sich an den Tisch und sprachen von dem Festleben in den Dörfern.

„Da geht es wieder hoch her," sagte der Liberi. „Wir freilich merken nicht viel davon. Wenn nicht die Anzeigen an den Gemeinderat wegen Überschreitung der Polizeistunde wären, merkte man nicht, daß die Welt draußen ein Narrenhaus geworden ist."

Laurenz reckte den langen Körper. „Bah," meinte er, „es muß auch solche Zeiten geben, sonst wüßte man ja nicht, daß man jung ist."

Das schien den Liberi merkwürdig zu treffen.

„Es gibt Leute, die nicht wissen, daß sie es je gewesen sind," sagte er und sah nachdenklich über den Tisch.

Mabel betrachtete heimlich die beiden Männer und verglich sie, den bäumigen Laurenz, der von Jugend und Lebensdurst strotzte und im Augenblick fast nach einem Tagedieb aussah, und den schmächtigeren Liberi, dem die Stirn vom Arbeiten bleich und furchig war.

Jetzt wandte sich der Laurenz an sie: „Sie sollten einmal sehen, Fräulein Mabel, wie es auf so einem Tanz zugeht."

Mabel errötete. Sie hatte nie an so etwas gedacht. Nun schoß ein Verlangen in sie hinein: Ja, ja, das möchtest du einmal erleben.

Der Liberi hatte nicht auf die Worte des Laurenz geachtet. Er dachte auch nicht daran, daß die Mabel in den Jahren sei, in denen dergleichen Dinge für sie reiften.

„Kommen Sie mit mir, heute abend," lud Laurenz das Mädchen ein.

Da erst blickte der Liberi auf und sah, wie Mabel schwankte.

„Geh doch, wenn es dich freut," ermunterte er.

Sie wehrte sich zuerst: „Nein, nein, ich wüßte nicht, was ich da tun sollte." Auch war ihr im Augenblick, da sie das sich verwirklichen sah, was sie heimlich gewünscht, es sei doch viel schöner, in der Stille bei Liberi zu sitzen.

„Es geht donnerslustig zu, heute abend," pries Laurenz an, und Mabel war jung und dachte an ein Kleid, das sie oben im Schrank hängen und zu Burgweil noch gar nie gezeigt hatte.

„Versuch es halt," redete Liberi ihr wieder zu, „du kannst ja heimkommen, sobald es dir nicht gefällt."

„Geht Ihr mit, Vetter Liberi?" sagte sie plötzlich und nahm seine Hand, die auf dem Tisch lag.

Sein Blick wurde sehr ernst. Er schüttelte den Kopf.

Da wußte sie, daß seine Gedanken nach dem Krankenhause unten im Tal gegangen waren. Sie schalt sich selbst, daß sie ihn aufgefordert hatte.

Er sagte: „Ich hole dich dann ab."

„Nur nicht zu früh," meinte Laurenz, der aufgestanden war. Seine Augen waren all die Zeit wohlgefällig über die Gestalt der Mabel hin und her spaziert. Es wurde ihm warm. Er brannte immer gleich lichterloh, wenn er ein hübsches Mädchen sah, und es war ihm jetzt, sakerlott, als stehe er vor einem besonderen Glücksabend.

Er schlug dann vor, daß er Mabel um die und die Stunde abholen werde. Endlich sagte er mit tolpatschiger Ehrlichkeit: „Und dann wollen wir das Sie daheim lassen und reden, wie hierzuland Burschen und Mädchen miteinander reden."

„Tut das," stimmte der Liberi bei.

„So auf Wiedersehen, Maitli," sagte Laurenz, hielt Mabels Hand und hielt sie fest und lange, als wollte er sie gar nicht mehr gehen lassen.

Herrgott, Herrgott, den Abend mit der da!

Er stampfte ganz erfüllt von der neuen Begegnung ins Freie hinaus . . .

## Siebentes Kapitel.

Mabel und der Liberi hatten den Tag über nicht weiter von dem gesprochen, was am Abend werden sollte. Liberius hatte Amtsgeschäfte. Mabel machte sich im Hause zu tun. Es war eine zwiespältige Unruhe in ihr. Im einen Augenblick schalt sie sich närrisch, daß sie sich um die friedliche Abendzeit mit Liberi bringen wollte. Im nächsten klang es ihr wie Geigen und Pfeifen in den Ohren, und neugieriges Verlangen machte ihr Herz klopfen.

Die Uhr tickte indessen die Stunden ab und stellte die Zeiger auf diejenige, zu welcher es für Mabel Zeit wurde, sich bereit zu machen. Sie hatte den Liberi nicht mehr gesehen. Leute gingen bei ihm aus und ein. Gerade jetzt war der rote Gisler drinnen und holte von dem Geld, das der Liberi für ihn gesammelt.

Mabel zögerte. Immer noch schwankte sie zwischen Gehen und Bleiben. Dann faßte sie etwas wie Verstimmung. Es schien ihr plötzlich, als ob der Liberi über seiner Arbeit ihrer ganz vergessen habe.

Gerade da trat er zu ihr in die Wohnstube: „Bist du denn noch nicht angezogen, Mädchen?" fragte er freundlich, um ihr Vergnügen besorgt.

Mabels Stimmung schlug um. Sie konnte gar nicht anders. „Ich will lieber bei Euch bleiben, Vetter Liberi," sagte sie.

Er lachte sie aus und sagte, sie könne dem Laurenz, der jeden Augenblick hier sein werde, doch nicht noch einen Korb geben.

Der Gedanke, daß sie sobald schon abgeholt werden würde, jagte eine neue Erregung in sie hinein. Sie ging nach ihrer Kammer hinauf, lief zuletzt und kleidete sich in unglaublich kurzer Zeit um.

Der Laurenz kam inzwischen, den Hut ein wenig schief auf dem Blondhaar, das Gesicht von Tanz und Wein schon leise erhitzt; denn er pflegte mit Festen früh anzufangen. Im Knopfloch seines dunklen Anzuges steckte ein grellrotes Bändchen, das Zeichen, daß er den Tanzfranken bezahlt hatte.

Der Liberi mußte wieder von seinem Schreibtisch aufstehen und ein paar Worte zu ihm sagen.

Mabel trat zu den Männern. Wie damals, als sie von Amerika gekommen war, trug sie ihr dunkles Haar in Schneckenform an den Schläfen aufgewunden.

Der Laurenz stutzte. Herrgott, wie hübsch sie war! Sein Herz hämmerte wie ein Dampfschläger.

„Ade, Vetter Liberi," sagte die Mabel. Als sie die Hand in die Arnolds legte, kam das Bedauern zurück. Es riß sie förmlich zu sagen: Nein, jetzt mag ich doch nicht. Aber sie durfte sich nicht lächerlich machen. „Nicht wahr, Ihr werdet kommen, Vetter Liberi," bat sie, „und nicht zu spät."

Liberius nickte, tätschelte ihr auf die Schulter und wünschte ihr Vergnügen. Er gab auch dem Laurenz die Hand und trat an der Wohnstubentür zurück. Sie gingen allein durch den Flur, er hörte noch, wie sie einander nach Landessitte duzten. Dann fiel die Haustür zu. Er war allein.

Er begab sich an seinen Schreibtisch zurück und beugte sich über ein Register, in das er Einträge machte. Er hörte noch immer das Zufallen der Tür und — und —

Welche Stille dahinten blieb!

Er sah sich in der Stube um. Es war zum erstenmal, seit langer Zeit, daß die Mabel nicht da war. Hm! Hm! Jetzt — jetzt tanzten sie drüben! Jetzt waren sie dort jung und vergnügt. Er hörte, sah, wie es in dem Wirtshaus zuging. Früher hatte ihn die Fastnachtsgeschichte nie gekümmert. Er

hatte nie daran gedacht, mit der Therese hinzugehen. Aber heute! Hm! Warum sollte er nicht einmal dabei sein, wenn es irgendwo lustig ging?

Es zog ihn hinüber. Es litt ihn nicht auf seinem Stuhl. Er stand auf, ging an den Bücherschrank, sah in irgendeinen Band hinein, faßte sich wieder, schrieb und stand abermals auf. Hatte er Angst um die Mabel? Er — er konnte sich gar nicht darein finden, daß sie nicht hier war. Und dieses merkwürdige unruhige Verlangen, nach Auchhaben, was die Jungen hatten! Es machte ihn unstet.

Auf einmal fiel sein Blick auf eine Korrespondenzkarte, die auf dem Tisch lag. Sie war mit Bleistift geschrieben. Von der Therese stammte sie und war die erste, die sie vom Bett aus schrieb. Es hieß darin, daß er sie nun bald holen könne. Das traf ihn wie ein Vorwurf.

Das Blut stieg ihm heiß auf. Er hob beide Fäuste und preßte sie an den Kopf. Was war denn mit ihm? War er denn nicht mehr Herr über sich?

Er ging ein paarmal durch die Stube auf und ab und wurde ruhiger. Jetzt kam er an der Stelle vorbei, wo im Regal die alte, vergriffene Bibel stand. Er nahm sie heraus und schlug sie im Stehen auf. Er las das erste Kapitel, das ihm sich auftat. Es war der 116. Psalm. „Aber ich rief an den Namen des Herrn: O, Herr, errette meine Seele," hieß es da. Er stellte das Buch an seinen Ort zurück. Dann konnte er eine Weile arbeiten.

Es dauerte wohl eine Stunde, bis er nach der Uhr sah. Es war nahe an Mitternacht geworden. Jetzt mußte er wohl die Mabel holen gehen! „Laß sie doch," redete er sich selber zu. „Sie soll einmal vergnügt sein. Du kommst ihr zu früh, wenn du jetzt gehst." Aber nun zog die Uhr immer wieder seinen Blick an. Endlich nahm er Hut und Stock und machte sich auf den Weg.

Auf der Straße war es still, aber das Gedudel der Tanzmusik aus dem „Adler" klang schon von weitem herüber. Er schritt langsam darauf zu. Dabei merkte er, daß sein Herz schneller vorwärts wollte, aber er zwang sich zum gleichmäßigen Schritt.

Der Adlersaal war lang, niedrig, mit bunten Papierkränzen geschmückt. Es war schwer, sich einen Durchgang zu erzwingen; denn die beiden Türen waren von Zuschauern besetzt. Am einen Saalende standen Tische und Stühle. Da saßen die Angehörigen der Tanzenden und taten diese in den Pausen sich gütlich. Am entgegengesetzten Ende war das mit rotem Tuch ausgeschlagene Musikpodium. Der Saal war voll Rauch, Staub und Dunst. Eine bunte Menge wogte darin.

Der Liberi blieb auf der Schwelle stehen und hielt aus dem Knäuel der Leute heraus Ausschau auf das Gewirr der Tanzenden. Er erblickte Mabel sogleich. Sie tanzte mit Laurenz und drehte ihr bleiches Gesicht mit dem schwarzen Haar immer wieder der Tür zu, als ob sie jemanden suche. Jetzt begegnete sie seinen Augen, und in demselben Augenblick stand sie still und machte sich von ihrem Tänzer los. Das wurde ihr nicht leicht; denn

der Laurenz hielt sie fest und war erstaunt über ihr Tun. Er folgte ihr, als sie auf den Liberi zuschritt.

„Ihr seid lange nicht gekommen, Vetter Liberi," sagte sie und nahm seine Hand. Die ihre war eiskalt. Auch sah sie müde und wie erschreckt aus.

„Ich meinte noch jetzt zu früh zu kommen," erwiderte er. Nun er sie wieder sah und sie so alles zu vergessen schien, sobald er da war, wurde ihm auf einmal ganz leicht zumut.

Sie standen in der Nähe der Wirtstische. Die Leute, die daran saßen, rückten zusammen. „Setzt Euch, Gemeindeschreiber," luden Bekannte ein.

„Ich möchte heim," bat Mabel, den Arm in den Liberis gehängt. Es war etwas kindisch Drängendes an ihr, wie wenn sie nicht schnell genug aus dem Saale fortkommen könnte.

„Jetzt wird es erst recht schön," wendete der Laurenz ein, der dicht hinter ihr stand. Er streckte die Hand nach ihr aus, schien schon ganz vertraut mit ihr und maßte sich etwas wie Gewalt über sie an.

Sie schüttelte seine Hand von sich. „Nein, nein, ich muß heim," widerstrebte sie. „Ich bin es nicht gewohnt, so lang zu tanzen."

Sie suchte offensichtlich eine Ausrede. Sie wollte gegen ihn nicht unhöflich sein. Es schien sogar, als ob sie Angst habe, ihm weh zu tun.

Der Liberi fühlte, wie die Hand zitterte, die auf seinem Arm lag. Er wollte ihr helfen und sagte: „Es ist wirklich später, als ich dachte."

Einem Bekannten, der ihn nochmals zum Niedersetzen nötigen wollte, erwiderte er: „Ich gehöre jetzt nicht ins Wirtshaus, bin nur das Mädchen holen gekommen."

Seine Gedanken gingen dabei zur Therese hinaus, und sie fragten ihn ernsthaft, wie es ihr ginge.

Als er nachher mit Mabel und von Laurenz gefolgt der Tür zuschritt, steckten sie die Köpfe zusammen und werweißten, wie es mit der Therese noch kommen werde, ob sie lange werde leiden müssen und dergleichen mehr.

Die beiden Männer traten indessen mit Mabel ins Freie. Laurenz schien gute Lust zu haben, die zwei anderen nach Hause zu begleiten, aber da weder der Liberi noch Mabel ihn zum Mitgehen aufforderten, blieb er stehen und versuchte noch einmal, das Mädchen zum Umkehren zu bewegen.

„Hörst, wie sie jauchzen," sprach er sie an.

Die Tanzmusik und das Aufjauchzen übermütiger Burschen klang auf die Straße hinaus.

„Kannst denn wirklich schon fort? Jetzt, wo es am schönsten ist," drängte er weiter.

Sie stand neben dem Liberi und schwieg.

Der Laurenz nahm das für Unentschlossenheit und vielleicht hatte er recht.

„Komm doch," drang er in sie und faßte nach ihrer Hand.

Sie wich zurück. „Jetzt sind wir hier, jetzt gehen wir auch," entschied sie.

Es klang wirklich wie leise Reue; aber sie machte sich bei diesen Worten schon auf den Weg. „Ade, und vielen Dank," rief sie, sich noch einmal umdrehend.

Der Liberi folgte ihr.

Laurenz trat zögernd in das Wirtshaus zurück.

Im Dorf war der Föhn wach; denn es wollte Frühling werden. Der Winter war zäh, und lange Kämpfe erst brachten jenem da wieder Wohnstatt. Aber der Föhn war sein Vorbote. Er raunte in den Gassen und weckte geheimnisvolle Stimmen in der Nacht. In seinem Atem schwangen ein paar Wirtshausschilder leise klappernd und knarrend hin und her, Dachtraufen rannen. Es tönte, als flüsterten Menschen mit bösem Gewissen verstohlen an den Hausecken. Auch unter dem schmutzig gewordenen, harten Straßenschnee trieben verborgene Schmelzbäche ihr Wesen. Der Himmel war schwarz, aber übersät mit Sternen, die unruhig flackerten.

Noch immer war Mabel ein paar Schritte voraus, und sie und Liberi hatten noch kein Wort miteinander gewechselt. Jetzt trat sie neben ihn.

„Was für eine reine, freie Luft hier draußen ist," sagte sie und atmete tief. „Man spürt schon den Frühling, meine ich."

„Eine Weile wird es noch dauern," sagte der Liberi.

Sie erwiderte: „Wir wollen ganz langsam gehen, Vetter Liberi. Es ist eine so schöne Nacht."

Der Liberi fühlte, wie sie den Hauch dieser Nacht einsog und wie dabei in ihr selber sich gleichsam etwas glättete und beruhigte. Ihr Gesicht war bleich unterm Tuche. In den Augen jedoch war dieselbe flackernde Unruhe wie droben in den Sternen.

„Ich habe mich wohl noch nie so auf den Frühling gefreut wie jetzt," begann sie wieder. „Ich will dann viel im Freien sein. — Nehmt mich dann mit, Vetter Liberi, wenn Ihr ins Holz müßt und auf die Alpen," fügte sie hinzu.

„Du kannst freilich mitkommen," antwortete er. „Ich will dir ein Stück von unserem kleinen Lande zeigen. Es ist der Mühe wert, es anzusehen."

Sie näherten sich dem Hause.

Noch vor der Tür sagte Mabel: „Ich gehe gern mit Euch, Vetter Liberi, man ist bei Euch so daheim."

Er gab darauf keinen Bescheid, aber in ihm selber sprach es um so ungestümer. Er hätte auch sagen können: Ich gehe gern mit dir. Nun er sie wieder hatte, fühlte er erst, wie sehr sie ihm die paar Stunden gefehlt.

Sie traten in die Wohnstube. Mabel nahm Liberi den Überrock ab. Dann fiel ihr ein, daß er im Wirtshaus nichts genommen hatte.

„Kann ich Euch noch Wein holen oder Milch?" fragte sie.

Er verneinte, sagte, daß sie wohl müde sein müsse und hieß sie eilig zu Bett gehen.

Wie still es wieder rings um sie war! Kein Mensch als sie beide mehr wach! Sie spürten es wohl.

Aber Mabel gehorchte und ging, Jacke und Tuch über den Arm gelegt, zur Tür. Plötzlich kam sie noch einmal zurück. Der Schein der Lampe lag auf ihrem glänzend schwarzen Haar, und sie machte große, erschreckte Augen. „Vetter Liberi, ist es möglich, daß man von der Mutter etwas erben kann?" fragte sie.

Er wußte nicht, was sie meinte. „Wieso?“ fragte er.

„Etwas so wie ein Fieber,“ antwortete sie, näherkommend, „etwas, von dem man fühlt, daß es nicht recht ist.“

Er begriff. Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen, daß sie Angst gehabt, länger beim Tanz zu bleiben, und daß es ihr doch Mühe gekostet hatte, sich loszumachen. Der Laurenz! Der Laurenz war im Spiel! Der war ein Mädchennarr. Der hatte auch ihr schon den Kopf verdreht, wie es schien.

„Geh schlafen,“ redete er ihr zu. „Du bist aufgeregt. Wenn es dich morgen noch quält, wollen wir dann davon sprechen.“

Sie gehorchte und ging.

Der Liberi begann durch die stillen Stuben zu wandern. Jetzt in diese, dann in jene zurück, ohne zu wissen, was er tat. Er legte sich auch zu Bett, aber nur um umsonst nach Schlaf zu suchen. Die Gedanken ließen ihm keine Ruhe. Die Mabel und der Laurenz, wenn aus dem etwas würde! Wenn die Mabel wieder fort ging! Herrgott, das leere Haus! Aber *mußte* das nicht einmal kommen? Sie würde doch einmal heiraten! Und — und — auf ihn, den Liberi, der fast ihr Vater sein konnte, auf ihn würde sie doch nicht warten können und wollen! — — Was? Hatte er noch immer diese Gedanken?

Das mußte jetzt überwunden werden, *mußte* jetzt still gemacht sein.

Allmählich gewann er die Gewalt über sich zurück. Es leuchtete dann zum erstenmal eine seltsame Geduld in ihm auf. „Kannst du nicht warten?“ sagte er sich. „Vielleicht kommt deine Zeit noch. Kannst du nicht Geduld haben? Wenn der Herrgott will, dann macht er schon alles recht.“

Er sah am anderen Tag blaß aus. Die schlaflose Nacht, die Unruhe, die an ihm fraß, zeichneten ihm Spuren in sein Gesicht.

Mabel fiel das auf, als sie ihn schreibend am Tisch sitzen sah. Es drängte sie hin zu ihm, sie hätte ihm die Hand auf die seine legen, ihm ein gutes Wort sagen mögen. Aber er schaute von der Arbeit nicht auf, und so fragte sie nicht, ob ihm etwas fehle, sondern entfernte sich wieder.

Der Tag nahm seinen Lauf. Der Laurenz sah einmal herein und wollte sich nach der Mabel erkundigen und wie es ihr gestern gefallen. Sie war aber drüben beim Großvater und kam nicht, und so ging er nach geraumem Zögern wieder hinweg, da der Liberi einsilbig war und ihn nicht zum Bleiben aufforderte.

Der Liberi wußte, daß der Bursche bald wieder kommen würde. Man sah ihm ja an, daß er in Flammen stand.

Der Laurenz stellte sich auch wirklich wenige Tage später abermals ein. Da war nun der Liberi nach Zürich gegangen und Mabel allein zu Haus. Zu ihr setzte er sich in die Wohnstube und tat, als ob er sich gleich für ein paar Wochen da häuslich niederlassen wollte. Er begann mit allerlei Anzüglichkeiten, die zeigten, daß Mabel ihm eine treue Tänzerin gewesen war. So redete er Dinge daher, wie: „An dem Abend haben wir es aber scharf genommen, gelt?“ — „Alles hat wissen wollen, warum du schon fort seiest.“ —

„Dann haben sie aufbegehrt, daß du immer mit mir getanzt habest." — „Recht anfassen tust einem doch noch beim Tanzen, nicht so wie andere."

Von den Wortstichteleien ging er zu tätlichen Neckereien über. Er stand vom Tisch auf und machte sich in die Nähe des Fensterplatzes, wo Mabel im Stuhl der Therese arbeitend saß. Er hielt ihr die Stricknadel fest, dann bog er sich ganz zu ihr nieder und musterte den Strumpf, als verstände er etwas davon. Als er den Arm um Mabels Schulter zu legen versuchte, stand sie auf und warf das Strickzeug zornig beiseite. Ihr Gesicht war mit Blut übergossen. Auf seine Reden hatte sie nicht geantwortet und immer mit schwer lesbarem Gesichtsausdruck auf die Arbeit niedergesehen. Jetzt zeigte sie ihm, daß sie nicht die Mabel vom Tanzabend war.

„Laß das," verwies sie ihm mit blitzenden Augen sein Gebaren.

Er war ernüchtert und verlegen. „Potz, potz," sagte er und machte ein dummes Gesicht. Kleinlaut geworden, änderte er das Gespräch. Er erzählte ein wenig von daheim, was er tat und trieb. Daß es Zeit sei, jetzt wieder seßhaft und arbeitsam zu werden. Seine Natürlichkeit und die Erkenntnis, die sie aus seinen Worten schöpfte, daß er kein Ganzjahrfaulenzer war, stimmten Mabel milder. Sie stand ihm Rede und gab ihm auch freundlich die Hand, als er nach einer Weile aufbrach. Als er fragte, ob er manchmal wiederkommen dürfe, sagte sie nicht nein. Freilich tat sie dabei, als bemerkte sie nicht, wie er sie wissen lassen wollte, daß er ihretwegen komme, sondern fügte hinzu: „Die Base Therese wird dann wieder da sein."

Mabel Arnold hatte eben wieder in des Liberis Nähe gelebt und die Stille geatmet, die um ihn war. Der Laurenz war ihr anders erschienen als jüngst auf dem Tanzboden. Es blieb ruhig in ihr, und sie sah ihn gleichgültig wieder gehen.

Zwei Tage später kam der Liberi zurück und brachte die Therese mit. Er hatte telegraphiert, daß ein Wagen an die Bahn geschickt würde, und Mabel sorgte für warme Stuben; denn draußen war ein so naßkalt gehässiges Wetter, daß einem davon selbst im Hause fröstelte.

Das Wetter gebärdete sich am tollsten, als der Einspänner, der den Gemeindeschreiber und seine Frau brachte, unterwegs nach Burgweil war. Es regnete und der Föhn brauste. Er faßte den Regen und schlug wie mit tausenden von nassen Peitschenschnüren durch das Tal. Als der Wagen des Adlerwirts vor dem Hause des Liberi hielt, troff das kleine braune Pferd von Wasser. Der Knecht stieg brummend vom Bock; er hatte den Mantelkragen hochgeschlagen und den Hut tief ins Gesicht gedrückt. Dabei fehlte nicht viel, so glitt er aus, als er den Fuß auf die Erde setzte; denn unter den Pfützen, die der Regen unablässig speiste, lagen Reste von Schnee und Krusten von Eis.

Der Liberi verließ den Wagen zuerst. Mabel und die Magd traten aus dem Hause. Auch Thomas Arnold kam herüber, um nach der Tochter zu sehen, und um die Gadenecke schaute der Knecht neugierig nach dem Vorgang in der Straße. Der Wind aber warf sich zwischen Haus und Wagen, als wollte er den ganzen Haufen Menschen hinwegfegen. Er bewarf sie mit

Regen, der ihnen eisig ins Gesicht stach, faßte die Röcke der Weiber, brachte sie zum Flattern und riß dem Fuhrknecht doch noch den tiefgestülpten Hut vom Schädel, ihn im tollen Wirbel die Gasse entlang rollend.

Der Liberi stemmte sich gegen den Sturm und half der Therese aussteigen. Mabel sah ein abgezehrtes, totenbleiches Gesicht und meinte, daß die Base kleiner geworden sei. Der Liberi stützte die Kranke. Auch ihr Vater faßte sie unter einem Arm. So führten sie sie ins Haus.

In der Stube machte sie selbst sich von den Männern los. „Ich kann mir schon allein helfen," sagte sie und entledigte sich des Mantels.

Der Vater fragte, wie es ihr gehe, und sie gab mürrisch und kurz Bescheid: Wie werde es gehen? Geflickt und geheftet. Aber eine Weile denke sie es schon noch zu machen.

Sie ging mit nicht ganz sicheren Schritten hinaus, im Hause herum und dann wieder in die Stube zurück, wo Mabel inzwischen für sie eine Suppe auf den Tisch gestellt hatte. Eine seltsame, graugelbe Strähne zog sich auf ihrem Kopfe von der linken Schläfe nach hinten. Sie mutete sich aber wohl mit dem Herumgehen und Sehen, ob noch alles am rechten Fleck stand, zu viel zu; denn als sie sich wirklich vor die Suppe setzte, geschah das mit einer Bewegung des Zusammenbrechens und einem leisen Ächzen.

Thomas Arnold entfernte sich und dachte, daß die Tochter während ihrer Abwesenheit nicht umgänglicher geworden sei. Der Liberi ließ die Tür seiner Arbeitsstube offen und beobachtete die Therese, um beispringen zu können, wenn es nötig war. Nur Mabel blieb stumm und mitleidig in der Nähe des Tisches stehen.

Die Therese, nachdem sie ein paar Löffel Suppe gegessen hatte, drehte sich vom Tisch ab und saß geduckt, wie wenn ihr eine Faust in den Nacken gefahren wäre und sie zum Ducken gezwungen hätte. Sie atmete schwer, und ihre Augen irrten unruhig und wie etwas suchend herum. Diese großen, braunen Augen lagen tief in den Höhlen, wie bei einer Hungernden. Endlich brach sie das Schweigen, indem sie sich auf einmal halb nach Mabel umwendete und ohne sich aufzurichten, immer mit dem gleichen, ausspähenden Blick, fragte: „So bist also nicht nach Seedorf gegangen?"

Die Frage erhielt eine merkwürdige Bedeutung dadurch, daß die Augen der Therese über die Gestalt der Mabel hinweg glitten, in die Nebenstube hinüber schlichen und in gleicher Weise den Liberi betrachteten, als wollten sie an beiden etwas erraten, was als Geheimnis zwischen ihnen war.

Mabel errötete, und das Herz schlug ihr. Wie damals, als der Vetter Liberi ihr von dem Wunsch der Base gesprochen hatte, erfaßte sie jetzt wieder ein Gefühl aus Zorn, Staunen und Unsicherheit gemischt. Was hatte die Therese für einen Verdacht?

„Ich habe keine Lust gehabt, zu gehen," sagte sie trotzig.

Die Therese schien die Sache vergessen zu haben. Ihr Blick wanderte jetzt planlos an der nahen Tür. Auf einmal sagte sie: „Ich will mich jetzt legen."

Sie stand mühsam auf, wehrte Mabel, als sie sie stützen wollte und schlürfte, Schritt für Schritt, der Stütze mehr als bedürftig, nach der Kammer.

Der Liberi kam. Er hatte alles gehört und gesehen und schritt an Mabel vorbei, ohne sie anzublicken.

Diese hörte, wie die Therese laut sagte: „Was willst denn? Ich habe dich doch nicht gerufen."

Er antwortete ihr nicht, aber er blieb bei ihr, und Mabel meinte zu wissen, daß er der Ermatteten gegen ihren Willen Hilfe leistete.

## Achtes Kapitel.

„So bist also nicht nach Seedorf gegangen?"

Mit dieser selben merkwürdigen Frage begann die Therese den andern Tag. Sie kam zum Morgenbrot ganz früh und merkwürdig rüstig, wie wenn die eine Nachtruhe ihr einen reichlichen Teil ihrer Schwäche vertrieben hätte. Wieder glitten dabei ihre Augen von der Mabel zu Liberi.

Die beiden antworteten nicht darauf, hatten nur ihre eigenen Gedanken darüber und trugen sie mit in ihr Tagwerk hinein.

Das Tagwerk begann für alle. Auch die Therese nahm das ihre auf, das allerlei Hausarbeit bedeutete, die jetzt sonst Mabel obgelegen. Diese ging ihr an die Hand. Sie sprachen nicht viel zusammen, aber abgesehen von dem seltsamen Wort bei Frühstück war die Base freundlich, als bräche die suchende Liebe wieder durch ihr Wesen, die schon früher Mabel entgegengestrebt hatte. Der Liberi war wenig zu sehen. Er hatte eine Ratssitzung drüben im Amtszimmer, eine Holzvergebung nachher, bei welcher unablässig die Bauern aus- und einstampften. Dann kam der Pater Sigbert von einer Todkranken, die eine letzte Verfügung treffen wollte und holte ihn fort.

Manchmal des Tages gingen Mabels Gedanken zu dem Vetter Liberi und wunderten sich, was wohl er empfinden möchte, nachdem die Base zweimal so merkwürdig gefragt hatte. An den Laurenz dachte sie nie. Es war merkwürdig, wenn sie ihn nicht sah, kümmerte er sie nicht.

Der Laurenz wußte das vielleicht. Man hätte es meinen sollen; denn er stellte sich schon am zweiten Tag, nachdem die Therese heimgekehrt war, wieder ein. Er fand die beiden Frauen in der Stube. Mabel wand Garn, und die Therese hielt den Strang. Dem Laurenz gab es in der Tür einen Ruck, als er das Gesicht der Therese sah. Der saß ja der Tod in den dunklen, hungernden, glimmenden Augenrädern, mit denen sie einen ansah. Er erkundigte sich aber nach ihrem Ergehen.

Schon bei seinem Eintritt war etwas wie eine Spur von Rot auf die Wangen der Kranken getreten. Ihre Züge gewannen einen lebhaften Ausdruck.

Er gab beiden Frauen die Hand. Die Therese bemerkte, wie Mabel dabei errötete.

„Ich bin bald daheim hier," sagte der Laurenz.

„Wieso?" fragte die Therese.

Mabel fiel ein: „Ich habe es Euch noch nicht erzählt, Base, wir sind auf dem Tanz gewesen zusammen, der Laurenz und ich."

Die Augen der Kranken leuchteten auf. Sie bog sich im Stuhl vor, und ihre durchsichtigen, unsicheren Hände hoben sich ein wenig, wie wenn sie sie in einer plötzlichen Freude dem Laurenz entgegenstrecken wollte.

Der sagte: „Seitdem schaue ich alle Augenblicke einmal herein. Wir sind ganz gute Freunde, die Mabel und ich."

Er trat nahe und vertraulich an das Mädchen heran.

Abermals flog es wie Feuer durch dessen Gesicht.

„Ich wollte dich einladen," fuhr er fort, „einmal zu uns herauf zu kommen. Der Vater und die Mutter würden sich freuen, wenn du einmal kämest. Vielleicht begleitet dich der Liberi an einem Sonntag. Ich würde euch dann mit dem Fuhrwerk abholen."

Die Therese zitterte. Eine merkwürdige Erregung litt sie nicht mehr in ihrem Stuhl. Sie stand auf. „Geh nur," sagte sie zu Mabel. „Du kannst einmal sehen, wie es die Leute schön haben."

Sie schien alte, verlorene Kräfte wieder zu gewinnen. Ganz mit der raschen Art ihrer gesunden Tage trat sie zum Wandschrank, entnahm ihm die Flasche mit Branntwein und setzte dem Laurenz ein Gläschen vor. Dann ließ sie die beiden im Gespräch beisammen, nicht um sie allein zu lassen, sondern weil sie selber einen Augenblick allein sein mußte. Das Herz klopfte ihr merkwürdig, als ob ihm ein engendes Band abgesprungen wäre. Es war in ihrer Abwesenheit etwas Neues aufgegangen. Der Laurenz und die Mabel! Der Laurenz glühte, das sah ein Blinder. Und die Mabel! Hm, wenn sie auf dem Tanz mit ihm gewesen war und so rot wurde, wenn er kam, sah sie ihn wohl auch gern, mußte ja, den hübschen, hablichen Menschen!

Die Therese überlegte. Ein kleiner Zweifel drängte sich in ihre Freude. Der Liberi? Nein! Wie sollte auch? Der war viel zu alt für die Mabel! Der Laurenz paßte tausendmal besser zu ihr. Und der Laurenz war viel schöner und stattlicher und —

Der kleine Zweifel regte sich zum zweiten Mal. Warum fand sie selber den Laurenz nicht dem Liberi überlegen? Bah, war sie nicht eine alternde Frau? Die andere Empfindungen hatte als so ein junges Ding wie die Mabel?

Der Zweifel wurde stiller. Die Freude kam zurück uud verwandelte sich in Eifer. Wenn die zwei einander wollten, so wollte sie, Therese, schon mithelfen.

Die Neugier trieb sie in die Stube zurück. Sie mußte noch mehr von den beiden sehen.

Die Mabel lehnte drüben an der Tür zu Liberis Stube, die leer war. Der Laurenz war im Begriff, wieder zu gehen.

„Nun," fragte die Therese, „was habt ihr ausgemacht?"

„Sie will einmal kommen. Ich hole sie dann," gab der Laurenz Auskunft. Dabei streckte er Mabel die Hand hin und faßte die ihre fest. Er zog sie mit freiem Wesen näher zu sich heran, aber sie stieß ihn heftig zurück und verließ, ihre zornige Aufwallung nicht verbergend, noch vor ihm die Stube.

„Sie ist eine spritzige," sagte der Laurenz lachend zu Therese, „aber sie ist eine, wie man sie hier herum nicht sieht."

Die Therese lächelte und klopfte ihm vertraulich und mit halber Bedeutung auf die Schulter. Sie begleitete ihn ein Stück in den Flur hinaus.

Als er gegangen war, schien sie frischer denn zuvor. Mabel zeigte sie von da an ein viel herzlicheres Wesen.

Diese war ins Freie gegangen, wo der Föhn noch immer Meister war, der Himmel aber blaue Stellen und die Erde Spuren von Sonne hatte. Die Vorfrühlingsluft wehte stärker, spürbarer über Wiesen und Wegen. Mabel bot die Stirn dem Winde. Es tat ihr wohl, und sie atmete freier. Was hatte sie nur, wenn der Bursche, der Laurenz, ihr nahe kam, wenn er sie ansah oder gar anfaßte? Es wurde ihr Angst in seiner Nähe, und doch überlief es sie wie ein Wohlbehagen, wenn er ihr schöntat. Sie seufzte. Dann fiel ihr der Liberi ein. Sie hatte Verlangen nach ihm. Bei ihm war es still. Es tat ihr weh, an die Zeit zu denken, da sie mit ihm allein gewesen, und daß es jetzt nicht mehr so gut war, der — der Base wegen.

Noch während ihre Gedanken so zu Liberius gingen, sah sie ihn über einen nahen Wiesenhügel herauf kommen. Er war im Kantonsrat gewesen, wo er als Vertreter der Gemeinde Burgweil saß. Vor ein paar Wochen hatten sie ihn da unten zum Präsidenten gewählt. Den besten Mann im Land, hatte ihn eine Zeitung genannt. Er kam in seinem schwarzen Anzug, den weichen Filzhut auf dem Kopf, langsam heraufgestiegen. Jetzt ging er an einem Hause vorbei. Der Bauer, der dort wohnte, trat heraus. Der hatte ihn wohl kommen sehen, stand nun vor ihm und sprach ihn an. Er war ein großer Mann und bog den Kopf tief, als stehe er vor einem Machthaber. Jetzt trat auch seine Frau hinzu, und Mabel konnte unschwer erkennen, daß auch in ihrem Wesen, dem Liberi gegenüber, etwas fast Demütiges war. Sie wußte wohl warum. Der Liberi hatte eine schwere Gült auf ihrem Land, und sie hatten Unglück und konnten schon seit zwei Jahren nicht zinsen. Dennoch hatte der Gemeindeschreiber das Geld noch nicht gekündigt.

Jetzt gingen sie auseinander. Der Liberi reichte beiden die Hand, freundschaftlich und wie begütigend.

Und jetzt kam er näher.

Mabel ging ihm entgegen. Es zog sie. Sie konnte nichts dafür. „Ich habe Euch von weitem kommen sehen, Vetter Liberi," sagte sie, als sie ihn erreichte.

Sie gaben einander die Hände, und Liberius hielt die Mabels fest. Ganz, als käme es von selber. So schritten sie Seite an Seite bergan. Sie sah, daß sein Mund ein wenig zuckte. Aber er fragte, was sie hieher bringe, und sie antwortete, daß sie nur eben einen Augenblick an die Luft gegangen sei.

Er meinte, man atme das Drängen und Treiben, das in der Tiefe der Erde sei und fühle in sich selber ein Wachsen. „Man erquickt sich am neuen Werden," fuhr er fort, „und ist begierig, es noch oft zu erleben. Und man glaubt um diese Zeit am aufrichtigsten an eine ewige Güte."

Sie gingen immer noch Hand in Hand. Mabel war es feiertäglich zumut. Ein Gefühl tiefer Geborgenheit erfüllte sie.

Vielleicht hatte der Anblick seines eigenen Hauses die Wirkung, daß der Liberi sich seiner Frau erinnerte. Er begann von ihr zu sprechen. „Wir Gesunde vergessen aber, daß es Leute gibt, die den letzten Frühling erleben."

Unwillkürlich lösten sich ihre Hände. Mabel sah ihren Begleiter scheu an. Er hatte einen strengen Ausdruck im Gesicht. Aber, als sie durch die Haustür traten, legte er einen Augenblick sanft die Hand auf ihre Schulter.

Die Base Therese fragte nicht, woher sie kamen und warum sie zusammen gegangen, saß auch nicht wie ein Haufen Elend zusammengekauert in ihrem Stuhl, sondern war lebendig und gesprächig wie nie vorher und, wenn sie auch dem Liberi gegenüber wortkarg blieb, so gönnte sie ihm doch an diesem Tage, wo es nötig war, eine Ansprache. Der Mabel erzählte sie ihre Erlebnisse im Spital und sprach auch einmal vom Heiraten, und daß es gut sei, wenn ein junges Mädchen heutzutage eine rechte Versorgung finde.

Thereses Wesen hatte freilich etwas Unnatürliches, Nervöses und Aufgepeitschtes. Ein grelles, plötzliches Licht stand vor ihren Augen. Der Laurenz und die Mabel! — Sie gab sich nicht Rechenschaft, weshalb das sie so packte und alle ihre Erwartungen spannte. Es bildete ein Gegengewicht für die Furcht, daß zwischen Mabel und dem Liberi etwas sein oder werden könnte. Diese Furcht hatte sie gequält und gefoltert. Sie liebte eben den Liberi, obwohl sie es selbst nicht ahnte, und obwohl sie ihm offen und versteckt Feind war. Sie beobachtete ihn auch, besonders beim Schlafengehen. Das war die einzige Zeit, da sie manchmal ein Wort, das nicht gerade sein mußte, wechselten. Sie lauerte, ob sie in seinem Aussehen oder seinem Blick etwas finde, was seine Gefühle für Mabel verraten könnte. Aber sie fand nichts. Er war von einer stillen, gleichmäßigen Ruhe und von einem großen Ernst, und das einzige Außergewöhnliche, was er einmal sprach, war: „Wir haben früher nie zusammen ein Vaterunser gesagt, Therese. Wir könnten das vielleicht jetzt manchmal tun."

Da konnte sie ihm doch nicht widersprechen, sie, die ihm immer gegrollt hatte, weil er nicht an den Gebeten teilnahm.

Von diesem Tage an beteten sie zusammen vor dem Schlafengehen. Aber es war kein mechanisches Hersagen einer Formel, sondern des Liberis Stimme war immer seltsam bewegt dabei. Es war vielleicht das einzige Zeichen ihrer Zusammengehörigkeit, das sie einander gaben.

Bald nach Thereses Rückkehr kam Pater Sigbert nach ihr zu sehen. Er saß bei ihr in der Stube. Die Tür gegen die Schreibstube war geschlossen. Sie waren noch nicht lange im Gespräch, so erzählte die Therese von Laurenz Indergand, und daß er beinahe alle Tage ins Haus komme.

„Meinetwegen kommt er nicht," scherzte sie mit schlecht verhehlter Freude.

„Da gibt es am Ende eine Hochzeit?" meinte der Pater, der große Mann in der braunen Kutte, der im Herzen ein Kind war.

„Es gibt, scheint's, bald eine Hochzeit in Euerem Hause, Gemeindeschreiber," wiederholte der gleiche tolpatschige Blondbart, als er vor dem Weggehen noch zu dem Liberi hinüber ging.

„Wieso?“ fragte dieser erstaunt.

„Nun der Laurenz und die Mabel,“ antwortete der Pater.

Vielleicht errötete der Liberi. Es ging eine Bewegung durch seine Züge, die einem Heißwerden der Stirn glich. „Ich weiß nicht,“ antwortete er. „Die Sache ist wohl noch nicht so weit.“

Das war mit einem Zittern in der Stimme gesagt, als fragte er gleichzeitig sich selber heimlich: Ja, bin ich denn blind? Ist denn etwas geschehen, was ich nicht weiß?

Der Pater sprach weiter und gab seinem Erstaunen Ausdruck, wie munter die Therese sei.

„Wer weiß,“ sagte er, „sie sieht gerade so aus, als hätte sie Lust, alles Ärztewissen zu schanden zu machen. Vielleicht wird sie gar wieder gesund. Und vielleicht — solche Mahnungen und Prüfungen können einen Menschen völlig verwandeln — vielleicht bekommt Ihr noch die beste Frau in der Welt, Liberi.“

Der Liberi nickte und sagte ein-, zweimal ein Ja. Aber er hatte die Worte des Paters nur ganz von ferne gehört. In seinen Ohren summte es. Er mußte die Zähne zusammen beißen, daß er auf dem Stuhl sitzen blieb und noch immer zuhörte, was der andere daherredete.

Endlich verabschiedete sich dieser.

Als er gegangen, stand Liberius Arnold hinter der Tür, die der Besuch eben zugemacht hatte, ließ den Kopf und die Arme hängen und grübelte. Was war das? Wirklich die Mabel und der Laurenz? Der Gedanke war ja nicht neu. Aber so im Ernst hatte er selber ihn nie gedacht. Es war eine Möglichkeit. Aber sie war ihm bisher wie zum Lachen erschienen. Und jetzt sah sie wie eine Wahrscheinlichkeit aus. — Und seine, Liberis Hoffnung! Er hatte sie töten wollen, allein in diesem Augenblick wachte sie wieder auf und war wie ein ängstlich flatternder Vogel. Er konnte diese unruhige, angstvolle Hoffnung nicht einfangen und zum Schweigen bringen, er mußte auf sie achten. Die Mabel, die Mabel! Sie war jung, aber manchmal hatte ihm geschienen, daß sie an ihm, dem viel älteren hänge, und — wenn er frei wäre, er getraute sich schon mit dem Laurenz zu wetteifern und — eines Tages — vielleicht nicht allzulanghin würde er frei sein und ein Recht haben! Wenn es doch Zeit hätte bis dahin! Wenn noch nichts sich entschiede! Die Therese — es konnte ja nicht mehr allzulange mit ihr dauern! Dann, dann —

So redete die Hoffnung.

Dann kam die Verzweiflung und stieß die Schwester beiseite. „Was für ein Schuft bist du, Liberi?“ raunte sie ihm zu. „Baust dein Glück auf den Tod auf, auf den Tod einer, für deren Leben und Gesundwerden du beten solltest!“

Auf dem Flecke, wo er stand, legte er die Hände zusammen und rang nach Selbstbeherrschung. Aber die flatternde Hoffnung war immer noch da und das scheltende Gewissen, und es war von ihnen eine Verwüstung ohnegleichen in seiner Seele.

Am Abend, als Therese der Mabel gute Nacht wünschte, teilte sie ihr mit,

daß der Laurenz dagewesen. Morgen wolle er sie holen, damit sie den früher besprochenen Besuch bei seinen Eltern mache. Mit dem eigenen Wagen wolle er sie holen.

Mabel erschrak. Sie hatte nicht mehr an die Sache gedacht, wohl aber gemerkt, daß die Base gern und mit einer gewissen Absichtlichkeit von Laurenz sprach. Was wollte sie mit ihm? Der Laurenz machte ihr, Mabel, den Hof! Sie hatte bis jetzt nicht darüber nachgedacht, wollte nicht darüber nachdenken, aber jetzt ließ das Benehmen der Base sie vermuten, daß der Bursche Ernst machen wolle. Das ängstigte sie. Sie — sie liebte ihn nicht, wenigstens schien es ihr so, daß die Verwirrtheit, die in seiner Nähe sie immer erfaßte, nicht die rechte Liebe bedeute. Was tun?

Sie konnte nicht ohne Rat bleiben. Und sie beschloß, mit dem Liberi über die Sache zu sprechen. Der war ein Freund, zu ihm hatte sie Vertrauen.

Der Liberi saß in seiner Stube.

Mabel lauschte hinüber, näherte sich der Tür und stieß leise die nur angelehnte auf.

Der Vetter hörte sie nicht. So sah sie, daß er gar nicht schrieb, sondern über seiner Bibel saß, die Ellbogen aufgestützt und den Kopf in die hohlen Hände gelegt. Seine Finger lagen an der hohen Stirn, als ob er damit die Gedanken herausklopfen wollte.

Sie trat ein und zog unwillkürlich die Tür hinter sich zu. Die Base brauchte nichts zu wissen.

Wie sie nun vollends im Zimmer stand, schien es ihr schwer, von dem anzufangen, was sie hatte sagen wollen.

Der Liberi blickte immer noch nicht auf.

Sie tat einen Schritt gegen ihn.

Da hob er den Kopf ein wenig, aber er sah aus wie einer, den Fieber schüttelt. Ganz merkwürdig sah er aus.

„Vetter Liberi," begann sie.

Sie wollte ihn fragen, was ihm fehle und trat ganz zu ihm hin.

Da nahm er ihre Hand in seine beiden, streichelte sie und hielt sie fest. Er sah, daß sie sich ängstigte und tat das unwillkürlich, um sie zu beruhigen.

„Habt Ihr wieder Kummer, Vetter Liberi?" fragte sie.

„Wer hat keinen, Kind?" antwortete er. „Was hast du gewollt?" fragte er dann.

„Vetter Liberi," begann sie, „geht Ihr morgen mit nach Sparingen? Ihr wißt ja, der Laurenz kommt mit dem Wagen."

„Ich kann morgen nicht," erwiderte er. Er sah in ihr Gesicht auf, und es überlief ihn heiß. Es riß ihn vom Stuhl auf, daß er mit den Armen die Mabel packe. Er zitterte. Aber er blieb sitzen.

Die Mabel sagte: „Ich gehe nicht gern allein, Vetter Liberi."

Da antwortete er plötzlich: „Das ist ein Weg, wo ich doch einmal zurückbleiben muß, früher oder später."

Jetzt spürte sie seine furchtbare Erregung. Sie lief durch seine Hände, die noch immer die ihren hielten, auf sie über.

Im gleichen Augenblick ließ er sie los.

Es war ihr fast, er habe sie von sich gestoßen. Die Base fiel ihr ein. Sie hatte gewollt, daß sie nach Seedorf sollte. Sie hatte seltsam gefragt, damals nach ihrer Heimkehr. Und jetzt — jetzt wollte sie sie eilig an den Laurenz verkuppeln. Der Liberi aber — sie sah ihn an. Sie fühlte in diesem Augenblick, daß er das Beste war, was sie auf der Welt hatte. Sie spürte auch, daß er ihr gern ein Wort — ein Wort sagen möchte. Und — und daß er es nicht tat, weil — es Sünde war. Und sie selbst schwieg auch — nicht aus Angst vor der Sünde, aber weil sie wußte, daß er sie nicht angehört hätte.

Jetzt sprach er mit Mühe: „Der Laurenz ist kein ungerader Mensch, Mabel. Er wird ganz recht werden, wenn er sich die jungen Hörner noch etwas mehr abgestoßen hat. Du mußt es dir recht überlegen."

Sie fuhr auf, wie gestochen. „Ich will ihn nicht," stieß sie heraus, und ihre Augen glitzerten in Zornträuen.

Dann lief sie aus der Stube.

Am andern Tag fuhr sie doch mit dem Laurenz. Sie hatte sich weigern wollen. Aber die Base hatte sie so merkwürdig angesehen und der Liberi ruhig und fest gesagt: „Du hast keinen Grund, ihn mit dem leeren Wagen wieder heimzuschicken."

So fuhr sie, den Laurenz neben sich und in der Gabel vor dem Wagen sein neues Militärpferd, einen großen, schönen Braunen mit viel Lebhaftigkeit, der eine starke Hand zur Führung brauchte. Auf der Fahrt redete der Laurenz allerlei zärtliches und anzügliches Zeug. Daß er ans Heiraten denke, und sie werde schon wissen, wem es gelte, und dergleichen. Ein paarmal versuchte er auch, den Arm um ihre Hüfte zu legen. Aber sie verwies ihm das und zeigte sich kühl und zurückhaltend.

Dennoch konnte sie sich einem Eindruck von Wohlgefallen nicht entziehen, den das stattliche Geschirr, der stämmige Bursche selbst, dann das Indergand-Haus, ein uraltes, prachtvolles Holzgebäude mit allerlei Schnitzwerk und Dutzenden von Fenstern, die Ställe voll Vieh, die Weiden, die vielen Knechte und endlich der alte Indergand und sein Weib, ruhige, freundliche, unabhängige Leute, auf sie machten.

Wohl wehrte sie sich auch auf der Heimfahrt wieder, als der Laurenz sich Freiheiten herausnahm, aber sie tat es mit halbem Herzen. Seine Nähe wirkte wieder auf sie seltsam, wie betäubend. Sie fühlte sich unglücklich darob und verachtete sich selbst.

Erst als sie vor der Tür der Gemeindeschreiberei wieder anlangten, atmete sie auf.

Der Liberi trat heraus, und als sie ihn erblickte, fiel es wie Gewichte von ihr. Der Laurenz aber war ihr plötzlich lästig.

(Schluß folgt.)

# Die Genesis der Emser Depesche.

Von

Richard Fester.

(Schluß.)

## X.

Eine Stunde nach Absendung der verhängnisvollen Weisung, um acht Uhr, las Gramont in einer soeben eingetroffenen Meldung Benedettis die inhaltsschweren Worte: „Herr von Bismarck wird morgen in Ems erwartet." Daran schloß sich in dem Telegramm die Bitte, sofort abreisen zu dürfen, wenn die Mitteilung des Königs nicht völlig befriedigend ausfalle. Das Mitternachtstelegramm entgegnete darauf, Benedetti solle bis auf weiteres bleiben und dem Grafen Bismarck wie dem König sagen, daß die französische Regierung keinen Hintergedanken hätte, keinen Kriegsvorwand suchte und nur verlangte, aus einer schwierigen Lage, die sie nicht selbst geschaffen hätte, auf eine ehrenvolle Weise herauszukommen.

Noch am 11. Juli hatte Lesourd in Berlin zu den Gesandten Österreichs und Spaniens gesagt, er werde abreisen, da niemand zum Verhandeln da sei, und jetzt die Nachricht: Bismarck kommt! Ob Benedetti wohl an den Juli 1866 gedacht hat, als er zum ersten Male in Nikolsburg einem gereizten Löwen gegenübertrat? Seine Mission war gewiß schwer und wäre noch schwerer gewesen, wenn nicht die immer gleiche Höflichkeit des Königs und die Rückendeckung in Koblenz sie ihm erleichtert hätten. Jetzt aber durfte er den finsteren Blicken der Offiziere in des Königs Gefolge entnehmen, was ihm bevorstand und gab seinem Verlangen, das unheimliche Ems verlassen zu dürfen, in dem Augenblicke, als die Verhandlungsmöglichkeit näher gerückt wurde, einen fast naiven Ausdruck.

Nicht minder aufschlußreich ist das Pariser Mitternachtstelegramm. Benedetti ist kein Löwenjäger. Gramont bildet sich ein, es zu sein und hat in den letzten Tagen nichts unterlassen, Bismarck zu reizen, um ihn aus seiner Varziner „abstention" herauszulocken. Da trifft die Nachricht ein, daß es gelungen sei, und sofort versteckt er seine Waffe und beteuert in Worten, wie sie ihm seit Beginn der Krisis nicht mehr über die Lippen gekommen waren, seine aufrichtige Friedensliebe. Denn Olliviers Redaktion dieser Worte ändert nichts an der Tatsache, daß Gramont sie gebilligt und in einer Wiederholung des Telegrammes eine halbe Stunde später im wesentlichen unverändert gelassen hat. Ohne sich dessen bewußt zu werden, duckt er sich vor dem sichtbar werdenden Gegner.

So bestätigen gerade die Feinde Bismarcks und seiner Politik den Eindruck des mächtig heranbrausenden Gewitterssturmes, dem sich noch kein Leser seiner Erinnerungen entzogen hat. Wer wäre ihm noch nicht in Gedanken gefolgt, wie er am Morgen des 12. mit Keudell und Bucher im Wagen aus Varzin aufbricht. Die Fahrt durch Wussow, der Lufthieb als Antwort auf den Gruß des Ortspfarrers, die Einfahrt in den Hof der Berliner Ministerwohnung gehören zu den Bildern, die man wie Höhepunkte des eignen Lebens nicht wieder vergißt. Auch die historische Kritik kann uns die Freude daran nicht verderben. Die trockene Feststellung, daß Bismarcks Zug die Station Schlawe um 11 Uhr passierte und in Berlin abends 6 Uhr einlief, bereichert uns, weil sie uns die heiße Eisenbahnfahrt mitmachen läßt, und wir danken es Hohenlohe-Ingelfingen, daß wir mit ihm Zeuge werden dürfen, wie Bismarcks Wagen, vom Stettiner Bahnhof kommend, an der Ecke der Wilhelmstraße und der Linden dem russischen Staatskanzler Fürst Gortschakow begegnet, die Equipagen einen Augenblick halten, und die beiden mächtigen Staatsmänner sich die Hände schütteln. Dann stehen wir neben dem Sekretär Roland, als er dem Bundeskanzler die Stöße von Briefen und Telegrammen zweier Tage überreicht, und wundern uns, da wir zu den Eingeweihten gehören, nicht mehr, mit Roon auch den allgemein in Kreisau geglaubten Generalstabschef Moltke eintreten zu sehen.

Ein anderes aber ist die lebendige Anschauung des von der äußeren Erscheinung gefangen genommenen Begleiters und das Wissen des Vertrauten. Wer in Bismarcks eignen Erzählungen auch seine Gedanken am 12. Juli zu besitzen glaubt, vergißt, daß die Rückschau über den Krieg und die Emser Depesche hinweg auch ihm die Dinge anders erscheinen ließ, als er sie am 12. gesehen hat. Nur eine Wißbegierde, die jeden Winkel kennen möchte, kann darüber täuschen, daß über den Pariser Vorgängen Tageshelle liegt. In Bismarcks Gewitterstimmung am 12. leuchten keine gleichzeitigen Selbstzeugnisse hinein, aber wir dürfen vielleicht hoffen, sie eher zu fassen und zu begreifen, wenn wir uns eine lebendige Vorstellung der europäischen Lage am Morgen und Abend des Tages des Sigmaringer Verzichtes zu verschaffen suchen.

Zwei Punkte bedürfen vor allem der Klarstellung, das Verhältnis zu Süddeutschland und das Verhältnis zu Rußland.

Der bayrische Ministerpräsident Graf Bray-Steinburg hat am 18. Juli in einer Landtagsrede die Wirkung der französischen Garantieforderung in die knappen Worte zusammengefaßt: „Von hier ab ändert sich die Natur der Sache. Die spanische Kandidatur verschwindet, die deutsche Frage beginnt." Eine Periodisierung, gegen die sich auch heute nichts einwenden läßt, wenn man nicht vergißt, daß auch die schroffsten historischen Temperaturwechsel nicht unvermittelt aufzutreten pflegen. Die Garantieforderung war die letzte Konsequenz der Erklärung vom 6. Juli. Das Verschwinden der am 12. zurückgezogenen Kandidatur und der Beginn der deutschen Frage datieren daher nicht erst vom 13., sondern müssen zwischen dem 6. und 13. Juli gesucht werden. Noch sind wir nicht so weit, die Wandlungen in der öffentlichen Meinung und in der Haltung der süddeutschen Regierungen Tag für Tag verfolgen zu

können. Wir wissen zwar, daß die bayrische klerikale und die württembergische demokratische Presse ihrem fanatischen Preußenhasse treu geblieben sind, bis die gewaltige nationale Leidenschaft ihre Stimme erstickte, aber wir entbehren noch immer einer Sammlung, die in wörtlichen Auszügen streng chronologisch geordnet, mit sorgfältiger Scheidung von Morgen- und Abendblättern sämtliche noch erreichbaren süddeutschen Preßurteile über die Kriegsgefahr bis zum 14. Juli vereinigte. Zusammenfassungen der Julistimmung und herausgegriffene Zitate können dafür nicht entschädigen. Immerhin dürfen wir aus wieder ausgegrabenen Artikeln der „Süddeutschen Presse", der „Badischen Landeszeitung" und des „Schwäbischen Merkur" vom 8., 9., und 10. Juli folgern, daß der französische Gesandte in Stuttgart, Saint-Vallier, gut unterrichtet war, als er Gramont am 10. Juli die Bestürzung und den Schrecken der öffentlichen Meinung über seine Erklärung vom 6. meldete. „Man gibt uns allgemein — urteilte er — in der Hauptsache recht, aber man bedauert, daß uns das Gefühl unseres guten Rechtes nicht größere Mäßigung in der Form hat geraten erscheinen lassen."

Noch stritten sich das Bedauern über die aufreizende Politik Bismarcks und das Befremden über die Heftigkeit der französischen Antwort um die Herrschaft, aber der „Schwäbische Merkur" durfte es doch wagen, den wüsten Schimpfereien der partikularistischen Blätter über die Hohenzollernsche Frechheit und Heuchelei das tapfere Bekenntnis entgegenzusetzen, daß der Siegespreis eines Krieges unfehlbar die sofortige Vollendung des deutschen Staates sein würde.

Dasselbe Bild des Schwankens mit der Tendenz zum Umschwunge zeigen uns die spärlichen diplomatischen Zeugnisse über die Haltung der Regierungen. Am Vormittag des 12. nimmt Varnbüler nach Saint-Valliers Bericht das Rundschreiben Bismarcks „froid et évasif" entgegen, am 13., nach dem Verzicht, ist er in Verzweiflung, preußische Sympathien zeigen zu müssen, obwohl er nur befürchtet, aber noch nicht weiß, daß Frankreich weitere Garantien fordert. In Bismarcks Weisungen für die Presse wird dementsprechend am 13. Juli der ausweichenden Antwort der württembergischen Regierung gedacht, während er am 14. der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung den Wink gibt, die loyale Haltung Württembergs gegen das „Mißverständnis" einiger Blätter in Schutz zu nehmen. Nach dem, was Thile am 12. dem Engländer Loftus erzählte und König Wilhelm am 13. seiner Gemahlin schrieb, müssen jedoch Varnbüler wie Bray schon am 10. Juli dem Umschwunge Rechnung getragen haben, indem sie den Casus foederis für den Fall eines französischen Angriffskrieges gegen Preußen ausdrücklich anerkannten.

Noch am 9. Juli hatte Konsul Bamberg an Fürst Karl Anton geschrieben, er sei „von der Popularität der Idee, Preußen wegen der Hohenzollernkandidatur den Krieg zu erklären, wenn auch nicht überrascht, so doch frappiert." Allein schon am 10. spätestens, 48 Stunden vor dem Verzicht, drei Tage vor der Garantieforderung, begann die Gefahr einer deutschen Isolierung Preußens zu schwinden. Am 12., nach dem Verzichte, sollte sich auch das Verhältnis zu Rußland klären.

Man hat vielfach vermutet, daß bei dem Besuche des Zaren Alexander in Berlin und bei dem Gegenbesuche König Wilhelms in Ems im Mai und Anfang Juni 1870 feste Verabredungen für den Fall eines französischen Angriffskrieges gegen Preußen und für den Spezialfall einer Beteiligung Österreichs an diesem Kriege getroffen worden seien. Von den spanischen Aussichten Erbprinz Leopolds kann in Ems schon deshalb nicht die Rede gewesen sein, weil Bismarck dem König über die seit einigen Tagen wieder angeknüpften Verhandlungen zwischen Prim und den Hohenzollern erst am 4. Juni auf der Rückfahrt von Ems nach Berlin Vortrag erstattet hat. Mag man in Petersburg eine Witterung gehabt haben oder nicht, so schuf doch auch dort genau so wie anderwärts das vorzeitige Platzen der Bombe eine neue Situation, insofern zunächst wenigstens Preußen und nicht Frankreich als der eigentliche Angreifer erschien. Die Folge war, daß das Schwanken Rußlands zwischen der preußischen und der französischen Freundschaft, das vom Pariser Frieden von 1856 bis zur Kündigung des Rückversicherungsvertrages dem preußischen und deutschen „cauchemar des coalitions" seinen besonderen Charakter verliehen hat, einen Augenblick eine leise Tendenz zu Frankreich zeigte und zwar scheinbar auf seiten des Zaren stärker als auf seiten Gortschakows.

Napoleons durch Gramont am 6. Juli vermittelte Bitte um die guten Dienste Alexanders fiel daher in Petersburg auf fruchtbaren Boden. Aus den Berichten des Botschafters General Fleury ergibt sich, daß der Zar schon am 6. Juli nachmittags 5 Uhr einen Kurier nach Ems schickte mit einem Handschreiben, das nach Fleurys Vermutung „conseils de sagesse et d'abstention" zum Ausdruck brachte. Die Antwort Wilhelms hielt sich ganz auf der von Bismarck vorgezeichneten Linie, daß er für das Anerbieten der Spanier nicht verantwortlich sei, da seine Regierung den unmittelbaren Verhandlungen mit dem Erbprinzen völlig fremd geblieben wäre. Wenn Alexander nicht telegraphiert hat, so ist sein Schreiben in Ems am 9., dem Tage der ersten Audienz Benedettis, vormittags eingetroffen, während die Antwort des Königs offenbar mit der Chiffre des auswärtigen Amtes telegraphisch an die preußische Botschaft in Petersburg gesandt worden ist, weil sie dort schon am 11. Juli bekannt war. Alexander wandte sich darauf noch einmal an Wilhelm mit der inständigen Bitte, dem Erbprinzen den Verzicht zu befehlen, um die Spannung zwischen Frankreich und Preußen zu beseitigen, mit der die Souveräne dieser Länder in gleicher Weise rechnen müßten. Der diplomatische Sprachgebrauch scheidet sonst scharf zwischen télégramme und dépêche, Bericht. Man würde also auch hier, da Fleury ausdrücklich sagt, daß der Zar ihm seine „Depesche" an den König vorgelesen habe, an ein Handschreiben und Kurierbeförderung denken, wenn nicht Alexander den am 12. erfolgten Rücktritt mit seiner am Vormittag des gleichen Tages abgeschickten Mahnung in Zusammenhang gebracht hätte. König Wilhelm hat demnach noch am 12. Juli ein Telegramm des Zaren erhalten, das der Emser Beamte am Telegraphen mit ähnlichen Worten hätte begrüßen können, wie sein Kollege von der Feldtelegraphie 1866 das Vermittelungsanerbieten Napoleons. Wir kennen jetzt den Brief Alexanders, der den

Widerstand König Wilhelms gegen die Zweibundvorschläge Bismarcks und Andrassys gebrochen hat, und wissen, daß er die unter seinem Vater Nikolaus I. zur russischen Gewohnheit gewordene Mentorrolle auch seinem hochverehrten Oheim gegenüber nicht ganz ablegen konnte. Hier aber ging er weiter als in allen bekannten Fällen und machte sich Gramonts Forderung des Befehls zu eigen.

Wie aber auch sonst der Mentor das russische und nicht das Interesse des Zöglings vor Augen gehabt hat, so spricht die größere Wahrscheinlichkeit auch hier dafür, daß der Zar mit seiner Einmischung nur den Preis der russischen Freundschaft steigern wollte. Jedenfalls hätten sich Alexander und sein Kanzler nicht besser in die Hände arbeiten können. Während jener sofort den Wünschen Napoleons entgegenkam, trug Gortschakow schon in der ersten Besprechung mit Fleury am 7. Juli eine frostige Gleichgültigkeit zur Schau, gab aber zugleich zu verstehen, daß die „entente cordiale" zwischen Frankreich und Rußland gegen Zugeständnisse im Orient in der Richtung einer Revision des Pariser Friedens stets zu haben sei. Auch seine Absicht nach Wildbad zu fahren, war er bereit auf Befehl des Zaren aufzugeben, mit anderen Worten, wenn Napoleon die Gelegenheit beim Schopfe faßte. Erst als aus Paris nichts erfolgte, reiste er aus Petersburg am 10. Juli ab in Begleitung des preußischen Gesandten Prinz Reuß, wie sein Stellvertreter Westmann versicherte, um im Sinne seines Herrn in Berlin die friedlichsten Ratschläge zu geben, in Wahrheit, um sein Eisen jetzt an der Spree zu schmieden.

Vor seiner Abreise hatte Gortschakow dem französischen Botschafter sagen lassen, daß ihm seine Aufgabe in Berlin durch die Heftigkeit der Erklärung Gramonts vom 6. Juli sehr erschwert sei. In Berlin aber, wo er am Morgen des 12. Juli eintraf, würde er vermutlich, wie Alexander in seinem Telegramm an König Wilhelm, dem Unterstaatssekretär v. Thile seinen unerbetenen Rat aufgedrängt haben, wenn sich nicht zwei unvorhergesehene Ereignisse dazwischengeschoben hätten: Bismarcks Ankunft und die aus Paris kommende Meldung des Rücktrittes. Als er auf einer Spazierfahrt nach dem Tiergarten Bismarck zufällig begegnete, hat er vielleicht von der großen Neuigkeit noch nichts gewußt; als er Bismarck am Abend des 12. besuchte, konnte ihm dieser die inzwischen von der Pariser Botschaft eingelaufene Meldung entgegenhalten. Die guten Ratschläge, die er seinem „Schüler" zugedacht hatte, waren mit einem Male in Paris weit nötiger als in Berlin. Von wem auch die Initiative ausgegangen sein mochte, der Kriegsvorwand war mit dem Rücktritte beseitigt, und „sagesse" und „modération" konnten, statt von Wilhelm und Bismarck, im Augenblicke nur von Napoleon und Gramont verlangt werden.

Zu den von Caprivi dem Reichstage mitgeteilten Aktenstücken gehört auch das Telegramm, das Gortschakow in Gegenwart des Prinzen Reuß am Nachmittag des 13. auf die Nachricht neuer Forderungen an die russischen Botschaften in Paris und London aufgegeben hat. Wenn der russische Staatskanzler darin sein Befremden ausspricht, daß die französische Re-

gierung den preußisch-französischen Zwischenfall durch die freiwillige und vollständige Verzichtleistung des Erbprinzen nicht als erledigt ansehe, so dürfen wir wohl annehmen, daß er nach seiner Unterredung mit Bismarck am 12. bereits in einem Telegramm der Hoffnung Ausdruck gegeben hat, daß der Zwischenfall erledigt sei. Nach Lage der Dinge kann sich das Gespräch der beiden Staatsmänner am 12. eigentlich nur um die Frage gedreht haben, was werden die Franzosen beginnen. Weitere Erörterungen hatten wenig Zweck, solange die Parole „Abwarten" lautete, aber Bismarck durfte jetzt doch eher die Hoffnung schöpfen, Gortschakow davon zu überzeugen, daß die Interessen Rußlands bei einer „entente cordiale" mit Preußen besser gewahrt seien. Auch am 13. ist es wohl noch nicht zu der preußisch-russischen Abmachung gekommen, die der russische Geschäftsträger am 5. August Gramont mit den Worten ankündigte, daß die Mobilmachung Österreichs die Mobilmachung Rußlands und ein Angriff Österreichs auf Preußen den Angriff Rußlands auf Österreich zur Folge haben würde. Gerade die Tatsache, daß Bismarck den deutschen Gesandtschaften Preußens das Telegramm Gortschakows vom 13. Juli als diplomatischen Erfolg telegraphiert hat, spricht dagegen. Aber der erste Schritt zur Verständigung ist dieses Telegramm doch gewesen, und seine Vorgeschichte weist auf die abendliche Konferenz vom 12. Juli zurück.

Die ersten erfreulichen Nachrichten aus Süddeutschland, auf die Thile am 12. und König Wilhelm am 13. Bezug nehmen, hat Bismarck, da sie nicht mehr nachgeschickt werden konnten, offenbar aus Rolands Händen entgegengenommen, während er über Gortschakows schon am 10. erfolgte Abreise bei seinem Aufbruche aus Varzin wohl durch ein Telegramm des Prinzen Reuß bereits unterrichtet war. Er fuhr also am Morgen des 12. recht eigentlich ins Ungewisse hinaus mit dem Vorsatze, in Berlin vor Abgang des Nachtzuges nach Ems sich der russischen Freundschaft zu versichern, in Ems den „Gesprächen" seines Königs mit Benedetti ein Ende zu machen. Der Lufthieb galt seiner nächsten Aufgabe, Benedetti aus dem Lahntale höflich, aber bestimmt hinauszukomplimentieren. Das Weitere überließ er Gott und den Franzosen. Da erhielt er in Berlin angekommen zuerst die beruhigende Post aus Süddeutschland und, nachdem er sich mit Moltke und Roon zu Tisch gesetzt hatte, die Pariser Meldung des Sigmaringer Verzichtes. In den Weisungen für die Presse, die er Busch am Morgen des 13. diktierte, hat er die in den Telegrammen Karl Antons angegebenen Beweggründe in weiterer Ausführung dem Erbprinzen zugeschoben, doch ließ er auch in einem Satze, den Busch in die Kölner Zeitung und den Hannöverschen Kurier gebracht hat, andeuten, daß „die Abdikation des Prinzen Leopold" infolge der Entrüstung über Gramonts Vorgehen für viele „eine unwillkommene Enttäuschung" sei. Wie hätte er auch eine Nachricht willkommen heißen sollen, die das Scheitern eines Lieblingsplanes besiegelte. Aber unerwartet kam sie ihm nicht, da er die Kandidatur schon seit dem 5. Juli aufgegeben hatte, und ihre Pariser Herkunft enthob ihn vollends der schweren Sorge, daß die Welt den unvermeidlich gewordenen Rücktritt zuerst aus Ems er-

fahren könnte. Wir alle haben uns durch die Betrachtungen des Fürsten über das zweite Olmütz in die Irre führen lassen. Der Rücktritt verbesserte vielmehr im Augenblick die Aussicht auf die süddeutsche Waffenhilfe und die russische Freundschaft. Zu einer Niederlage wurde er nur, wenn Gramont sich zufrieden gab und Benedetti sofort aus Ems abrief, oder König Wilhelm den Vorteil der Sigmaringer Initiative durch eigne Zugeständnisse wieder aus der Hand gab. Auf Gramont glaubte sich Bismarck verlassen zu dürfen, auf König Wilhelm um so weniger, weil die Fortsetzung seiner Reise nach Ems jetzt dem Zugeständnis gleichgekommen wäre, daß der Verzicht den Zwischenfall noch nicht beseitigt hatte. Seine nächste Sorge war, wie am Morgen, Ems, aber unter völlig veränderten Umständen. So kam er denn auf einen Beschluß zurück, den seine Ministerkollegen schon am Nachmittag des 11. Juli nach dreistündiger Beratung gefaßt hatten, um ihn auf die Nachricht, daß er selbst nach Ems berufen sei, wieder fallen zu lassen. Indem er die Weiterreise nach Ems aufgab, überließ er es dem Minister des Innern, v. Eulenburg, den König gegen Benedetti fest zu machen. Da aber Eulenburg in Ems am 13. Juli erst 15 Minuten nach 11 Uhr eintreffen konnte, wird Bismarck selbstverständlich an Abeken sofort seine Auffassung der Lage telegraphiert haben. Ob er dabei, wie Busch später aus seinem Munde gehört hat, so weit ging, mit seinem Rücktritt zu drohen, wenn Wilhelm Benedetti noch einmal empfinge, muß dahingestellt bleiben. Daß er in diesem Augenblick an seinen Rücktritt weniger als je gedacht hat, ergibt sich aus der ganzen Situation. Soweit sich die nächste Zukunft übersehen ließ, war statt der akuten Krisis, wie sie noch am Morgen bestanden hatte, jetzt eher eine schleichende Krisis zu erwarten. Nur daran wird er gedacht haben, als er nach Varzin telegraphieren ließ, er komme vielleicht in einigen Tagen zurück, nicht, wie wir alle gemeint haben, um sich nach Scheitern seiner Entwürfe aus dem Staatsdienst in freiwillige Verbannung zurückzuziehen[1]), sondern um seine unterbrochene Karlsbader Kur einstweilen fortzusetzen.

## X.

In den „Gedanken und Erinnerungen" erzählt der Fürst, er habe noch im Hofe seiner Berliner Wohnung, bevor er den Wagen verlassen hatte, Telegramme empfangen, „aus denen hervorging, daß der König nach den französischen Bedrohungen und Beleidigungen im Parlament und in der Presse mit Benedetti zu verhandeln fortfuhr, ohne ihn in kühler Zurückhaltung an seine Minister zu verweisen". Wie ein Dramatiker drängt Bismarck, was zwischen dem 6. und 12. Juli liegt, in die erste Szene zusammen, als ob er jetzt erst erfahren hätte, wie die Dinge in Ems eigentlich standen. In Wahrheit kann er nichts wesentlich Neues erfahren haben, da er über Benedettis zweite Audienz, den Anlaß seiner Reise, bereits unterrichtet war. Wenn ihm trotzdem der Eindruck einer Steigerung seiner Emser Sorgen in der Erinnerung

[1]) Dann hätte doch auch folgerecht das Telegramm an Johanna nicht lauten dürfen: „bleibt vorläufig", sondern: kommt, um unsere Sachen zu packen.

geblieben ist, so wird man eher annehmen dürfen, daß er durch die brieflich ausgesprochene Besorgnis Abekens angesteckt worden ist. Neue Verhandlungen waren am 12. Juli in Ems nicht in Sicht, da der König die Mitteilung seiner Antwort bis zur Ankunft des vor Benedetti verheimlichten Sigmaringer Kuriers verschoben hatte. Die einzige unmittelbare Gefahr sah Abeken darin, daß der König sich das Geheimnis des Verzichtes, das nachweisbar außer ihm nur Tresckow und Königin Augusta zu Mitwissern hatte, sich von Benedetti entlocken lasse, bevor die Nachricht zur Kenntnis der französischen Regierung gelangt sei, und seine Unruhe stieg noch, als Wilhelm den Botschafter zur Tafel zog. Der König aber hielt das Geheimnis, das ihm einen Stein vom Herzen genommen hatte, in so guter Hut, daß er das Militärkabinett in der stillen Vorbereitung für den Krieg ruhig fortfahren ließ und sich darauf beschränkte, seinem Tischgast zu eröffnen, ein Telegramm habe ihm die Ankunft der Antwort für den folgenden Tag angekündigt, mit dem Zusatze, er werde den Botschafter, sobald er sie in Händen habe, zu sich bitten lassen. Da Benedetti diese Eröffnung sofort um sechs Uhr nachmittags nach Paris telegraphiert hat, ist Bismarck also kurz nach sechs Uhr offenbar noch nicht durch die Meldung der in Aussicht gestellten dritten Audienz, sondern wahrscheinlich durch einen Stimmungsbericht Abekens alarmiert worden.

In Ems aber blieb dem 12. Juli durch die Vorsicht des Königs und durch den Umstand, daß Benedetti das erste Telegramm Gramonts über den Verzicht nicht verstanden hat, der Charakter einer Waffenruhe gewahrt. Weder Benedetti noch die weitere Umgebung Wilhelms wußte, was bereits ganz Paris und die leitenden Staatsmänner halb Europas in Aufregung versetzte. Benedetti erhielt die Nachricht in der Nacht, das offizielle Ems und das Badepublikum erfuhren sie erst am Morgen des 13. Juli durch das Extrablatt der Kölner Zeitung. Nur der König wird um die nämliche Zeit wie Bismarck in Berlin ein Telegramm der Pariser Botschaft über das Bekanntwerden des Verzichtes erhalten haben.

Die 1902 veröffentlichten Lebenserinnerungen Hermanns v. Chappuis haben unsere Kenntnis der Emser Vorgänge des 12. Juli noch um eine Szene bereichert, die eine kleine Literatur hervorgerufen hat. Chappuis sollte am Abend des 12. Juli als Adjutant des Prinzen Albrecht dem König eine Soupereinladung seines Bruders überbringen und war eben im Begriff, in der Trinkhalle seinen Auftrag auszurichten, als Abeken dem Könige ein Telegramm brachte. Chappuis will „deutlich die Erregung" Wilhelms bemerkt haben, als er „an eine Gasflamme herantretend, das Telegramm las", und erinnert sich, daß der König „wörtlich" gesagt habe: „Es ist dies die wichtigste Depesche, die ich je erhalten habe; sagen Sie meinem Bruder, daß ich wohl nicht Zeit haben werde zu kommen, da ich mit Abeken arbeiten muß; jedenfalls wartet nicht auf mich." Als Wilhelm dann doch verspätet zum Souper im Kurhaus erschienen sei, habe er sich statt Champagner Selterwasser ausgebeten, weil er „den Kopf sehr klar behalten" müsse.

Chappuis ist am andern Morgen außer Gehörweite auch Zeuge der Brunnenszene gewesen, und er hat, als bald darauf Werthers Bericht ver-

öffentlicht wurde, ohne der chronologischen Unmöglichkeiten zu achten, diesen mit dem Telegramme identifiziert, indem er die eben geschilderte Szene auf den 13. Juli verlegte. Man wird daher gut tun, den Superlativ in der Äußerung Wilhelms zu streichen und als historisch nur gelten zu lassen, daß der König mit der Wichtigkeit der empfangenen Nachricht seine halbe Absage motiviert hat. Trotzdem ist dieser Superlativ für Ollivier und einige Mitarbeiter der Sybelschen historischen Zeitschrift der Ausgangspunkt längerer Untersuchungen über den mutmaßlichen Inhalt jenes Telegrammes geworden. Wer sich des Unterschiedes zwischen vorsichtiger Forschung und historischem Romane bewußt ist, wird darin nur müßige Scharfsinnsübungen sehen. Der König hat, wie er am 12. seiner Gemahlin schreibt, stündlich drei bis vier Telegramme erhalten, und an aufregenden Nachrichten war auch an diesem Tage kein Mangel. Ob er in der Trinkhalle sich über das Eintreffen des Verzichtes in Paris oder über die eine empfindliche Saite berührende Mahnung Kaiser Alexanders oder ein Telegramm Bismarcks erregt hat, können wir natürlich nicht erraten. Nur so viel dürfen wir Chappuis entnehmen, daß auch Wilhelm dem 13. Juli, der ihn nun doch wieder allein Benedetti gegenüberstellen sollte, mit Sorgen entgegengesehen hat.

So ergibt sich schließlich trotz der Dürftigkeit und Brüchigkeit des deutschen Materials über den 12. Juli doch so viel mit Sicherheit, daß der König und Bismarck die Hohenzollernkandidatur mit dem Sigmaringer Verzicht als erledigt ansahen, Wilhelm in der Hoffnung auf Erhaltung des Friedens, Bismarck der Sorge um die europäische Isolierung Preußens enthoben, beide gespannt auf die ihnen noch unbekannte Stellungnahme Frankreichs und nach Maßgabe ihrer eigenen Stellung fest entschlossen, zunächst die bisherige Defensivstellung abwartend zu behaupten. Wir haben daher streng auseinanderzuhalten, wie und in welcher Reihenfolge die am 12. formulierten französischen Forderungen am 13. Juli an den König und Bismarck herangetreten sind. In Ems läßt sich das jetzt bis auf die Minute verfolgen, in Berlin nicht ohne einige chronologische und sachliche Lücken, aber doch auch mit größerer Sicherheit, als man vor Ermittlung der aufgedeckten Zusammenhänge anzunehmen gewagt hat.

Die Überlieferung über die bekannte Brunnenszene, den dramatischen Höhepunkt der Emser Tage, ist so ausgezeichnet, daß eine Legende daneben nicht mehr bestehen kann. Ein Telegramm Benedettis von halb 11 Uhr, ein um dieselbe Zeit geschriebenes Billett Wilhelms an Abeken, ein dreiviertel 3 Uhr abgesandter Brief des Königs an seine Gemahlin und der mit dem Abendzuge beförderte ausführliche Bericht Benedettis werden durch eine Aufzeichnung Abekens und in einigen Äußerlichkeiten auch durch Chappuis ergänzt. Nur für die Anknüpfung des Gesprächs versagt unser Material, doch fällt es auch da nicht schwer, die Verbindungslinie zu ziehen. Wir sehen beim Aufrollen des Vorhangs am Morgen des 13. Juli das gewohnte Bild. Der König bewegt sich zwanglos mitten unter den Badegästen, unter denen auch Benedetti bemerkt wird, im Gespräche mit seinem Bruder Prinz Albrecht, in einiger Entfernung gefolgt von den Flügeladjutanten Prinz Anton Radziwill,

Graf Lehndorff, dem Major von Kleist und Hauptmann von Chappuis. Da überbringt ihm Abeken das mit der Neunuhrpost eingelaufene Extrablatt der Kölner Zeitung, das ihm soeben der Badeinspektor Revisionsrat Baumann gegeben hat. Schwarz auf weiß sieht Wilhelm die Bestätigung, daß alles nach Wunsch gegangen ist. Paris hat den Verzicht schon am 12. Juli um 3 Uhr nachmittags gekannt. Die Rente ist dort gestiegen, und „man hält den Frieden für gesichert". Der Verzicht hat seine Wirkung getan, und der Beweis, daß die preußische Regierung nichts mit der Sache zu tun hatte, kann als erbracht gelten. Paris und alle Welt wissen, was Wilhelm selbst offiziell erst in einigen Stunden durch Stranz erfahren wird. Das muß sich auch Benedetti sagen, wenn er das Extrablatt liest. Der König läßt es ihm daher durch Radziwill bringen. Benedetti bringt es dem Adjutanten zurück, und als der König an ihn die Frage richtet, was er dazu sage, bricht er die Gelegenheit vom Zaun, sich des Gramontschen Auftrages zu entledigen. Zunächst weist er darauf hin, daß ihm die Nachricht nicht neu sei, schon seit gestern abend wisse er, daß Olózaga der französischen Regierung den von Karl Anton im Namen des Erbprinzen ausgesprochenen Verzicht mitgeteilt habe; diese Erklärung sei jedoch — fährt er fort — für seine Regierung wertlos, wenn der König nicht garantiere, daß die Kandidatur später nicht wieder aufgenommen werde. Wilhelm ist im höchsten Maße betroffen, daß die französische Regierung mit einer „neuen und unerwarteten" Forderung herausrücke, ehe er selbst aus Sigmaringen überhaupt eine Antwort habe. Benedetti aber läßt nicht los. „J'ai vivement insisté" heißt es in seinem Telegramm, „er wurde immer dringender und fast impertinent" in Wilhelms Brief an Augusta, und auch das Billett an Abeken läßt den Botschafter sein Verlangen „auf zuletzt sehr zudringliche Art" stellen. Nicht nur der Gedanke an Gramonts strikten Befehl muß Benedetti in diesem Augenblick beherrscht haben. Noch weiß er nicht, daß in zwei Stunden statt Bismarcks Eulenburg in Ems eintreffen wird und sucht, ehe das gefürchtete neue Bataillon in die Schlachtordnung rückt, seinen Vorteil sogar auf Kosten der höfischen Formen wahrzunehmen. Denn anders läßt es sich eigentlich nicht verstehen, daß der sonst so peinlich korrekte Diplomat sich nicht begnügt, den ausweichenden Hinweis des Monarchen auf die noch ausstehende Sigmaringer Antwort einstweilen respektvoll zur Kenntnis zu nehmen, sondern sich die Frage erlaubt, welchen Bescheid der König geben wird, wenn die Nachrichten aus Sigmaringen die Anzeige Olózagas bestätigen. Wilhelm aber macht dem peinlichen Auftritt ein Ende, indem er „sehr entschieden", wie er an Augusta, „zuletzt etwas ernst", wie er an Abeken schreibt, die Garantieforderung zurückweist, nicht ohne vorher noch auf das Absurde eines Versprechens hinzuweisen, das ihn unter Umständen nötigen würde, dem Kaiser entgegenzutreten, wenn es Napoleon selbst einfiele, die Kandidatur wieder aufzunehmen.

Das alles vollzieht sich an der Lahn, unmittelbar am Kurhaus, da, wo heute der Denkstein steht, mitten unter dem neugierig herandrängenden Badepublikum, das Prinz Albrecht und die genannten Offiziere zurückzuhalten suchen, ohne daß die Menge der Zeugen mehr von dem Vorfall begreift, als was sie mit

Augen sieht: die erregte Unterhaltung, den kurzen Verabschiedungsgruß des Königs und das eilige Verschwinden Wilhelms und Benedettis von der Promenade. Gedankenleser hat es am 13. Juli in Ems nicht einmal unter dem nichteingeweihten Gefolge des Königs gegeben. Sogar das Militärkabinett steht ganz unter dem Eindrucke der Pariser Meldung der Kölnischen Zeitung und nimmt, wie Albedyll schreibt, die unterbrochene Friedensarbeit wieder auf. Von der Sicherung der Festung Mainz vor plötzlichem Überfall ist nicht mehr die Rede, und die Offiziere wagen es wieder, an die für den 3. August geplante Enthüllung des Denkmals Friedrich Wilhelms III. im Lustgarten zu denken.

Während der König noch mit Benedetti sprach, saß Abeken bereits über den Einläufen der Neunuhrpost, las Werthers Bericht und dachte sofort: „Das hätte ich nicht geglaubt, daß der arme Werther ein solches Ende nehmen würde. Diese Depesche kann ich dem König gar nicht vortragen." Auch Eulenburg, den er gleich nach seiner Ankunft gegen halb 12 im Hotel Panorama aufsuchte[1]), war der gleichen Meinung, doch hatte Abeken den Inhalt des Berichtes natürlich sofort an Bismarck telegraphiert.

Inzwischen hatte der König in seiner Wohnung das Brunnengespräch in einem Billett an Abeken zu Papier gebracht und nahm gegen 11 Uhr die gewohnte Tagesarbeit auf. Schon waren die Vorträge des Hofmarschalls v. Perponcher, des Kabinettssekretärs Hofrat Borck und des Chefs des Zivilkabinetts Wilmowski erledigt, als gegen 12 Uhr Eulenburg gemeldet wurde. Wenn sich der Minister des Innern über diese Audienz Aufzeichnungen gemacht hat, so sind sie wohl kaum im auswärtigen Amte zu suchen. Vorläufig können wir nur feststellen, daß der König in Gegenwart Eulenburgs oder unmittelbar nach seinem Empfange den Bericht des Obersten von Stranz entgegengenommen hat, der Sigmaringen am 12. gegen 5 Uhr nachmittags verlassen hatte und in Ems nach dem Fahrplane 15 Minuten nach 12 Uhr angekommen war. Der Inhalt der Beratung Wilhelms mit Eulenburg ergibt sich aus dem Zwecke der Sendung des Ministers und aus dem Auftrage, den der König gegen 2 Uhr Radziwill erteilt hat. Benedetti behauptet, daß Wilhelm ihm auch auf der Brunnenpromenade die Zusage erneuert habe, er werde ihn nach Ankunft des Sigmaringer Kuriers zu sich bescheiden lassen. Da jedoch sein Telegramm und sein Bericht diesen Punkt unerwähnt lassen, darf man die Genauigkeit seiner späteren Erinnerung wohl bezweifeln. Eulenburg war gekommen, einen nochmaligen Empfang des Botschafters zu verhüten, und jetzt lag ein Fall vor, der auch dem Könige bewiesen hatte, wohin die Bloßstellung seiner Person führen mußte. Wo das sehr starke Gefühl seiner Würde in Frage kam, hätte auch Bismarck leichtes Spiel gehabt. An sich wäre für Wilhelm ein nochmaliger Empfang Benedettis ausgeschlossen gewesen, wenn er nicht wiederholt die persönliche Mitteilung der Sigmaringer

[1]) Prinz Albrechts Besuch muß um diese Zeit stattgefunden haben, da er nur Frau Abeken antraf. Vgl. Abekens Leben, S. 385, seine Äußerung: „Läßt sich denn gar nichts tun gegen die Frechheiten Benedettis."

Antwort zugesagt hätte. Nur um die Form dieser formellen Mitteilung kann sich daher die Beratung gedreht haben, mit dem Ergebnisse, daß Radziwill den Auftrag erhielt, dem Botschafter auszurichten: „Seine Majestät hätte vor einer Stunde, durch schriftliche Mitteilung des Fürsten zu Hohenzollern aus Sigmaringen, die vollkommene Bestätigung dessen erhalten, was ihm der Graf des Morgens in betreff der Verzichtleistung des Prinzen Leopold auf die spanische Thronkandidatur, als direkt aus Paris erfahren, mitgeteilt hätte. Seine Majestät sähe hiermit diese Angelegenheit als abgemacht an."

Benedetti hatte unmittelbar nach Abfassung seiner Meldung des Brunnengespräches das Mitternachtstelegramm Gramonts erhalten, wußte schon eine Viertelstunde nach Eulenburgs Ankunft, daß Bismarck wegen Reiseermüdung in Berlin geblieben sei, und sah daher beruhigter der Einladung zur Audienz entgegen, in der er die nachhinkende Begründung der Garantieforderung zur Geltung bringen wollte, als Radziwill bei ihm eintrat und durch seine Botschaft ihm zum Bewußtsein brachte, daß seine Emser Mission beendigt sei. Wenn er trotzdem, durch Gramonts neuste Instruktion veranlaßt, den König um eine Audienz bitten ließ, so ist er innerlich sicher von der Aussichtslosigkeit dieses Schrittes überzeugt gewesen. Auf Radziwills Frage nach dem Grund seines Begehrens gab er zwei Wünsche seiner Regierung an, die er dem Könige nahezulegen beauftragt sei: zum ersten, daß Wilhelm die Verzichtleistung des Erbprinzen approbiere, zum zweiten, daß er die von Benedetti schon am Morgen verlangte Versicherung erteile. Die Erfüllung des zweiten Wunsches hätte die Approbation eingeschlossen. Indem Benedetti Approbation und Garantie trennte, rechnete er also darauf, wenigstens jene durchzusetzen und seine Mission mit einem halben Erfolge abzuschließen.

In der Tat zeigte es sich, daß der König dem Appell an ein schon am 9. Juli gemachtes Zugeständnis nicht unzugänglich war. Als Familienoberhaupt war er mit dem Verzichte ebenso einverstanden, wie früher mit der Annahme der Kandidatur. Warum sollte er jetzt zurücknehmen, was er am 9. und 11. versichert hatte. Anstatt sich zu sagen, daß sein Zugeständnis vom 9. und 11. durch die Garantieforderung von heute morgen beiseite geschoben sei und unter den neuen Umständen eine ganz andere Bedeutung als vor zwei Tagen gewinnen würde, schickte er Radziwill, der diese Botengänge nicht diplomatisch, sondern wie eine militärische Ordonnanz auffaßte, ein zweitesmal zu Benedetti, um die Approbation zuzusagen, im übrigen aber ohne Berührung des Audienzgesuches auf seine Morgenantwort zu verweisen. Die Folge war, daß Benedetti noch einmal auf seine Bitte um eine Audienz zurückkam, weil er dem Könige neue Argumente für die Garantieforderung unterbreiten möchte.

Darüber war es dreiviertel 3 Uhr geworden, und Wilhelm beschloß, bevor er seinen Flügeladjutanten zum drittenmal zu Benedetti schickte, nachdem er inzwischen seinen Brief an Augusta beendigt hatte, Abeken zu hören.

Wir haben uns alle zu sehr daran gewöhnt, Abeken ein wenig durch Buschs Brille zu sehen und den Humanisten unter den Beamten des Auswärtigen Amtes dadurch gekennzeichnet zu finden, daß er 1850 im Eisenbahn-

wagen mit dem Minister Otto von Manteuffel die über Olmütz aufgehende Sonne durch Rezitation eines griechischen Chorliedes begrüßen konnte. Ein Unempfinder war er gewiß und durch die besondere Art seiner Schmiegsamkeit wie keiner geeignet, zwischen einem nicht immer bequemen Herrn wie Wilhelm und einem stets unbequemen Ministerpräsidenten wie Bismarck eine Brücke zu schlagen. Aber gerade deswegen hatte doch auch seine Staatsauffassung unter einem Lehrmeister wie Bismarck das fridericianische Rückgrat gewonnen, das ihm jetzt in dieser größten Stunde seines Lebens den Halt verleihen sollte. „Abgemacht", „Schluß" hatte ganz im Sinne Bismarcks die Parole des Königs um 2 Uhr gelautet, und trotzdem fuhr er fort, mit Benedetti zu parlamentieren. Das mußte ein Ende nehmen, und dazu gab es nur noch einen Ausweg: an Stelle der behaupteten Defensive der entschlossene Angriff. Das Mittel, dem unschlüssigen, friedliebenden Monarchen den Befehl hierzu zu entreißen, hatte Abeken in seiner Mappe verschlossen, aber er zögerte jetzt keinen Augenblick, es hervorzuholen. So sagte er denn, es sei eine Depesche Werthers eingelaufen, er sei aber sicher, daß Bismarck sie nicht vortragen werde, da sie dazu nicht geeignet erscheine. Wie er erwartet, befahl ihm darauf der König mit den jovialen Worten: „Nun dann nehmen Sie an, wir seien für einige Zeit Privatleute", die Vorlesung des Berichtes.

Die frische Wirkung hört man heute noch aus dem zwei Stunden später geschriebenen Briefe Wilhelms an Augusta heraus. „Hat man je eine solche Insolenz gesehen? Ich soll also als reuiger Sünder vor der Welt auftreten in einer Sache, die ich gar nicht angeregt, geführt und geleitet habe, sondern Prim, und den läßt man ganz aus dem Spiel." Und Ollivier und Gramont sind sogar „soweit gegangen, zu sagen, sie würden Benedetti mit der Sache beauftragen!" Das läßt allerdings keinen anderen Schluß zu, als „daß sie uns coute qui coute herausfordern wollen, und daß der Kaiser malgré lui von seinen unerfahrenen Faiseurs überflügelt ist." Abeken hatte seinen König da, wo er ihn nach Bismarcks Muster haben wollte, im offnen, ehrlichen Heldenzorne, der bei Wilhelm stets die welthistorischen Entschlüsse geboren hat.

Und nun erhob sich die Frage, was soll geschehen? Abekens zehn Minuten vor 4 Uhr aufgegebenes weltberühmtes Telegramm an Bismarck enthält nicht nur die Lösung, die von Wilhelm mit Abekens Rat gefunden wurde, sondern verrät auch einer genaueren Analyse, wie sie gefunden worden ist. Eure Majestät — wird Abeken ungefähr gesagt haben — haben heute morgen in dem Schreiben an mich ein Protokoll über die Garantieforderung aufgenommen. Ermächtigen Sie mich, dem Herrn Ministerpräsidenten seinen Wortlaut zu telegraphieren und hinzuzufügen, daß Eure Majestät nach Empfang der Antwort des Fürsten von Hohenzollern „mit Rücksicht auf die französische Zumutung" „auf des Grafen Eulenburg und meinen Vortrag beschlossen" hätten, „Benedetti nicht mehr zu empfangen" und daß ihm dies durch einen Adjutanten als Eurer Majestät letztes Wort mitgeteilt worden sei. Wenn Eure Majestät befehlen, „die neue Forderung Benedettis und ihre Zurückweisung sogleich sowohl unseren Gesandten als in der Presse mit-

zuteilen," so ist die französische Regierung, an deren Böswilligkeit nach Werthers Bericht nicht mehr gezweifelt werden kann, vor ganz Europa bloßgestellt.

Ob und in welcher Weise in dieser Stunde der Entscheidung auch die Frage der Approbation erörtert worden ist, könnte nur eine Aufzeichnung Abekens, wenn eine solche existieren sollte, beantworten. Hat der König diesen Punkt gar nicht berührt, oder hat ihn Abeken auf Geheiß Wilhelms oder eigenmächtig in dem Telegramm an Bismarck weggelassen? Dachte der König wieder an die Scheidung zwischen Oberhaupt des Staates und der Familie, als er keinen Anstand nahm, die nicht etwa den Franzosen, sondern dem Erbprinzen bewilligte Approbation noch einmal vor Benedetti wiederholen zu lassen? Alle diese Fragen wird man offen lassen müssen, während Abekens Telegramm uns wieder verrät, daß Wilhelm es vorzog, die Veröffentlichung der Garantieforderung seinem Ministerpräsidenten nicht zu befehlen, sondern sie ihm mit Rücksicht darauf, daß jetzt in Berlin wieder alle Fäden zusammenliefen, nur anheimzustellen. Indem er Bismarck die Vollmacht zur Emser Depesche erteilte, tat er nachträglich noch zwei Schritte, die uns den Zwiespalt seines Wesens an diesem drangvollen Tage enthüllen. Abeken hatte ihn offenbar kaum verlassen, als er ihm ein Billett nachsandte, „es sei doch notwendig, an Werther zu chiffrieren, daß er indigniert sei über die Gramont-Ollivierſche Zumutung und sich das weitere vorbehalte." Benedetti aber ließ er durch Radziwill nach dem Diner gegen 5½ Uhr, indem er jede weitere Diskussion entschieden ablehnte, noch einmal ausdrücklich „son approbation entière et sans réserve au désistement du prince de Hohenzollern" aussprechen.

## XI.

Das einzige bisher übersehene Anzeichen, daß Gramont den Vorschlag des Entschuldigungsbriefes nicht ganz vergessen hatte, findet sich in einem Bericht des Lord Lyons über eine Nachmittagsunterredung am 13. Juli. Frankreich, sagte Gramont zu dem Botschafter, verlangt von König Wilhelm keine Entschuldigung (France would not call upon His Majesty to make her any amends), sondern beschränkt sich auf die Garantieforderung. Gramont hatte also die Idee des „Entschuldigungsbriefes" fast um die nämliche Zeit, als er in Ems seine Wirkung tat, völlig aufgegeben und vergaß zum unersetzlichen Schaden seines Vaterlandes nur die Kleinigkeit, die dem preußischen Botschafter anvertraute Idee wieder an sich zu nehmen, so daß er erst durch Bismarck an sein Versäumnis unliebsam erinnert worden ist. Dieser aber hat die neuen französischen Forderungen zuerst aus Werthers Bericht, also nicht in der Reihenfolge, in der sie an König Wilhelm herangetreten sind, kennen gelernt. Das Kapitel: Bismarck am 13. Juli, zerfällt daher in drei sachlich scharf voneinander geschiedene Unterabteilungen, die Zeit bis zum Eintreffen des Wertherschen Berichtes und die Stunden vor und nach Eintreffen des Abekenschen Telegramms über die Garantieforderung und ihre Ablehnung. Das Telegramm ist in Berlin 9 Minuten nach 6 Uhr nachmittags an-

gekommen. Von dem Berichte wissen wir bis jetzt nur, daß Bismarcks telegraphische Weisung an Abeken, den Bericht dem König nicht vorzulegen, in Ems nach Abekens Vortrag, also frühestens gegen 4 Uhr eingetroffen ist. Zieht man nun in Erwägung, daß das Abekensche Telegramm 2¼ Stunden unterwegs war, und daß Werthers Bericht in Ems erst chiffriert werden mußte, so ergibt sich, daß Bismarck bis 1 Uhr ungefähr von neuen französischen Forderungen noch nichts gewußt hat, zwischen 1 und 6 Uhr zu dem Entschuldigungsbriefe Stellung nahm und von ½7 Uhr an das, was König Wilhelm ihm anheimstellte, zu entschlossener Ausführung gebracht hat. Was von seinem Tagewerk bekannt ist, darf deshalb ein Geschichtsschreiber, der nicht auf Forschung verzichtet, nicht zusammenwerfen, sondern hat es scharf darauf anzusehen, in welchen der drei Tagesabschnitte es hineingehört.

Da zeigt denn der Vormittag des 13. Juli das gleiche Bild wie der Abend des 12. Als der Bundeskanzler Busch die schon erwähnten Weisungen für die Zeitungen diktiert, sagt er ihm, „er solle abwarten, ob irgendwo in der Presse behauptet wird, daß die Entsagung des Prinzen Leopold die Folge eines Druckes von Ems her sei und dem dann widersprechen. Der Eindruck einer diplomatischen Niederlage Preußens darf nicht aufkommen. Die Welt muß an die Sigmaringer Initiative glauben." Aber auch da greift Bismarck der nächsten Zukunft noch nicht vor, sondern wartet ab, wenn er auch dem Kronprinzen bei einem Besuch „durch die Wendung der Dinge in Paris überrascht scheint".

Das Tagebuch Kaiser Friedrichs hält unter dem 13. Juli die Tageszeiten nicht auseinander. Gortschakows Friedlichkeit muß er sich kurz nach 6 Uhr notiert haben, weil der russische Staatskanzler „eben die Nachricht" der Garantieforderung „erhalten" hat, während die Unterredung mit Bismarck, wie sich aus dem Zusammenhange ergibt, vor 1 Uhr stattgefunden hat. Der Satz, den der Reichskanzler als politischer Kritiker des von Geffcken veröffentlichten Tagebuches beanstandet hat, bedarf nur einer kleinen Ergänzung, um erkennen zu lassen, was Bismarck dem Kronprinzen wirklich gesagt hat. Wie in Ems wird auch in Berlin das Steigen der Rente an der Pariser Börse bemerkt. Auch hat vielleicht die Pariser Botschaft bereits telegraphiert, daß der Morgenartikel des „Constitutionnel" soeben erklärt hat: „Nous sommes satisfait." Kurzum, Bismarck scheint nicht nur, sondern ist überrascht durch diese Wendung und „hält den Frieden für gesichert", wie wir ergänzen müssen: für den Augenblick und unter der Voraussetzung, daß Gramont auch vor der Kammer, vor Europa und in Ems jetzt die Friedensschalmei blasen wird.

Ob Bismarck von dieser Wendung sehr entzückt gewesen ist oder nicht, mag näher ausmalen, wer sich die bequemere Aufgabe gestellt hat, aus tausend Wenn, Aber und Fragezeichen ein modernes Charakterporträt zu malen. Wer dagegen sehen will, wohin er seine Füße setzt, läßt sich an der Tatsache genügen, daß Bismarck gegen 1 Uhr in Abekens Werthertelegramm seinen Freund Gramont eher wiedererkannt hat, als in dem Friedensartikel des „Constitutionnel" oder dem Vertrauensvotum der Pariser Börsianer. Aus

drei urkundlichen Zeugnissen wissen wir, wie er über den „Entschuldigungsbrief" quittiert hat, aus der schon genannten Weisung an Abeken, einem Telegramme an Werther und aus einem Berichte des englischen Botschafters Lord Loftus über ihre Unterredung, ohne daß wir über die Reihenfolge und die Zeit dieser drei Blitz- und Donnerschläge mehr sagen können, als daß sie zwischen 1 und 6 Uhr erfolgt sind.

Den Inhalt des Telegrammes an Werther hat Bismarck am 20. Juli dem norddeutschen Reichstage in einem lapidaren Auszuge mitgeteilt. Die Manöverkritik an dem unglücklichen Botschafter ist darin weggelassen. Unbarmherzig zwingt er Werther, sich selbst zu kritisieren, indem er ihm vorschreibt, was er auf Gramonts Ansinnen entgegnen soll. Graf Bismarck — läßt er Werther dem Herzog von Gramont ausrichten — ist überzeugt, daß ich Sie gestern mißverstanden habe, weil ihm Eröffnungen dieser Art absolut unmöglich erscheinen. Er hat daher nicht die Verantwortung übernehmen können, meinen Bericht dem Könige zur amtlichen Verhandlung vorzulegen. Sollte er sich aber in seiner Annahme täuschen, daß ich Sie mißverstanden habe, so ersucht er Sie, Ihre Mitteilung selbst zu redigieren und sie durch Graf Benedetti in Berlin überreichen zu lassen.

Auch in der indirekten Rede der Reichstagsmitteilung funkelt und sprüht noch jedes Wort. Der Lufthieb in Wussow war eine Vorübung für die fröhliche Mensur mit dem kleinen Benedetti gewesen. Hier scheint sich ein Duell auf Leben und Tod anzukündigen. Aber Gramont ist nicht Frankreich. Nicht umsonst pflegt Bismarck in vertrautem Kreise seine Vergleiche für diesen Kollegen der Diplomatenzunft den weniger begabten Haustieren zu entnehmen. An eine Heilung des Bruches glaubt Bismarck jetzt nicht mehr, aber er trägt doch Bedenken, das Völkerduell durch Preisgebung seines persönlichen Gegners herbeizuführen. Wenn Frankreich hinter Gramont steht, so soll auch die Kriegserklärung von Frankreich ausgesprochen werden. Bismarck hütet sich daher, dem englischen Botschafter den Gramont bloßstellenden Bericht Werthers vorzulesen, sondern begnügt sich, ihm zu sagen, er höre aus Paris, wenn auch nicht offiziell von Werther, daß die französische Regierung sich mit der Lösung der spanischen Verwicklung nicht zufrieden geben wolle und neue Beschwerden vorzubringen gedenke. Mit jener unvergleichlichen Selbstbeherrschung im Affekt, die Freund und Feind als Kennzeichen seiner staatsmännischen Größe an ihm bewundert, hält er die furchtbare Waffe, die ihm Gramont selbst in die Hand gedrückt hat, vorläufig noch zurück. Statt des Hiebes läßt er Loftus nur die zum Hiebe ausholende Parade sehen.

Zunächst lehnt er den Glückwunsch des Botschafters zu der Lösung der Krisis ab. In Preußen, sagt er ihm, ist man nach allem Vorgefallenen über den höflichen Empfang Benedettis durch König Wilhelm unwillig. Heute eingetroffene telegraphische Kundgebungen aus Bremen, Königsberg und anderen Orten protestieren gegen eine dem Ansehen Preußens abträgliche Nachgiebigkeit. Wenn die englische Regierung, wie er wünscht, im Parlament ihrer Befriedigung über die Lösung der spanischen Verwicklung

Ausdruck verleiht und dabei die weise Mäßigung des Königs von Preußen, seiner Regierung und der offiziellen Presse gebührend anerkennt, so möchte er doch im voraus dem Mißverständnis vorbeugen, daß die von Frankreich angerufenen guten Dienste der großen Mächte bei Preußen auf den Verzicht des Erbprinzen irgendwelchen Einfluß gehabt hätten. Allein, was nutzt der Verzicht, wenn Frankreich sich dabei nicht beruhigt und vergißt, daß das deutsche Nationalgefühl genau so empfindlich ist wie das französische. Wir wissen, daß Frankreich rüstet. Munitionstransporte, Ankäufe von Heu, Kriegsmaterial und Pferden sind uns gemeldet. Wir sind daher genötigt, gegen einen plötzlichen Überfall Sicherheit zu suchen. Frankreich soll den europäischen Mächten anzeigen oder in irgendeiner offiziellen Form erklären, daß es sich mit der Lösung der spanischen Frage durch den Verzicht zufrieden gibt. Außerdem soll es die Drohungen gegen Preußen in Gramonts Rede vom 6. Juli zurückziehen oder in befriedigender Weise erklären. Geschieht das nicht, so sind wir gezwungen, die französische Regierung um Aufklärung zu ersuchen, zu welchem Zwecke und gegen wen sie rüstet.

Bismarck pariert also das von Gramont inzwischen wieder aufgegebene Ansinnen, bevor er die offizielle französische Garantieforderung kennt, mit einer preußischen Garantieforderung, die der französischen Regierung die seinem Könige zugedachte Wahl zwischen schimpflicher Nachgiebigkeit oder Krieg zuschiebt. Er hat durch die meisterhafteste aller Paraden, bevor er selbst zum Hieb ausholt, dem Gegner die Klinge schon halb aus der Hand geschlagen. Seit gestern hat er die Gewißheit, daß ihm in letzter Stunde niemand in den Arm fallen wird. Er ist bereit, und die Nation ist es auch. In dieser Stimmung empfängt er Abekens Telegramm.

Jeder Deutsche weiß, daß Fürst Bismarck seine damalige Stimmung in anderer Erinnerung hatte. „Zum Rücktritt entschlossen" — erzählt er — „trotz der Vorwürfe, die mir Roon darüber machte, lud ich ihn und Moltke zum 13. ein, mit mir zu Drei zu speisen, und teilte ihnen bei Tische meine An- und Absichten mit. Beide waren sehr niedergeschlagen und machten mir indirekt Vorwürfe, daß ich die im Vergleiche mit ihnen größere Leichtigkeit des Rückzuges aus dem Dienste egoistisch benutzte. Ich vertrat die Meinung, daß ich mein Ehrgefühl nicht der Politik opfern könne, daß sie Beide als Berufssoldaten wegen der Unfreiheit ihrer Entschließung nicht dieselben Gesichtspunkte zu nehmen brauchten wie ein verantwortlicher auswärtiger Minister." Niemand wird dieser Zeugenaussage gegenüber zu bezweifeln wagen, daß Bismarck über seinen Rücktritt mit Roon und Moltke gesprochen hat. Auch den Ernst seiner Rücktrittsabsichten am Nachmittag des 13. Juli werden wir ihm wohl glauben müssen. Die An- und Absichten, die er Roon und Moltke entwickelt, kennen wir jetzt aus seinem Gespräche mit Loftus. Der Geist, den sie atmen, verrät freilich keine Niedergeschlagenheit. Aber Bismarck weiß noch nicht, ob sein König den Weg, den er sich vorgezeichnet hat, mitgehen wird. Läßt Wilhelm ihn jetzt im Stich, so kann nicht verlangt werden, daß er sein staatliches Ehrgefühl der Politik opfere. Der Pessimismus seines Wesens, der ihn sonst vor Illusionen behütet, drängt sich, nachdem Loftus ihn ver-

lassen hat, übermächtig hervor und macht sich in der Aussprache mit den militärischen Helfern Wilhelms in einer Weise Luft, daß auch in seiner Erinnerung die schwächere negative Seite über die fraglos stärkere positive Seite seiner Spannung den Sieg davongetragen hat. So erklärt es sich, daß er in seine Darstellung der Entstehung der Emser Depesche einen fremden Zug hineingebracht hat, den eine sachkundige pietätvolle Wiederherstellung des ursprünglichen Bildes jetzt mit leichter Mühe entfernen kann.

Moritz Busch hat am 19. Dezember 1870 in sein Tagebuch einige Notizen über ein Tischgespräch zwischen Bismarck und Abeken eingetragen. Abeken erinnert an die Emser Vorgänge und erzählt, König Wilhelm „habe nach einer gewissen Depesche" geäußert: „Na, nun wird auch Bismarck mit uns zufrieden sein." Als Abeken hinzusetzte, „ich glaube, daß Sie zufrieden waren," wehrte der Bundeskanzler lächelnd ab: „Da dürften Sie sich denn doch täuschen. Das heißt, ja, mit Ihnen sehr. Mit Serenissimus aber gar nicht sehr, oder durchaus nicht. Er hätte sich in der Sache viel zurückhaltender betragen müssen und fester. Übrigens besinne ich mich, wie ich in Varzin die Nachricht bekam. Ich war gerade ausgefahren, und wie ich zurückkam, fand ich das erste Telegramm." Der Zusammenhang ergibt, daß der König sich die Zufriedenheit Bismarcks mit dem Reisebefehl vom 11. Juli, der Mobilmachungsordre gegen Benedetti verdient zu haben glaubte. Wieviel größeren Anspruch haben sich Herr und Diener auf die dankbare Anerkennung des großen Staatsmannes durch das Telegramm vom 13. Juli erworben. Dem bescheidenen Abeken hat Bismarck sie jenes eine Mal in Versailles gegönnt, seinem König hat er sie beharrlich vorenthalten, wohl weniger, weil er ihn wieder einmal unterschätzte, als aus dem Grunde, daß er Augustas Sieg vom 9. August nicht verwinden konnte. Von den wiederholten Botengängen Radziwills und der Approbation Wilhelms stand in dem Emser Telegramm keine Silbe. Radziwills Protokoll ist in Berlin erst am 17. Juli eingelaufen. Die schon am 19. Dezember 1870 von Bismarck erwähnte Niedergeschlagenheit Moltkes wird nur verständlich, wenn der Chef des Generalstabs den Schluß des Telegramms, die Ermächtigung zur Veröffentlichung der Garantieforderung Benedettis und ihrer Zurückweisung zuerst überhört hat. Er und Roon hatten soeben erst in heller Entrüstung aus Bismarcks Munde das Ansinnen des Entschuldigungsbriefes vernommen, standen noch unter dem Eindrucke der Rücktrittserörterungen des Ministerpräsidenten und waren zunächst durch das schlichte Protokoll des Königs über die neue französische Zumutung und Benedettis Zudringlichkeit offenbar wie betäubt. Was sie aus diesem Zustand herausgerissen hat und Moltke statt der Chamade die Fanfare hören ließ, war dann nicht die Formulierung der Veröffentlichung, „die Fälschung der Emser Depesche", wie 22 Jahre lang ohne Kenntnis des Urtelegramms gesagt worden ist, sondern die Tatsache der ausgeführten Veröffentlichung. Nicht Bismarck, sondern Abeken und durch ihn der König hatten Alarm geblasen, und Bismarck hatte nichts weiter zu tun, als die Fanfare überall ertönen zu lassen.

Das Außerordentliche der Emser Depesche ist daher nicht da zu suchen,

wo es immer gesucht worden ist, im Zusammenstreichen oder gar im Verschweigen, daß der König mit Benedetti noch weiter verhandelte. Außerordentlich ist lediglich der Umstand, daß die erste offizielle Kundgebung über die Emser Verhandlungen nichts weiter als ihren Abbruch meldete. Den ersten zusammenfassenden Bericht über das Vorgehen der französischen Regierung seit dem 4. Juli hat Bismarck in der Sitzung des Bundesrats vom 16. Juli erstattet. Vor dem 13. Juli hatte weder das Auswärtige Amt noch die Norddeutsche Allgemeine Zeitung von dem, was in Ems geschah, Notiz genommen. Das Hofjournal verzeichnete wohl die Empfänge Benedettis, und alle Welt ahnte, daß in dem kleinen Badeorte wichtige Dinge vorgingen, aber Regierung und Presse beschäftigten sich ausschließlich mit der Erklärung Gramonts vom 6. Juli und ihren Pariser Folgen. Wenn nun Bismarck in buchstäblicher Ausführung der königlichen Ermächtigung der Welt mitteilte, Frankreich hat trotz dem Verzichte die Garantieforderung gestellt und der König „hat darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen", so wurde damit die Garantieforderung als das hingestellt, was sie tatsächlich war, als die Konsequenz der Erklärung vom 6. Juli, und die verdiente Zurückweisung traf beide. Die preußische Garantieforderung, an die Bismarck vor sechs Uhr gedacht hatte, wäre, wie er jetzt die Sache ansah, ein Umweg zur Herauslockung der französischen Kriegserklärung gewesen. Die Emser Depesche versprach eine raschere Wirkung, und auch in dieser Richtung hatten Wilhelm und Abeken dem Bundeskanzler vorgearbeitet, wenn auch der König die Tragweite des ihm von Abeken abgelisteten Entschlusses nicht sogleich ganz übersehen hat.

Wir wissen heute, was Caprivi zur Mitteilung des Urtelegramms Abekens in der Reichstagssitzung vom 23. November 1892 veranlaßt hat. Die „Gedanken und Erinnerungen" lagen noch hinter Schloß und Riegel, aber es war kein Geheimnis, daß Bismarck sich der Emser Depesche offen rühmte. Erst am 29. Oktober hatte Harden in der „Zukunft" den Fürsten sagen lassen, wenn er im Reichstage erscheine, so werde die Presse den Sinn seiner Rede ebenso entstellen, wie er es seinerzeit als Redakteur der Emser Depesche, „mit der die Sozialdemokraten seit zwanzig Jahren krebsen gingen", gemacht habe. Da erschien am 20. November 1892 in der Wiener „Neuen Freien Presse" die angeblich von einem Gaste Bismarcks „unter dem unmittelbaren Eindruck des Gehörten" vor Jahren niedergeschriebene Aufzeichnung einer ausführlichen Erzählung des Herganges. Heute können wir feststellen, daß der Artikel von Bismarck nicht inspiriert war. Hoffmann von den Hamburger Nachrichten schweigt darüber, und der Gewährsmann hat tatsächlich nicht stenographiert, sondern nachträglich aus der Erinnerung die Erzählung zu Papier gebracht, sich nachweisbar mehrfach verhört[1] und aus Bismarcks Fassung Schlüsse auf die des Urtelegramms gezogen. In Berlin aber scheint man in jener Zeit der höchsten Spannung zwischen dem jungen

[1]) S. R. Pahncke, Die Parallelerzählungen Bismarcks zu seinen „Gedanken und Erinnerungen". Halle 1914, S. 161 ff.

Kaiser und dem gestürzten Reichskanzler Bismarcks Urheberschaft angenommen zu haben, und so begnügte Caprivi sich nicht, „alles mögliche Material sammeln zu lassen, um zu beweisen, daß Bismarck in der auswärtigen Politik reichlich Böcke geschossen habe“ [1]), sondern gab in jener Reichstagssitzung im Anschluß an seine Mitteilung die Erklärung ab: „Es kann hier von einer Fälschung keine Rede sein; der Bundeskanzler führt aus, was der Monarch ihm aufgetragen hat, und führt das vollkommen korrekt aus.“ Es kam ihm also nicht etwa darauf an, der Verwirrung des öffentlichen Urteils dadurch zu steuern, daß er seinen Vorgänger gegen Liebknecht in Schutz nahm. Mochte der sozialdemokratische Agitator in der Erzählung des Wiener Blattes unbelehrbar den „echt Bismarckschen Schinderhannes-Cynismus“ wiedererkennen, so hatte es doch der zweite Reichskanzler auf keine historische Berichtigung abgesehen, als er ohne Berücksichtigung der Rollenverteilung gegen die Insinuation protestierte, „als sei der hochselige Kaiser Wilhelm nicht mehr der Mann gewesen, der selbst für seine Ansichten eingetreten wäre“. Seine Erklärung kommt daher dem Urteile, das sich der historischen Betrachtung erschlossen hat, nur scheinbar nahe. In Wirklichkeit will er Bismarck in einem Falle, der gewiß nicht zu den „Böcken“ seiner auswärtigen Politik gerechnet werden konnte, als den subalternen, korrekten Vollstrecker königlicher Befehle hinstellen.

Wo wie hier die Tendenzen des neuen Kurses und des Reichsbaumeisters sich so schroff entgegengetreten sind, wird auch heute noch die unparteiische Geschichtsschreibung wohl vergeblich auf die Vorlegung des ganzen Materials hoffen. Wieviel einfacher wäre unser Geschäft, wenn wir kurz erzählen könnten, was sich jetzt nur durch längere Untersuchungen gewinnen läßt. Die historische Wahrheit ist trotzdem dank der urkundlichen Einkreisung des Objektes fast von allen ihren Schleiern befreit worden, so daß wir die vorenthaltenen Akten vielfach entbehren können. Was wir vermissen, und woran Caprivis spärliche Mitteilungen aus den Schätzen des Auswärtigen Amtes erst recht erinnert haben, ist zum Teil weniger der Zusammenhang als jene Ausführlichkeit, nach der unsere Nation in dankbarer Erinnerung an das Heldenzeitalter unserer nationalen Vergangenheit berechtigtes Verlangen trägt. Nirgends wird es so fühlbar, wie am Abend des kampferfüllten 13. Juli. In Bismarcks wundervoller Erzählung schließt der Tag in Märchenstimmung. Der starke Hans hat den Drachen erschlagen und darf es sich mit seinen Gesellen gütlich tun. Roon und Moltke „hatten plötzlich die Lust zu essen und zu trinken wiedergefunden und sprachen in heiterer Laune“. Homer und der Dichter des Nibelungenliedes haben den Wechselreden der beiden Recken nichts an die Seite zu stellen. Wie würde die künstlerische Empfänglichkeit der Franzosen sich an dem frommen Waffensegen Roons und dem derben Soldatenfluche Moltkes erbauen, wenn es nicht just die Gegner wären, die ihnen die schwersten Wunden geschlagen haben. Der Historiker aber hat noch zu fragen, wie es kam, daß die vor

[1]) Stosch an Bennigsen, 5. Dezember 1892, bei H. Oncken, Bennigsen 2, 581.

sieben Uhr entworfene Emser Depesche an die deutschen Gesandtschaften erst ein Viertel nach elf Uhr und an die Botschaften im Auslande gar erst mitten in der Nacht 13 Minuten nach zwei Uhr abgegangen ist, und er findet die Antwort nicht im Schmausen und Trinken des Drachentöters und seiner Helfer, sondern in angestrengter diplomatischer Arbeit.

Denn Bismarck hat sich keineswegs auf die Hinausgabe der Depesche beschränkt. Wenigstens zwei der Begleittelegramme können wir rekonstruieren. Das Abfangen des Königs auf der Promenade und die Zudringlichkeit Benedettis hatte er in der streng sachlichen Depesche nicht erwähnt, ließ sie aber durch Georg v. Werthern ebenso zur Kenntnis König Ludwigs II. von Bayern bringen, wie am Zarenhofe das vor Loftus noch zurückgehaltene Ansinnen des Entschuldigungsbriefes, in München wie in Petersburg mit durchschlagendem Erfolg. Der Königsstolz des jungen Wittelsbachers und die verwandtschaftlichen Gefühle Alexanders II. für seinen Oheim wurden nicht vergebens angerufen. Der französische Gesandte in München Cadore bekam den völligen Umschwung schon am 14. Juli zu empfinden, während der Zar am 15. Juli gegen Fleury so heftig wurde, daß der Botschafter einen Augenblick daran dachte, selbst die Audienz abzubrechen. Mit feiner Berechnung der einzelnen Herrscherpersönlichkeiten wurde also das legitimistische fürstliche Solidaritätsgefühl in Europa gegen die Parvenüpolitik des Napoleoniden mobil gemacht.

Auch die zweite schon erwähnte Besprechung mit Gortschakow haben wir nach sieben Uhr anzusetzen, wobei festgestellt werden konnte, daß die französische Regierung ihre neue Forderung bereits den Gesandten der großen Mächte mitgeteilt hatte. Die Hauptarbeit aber muß der Verständigung zwischen Berlin und Ems gegolten haben. Das letzte Billett des Königs an Abeken wird diesen veranlaßt haben, an Bismarck seinen Gebrauch des Wertherschen Berichtes und dessen Wirkung auf Wilhelm zu melden, so daß der Bundeskanzler die königliche Genehmigung zu einem zweiten Telegramme an Werther einholen konnte, worin er ihm befahl, sofort in Urlaub zu gehen und die Geschäfte der Gesandtschaft dem Botschaftsrate Graf Solms-Sonnenwalde zu übergeben. Ferner läßt sich fast mit absoluter Sicherheit aus Wilhelms Brief an Augusta vom 14. Juli entnehmen, daß Bismarck in einem längeren Telegramme dem Könige seine Auffassung der Lage ausführlicher auseinandergesetzt hat. In der Frühe des 14. Juli hatte Graf Lehndorff noch zu Abeken gesagt, daß Dienstag der 19. für die Rückkehr nach Berlin in Aussicht genommen sei, während der König vor elf Uhr bereits die Abreise auf den 15. Juli angesetzt hat. In die Zwischenzeit fällt die Ankunft des Extrablattes der Kölner Zeitung mit der Emser Depesche, die nach Eulenburgs Zeugnis den König jetzt erst die ganze Tragweite seines gestrigen Entschlusses erkennen ließ, und Abekens Vortrag über Bismarcks Nachttelegramm. Wir ersehen aus Wilhelms Brief, daß Bismarck nicht nur „die Anwesenheit" des Königs „im Zentrum für durchaus nötig" erklärt hatte. Wiederum beschämte der König Bismarcks Zweifel, indem er, der „Promenadeunterhaltungen mit Benedetti" herzlich müde, sich unbedenklich den uns schon bekannten Vor-

schlag der preußischen Garantieforderung zu eigen machte. Augusta hatte das Spiel gegen Bismarck verloren. Das „exposé“, mit dem sie Wilhelms Briefe vom 13. beantwortet hatte, lag nach seinen eigenen Worten schon hinter ihm. In Ems wie in Berlin waren die Würfel gefallen. Wenn die Emser Depesche versagen sollte, war durch die Frage, die man in Paris stellen wollte, dafür gesorgt, daß Frankreich zuerst den Frieden brach und durch seinen Angriff die Einigung Deutschlands vollendete.

## XII.

Der überlegenen Entschlossenheit der preußischen Politik am 13. und 14. Juli entsprach in Paris ein Schwanken, das den Entschluß zur Kriegserklärung zu einer schweren Geburt gemacht hat. Je näher der Ernstfall rückte, desto langsamer wurde die bisher so ungestüme kaiserliche Politik, bis man sich schließlich durch Bismarcks starke Hand vom Sprungbrett herabstoßen ließ. Es besteht daher in der französischen Geschichtschreibung eine gewisse Neigung, die Verantwortung der Emser Depesche dadurch zu erhöhen, daß man aus dem Einlenken der kaiserlichen Regierung auf die Möglichkeit der Erhaltung des Friedens Schlüsse zieht. Mit welchem Rechte, kann nur ein kritischer Blick auf das Auf und Ab der Pariser Stimmungen, Gedanken und Entschließungen lehren.

Das am besten jetzt bei Palat zu übersehende Material der Ministerkonferenzen am 13. und 14. Juli ist trotz scheinbarer Reichhaltigkeit wenig zuverlässig. Nicht alle Zeugen sind schon bekannt geworden und die bekannten widersprechen sich häufig. Namentlich Olliviers Ausführlichkeit steht in gar keinem Verhältnis zu seiner Zuverlässigkeit. Es liegt in der Fieberstimmung des greisen Exministers etwas Ansteckendes, das nur zu leicht dagegen blind macht, daß er seine Fiebererinnerungen nicht auf Tagebuchnotizen, sondern auf das von ihm später gesammelte Material stützt. Bei dieser Sachlage laufen wir am wenigsten Gefahr zu irren, wenn wir die Beschlüsse dieser Konferenzen mit den Vorlagen vergleichen, die für die wechselnde Beurteilung der Lage für Napoleon und seine Berater überhaupt in Frage gekommen sind.

Der merkwürdigste und am verschiedensten beurteilte dieser Beschlüsse ist am Morgen des 13. Juli in Saint-Cloud gefaßt worden, um die Zeit der Emser Brunnenszene. Während Benedetti die Garantieforderung vorbrachte, kam Gramont mit der Majorität überein, sich mit der Approbation des Verzichtes begnügen zu wollen, wenn König Wilhelm nicht mehr zugestehen wolle. Da Benedetti in der Tat dieses Zugeständnis erreicht hat, so wird uns der Groll der Franzosen verständlicher, daß die Emser Depesche den Krieg entzündet und den unblutigen diplomatischen Sieg über Preußen in die schwere militärische Niederlage Frankreichs verkehrt habe. Die historische Kritik kommt jedoch zu einem andern Ergebnis. Indem sie zeigt, unter welchem Drucke jener Beschluß geboren wurde, kann sie zugleich nachweisen, daß er auch dann hätte wirkungslos bleiben müssen, wenn sich Gramont nicht wenige Stunden später wieder darüber hinweggesetzt hätte.

Dabei darf die Kritik ganz absehen von Olliviers Deklamationen gegen das persönliche Regiment und das unkonstitutionelle Vorgehen Gramonts. Am 12. haben beide das Ansinnen des Entschuldigungsbriefes und die Garantieforderung durchaus als Fortsetzung der bisherigen Politik angesehen und offenbar kein Bedürfnis gefühlt, zu Schritten, die der Minister des Auswärtigen ressortmäßig vertreten konnte, die Genehmigung ihrer Kollegen einzuholen. Auch am 13. hat es sich eigentlich nicht darum gehandelt, sondern um die Frage, was man der Kammer sagen sollte. Von dem Gespräch mit Werther haben die anderen Minister vermutlich gar nichts Näheres gehört, und die Garantieforderung lernten sie nur in der rationelleren Gestalt des Mitternachtstelegrammes kennen, also nicht in der Form, in der sie von Benedetti vorgetragen worden ist und gewirkt hat. Wenn trotzdem ein Beschluß zustande kam, der von ihr Abstand nahm, ja wenn sogar — was umstritten ist — vier Minister für völliges Fallenlassen dieser Forderung gestimmt haben, so wird das dadurch erklärt, daß sich gerade in diesem Augenblicke die Erinnerung an das Ausland gebieterisch aufdrängte.

Die Einmischung Englands ist schon seit Veröffentlichung des Blaubuches bekannt. Von Lyons alarmiert, hatte Granville nachts um halb 3 Uhr telegraphiert, der Botschafter solle der französischen Regierung sofort freundschaftliche, aber dringende Vorstellungen machen, sich mit dem Verzichte zufrieden zu geben. Um halb neun im Besitze des Telegramms, mußte sich Lyons begnügen, ein dringliches Billett ins Conseil zu schicken, wo es von Gramont sofort verlesen wurde. Auch von Gortschakow lag vielleicht schon eine ähnliche Mahnung vor[1]). Vor allem aber scheint Metternich schon vor der Sitzung Gramont über die Haltung Österreichs aufgeklärt zu haben. Seit dem 7. Juli war in Wien und Florenz die Bündnisfrage für den Ernstfall gestellt, ohne daß sofort ein Bescheid erfolgt wäre. Noch am 10. sagte Napoleon zu dem italienischen Militärbevollmächtigten Vimercati, er rechne, wenn die preußische Antwort negativ oder ausweichend ausfalle, auf die Waffenhilfe Italiens und Österreichs. Seit dem 11. aber hätten er und Gramont wissen dürfen, daß sie sich verrechnet hatten. Denn Beust hatte in einer Unterredung mit dem Wiener Botschafter Cazaux am 9. aus seinem Mißfallen über Gramonts Erklärung vom 6. Juli kein Hehl gemacht und es eine Tyrannei der vollendeten Tatsachen genannt, daß Frankreich von Österreich nicht auf Grund gemeinsamen Vorgehens Waffenhilfe, sondern Heeresfolge verlange. Noch unzweideutiger sprach sich dann Beust am 11. in seinen Instruktionen für Metternich aus, die mit Kurierbeförderung in Paris gerade am 13. um 5 Uhr vormittags angekommen waren. Ausdrücklich ließ er jetzt die französische Regierung warnen, sich Illusionen zu machen. Auch bei den unverbindlichen früheren Besprechungen habe Österreich sich stets für den Fall eines Krieges zwischen Frankreich und Preußen Neutralität vorbehalten, es sei denn, daß Rußland aktiv an die Seite Preußens trete. Wenn Metternich auch nur die Hälfte der herben Kritik an der französischen Politik

[1]) Siehe oben S. 196.

seit dem 6. Juli Gramont ausgerichtet hat, waren demnach, als das Conseil in Saint-Cloud um 9 Uhr zusammentrat, gerade die Illusionen zerstört, die am 6. Juli den Beschluß über die Kammererklärung erleichtert hatten.

So stark jedoch der Druck des Auslandes offenbar in diesem Augenblicke gewesen ist, so reichte er doch nicht hin, die Garantieforderung ganz zu beseitigen. Anstatt schleunigst an Benedetti zu telegraphieren, er solle, wenn er den König noch nicht gesprochen hatte, sich auf die Bitte um Approbation beschränken, ließ man der Garantieforderung ihren Lauf, mit anderen Worten, man überließ es dem Zufall, wohin die Kugel rollte. Man mußte also damit rechnen, daß der König die Verhandlungen schroff abbrach, ehe Benedetti das mildere Ultimatum gestellt hatte.

Unparteiische Beobachter wie Metternich und Lyons haben sich durch Gramonts Verhalten an diesem schwarzen Tage der französischen Geschichte daran erinnert gefühlt, daß die Götter verblenden, wen sie verderben wollen. An den vorhergehenden Tagen hatten sich die Telegramme an den Botschafter in Ems überstürzt. Am 13. läßt Gramont bis abends 8 Uhr Benedetti gewähren, so daß es ausschließlich das Verdienst des Botschafters gewesen ist, wenn er Garantie und Approbation miteinander verkoppelnd sich wenigstens der Billigung des Verzichtes versicherte. Gramont selbst hatte sich inzwischen längst wieder auf die Garantieforderung versteift, weil ihm Fleurys Petersburger Telegramm vom 12. Juli alle Wolken vom politischen Horizonte zu verscheuchen schien. Noch wissen wir nicht, wann es in Paris angekommen ist, doch glaube ich nicht zu irren, wenn ich die Ankunft nach dem Ministerrat und vor der Sitzung des gesetzgebenden Körpers ansetze. Jedenfalls waren Napoleon und Gramont entzückt, daß der Zar sich ihre Forderung des Befehls zu eigen gemacht hatte, und meinten in unglaublicher Kurzsichtigkeit, weil Preußen am 12. den russischen Rückhalt scheinbar verloren hatte, darauf rechnen zu dürfen, daß der Zar auch in der Garantieforderung mit ihnen gehen werde.

Die zweite Freudenbotschaft des Tages überbrachte Olózaga. Am 12. hatte er von Prim das Telegramm Karl Antons erst erhalten, als er es auf eigne Verantwortung bereits Ollivier und Gramont mitgeteilt hatte. Am 13. ließ sich die provisorische Regierung dazu herbei, England, Frankreich und vermutlich wohl auch den andern Großmächten mitzuteilen, daß sie den Verzicht des Erbprinzen dankend angenommen habe und Fürst Karl Anton, wie es am 14. durch Prim telegraphisch geschah, davon verständigen werde. Auch ohne Olliviers Aussage würde sich diese bisher nicht beachtete Tatsache aus Layards Madrider Bericht und den zwischen Ollivier und Gramont gewechselten Billetten ergeben. Was uns fehlt, sind außer dem Wortlaut der Notifikation wieder die genaueren Daten. Ollivier will die Mitteilung „am Abend" empfangen haben, doch darf man voraussetzen, daß Olózaga zuerst bei Gramont gewesen ist, und zwar auch bei diesem „spät Abends", wie Olózaga am 14. dem Schweizer Bundesgesandten Dr. Kern erzählte[1]). Ihre Unter-

[1]) Kern, Souvenirs politiques. Bern-Paris. S. 222.

redung hat also erst nach dem Empfange des Lord Lyons stattgefunden. Als Gramont gegen zwei Uhr vor die Kammer trat und verkündete, mit Spanien sind wir im reinen, nachdem uns gestern der spanische Botschafter den Verzicht des Erbprinzen Leopold mitgeteilt hat, während mit Preußen die Verhandlungen noch schweben, nahm er demnach eine Botschaft, auf die er gar nicht gerechnet hatte, keck vorweg und konnte sich der höhnischen Erinnerung an das von Ollivier in Umlauf gesetzte Telegramm Vater Antons mit all seiner Dreistigkeit trotz Bloßstellen seines Kollegen kaum erwehren. Wenn er trotzdem und obwohl er am Quai d'Orsay die inzwischen um halb drei Uhr eingelaufene Meldung Benedettis über die Ablehnung seiner Forderung vorgefunden hatte, in seiner Unterredung mit Lord Lyons an der Garantie festhielt, so war es zunächst einzig und allein der russische Talisman, der ihn auch auf englische Unterstützung hoffen ließ. Auch sein um acht Uhr abgelassenes Telegramm an Benedetti trug der spanischen Garantie gegen die Wiederkehr der Kandidatur noch in keiner Weise Rechnung. Ja er ging so weit, den Botschafter in das Lügennetz, in das er sich selbst verstrickt hatte, hineinzuziehen, indem er zuversichtlich behauptete: „Ich habe Ursache zu glauben, daß die anderen Mächte unsere Gerechtigkeit und Mäßigung anerkennen. Kaiser Alexander unterstützt uns warm."

Wie Napoleon am 12. der Garantieforderung erst die Fassung gegeben hatte, die sie für Nichtfranzosen überhaupt verständlicher machte, war es dem Kaiser auch am 13. vorbehalten, Gramont auf die Bedeutung der neuesten Eröffnung Olózagas hinzuweisen. Die von Benedetti vor und nach dem zweiten Botengange Radziwills aufgegebenen Telegramme wurden in Paris kurz nacheinander um dreiviertel elf und um elf Uhr abends bestellt. Das erste meldete, daß König Wilhelm durch den diensttuenden Adjutanten die Antwort Karl Antons mitgeteilt und den Verzicht gebilligt habe, erwähnte die Bitte des Botschafters um eine letzte Audienz, machte aber wenig Hoffnung auf ein Zugeständnis des am Morgen kategorisch Abgeschlagenen. Das zweite bestätigte die Approbation und meldete den definitiven Abbruch der Verhandlungen über die Garantie. Ob Gramont das zweite Telegramm noch erhalten hat, ehe er nach Saint-Cloud fuhr, scheint zweifelhaft. Die Meldung der Approbation aber wird er dem Kaiser mit den nämlichen Worten wie in einem flüchtigen Billett an Ollivier charakterisiert haben, daß damit wenig erreicht sei. Auch Napoleon meinte daher zunächst im Widerspruch zu dem Beschluß des letzten Ministerrates, daß der Krieg jetzt unvermeidlich sei, sagte sich dann aber doch, daß die Garantie gegen die Wiederaufnahme der Kandidatur durch die den Mächten mitgeteilte freiwillige Erklärung der spanischen Regierung gewährleistet sei, so daß sie im Verein mit der Approbation als friedlicher Abschluß der Krisis angesehen werden könne. So wenig Gramont mit dieser „Unschlüssigkeit" zufrieden war, mußte er sich doch dem Wunsche des Kaisers fügen, in einem Ministerrat am Abend des 14. in diesem Sinne die Erklärung zu redigieren, die man nach Ablauf der von der murrenden Kammer bewilligten Gnadenfrist am 15. abgeben wollte. Am Quai d'Orsay wieder angelangt, fand er ein Billett Olliviers vor, worin

auch dieser die Approbation und die Depesche Olózagas höher einschätzte und seinen Ministerkollegen bat, sich vor nochmaliger Beratung weder nach außen noch innerlich zu binden. Das einzige, was Ollivier ebenso wie Gramont dabei vergaß, war die Bindung, die einerseits in dem nicht zurückgezogenen Ansinnen an Werther, andrerseits in der noch um acht Uhr aufrecht erhaltenen Emser Garantieforderung lag. Die Frage, ob die Kugel nicht schon zum Abgrund gerollt war, ist also von allen diesen politischen Wettermachern auch nach Benedettis Meldung über den Abbruch der Verhandlungen nicht in Erwägung gezogen worden.

Am 13. Juli hatte in Paris das Ausland die Reveille übernommen, am 14. besorgte Bismarck das große Wecken. In einem nach Mitternacht beförderten Telegramme hatte Lesourd gemeldet, daß ein um 10 Uhr ausgegebenes Extrablatt der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung Berlin in große Aufregung versetzt habe. Lesourd gab nur einen Auszug der Emser Depesche, der die Begründung der Antwort des Königs durch die Erledigung der Kandidatur hinwegließ. Um so greller trat darin Bismarcks Absicht hervor, die Garantieforderung und ihre Ablehnung an die große Glocke zu hängen. Olliviers Erzählung, daß Gramont ihm jetzt erst die vier Telegramme Benedettis vom 13. vorgelegt habe, verdient keinen rechten Glauben. Wenigstens das erste über den Ausgang der Brunnenszene wird er schon gekannt haben. Auch einen Widerspruch zwischen den Emser Meldungen und Lesourds Nachricht können sie nicht herausbuchstabiert haben. Wohl aber kam ihnen jetzt erst die Ablehnung ihres Ultimatums ganz zum Bewußtsein, und die Veröffentlichung dieser Tatsache bewies, daß es darauf abgesehen war, Frankreich vor der Welt ins Unrecht zu setzen.

Während Ollivier nach einer kurzen Ministersitzung den Kaiser telegraphisch bat, wegen der veränderten Situation schon am Nachmittag zu einer Sitzung nach den Tuilerien zu kommen, empfing Gramont den preußischen Botschafter. In „la France et la Prusse“ erzählt er, Werther habe ihm mitgeteilt, er solle Urlaub nehmen, weil seine Regierung mit seinem Verhalten am 12. unzufrieden sei. Erwägt man aber, daß Werther von Bismarck einen ganz bestimmten für Gramont empfindlichen Auftrag hatte, und daß aus diesem Auftrag die Mißbilligung des Verhaltens des Botschafters hervorging, so darf man doch bezweifeln, daß Werther so geschmacklos gewesen ist, auf die Beileidsbezeugungen eines Gramont zur Ungnade seines Königs und seines Chefs zu spekulieren. Die Emser Depesche war die Zurückweisung eines Ultimatums. Der Auftrag an Werther war zugleich eine Ohrfeige für Gramont, und man kann es verstehen, daß das schwachentwickelte Wahrheitsgefühl des Exministers gerade über die Hauptsache in seiner letzten Unterredung mit Werther hinweggeglitten ist.

Obwohl die Quellen darüber natürlich schweigen, wird man doch annehmen dürfen, daß Gramonts Selbstsicherheit durch Bismarcks Erinnerung an sein aufgegebenes, aber nicht zurückgezogenes Ansinnen vom 12. etwas erschüttert worden ist. Später, nach der Veröffentlichung des Wertherschen Berichtes, hat er sich, wenn auch mit wenig Glück, zu verteidigen gesucht. Am 14. da-

gegen mochte ihm die Erwägung näher liegen, sich nicht dadurch bloßzustellen, daß er den Bogen ein zweitesmal überspannte. Nur so erklärt es sich, wenn ich nicht irre, daß gerade der Heißsporn unter den Helfern Napoleons wie gelähmt in die Beratungen des Ministeriums eintrat und trotz Emser Depesche nach einem Ausweg gesucht hat.

Die Überlieferung über die erste um halb 1 Uhr beginnende fast sechsstündige Beratung ist um so unzuverlässiger als man zu keinem rechten Ergebnisse kam. Aus einem neuen während der Sitzung eingelaufenen Telegramme Benedettis vom 14. erfuhren die Versammelten, daß auch die Kölner Zeitung die Emser Depesche gebracht hatte, und daß der Botschafter in Erwägung der „bedauerlichen Sprache" der Umgebung des Königs an ihrem offiziellen Ursprunge nicht zweifelte. Benedettis Mitteilung, daß er endlich Gelegenheit gefunden hatte, bei dem Minister v. Eulenburg die zugunsten der Garantie sprechenden Argumente anzubringen, war unter diesen Umständen ebenso belanglos wie die weitere Meldung, daß der König ihm auf seine Bitte eine Abschiedsaudienz im Bahnhofe vor der Abfahrt nach Koblenz bewilligt habe. Der Ministerrat ließ es daher bei dem schon vorher gefaßten Beschluß der Einberufung der Reserven bewenden, setzte aber trotzdem seine Bemühungen fort, eine diplomatische Antwort auf die öffentliche Ablehnung der Garantieforderung zu finden. Wer dabei Napoleons Lieblingsidee eines europäischen Kongresses heraufbeschworen hat, ist ziemlich gleichgültig, da Gramont in Vorschlägen für die Kammererklärung nicht minderen Eifer als Ollivier entwickelt hat. Der leitende Gedanke aber war folgender: Die europäischen Mächte sprechen den Grundsatz aus, daß kein Prinz aus einem der regierenden Häuser ohne vorherige Verständigung untereinander einen fremden Thron besteigen darf. Dadurch erklären sie mittelbar, daß Frankreichs Beschwerden berechtigte waren, und erteilen der preußischen Politik eine nachträgliche Rüge, so daß die Ablehnung des französischen Ultimatums gegenstandslos wird. Den beiden Kammern hätte man freilich am 15. nur sagen können, daß die Regierung zuversichtlich auf die europäische Anerkennung jenes Grundsatzes hoffe.

Um die nämliche Zeit bemerkte Lord Lyons, der an diesem Tage Gramonts nicht habhaft werden konnte, in seinem Berichte, die Erregung sei in Paris und namentlich in der Armee, obwohl man das Telegramm der Norddeutschen Allgemeinen noch nicht kenne, so groß, daß er bezweifle, ob die Regierung dem Kriegsgeschrei widerstehen könne, selbst wenn sie imstande sei, einen entschiedenen diplomatischen Erfolg bekanntzugeben. Wenn die Reserven wirklich einberufen wurden, so mußte man auch den Krieg wollen. Der Sinn bewaffneter Unterhandlungen ist doch der, dem Gegner etwas abzutrotzen. Hier aber kamen in erster Linie Verhandlungen mit England, Rußland, Österreich und Italien in Frage, durch die man Preußen sozusagen durch Europa majorisieren wollte. Die Waffen hatten dabei nicht mitzusprechen und konnten nur schaden. Der Kriegsminister Le Boeuf veranlaßte daher den Kaiser, als er von dem Ausgang der Konferenz hörte, die Minister noch einmal nach Saint-Cloud zu laden, um sich zu entscheiden, ob man die Einberufungsordre

aufrechterhalten und den Krieg erklären wolle oder dem diplomatischen Ausweg unter Widerrufung jener Ordre den Vorzug gebe.

In dieser zweiten Sitzung, an der auch die Kaiserin teilnahm, ist dann bekanntlich zwischen zehn und halb zwölf Uhr der Krieg beschlossen worden, ohne daß wir in der Lage wären, aus den Zeugenaussagen ein klares Bild des Herganges zu gewinnen. Nach Ollivier hat Eugenie nur zugehört, nach den Aussagen Mac Mahons und des Kämmerers der Kaiserin, die aber nur aus zweiter Hand überliefert sind, griff sie, als ihr Gemahl seines Leidens wegen sich einige Zeit entfernte, sehr energisch in die Debatte ein und riß die noch zaudernden Minister mit sich fort. Daß sie für den Krieg war und die Nachmittagsbeschlüsse nicht begriff, wird auch von Ollivier nicht bestritten. Die Frage ist nur, was auch Napoleon und die Minister überzeugt hat, daß ihnen in der von Le Boeuf gestellten Alternative keine Wahl mehr gelassen war, und die Antwort kann lediglich in den neuen Vorlagen, die Gramont mitgebracht hatte, gesucht werden.

Da waren zunächst zwei Telegramme der Gesandten in Bern und in München, aus denen hervorging, daß Bismarck die jetzt zum ersten Male vollständig mitgeteilte Emser Depesche zur Kenntnis der Schweizer Bundesregierung und des Königs von Bayern gebracht hatte, ferner ein Bericht Lesourds, den wir noch nicht kennen, und die telegraphische Mitteilung der Unterredung Bismarcks mit Lord Loftus, die der Engländer haarklein noch am 13. dem österreichischen Geschäftsträger Baron v. Münch-Bellinghausen erzählt hatte, und die sofort an Beust telegraphiert von diesem Cazaux verraten worden war; endlich noch zwei Telegramme Benedettis über die Abschiedsaudienz, den Termin der Abreise des Königs und die Äußerung Wilhelms, daß eventuelle Verhandlungen seine Regierung führen werde. Ollivier schiebt die Wiener Meldung beiseite und behauptet, daß die Telegramme aus Bern und München den Ausschlag gegeben hätten, doch ist nicht recht ersichtlich, worin der große Unterschied zwischen der offiziösen Veröffentlichung der Depesche durch die Presse und der offiziellen Mitteilung durch die Gesandtschaften bestehen soll. Das Zeitungstelegramm bekam alle Welt zu Gesicht. Der diplomatische Schachzug blieb vorläufig ein europäisches Internum, von dem die Öffentlichkeit nichts zu erfahren brauchte, und das durch den am Nachmittag geplanten diplomatischen Gegenschachzug pariert werden sollte. Eine ganz andere Bewandtnis hatte es mit den eventuellen Verhandlungen, von denen der König sprach. Bismarck plante also eine preußische Garantieforderung und dachte dem französischen ein preußisches Ultimatum entgegenzustellen. Die Ablehnung der Garantie hatte noch zu Gedanken an einen Ausweg Raum gelassen. Die Aussicht auf ein Ultimatum Bismarcks zerstörte auch diese letzte Illusion. Die einzige Rettung der kaiserlichen Regierung vor einer Revolution war jetzt in der Tat der Krieg. Ein vollzähliger Ministerrat am Vormittag des 15. Juli bestätigte nur, wiederum im Beisein Eugenies, einstimmig, was am Abend des 14. allen Anwesenden klar geworden war. Um halb zwei Uhr verlasen Gramont und Ollivier gleichzeitig im Senat und im gesetzgebenden Körper die Erklärung, die als Kriegsgrund die Zurück-

weisung der Garantieforderung und ihre Mitteilung an die europäischen Kabinette angab.

So ergibt sich, wenn wir uns noch einmal des zurückgelegten Weges erinnern, von der Emser Depesche, ihrer Genesis und ihren Folgen ein Bild, das von allen früheren Darstellungen im ganzen wie in vielen Einzelheiten beträchtlich abweicht. Der Urheber der Depesche ist Abeken und nicht Bismarck, aber nicht die Depesche, sondern die noch gar nicht erhobene Garantieforderung Bismarcks hat der Unentschlossenheit der kaiserlichen Regierung ein Ende gemacht. Wilhelms persönliches Verdienst war es, daß er die Kandidatur entschlossen beseitigte und den Franzosen, wenn sie sich damit nicht zufrieden gaben, das Odium und die Folgen des Angriffes zuschob. Bis zum 12. wäre der Krieg für Preußen ein schweres Wagnis gewesen, erst vom 13. ab verhieß er Gewinn. Der Entschluß dazu wurde daher nicht von langer Hand vorbereitet, sondern in Ems und Berlin in einem zeitlich und ursächlich genau bestimmbaren Augenblicke gefaßt. Das Schwanken der kaiserlichen Regierung beweist nicht, daß Bismarck eine letzte Aussicht auf Erhaltung des Friedens zerstört hat, sondern zeugt lediglich von jener Schwäche, die ihre Politik seit dem 3. Juli kennzeichnet. Ob der deutsch-französische Krieg auf die Dauer unvermeidlich war, ist eine andere Frage. Daß er in diesem Augenblicke ausbrach, war die Schuld, oder besser gesagt, das Verhängnis des sterbenden Cäsarismus.

# Das Viktorianische England.

Von

Charlotte Lady Blennerhassett.

## IV.

### I. Die Katastrophe von 1886 in Bayern.

Die stürmischen, in England verlebten Zeiten steigerten die Sehnsucht nach Erholung in der Heimat, deren bloßer Name Bilder des Friedens erweckte. Diesmal sollte es anders kommen.

Als ich Ende Mai 1886 vorläufig allein bei den Meinen in München eintraf, stand man auch dort am Vorabend eines Dramas, an dem wir Bayern alle, wenn auch nur mit dem Herzen, beteiligt sein sollten.

Die durch seinen Gesundheitszustand unabwendbar gewordene Entmündigung König Ludwigs II. nahte. Neues darüber habe ich nicht zu berichten; räumlich, wenn auch nicht zeitlich, fällt das Ereignis aus dem Rahmen der England hier gewidmeten Erinnerungen. Den Versuch, dennoch festzuhalten, was an persönlichen Eindrücken damit verbunden war, entschuldigt nur die Erfahrung, wie schnell Katastrophen, die uns selbst aufs tiefste erschütterten, im Gedächtnis schon der nächstfolgenden Generationen verblassen.

Die erste direkte Kunde von dem, was bevorstand, erhielten wir am Vorabend des 9. Juni, an dem die dazu bestimmte Kommission von Vertrauensmännern der Krone sich nach Schloß Schwanstein bei Hohenschwangau begeben und den unglücklichen Monarchen von den gefaßten Beschlüssen in Kenntnis setzen sollte. Unter den an jenem Abend bei unserer Mutter anwesenden, mehr oder weniger offiziell beteiligten Herren befand sich unser bereits oft erwähnter Freund, Baron Malsen, der Ratgeber und Vertraute der Königin-Mutter.

Ihm fiel die schwere Aufgabe zu, sich am nächsten Morgen zu ihr in die Einsamkeit ihres bescheidenen Tyroler Landhauses Elbingen-Alp zu begeben und Worte zu finden, die wohl vergebens versuchen sollten, den Schlag, der dieses Mutterherz traf, noch einigermaßen zu lindern. In begreiflich düsterer Stimmung, aber einig darüber, daß das Staatswohl die Entscheidung gebiete, besprach man die getroffenen Maßregeln. Augenscheinlich wußte keiner der Herren, daß eine der wichtigsten unterlassen worden und der zuständige Zivilbeamte, Bezirksamtmann von Füssen, ohne Instruktionen geblieben sei. Infolgedessen vernahm die Hauptstadt vierundzwanzig Stunden später von unerwarteten Vorgängen in Schwanstein. Der König, der gewarnt worden war, hatte Gendarmerie

und Feuerwehr aus dem nächsten Städtchen berufen und die Mitglieder der Kommission im Torbau seines Schlosses gefangen setzen lassen. Was sich ferner ereignete, ist allbekannt. Der von ihm gegebene Befehl, die Verhafteten zu blenden und in die unmittelbar am Fuß des Schwanstein tragenden Felsenkolosses vorüberrauschende Pöllat zu werfen, ist selbstverständlich ein toter Buchstabe geblieben. Bei der Erregung jedoch, die sich der dem Monarchen ergebenen Landbevölkerung bemächtigt hatte, genügte die Haltung des Königs, um die Lage der von der Außenwelt Abgeschnittenen bedrohlich zu gestalten. Am Morgen jenes 10. Juli spielte sich in Schwanstein eine andere, uns, die wir die Heldin derselben kannten, nicht völlig überraschende Episode ab. Die seither verstorbene Gattin eines früheren bayrischen Diplomaten, eine Dame von makellosem Ruf und lebhaften Impulsen, deren Ursprünge auf Rußland und Spanien verwiesen, bewohnte in der vor den Königsschlössern ausgebreiteten Ebene eine ihr gehörende Villa. Sie machte kein Hehl aus der schwärmerischen Bewunderung für den bereits von der Legende umflossenen, weltfernen König. Ihrer extrem legitimistischen Gesinnung zur Seite ging religiöse Exaltation, von der ich eine Probe erlebte. An einem Nachmittag zu Besuch bei ihr, begann sie ein Gespräch über die in den dunkelsten Farben von ihr gemalte kirchliche Lage, das auf unverfänglichere Dinge abzulenken nicht gelang. Die Protestanten, bemerkte sie, trügen an allem Unheil, am Unglauben und an der Sittenverderbnis schuld; nichts könne helfen, es sei denn Anwendung von Gewalt durch Wiederaufnahme der Inquisition. Wir waren allein, sie wurde immer heftiger und mir immer unheimlicher zumut, so unheimlich wie einst dem braven Falstaff: „Discretion is the better part of valour." Ich willigte darum stillschweigend wenigstens in die Wiedererrichtung der Scheiterhaufen, bis die Gelegenheit zu freundlicher Verabschiedung sich bot.

Nicht lange nachher kam der Junitag, an dem sie von den Vorgängen in Schwanstein vernahm. Sie eilte auf das Schloß und erzwang sich Zutritt zum König. Nicht mehr jung, doch immerhin eines gewissen südlichen Reizes nicht entbehrend, mit aufgelöstem Haar, Schmuckgegenstände in Händen und im höchsten Affekt, beschwor sie ihn, über alles, was sie besitze, zu verfügen und sich vor seinen Verfolgern zu retten. Der König war es, der anscheinend gefaßt blieb. Mit den Worten, die arme Dame sei krank, man möge sie entfernen, machte er der romantischen Szene ein Ende.

Ein anderer ernster Versuch, ihn zur Tatkraft aufzurufen, scheiterte ebenfalls. Er hatte seinen Adjutanten, unsern guten Freund, den Grafen Alfred von Dürkheim-Montmartin, telegraphisch aus München berufen. Der Graf, ein noch junger, energischer, liebenswürdiger Mann und loyaler Diener seines Herrn, folgte unverzüglich dem Befehl. Auf die Fragen des Monarchen, welcher Ausweg sich ihm noch biete, beschwor ihn Dürkheim, mit ihm den Wagen zu besteigen, nach München zu fahren und sich der Hauptstadt, die ihn jubelnd empfangen werde, zu zeigen. Einen derartigen Entschluß zu fassen, war der Kranke unfähig. Dürkheim ging zu einem anderen Vorschlag über. Er kenne die Gebirgspfade, die nach Tirol führten, der König möge sich ihm anvertrauen, über der

Grenze sei er frei. Zum Glück auch für den Ratgeber selbst lehnte der König abermals ab. Die ungeheure Spannung kam am Nachmittag des 10. Juni zu Ende, nachdem die Regierung eingegriffen und die Gefangenen befreit hatte. Ohne den König gesehen zu haben, trafen sie am selben Abend wieder in München ein. Aber erst in der Nacht vom 11. auf den 12. Juni übernahm der anerkannt beste, in Bayern tätige Psychiater, Professor Dr. Gudden, die Behandlung des Königs und zwar zur Stunde, da dieser den Schlüssel zum Turm verlangt hatte und die Gefahr drohte, er werde sich von dort in den Abgrund stürzen. Dennoch folgte er widerstandslos der Aufforderung des Arztes, sich zu Wagen und in seiner Begleitung am Morgen des 12. Juni nach dem ihm zum Aufenthalt bestimmten Schloß Berg am Ufer des Starnberger Sees zu begeben, wo er um die Mittagstunde eintraf. Dem Grafen Dürkheim wurde bei der Rückkehr nach München der Degen abgefordert und die Untersuchung gegen ihn eingeleitet. Er konnte sich rechtfertigen, denn er schuldete damals noch dem Ruf seines königlichen Herrn unbedingten Gehorsam; er ist denn auch freigesprochen worden, im Lauf der Jahre zu den höchsten militärischen Ehren gelangt und als Befehlshaber eines Armeekorps gestorben. Von ihm haben wir später oft vernommen, was er auf Schwanstein erlebt, und ebenso blieb es im Gedächtnis der Bevölkerung, wie der König auf seiner letzten Fahrt einem Leichenbegängnis begegnet, den Hut vor dem Sarg abgenommen, dann von der Wirtin in Seeshaupt ein Glas Wasser verlangt und das Glas dankend zurückgegeben habe. Auch ist mir erinnerlich, wie einer seiner Diener, der sich weinend von ihm in Berg mit den Worten verabschiedete, sein königlicher Herr werde bald wieder gesund und alles werden wie zuvor, zur Antwort erhielt, ein für krank erklärter König gesunde niemals wieder.

Diese den Ärzten so wohlbekannte Mischung von sehr lichten Momenten mit tiefster geistiger Umnachtung hat vornehmlich dazu beigetragen, den Sinn des Mannes aus dem Volk zu verwirren und, besonders in den Gebirgsgegenden, wo das Interesse mitsprach, die abenteuerlichsten Vorstellungen zu erzeugen. Dieser Bevölkerung gaben die stete Anwesenheit des Königs, seine nächtlichen Fahrten zu allen Jahreszeiten, seine Bauluſt, seine sonderbaren, auf rascheste Erfüllung dringenden Launen und Pläne Anlaß zu reichlichem Gelderwerb. Selbstverständlich wirkten solche Verhältnisse nach; sie ermöglichten es auch einem wohlbekannten, ganz besonders haftbar gemachten Würdenträger der Krone und Mitglied der Kommission, am 10. Juni durch Verteilung beträchtlicher Summen die Sicherheit seines ernstlich gefährdeten Lebens zu erkaufen.

Von weiteren Ausschreitungen verlautete nichts. In der Hauptstadt herrschte vorwiegend ein anderer Geist. Man empfand es wie eine Erlösung, daß an Stelle des nunmehr zum Thron berufenen, aber seit Jahren vom selben tragischen Geschick befallenen Königs Otto sein Oheim, Prinz Luitpold von Bayern, die Zügel der Herrschaft ergriff. Bis dahin wußte man von ihm, daß er früh Witwer einer hervorragenden, geliebten Frau geworden, mit seinen vier Kindern ein musterhaftes Familienleben führte und mit nie versagendem, pflichttreuem Eifer im Heer gedient und in Krieg und Frieden

alle Wechselfälle seines hohen militärischen Berufes mitbestanden hatte. Er allein wußte, um welchen Preis inneren Kampfes sein Entschluß gereift war, zum Wohl des Vaterlandes die Regentschaft anzutreten. Die auf ihn gesetzten, in vieler Hinsicht noch unbestimmten Hoffnungen hat er übertroffen. Der hervorragende Zug seines Wesens war Herzensgüte; ihm war das tiefste Wohlwollen für die Menschen eingeboren, das kein Vorurteil irgendwelcher Art jemals trübte und ihm den richtigen Takt eingab, dem es zu danken, daß er in der Wahl der Werkzeuge seiner Regierung das Richtige traf. Dabei lag jede Anwandlung von Sentimentalität seiner strammen Soldatennatur fern. Als eines Tages das Gespräch an seiner Tafel sich mit dem jähen Ende eines jungen Offiziers beschäftigte und dessen Schicksal betrauert wurde, brach er es mit den Worten ab, dieser sei in der Erfüllung seiner Pflicht gestorben und nicht zu beklagen. Ein anderes Mal, beim frühen Ausritt zur Jagd, fand man ihn so schweigsam und in sich gekehrt, daß einer der Herren seines Gefolges fragte, ob er sich nicht wohl fühle. Die charakteristische Antwort lautete, ihm fehle nichts, nur habe er eine schlaflose Nacht im Gebet für den armen Sünder verbracht, der an diesem Morgen gerichtet werden sollte, und dessen Begnadigung er abends vorher den verzweifelten Bitten seiner Frau abgeschlagen habe. Weder von Politik noch von Religion wurde in seinem geselligen Kreis gesprochen; nur einmal, bei Gelegenheit seines Besuches am Krankenlager unserer teueren Mutter, fand sich der Anlaß, ihm zu sagen, er sei dem Geist der Lehrer seiner Jugend, des Bischofs Sailer und dessen Nachfolger auf dem Stuhl zu Regensburg, treu geblieben, worauf er mit tiefem Ernst erwiderte, so sei es. Dieses innig fromme, vom Geist des Friedens und der Liebe durchwehte Christentum ist sein Lenkstern im Leben und Sterben gewesen. Es hat ihm den Willen gestählt, in gewissenhafter Pflichterfüllung seines Herrscheramtes zu walten und, nach einfachen geistigen und seelischen Voraussetzungen, ein musterhafter Regent zu werden. Die erste ihm vorbehaltene Prüfung brach unerwartet und mit furchtbar tragischer Gewalt herein.

Das Pfingstfest fiel in diesem Jahr auf den 13. Juni. Einige Tage später sollte Hochzeit auf dem Lande gefeiert werden zwischen dem Sohn des rühmlich bekannten Kriegsministers von 1870, Freiherrn von Prank, und der zweiten Tochter des Hauses Malsen. Beide Väter waren Vormünder des Königs Otto und begegneten sich in der Zuversicht bei den Ihrigen, es werde eine Ruhepause den bestandenen Aufregungen folgen. Um vor dem Hochzeitstag nicht zu stören, machten unser ältester Sohn und ich uns am Samstag vor Pfingsten auf den Weg von Reichenhall nach Tirol, um das Fest an einem besonders schön, weitab von der Heerstraße gelegenen Wallfahrtsort zu verbringen. Wie oft zuvor, so war auch dieses Mal unser Begleiter auf der Wanderung mein Jugendgefährte, unser treuer Freund Dr. Herrmann von Sicherer. In den Jahren, wenn andere noch auf der Schulbank sitzen, hatte er sich den erfolgreichen Weg zur Professur beider Rechte an der Münchener Universität gebahnt, fühlte sich glücklich in seinem Beruf und hing, damals noch unverheiratet, mit rührender Zärtlichkeit an der alten Mutter,

deren Stolz er war. Von jedermann geachtet und allgemein beliebt, gab er alljährlich nur einigen unglücklichen Kandidaten der Jurisprudenz Grund zur Klage, weil er es, selbst noch jung, nicht lassen konnte, ihnen beim Examen verfängliche Fragen zu stellen. Je verkehrter die Lösungen, um so größer das Vergnügen Sicherers, in dessen Anekdotenschatz sie übergingen. Wer ihn kannte, mißverstand ihn nicht; er gehörte zu den auserlesenen Menschen, die unberührt von der Welt, mit reinem Kindergemüt von ihr scheiden und sagen durften: Horas numero, nisi serenas. Dieser nie versagenden guten Laune dankten wir es, daß uns auch Regentage, zu denen die jenes Ausflugs nach Tirol zu rechnen waren, wenn er dabei war, den Humor nie trübten.

Am Montag, den 14. Juni, erreichten wir zur Mittagstunde ganz durchnäßt wieder Kirchberg, den Vorort von Reichenhall. Auf dem Altan des Kurhauses ihres Gatten stand Frau Dr. Pachmaier, auch eine gute Bekannte, die uns jetzt zurief: „Wissen Sie, was geschehen ist? Der König ist tot.“ Der Eindruck dieser Worte ist noch heute lebendig. Meine Begleiter beschlossen, unverzüglich nach München zurückzukehren. Ich eilte, mich, so schnell ich konnte, umzukleiden und zu unsern Freunden zu gelangen. Dort waren Depeschen aus Berg eingetroffen, deren Inhalt — gewiß ein seltener Fall — den Verlauf der Katastrophe erschöpfend darstellte. Das vornehmste Opfer derselben, der König, hatte noch einmal den eigentümlichen, ihm zu Gebot stehenden Zauber ausgeübt, den erfahrenen, ihm zur Seite stehenden Arzt in falsche Sicherheit zu täuschen gewußt, so daß dieser die Wächter entfernte und allein mit ihm, nach tödlichem Ringen, in den Wellen des Sees den Tod fand. Zu nächtlicher Stunde, am Pfingstsonntag, waren die Leichen geborgen worden.

Die beiden Empfänger der Telegramme hatten Befehl, so schnell als möglich in München einzutreffen.

Ein Nachmittag lag dazwischen. Vor die Wahl gestellt, die bevorstehende Trauung ins ungewisse zu verschieben oder rasch zu vollziehen, entschlossen sie sich für das letztere. Das nächste Kirchlein lag etwa eine Viertelstunde von den Häusern unserer Freunde entfernt in idyllischer Ruhe und Schönheit auf dem Hang am Fuß der Berge; der Weg dahin war unfahrbar und durch die Regengüsse der vorhergehenden Nacht auch für Fußgänger kaum zu passieren. Zeit durfte nicht verloren werden, man setzte die Braut in einen Tragsessel, der kleine Hochzeitszug folgte, so gut er konnte, durch Pfützen und Kot, wie nur das Gebirge sie kennt, und der Pfarrer, noch rechtzeitig in Kenntnis gesetzt, erwartete ihn im Gotteshaus. Die Großmutter, Gräfin Waldkirch, die nie ihre Selbstbeherrschung verlor, hatte ihn ersucht, alle Anspielungen zu unterlassen, um die durch herbeigeeiltes Landvolk verstärkte Versammlung nicht zu lauten Äußerungen des Schmerzes zu veranlassen. Das wurde denn auch glücklich vermieden. Die Feier verlief ohne Zwischenfall, wenn auch unter Tränen. Am selben Nachmittag reisten die jungen Leute ab. Baron Malsen fand noch Zeit, von seiner Sendung zur Königin-Mutter zu berichten. Er hatte sie physisch sehr leidend, moralisch in einer Verfassung gefunden, in der sie zögerte, an die Größe des Unglücks zu glauben, das zum zweiten

Male, mit der Wucht eines Niobidenfatums, ihr das Herz zermalmte, obwohl gerade sie entsetzliche Beweise der Umnachtung ihres Sohnes erhalten hatte. Ihr Schicksal trug dazu bei, die Phantasie der Menschen ins Uferlose zu verleiten; am nächsten Morgen beim Erwachen stand unsere brave Reichenhaller Hausfrau weinend vor mir: „Jetzt ist die Königin auch tot," schluchzte sie. Angeschlagene Telegramme hatten die Nachricht verbreitet, die, wenn sie wahr gewesen wäre, dieser Mutter der Schmerzen neue Qualen erspart hätte.

Auch die Gesundheit unserer Freundin Malsen war unter den bestandenen Aufregungen zusammengebrochen. Ohne sie kehrte ich in die Hauptstadt zurück, wo wir am 17. Juni vor der in der alten Hofkapelle aufgebahrten Leiche Ludwigs II. Abschied nahmen. Die Begegnungen mit ihm waren kurz, von banaler, durch Etikette auferlegter Art gewesen und seit den ersten siebenziger Jahren ganz abgebrochen, da er mir, bei der Vorstellung nach unserer Verheiratung, Grüße an Stiftspropst von Döllinger aufgetragen und den Ärger darüber nicht verhehlt hatte, daß es mir nicht gelungen war, ihn, der über meinen Kopf hinweg sehr undeutlich sprach, gleich zu verstehen.

Die entseelte Hülle, die jetzt vor uns lag, hatte die Zeit wenig verändert. Die in die Tracht des Hubertusordens gekleidete Gestalt erschien im Sarg übermäßig groß und stärker als damals, das dunkle, dünner gewordene Haar lag immer noch über der Stirn des Einundvierzigjährigen zurückgekämmt, die wohl durch die Todesart aufgedunsenen Gesichtszüge bewahrten einen nicht wieder zu vergessenden Ausdruck von Menschenverachtung bis in die Ruhe des Todes, der sie nicht entstellte:

„They that stand high have many blasts to shake them,
And, if they fall, they dash themselves to pieces"

heißt es in „Richard III."

Zu diesen Betrachtungen gesellte sich ein ganz persönlicher Anlaß der Teilnahme. Seit Ende der siebziger Jahre mit der einzigen Tochter des Regenten, Prinzessin Therese von Bayern, in näheren Verkehr getreten, wählte sie mich 1881 zur Begleiterin auf einer Frühjahrsfahrt nach Rom und Neapel, mit längerem Aufenthalt in Sorrent. Diesem vierwöchentlichen Zusammensein verdanke ich es, von Beziehungen reden zu dürfen, die nicht wieder gelöst worden sind und, mit aller schuldigen Ehrfurcht für Rang und Geburt, den Grund zur innigen Freundschaft gelegt haben, die eine Bereicherung meines Lebens geblieben ist. Und das, obwohl unsere Interessen nicht zusammenstimmten. Die der Prinzessin wandten sich den Naturwissenschaften zu, von denen ich so viel wie nichts wußte. Für meine historischen und literarhistorischen Studien fehlte ihr die Sympathie. Nur darin waren wir einig, daß geistige Arbeit an sich ein Segen sei und getan werden müsse. Die ihrige befähigte sie später zu Forschungsreisen, auf deren Erfolge sie in jeder Beziehung vorbereitet war. Auch von solchen, die ihr reiches Gemütsleben aus Erfahrung erprobt hatten, ist ihr zuweilen gesagt worden, an ihr sei ein Mann verloren gegangen. Von eiserner Willenskraft und physischer Leistungsfähigkeit, wie sie selbst unter Männern eine Ausnahme bildet, kannte sie keine Furcht. Am 14. Juni war sie es, die der ihr mütterlich nahestehenden

Königin die Todesbotschaft überbringen mußte, und auf dem Weg zu ihr, in Füssen, wurde von dem zusammengeströmten Landvolk der Versuch gemacht, die Pferde zur Weiterfahrt zu verweigern. Sie trat ruhig der drohenden Menge entgegen und richtete Worte an sie, die ihren Widerstand brachen. Am Morgen des 16. Juni sah ich sie unmittelbar nach ihrer Rückkehr wieder. Sie war bleich wie der Tod. Es bedurfte keiner Worte, um zu verstehen, was sie gelitten.

Der letzte, Ludwig II. zu leistende Dienst, die offizielle Anwesenheit in der Kirche zu St. Michael bei seiner Beisetzung, sollte ebenfalls noch einen unerwarteten Abschluß finden. Nach persönlichem Empfinden zu schließen, gaben sich die meisten der Anwesenden mehr den eignen Betrachtungen als der Beredsamkeit des Trauerredners hin, der selbst aufs tiefste ergriffen sprach. Das Wetter war schön, Sonnenstrahlen spielten während des Gottesdienstes durch die hohen Fenster des Chors über den Häuptern der erlauchten dort Versammelten. Da plötzlich, während der Sarg des Königs in die Gruft gesenkt wurde, ein jäher Blitz und Donnerschlag! Dann wurde es still.

Viele Jahre später, auf dem Lande, begegnete mir eines Morgens eine der Prinzessinnen unseres Königshauses, die ich nur selten sah. Ihrer Aufforderung entsprechend, begleitete ich sie auf dem Spaziergang. Ich hielt das Buch eines Engländers in der Hand, der wie so viele seiner Landsleute, wenn auch weniger wie Schotten und Iren, an direkte Berührung des Jenseits mit dem Diesseits glaubt. Sie las den auf mystischen Inhalt deutenden Titel und fragte, ob ich mich für Geistermanifestationen und verwandte Fragen interessiere. Das Buch, erwiderte ich, sei durch Zufall an mich gelangt und noch ungelesen; da ich niemals etwas Unerklärliches erlebt, so bestreite ich zwar die Möglichkeit von Erscheinungen usw. nicht, vermöge aber kaum, mich von der Evidenz des Einzelfalles überzeugen zu lassen, und stehe der ganzen Frage ziemlich teilnahmlos gegenüber, da mir das Evangelium genüge. „So geht es auch mir," bemerkte die fürstliche Dame, „ich habe auch nichts erlebt." Sie hielt inne. „Doch," sagte sie, „einmal ja. Es war bei der Beisetzung Ludwigs II. Einen dichten Kreppschleier vor dem Gesicht, kniete ich an dem uns Damen angewiesenen Platz auf der linken Chorseite der Michaelskirche. Uns gegenüber standen die höchsten Leidtragenden, der deutsche Kronprinz und spätere Kaiser Friedrich, neben ihm der österreichische Kronprinz, Erzherzog Rudolf. Nach einer Pause streifte mein Blick die beiden wieder und zwischen ihnen stand eine wie wir in Trauer gekleidete Frauengestalt. Ich glaubte an einen Irrtum und wunderte mich über die Nachlässigkeit des Hofdienstes, der der Betreffenden nicht ihren Platz angewiesen. Dann beschloß ich, mich lieber zum Gebet zu sammeln, als um äußere Zufälle zu kümmern, was nicht hinderte, daß ich unwillkürlich abermals hinübersah. Die verhüllte Gestalt stand noch immer dort; ich glättete meinen Schleier, sah sie ganz deutlich, wie zuvor, wußte aber nichts von der Sage, eine Ahnfrau des Wittelsbacher Geschlechts pflege in solcher Gestalt Unheil zu verkünden. Nach Schluß der Feierlichkeit die Stufen des Chors hinabschreitend, traf ich mit meinem Schwager M. zusammen und fragte, wer die zwischen

den Thronerben stehende Frau gewesen? Er hatte keine gesehen, aber Prinz A., der unser Gespräch überhörte, wandte sich mit der Bemerkung zu mir, es empfehle sich vielleicht, von der Sache nicht weiter zu reden." Soweit die Prinzessin. Halluzinationen irgendwelcher Art ganz unzugänglich, von normalster geistiger und physischer Gesundheit, maß sie denn auch dem Erlebnis keine weitere Bedeutung bei. Es trat ihr in die Erinnerung, nachdem Kronprinz Rudolph durch Selbstmord geendet und die Regierung der hundert Tage der Anteil des Märtyrer-Kaisers an seinem Geburtsrecht geworden war. Welche Geisterstimme würde Gehör gefunden haben, die Ähnliches vorausverkündet hätte?

Ganz ohne unser Zutun sahen wir später noch einmal die uns so teure Königin-Mutter. Auf einem Spaziergang in der Nähe von Hohenschwangau erkannte sie uns von fern, ließ den Wagen halten und reichte uns, die wir unsere Bewegung nicht verbergen konnten, die Hand zum Kuß. Einige Tage später befahl sie uns zur Tafel. Die Anmut, die ihr in der Jugend alle Herzen zugewandt hatte, hinterließ noch Spuren auf ihrem Antlitz und in ihren schönen blauen Augen. Die Teilnahme für andere war nicht erloschen, sie selbst am Leben nicht mehr beteiligt. Sie war längst katholisch geworden und mehr und mehr in Gott versenkt. Als das Ende nahte, ließ sie noch einmal ihren Freund, Baron Malsen, den Hofstaat und die Dienerschaft vorbeidefilieren und nahm von jedem Abschied mit einem eigentümlichen Lächeln, als wolle sie sagen, das Schauspiel, an dem sie, nicht aus Wahl, beteiligt gewesen, sei vorbei. In ihrer letzten Stunde betete sie feierlich: „Gott segne Preußen, Gott segne Bayern." An einem Maientag des Jahres 1889 wurde ihr Friede.

Seit längerer Zeit beanspruchte mich die Niederschrift der drei Bände über Frau von Staël, für die ich ein umfangreiches Material gesammelt hatte, ohne anfangs vorauszusehen, wie weit es mich führen sollte. Das Leben in der Familie und die geselligen Pflichten, die auch nicht vernachlässigt werden durften, zwangen dazu, viel des Nachts zu arbeiten, und ich muß es ein großes Glück nennen, daß ich das konnte, ohne meiner Gesundheit zu schaden. Das Buch erschien 1887—1889, und der Freude, die mir die Arbeit gebracht hatte, entsprach die wohlwollende Aufnahme, die ihm die Kritik zuteil werden ließ. Selbst unsere teure Mutter, die den an meine Leistungsfähigkeit gestellten Ansprüchen mit begreiflicher Besorgnis gefolgt war, verzieh, was sie erduldet hatte, und erklärte sich zufriedengestellt.

Dann kam der gefürchtete Moment, den das erste Zeichen der Trennung zwischen Eltern und Kindern bezeichnet. Unser ältester lieber Sohn hatte seine Studien in Deutschland erfolgreich vollendet. Der Zeitpunkt, ihn nach England zurückzubringen, war gekommen. Vor Beginn seiner akademischen Studien in Oxford blieb ein Jahr der Vorbereitung für den indischen Zivildienst, das seine Eltern mit ihm in London verlebten, während die einzige Tochter einer Erziehungsanstalt anvertraut wurde und der noch kleine jüngste Sohn in der treuen Obhut seiner Großmutter blieb. Von da an fand sich nur während der Ferien die Familie vollzählig zusammen, deren Schicksal es in der Folge sein sollte, in drei Weltteile zerstreut zu werden.

Bevor wir so von München schieden, traf uns ein unersetzlicher Verlust durch den Tod meines treuen Kameraden, unser aller Freundin, Wilhelmine von Malsen. Sie starb, wie sie gelebt, noch auf dem Schmerzenslager tätig und liebevoll, standhaft in die Trennung von denen, die sie liebte, ergeben. „Nicht sprechen, denken," unterbrach sie sterbend die Gebete ihrer Kinder. Wer so gelebt und so scheidet, bleibt unvergessen.

## II. Geistige Strömungen der Zeit.

Wie auf dem politischen, ist mir auf literarischem Gebiet das Glück zu teil geworden, mit hervorragenden Zeitgenossen bekannt zu werden, ohne daß ich Gelegenheiten dazu aufzusuchen brauchte. Sie ergaben sich von selbst; ich hätte weder verstanden noch gewünscht, sie herbeizuführen, und infolge dieser Zurückhaltung habe ich leider den einzigen Moment versäumt, mit dem größten weiblichen Talent des XIX. Jahrhunderts, mit George Eliot, persönlich bekannt zu werden. Und das kam so. Eines Nachmittags, in Portman Square, traf ich Lord Acton. Er sei auf dem Weg zu ihr, die in Regents Park wohnte, ob ich mitkommen wolle? Statt unverzüglich ja zu sagen, überfiel mich ein plötzlicher Schreck, der darauf zurückzuführen war, daß keine andere literarische Berühmtheit jener Tage mir ein gleiches Gefühl ihrer Überlegenheit einflößte, wie die Schöpferin von „Adam Bede" und „Middlemarch". Noch lebte Mr. George Lewes, der Goethebiograph, seit Jahrzehnten ihr Gefährte, wenn auch nicht ihr gesetzlicher Gatte. Lord Acton mißverstand völlig den Grund meines Zögerns, half mir nicht aus der Verlegenheit und setzte seinen Weg allein fort. Er sollte es sein, der nach ihrem Tode ihr das großartige, in lapidare Sätze gefügte und in alle Tiefen ihrer Gedankenwelt dringende, literarische Denkmal gesetzt hat. Durch andere, die ihre Vergangenheit kannten, habe ich von ihr, die ich nie von Angesicht sah, und die zufälligen Besuchern auch nichts zu sagen pflegte, um so mehr gehört. Davon habe ich wenig Gebrauch gemacht, da auch ich ihr Bild festzuhalten suchte[1]; zur Wertung ihrer geistigen Persönlichkeit würde es nichts beigetragen und nur der Neugierde des Publikums Stoff geliefert haben. Es blieb der Eindruck, daß, je genauer man sie kannte, um so deutlicher es wurde, wie innerliche Traurigkeit und Vereinsamung der Zoll gewesen, den der Ruhm ihr gekostet hat. Die Farmerstochter von Genie, deren Dasein trotz aller intellektuellen Emanzipationen an die Anstandsbegriffe kleinbürgerlicher Sitte gebunden blieb, litt so schmerzlich unter dem mit dieser Sitte vollzogenen Bruch, daß sie sich noch im Alter scheute, in London allein über die Straße zu gehn, weil sie den Spott der Gassenjungen fürchtete. Wer darin etwa ein Zeichen von Schwäche zu entdecken vermeinte, der gedenke des Ausspruches von Goethe: „Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben." Die andere Ursache ihrer Schwermut lag tiefer. Die Übersetzerin von Strauß, die Jüngerin von Auguste Comte und Herbert Spencer suchte den Schöpfungen ihrer Phantasie die Früchte des Glaubens zu retten, der

[1]) „George Eliot". Deutsche Rundschau, 44. Band, S. 362 ff., September 1885.

ihr selbst völlig verloren gegangen war. Der christlichen Ethik verdankten die Gestalten ihrer Dichtung die verklärende Macht ihres in Prüfungen erprobten Ideals. Sie sind in der Absicht geschaffen, der Welt eine Botschaft des Guten zu bringen. Wenn es der Kunst nicht gelang, zu bessern, zu erheben und für die höchsten Güter zu begeistern, dann hatte die Kunst versagt, und George Eliots Lebenswerk endigte in Schiffbruch. Auf der Höhe ihres Könnens drängte die ihr entgegengebrachte Bewunderung den peinigenden Zweifel zurück. Er kehrte wieder, um nicht mehr von ihr zu weichen. Auf das Diesseits verwiesen, viel zu wahrhaft und auch viel zu gescheit, um sich für den Verlust von Ewigkeitswerten durch die Errungenschaften des materiellen Fortschritts und des Wissens entschädigt zu wähnen, mußte ihre Kunst populär werden, wenn ihre Botschaft sittlicher Vollendung Gehör finden sollte. Obwohl sie die Gaben des Erzählers, den zu Sprichwörtern geprägten Humor, die dramatische Gestaltungskraft in der Vielheit ihrer dichterischen Schöpfungen und damit die Qualitäten besaß, die an das Interesse, auch des Durchschnittslesers appellieren, wurde die größte Romanschriftstellerin des 19. Jahrhunderts nie eigentlich populär und wohl nur selten verstanden.

Davon erlebte ich ein Beispiel. Mein Tischnachbar bei einem großen Diner war ein älterer Herr von etwas derber Art, mit weißem Haar und Bart, die durch den Gegensatz sein volles, stark gerötetes Gesicht noch mehr markierten. Hinter Augengläsern schauten prüfend kluge Augen. Das ganze Gebaren, die kräftig gedrungene Gestalt, die lebhaften Bewegungen verrieten die Selbstzufriedenheit des Mannes, die sich siegreich behauptet hatte, nachdem ihm in der Jugend verkündet worden, er brauche keine Bücher zu schreiben, denn niemand werde sie lesen, und er täte besser, aus dem Amt zu scheiden, da er doch nicht dafür tauglich sei. Jetzt nannte das Vereinigte Königreich, und nicht nur dieses, seinen Namen. Es war Antony Trollope, Verfasser ungezählter Romane, von denen keiner ganz unbedeutend, viele so reich an Pathos und Humor sind, daß von ihnen gerühmt worden ist, wenn Darstellung der Realität einen Realisten bedeute, Trollope einer der größten, die je gelebt, gewesen sei. Die Art und Weise, wie seine Bücher entstanden, auf die er im Gespräch mit Vorliebe verwies, ist kaum weniger merkwürdig als ihr Inhalt. Der Verfasser verbrachte dreißig Jahre im Postdienst. Seine offizielle Tätigkeit nahm er ernst, er ist unter anderem der Erfinder des Briefkastens. Wenn er in seinem Amtslokal erschien, war seine schriftstellerische Arbeit getan. Täglich morgens 5 Uhr stand er auf, schrieb vor dem Frühstück eine bestimmte Anzahl von Seiten und hat stets behauptet, die Literatur sei ein Handwerk; sie brauche nur zu verwerten, was das Leben ihr biete, ein Paradoxon unter vielen, mit denen er es liebte, zum Widerspruch herauszufordern. Die amtliche Stellung, die ihn in fremde Länder und englische Kolonien führte, versah ihn mit den Milieus, die er mit raschem Verständnis auszubeuten wußte. Sein eigenstes Beobachtungsfeld blieb das der Mittelklassen. Die Typen, die seine Romane bevölkern, saßen mit ihm zu Tisch; er begegnete ihnen in den Straßen der Großstädte, in der Intimität

des Hauses, auf Bahnen und Schiffen, auf Rennplätzen und Fuchsjagden, die er mit Leidenschaft für den Sport mitzureiten pflegte. Er besuchte, um seine Charakterstudien zu bereichern, irische Hütten und die Landsitze der Reichen, Wahlversammlungen und Klubs, er kannte die City und auch das Westend und versetzte diese bunte Welt in die der Phantasie, die sich darauf beschränkte, zum künstlerischen Bild zu gestalten, was die Wirklichkeit schuf. Er drang, um sie auch dort zu beobachten, in die feierliche Abgeschlossenheit hochkirchlicher Kreise und Bischofsresidenzen, kehrte mit einer seiner besten komischen Figuren, der unvergeßlichen Mrs. Proudie, Gemahlin und Tyrannin seiner Lordschaft von Barchester zurück, und erweiterte seine Eindrücke zur Chronik des geistlichen Standes. Niemand brauchte sich in den Schwächen, die er verspottete, zu erkennen oder durch seine Satiren getroffen zu fühlen. Sie paßten so gut auf den Nächsten, und dieser blieb liebenswert genug, um auch menschliches Rühren zu erwecken.

So gelangte Trollope in der Schätzung der Kritik und in der Gunst der Lesewelt auf die erste Stufe unter den Novellisten zweiten Ranges. Wer ihn gelesen, begrüßte die Gelegenheit, ihm für viele vergnügte Stunden zu danken. Die Antwort, die er darauf gab, kam allerdings unerwartet: „Ich denke nicht hoch von meinen Romanen, das aber weiß ich, sie sind besser als die George Eliots."

Das Urteil war gefällt. Mag immerhin das künstlerische Gewissen der Elite protestieren, die Mehrzahl der Menschen geht achtlos an großen Kunstwerken vorüber: Racines „Phädra" ist einst durchgefallen und Goethe niemals populär geworden.

Zu Beginn der achtziger Jahre, wo dieses Gespräch stattfand, vollzog sich eine Wandlung auch auf dem Gebiet des Romans. Ein neues Geschlecht stand vor Problemen, die, überall sich herandrängend, in das individuelle Dasein eingriffen und auch von solchen beachtet werden mußten, die abseits von den Zentren, wo die intellektuelle Arbeit geleistet wird, deren Rückschlag empfanden. Den meisten fehlte, wenn nicht die geistige Spannkraft, so doch die Zeit, um neben praktischer Tätigkeit und im rastlosen Treiben des Alltags an den Quellen der Gedankenwelt zu schöpfen, wo das vorläufig letzte Wort über Glauben und Wissen, über die soziale Frage, die neuen, dem Staat und der Gesellschaft gestellten Aufgaben, die damit herbeigeführten Wandlungen in der Politik gesprochen wurde. Sie bedurften einer Vermittlung, und zu dieser stand eine Frau, Mrs. Humphry Ward, bereit. Diese Enkeltochter des berühmten liberalen Kirchenmannes und Pädagogen Dr. Arnold, des Schöpfers der modernen Schule in England, war durch ihre Ursprünge auf das von ihr unternommene Werk vorbereitet. Ihre ganz außerordentliche Begabung, ihr ungewöhnlicher, mit einem erstaunlichen Vorrat von Kenntnissen ausgerüsteter Verstand, das Geschick, mit dem sie zu ersetzen wußte, was ihr an angeborenem Talent, an Unmittelbarkeit des Empfindens, an Pathos der Leidenschaft nicht gegeben war, diesen vorwiegend intellektuellen Eigenschaften verdankt sie einen der größten Erfolge in der modernen Erfahrung. Nur die Form des Romans hat ihn ermöglicht. Wenn nicht aus

künstlerischer Notwendigkeit, so doch nach reiflicher Überlegung und mit genügender Aneignungsfähigkeit ist sie dem Geschmack des Publikums auch in bezug auf den Aufbau und das rein menschliche Interesse an den Gestalten ihrer Schöpfungen entgegengekommen. Als ich sie flüchtig kennen lernte, war sie, und zwar mit einem Schlag, berühmt geworden, „Robert Elsmere" erschienen und mit diesem Buch der Ton getroffen, auf den die Zeit gestimmt war. Er konnte ihr dennoch nur dann annehmbar gemacht werden, wenn dieser Versuch einer Scheidung zwischen traditioneller Theologie und moderner Kritik unter den faltigen Gewändern enthusiastischer Frauen geborgen und jungen Männern auf die Lippen gelegt wurde, deren Existenzberechtigung vom Augenblick an wegfiele, wo sie aufhören würden, die Interpreten der Religionsphilosophie von Mrs. Humphry Ward zu sein. Niemals hatten vorwiegend künstlerisch angelegte Naturen, wie Thackeray, George Eliot, Robert Louis Stevenson, Ähnliches gewagt. Sie haben die ethischen Probleme, auf die sie sich beschränken, nicht gepredigt, sondern gestaltet und es dem Leben überlassen, das moralische Fazit zu ziehen. Aber, wie gesagt, sowohl das Publikum wie die Verfasserin sind an der Klippe gelehrter Pedanterie, wenn auch nicht unbeschädigt vorbeigesegelt, so doch nicht zerschellt. Die Zahl der von „Robert Elsmere" verkauften Exemplare beträgt eine Million. Der zweite Roman erntete, was dieser gesäet hatte und wurde mit 360000 Mark honoriert. In unseren praktischen Tagen zählen derartige materielle Zeichen des Erfolges mit.

Mrs. Humphry Ward hat denn auch das Feld des religiösen Problems in einer ganzen Reihe von Werken weitergepflügt und sich auch der sozialen Frage zugewandt. In politischer Beziehung konservativ, hat sie in der Frauenfrage energisch eingegriffen und viel Gutes im Sinne derjenigen gewirkt, die, wie ich selbst, nicht an die alleinseligmachende Wirkung des weiblichen Stimmrechts glauben und ihrem Geschlecht einen Dienst zu erweisen vermeinen, wenn sie es von der zersetzenden Wirkung politischer Tätigkeit fernhalten möchten.

Kurz nach Erscheinen von „Robert Elsmere" erzählte man sich in London die wohl einem Witzbold zu dankende Anekdote, ein Leser des Buches habe dem Gemahl der Verfasserin die Befürchtung ausgesprochen, sie habe dadurch das Christentum schwer getroffen: „Getroffen, mein Bester, wohin denken Sie? Sie hat es vernichtet," soll die Antwort gelautet haben. Das nur nebenbei. Es entspricht dem Ernst ihrer Gesinnung, ihr Werk ernst zu nehmen, und das ist auch geschehen. Wer sich berechtigt fühlt, in den höchsten Fragen mitzusprechen, wird nach seiner Gedankenarbeit gewertet. Während die Wissenschaft auf ihrem Recht besteht, dem Dilettantismus ihr Gebiet zu verschließen, verteidigt die Literatur das ihrige, sich nicht als Mittel zum Zweck gebrauchen zu lassen. Sie lehnt es ab, auch die geistvollsten Produktionen mit Kunstwerken zu verwechseln und reiht Mrs. Humphry Ward unter die Denker, die Romane schreiben.

Am anderen Pol, dem der Kunst um der Kunst willen, begegnete uns einer ihrer hervorragendsten Vertreter. Kein Engländer, sondern der Ameri-

kaner Mr. Henry James ist der Dichter einer modernen Odyssee, der Invasion der europäischen, zunächst der englischen Gesellschaft durch die Amerikanerin. Die soziale, dadurch herbeigeführte Evolution konnte trivial behandelt werden. Henry James, der Schüler und Nachfolger Balzacs, der Bewunderer George Eliots, gewann sie der Literatur in einer Reihe von Meisterwerken, deren reiche Psychologie und plastische Gestaltungskraft vom höchsten Können zeugen. Seine männlichen Charaktere stehen den weiblichen nicht nach; sie sind, wie diese, dem Leben abgelauscht und ein Spiegelbild der Welt, in der ihre Schicksale sie prägen. Aber wie in der Wirklichkeit, so in diesen Romanen, ist es die amerikanische Frau, der die Hauptrolle zufällt. Ihrer Schwächen wohl bewußt und ohne Illusionen über die sozialen Gefahren und sittlichen Schäden der Vermischung der Rassen, des Blendwerks von Rang, Titel und Stellung für die einen, der Verlockungen des Goldes für die anderen, ist die Vertreterin ihres Geschlechtes in der sicheren Hand ihres Bildners liebenswert trotz ihrer Verkehrtheiten, pathetisch rührend und ergreifend in ihrem Schmerz, „ein schwankendes Boot, das den Schatz menschlicher Liebe durch die Zeiten trägt." Das Zitat ist George Eliots, seine Verwirklichung das Ziel der feinen, vornehmen und doch so mächtigen Kunst, die die tragische Bedeutung des Lebens nicht in die Verhältnisse, sondern in die Seelen, in das Empfinden der mit dem Schicksal Ringenden verlegt. Die ernste, sympathische Persönlichkeit des Schöpfers so vieler unvergeßlicher Gestalten teilt mit ihnen die kosmopolitischen Neigungen. Der Weltmann ist, wie sie, in Europa heimisch, der Künstler ist noch heute in stetem Fortschreiten der strengste Richter seines Werkes.

Die hier genannten Autoren dürften zu den charakteristischen Typen der englischen Romanliteratur zählen. Nach den im zwanzigsten Jahrhundert auf diesem Gebiet vollzogenen Wandlungen sind sie schon nicht mehr die Modernen. Unter dem Namen anderer mir bekannter, zum Teil ganz hervorragender Talente wage ich dennoch keine Auswahl zu treffen. In der Hochflut zeitgenössischer Produktion werden durchschnittlich vier bis fünf Romane täglich in England allein auf den Markt geworfen. Das setzt einen Leserkreis voraus, der ohne Zweifel besser daran täte, seine Zeit nützlicher zu verwenden: „Seigneur, j'ai fait des visites", meinte, nicht ohne Gewissensbedenken auf seine diplomatische Laufbahn zurückblickend, der vortreffliche Portugiese Donoso Cortes. Er konnte nicht anders; die Leute aber, die einen beträchtlichen Teil ihres Daseins mit Romanlektüre verbringen, haben keine derartige Entschuldigung. Doch ohne sie, versichern die Leihbibliothekare, dürften sie ihre Büchereien schließen: das ist kein gutes Zeichen für den Fortschritt der Kultur.

Mit der Massenhaftigkeit der Erzeugnisse hielt noch bis in die achtziger Jahre die englische Kritik nicht Schritt. Zwar vermehrten sich fortwährend Zeitschriften, die nach dem Vorbild der zwei alten Revuen, der „Quarterly" und der „Edinburgh", über hervorragende Erscheinungen in der Literatur viele vortreffliche Arbeiten lieferten; aber in bezug auf neue Methoden in der zum Lebensberuf erwählten literarischen Kritik kam zunächst nur ein Name in Betracht. Es war der von Matthew Arnold, dem Sohne des bereits er-

wähnten Pädagogen. Die im väterlichen Haus ihn umgebende Atmosphäre klassischer Bildung und des religiösen und politischen Liberalismus wirkten bestimmend auf seine fernere Bildung. Ihm zu eigen war die poetische Begabung, die, früh sich äußernd, in lyrischen und beschreibenden Gedichten ein so ausgesprochenes Talent verriet, daß sein Beruf zur Dichtkunst nicht bezweifelt und Großes von ihm erwartet wurde. Auf den Lehrstuhl der Poesie nach Oxford berufen, bereicherte er sein Gebiet ein Jahrzehnt hindurch mit neuen Gesichtspunkten, und seine zur Kunst erhobene Kritik mit Vorträgen und Essays kosmopolitischen Inhalts. Merkwürdigerweise versiegte die poetische Quelle. Er feilte unablässig an seinem Werk. Was er später veröffentlichte, meist Elegien auf den Tod von Freunden, zeigte keine Verminderung der Inspiration. Ihm selbst dünkte sie erloschen, und er wollte die Muse nicht zwingen. Es war etwas Unstetes in ihm, ein inneres Bedürfnis, aus der Welt in die Einsamkeit zu flüchten, dann wieder in die Welt zurückzukehren und an ihren Kämpfen sich zu beteiligen:

„Ah! two desires toss about
The poets restless blood;
One drives him to the world without,
And one to solitude."

Obwohl er die Gelegenheiten vielmehr aufsuchte als vermied, mit den herrschenden Schulmeinungen und vorhandenen Vorurteilen in Widerspruch zu geraten, ja diese geradezu herausforderte, gewann er, ob über Homer, Sophokles oder die ihm geistesverwandten kontinentalen Romantiker sprechend, in Oxford eine nicht mehr bestrittene Autorität. Aber auch Oxford band ihn nicht. Er heiratete und wurde, um sich genügendes Einkommen zu sichern, Schulinspektor im Staatsdienst. Es fiel ihm schwer genug, und zuweilen entschlüpfte ihm das Bekenntnis, sein Leben sei verfehlt. Immerhin gewann er dadurch viel freie Zeit zu schriftstellerischer Tätigkeit. Arnold, der Essayist, ist bei Sainte-Beuve in die Schule gegangen. Er lernte von ihm Tiefe und Reichtum des Inhalts mit leichtflüssiger, künstlerischer Form verbinden. Viele seiner biographischen Studien sind Meisterwerke, an denen Deutsche ihren Anteil haben, Goethe vor allem, sein Vorbild der höchsten Kultur. Arnold, ein Weltmann von europäischer Bildung, vermißte sie bei der Mehrzahl seiner Landsleute. Den englischen Philister fand er geistig apathisch und gedankenlos, den Nonkomformisten, den Sektierer vollends unerträglich, unwissend und langweilig. Von einem anderen seiner Lieblinge, von Heine, entlehnte er den Ton strafender und spottender Satire, der ihm nicht immer verziehen worden ist.

Im geselligen Umgang, der uns fortwährend zusammenführte, zeigte sich Arnold duldsam, immer anregend und liebenswürdig. In den achtziger Jahren und in offizieller Mission, um die Organisation der Volksschulen besser kennen zu lernen, kam er nach München. In den nach seinem Tod veröffentlichten Briefen fanden sich Erinnerungen an diesen Besuch und an den Salon unserer Mutter, deren künstlerischer Geschmack ihm sehr gefiel. Er nahm es mit rührend guter Laune hin, daß es sich unmöglich erwies, den „Fach-

genossen" vom Lehrerstand und den ihm beigegebenen Beamten begreiflich zu machen, daß dieser Engländer noch etwas anderes als ein Schullehrer sei.

Für solche Fälle gab es in München zwei Zufluchtstätten. Die eine, die schlichte mit Büchern ausgefüllte Wohnung in der Von der Tannstraße, in der Stiftspropst von Döllinger über sechzig Jahre gelebt hat. Man war ihm stets willkommen, aber nie mehr als in Gesellschaft englischer Besucher. Wenn wir an ihm eine Schwäche kannten, so war es diese Vorliebe für Engländer im allgemeinen, die ihn zuweilen über den Wert des einzelnen zu unserem stillen Vergnügen täuschte: ihm dünkten sie alle scharmant. An seiner Tafelrunde fanden sich denn auch erstklassige Vertreter ihres Landes zusammen, Gladstone, Dean Stanley, Sir Robert Morier und sein väterlicher Freund Jowett aus Oxford, der gelehrte Church, Dekan der Paulskirche, den die katholische Kirche heilig sprechen würde, und den seine Landsleute wie kaum einen anderen Menschen verehrten.

Die andere Zufluchtsstätte für durch München reisende Celebritäten war Lenbachs Atelier. Unser Meister sprach kein Wort englisch, schwärmte aber für englische Maler des achtzehnten Jahrhunderts, betrachtete die Landsleute der Reynolds und Gainsborough prüfenden Auges, aber wohlwollend über seine Brille und verwies es seinem Liebling, dem schwarzen Spitz, sich unangenehm zu machen, was auch ein Zeichen der Gunst war. Lenbachs Interesse an englischer Kunst weckte bei ihm den Wunsch, die Reden zu lesen, die Sir Joschua Reynolds, ihr Präsident, vor der Akademie zu London gehalten hatte.

Ich erfaßte die Gelegenheit, meinem Wohltäter, dem ich die Porträts von Mutter, Gatten und Kindern verdanke, und den ich veranlaßt hatte, Döllinger zu malen, auch einmal eine kleine Freude zu bereiten. Ich schrieb also eine kurze biographische Skizze von Reynolds, kürzte seine höchst interessanten, aber etwas weitschweifigen „Discourses" in der Übersetzung und erschien mit diesem Manuskript in Lenbachs Atelier. Er zeigte sich hocherfreut. Mit Reproduktionen nach des Meisters besten Bildern versehen, solle das Ganze in einem Prachtwerk vereinigt werden, erklärte er; den Erlös von wenigstens einer Million würden wir teilen! Nach einiger Zeit wünschte ich aus irgendeinem mir nicht mehr erinnerlichen Grund einen Blick in die „Reden" zu tun und bat um das kostbare Manuskript. Lenbach suchte und suchte, fand es nicht wieder, und die glänzende, in Aussicht gestellte Finanzoperation verschwand mit ihm!

Unter den zeitgenössischen englischen Malern hätte ich den einzigen uns näher bekannten Sir Fredrick Leighton vor Lenbach gar nicht zu nennen gewagt. Dieser gutmütigste der Menschen haßte die Neoklassiker und bedachte sie mit Redensarten von urwüchsiger Kraft. Leighton, der Präsident der britischen Akademie, ein Schüler Steinles, den er zeitlebens dankbar verehrte, begann in seiner Kunstrichtung, ging aber später zum Klassizismus über, den er in mythologischen Kompositionen großen Stils zum Ausdruck brachte. Selbst ein hervorragend schöner Mann, hatte er lange auch in Italien und Frankreich studiert und kannte nicht nur die Sprachen, sondern die Dialekte

der verschiedensten Länder. Diesem Umstand verdankte ich den Verkehr mit diesem vornehmen Künstler, der Gefallen daran fand, mit der Süddeutschen auf gut wienerisch sich zu unterhalten.

Wie viele Namen tauchen auf, deren ich so gern noch gedenken möchte! Die Weltstadt gewährt den unvergleichlichen Vorzug, Berühmtheiten anzuziehen, in den Räumen gelehrter Gesellschaften, wo unter anderem Renan gehört wurde und selbst Darwin zuweilen erschien, in den Theatern, wo Sarah Bernhardt, Coquelin, die Ristori gastierten und deutsche Schauspieler mit den sehr unbilligerweise im Ausland unterschätzten heimischen Kräften sich maßen. Denn Schauspiel und Komödie verfügten über vortreffliche Darsteller, wie A. Hare, die Ehepaare Kendal und Wilton-Bancroft, letztere die Entdecker der Shakespeare-Darstellerin Helen Terry. Sie entzückten in Scherz und Pathos durch feine, originelle, lebenswahre Kunst. Nur die klassische Tragödie besaß, mit Ausnahme des nicht unbestrittenen Henry Irving, keinen ihrer würdigen Vertreter. Einem Italiener, Salvini, war es vorbehalten, in der Rolle des „Othello" unter anderem einem englischen Publikum zu zeigen, wie Shakespeare gespielt werden sollte. Salvini war unvergleichlich.

Aber ich muß innehalten und will nur noch kurz einiger Erforscher Afrikas gedenken, deren Taten im Vordergrund damaliger Interessen standen. Der erste unter ihnen, der berichten konnte, er habe den dunklen Kontinent von einem Ozean zum andern durchquert, war Commander Cameron. Dieser, Schotte von Geburt und Marineoffizier, sollte ursprünglich im Auftrag der Geographical Society dem durch Stanley wieder aufgefundenen David Livingstone zu Hilfe kommen. Dieser starb jedoch bald nach Camerons Landung, worauf er zur dreijährigen Expedition sich entschloß, die seinen Namen berühmt gemacht und ihm das verdiente Lob eingebracht hat, unter den schwierigsten Verhältnissen und drohendsten Gefahren Blutvergießen vermieden und Menschlichkeit geübt zu haben. Den Bau des zuerst von ihm geplanten Schienenwegs von Kairo nach dem Kap erlebte dieser sympathische, selbstlose, früh einem Sturz vom Pferd zum Opfer gefallene Pionier unserer Zivilisation nicht mehr.

Sein Gefährte auf einer Expedition in das Hinterland der Goldküste, Sir Richard Burton, ein ganz anders veranlagter, tollkühner Geselle, prägte sich schon durch seine äußere Erscheinung — ein Speer hatte ihm beide Wangen durchstoßen — dem Gedächtnis auf immer ein. Burton, Offizier im englischen Heer, bildete sich zunächst in Indien zu einem der größten Linguisten. Seine Kenntnis des Persischen und Arabischen ermöglichte das Wagnis der Pilgerfahrt nach Mekka in wechselnden Verkleidungen, unter erborgten Namen. Der Behauptung, er habe einen seiner Diener töten müssen, um nicht entdeckt zu werden, hat er stets widersprochen. Nach seiner Rückkehr, 1853 bis 1883, durchforschte er Zentral- und Westafrika, bereiste Nord- und Südamerika, kehrte wiederholt nach Indien und in den Orient zurück und fuhr dazwischen einmal nach Island. Burtons Großtat, der Entdeckung des Tanganjika 1858, folgte die des Viktoria-Nyanza durch seinen Begleiter Spekes, dessen Vermutung, dieser See sei die Quelle des Nil, in der Folge von ihm selbst bestätigt wurde. Burton, abwechselnd Konsul in Santos, Fernando

Po, Damaskus und endlich in Triest, wurde seiner kosmopolitischen Veranlagung und seines gewalttätigen Charakters wegen in England nie beliebt. Die Tochter aus dem vornehmen Geschlecht der katholischen Arundell of Wardour, die gegen den Willen der Ihrigen seine Gattin geworden war, ersetzte ihm, was die offizielle Welt nur widerwillig zugestand, wurde seine Reisegefährtin, die Mitarbeiterin vieler seiner zahlreichen Schriften, zuletzt auch seine Pflegerin, und pries sich glücklich, dem Mann beizustehen, in dem sie nicht mit Unrecht einen der Großen seiner Zeit erkannte. Er lohnte ihre Hingebung durch schrankenloses Vertrauen, und wer mit ihm verkehrte, begriff, daß er trotz seiner Härten der Liebe einer edlen Frau nicht unwürdig gewesen.

Die Genannten unternahmen ihre Expeditionen im Auftrag der Geographischen Gesellschaft, deren Präsident, unser Freund Grant Duff, Begegnungen mit ihnen vermittelte. Durch die einzige Schwester meines Mannes, Rosanna Miß Blennerhassett, lernten wir den Gefährten Henry Stanleys, Mr. Mounteney Jephson kennen, der sich 1887 mit ihm nach dem Süden begab, um Emin Pascha zu befreien. Es gelang Jephson, nach Überschiffung des Albertsees den Pascha zu Stanley zu bringen, worauf er neun Monate hindurch auf Wunsch Emins mit diesem die Rebellion in den Äquatorialprovinzen bekämpfte. Im August 1888 gerieten beide in Gefangenschaft der Maddhisten, die sie zum Tode verurteilten. Jephson entkam, fand Stanley wieder und rettete mit ihm Emin Pascha aus den Händen seiner Feinde. Der erst dreißigjährige Jephson, ein heiterer, lebensfroher Mann, dem niemand die bestandenen Drangsale anmerkte, kehrte nicht wieder nach Afrika zurück. Die eigentümliche Anziehungskraft jedoch, die der dunkle Kontinent auf die in seine geheimnisvolle Welt Eingedrungenen ausübt, blieb auch bei ihm lebendig. Meine Schwägerin, in ihrer Jugend eine gefeierte Schönheit, sehr anziehend und begabt, fügte sich schwer in die konventionellen Bahnen des gesellschaftlichen Lebens und folgte dem Zug in die Ferne. Ihr jüngerer Freund Jephson war es, der sie zur Fahrt nach Maschonaland bestimmte. Auf dieser, mit den größten Gefahren verbundenen Expedition erlebte sie so Außerordentliches, daß ich im Anschluß an ihre veröffentlichten Aufzeichnungen einem deutschen Leserkreis darüber berichtete [1]). Sie kam auf kurze Zeit wieder nach England, ging aber dann zurück nach Südafrika und kehrte erst kurz vor ihrem Ende wieder. „A plucky Gentleman“ nannte sie der ihr treu ergebene Jephson. Beide starben wenige Tage nacheinander im Oktober 1908.

[1]) „Vom Cap nach Umtali, Maschonaland“, „Was Frauen vermögen“. Deutsche Rundschau, 70. Band, S. 445 ff., März 1892, und 78. Band, S. 72 ff., Januar 1894.

(Schluß folgt.)

# Sitti Maani Gioerida[1]).

Von

Ernst Steinmann.

Das ist der höchste Triumph, die schönste Belohnung der Frauen,
Wenn freiwillig der Ruf auch noch im Tode sie preist.
Properz, Elegien IV, 11.

Die ewige Lampe ist erloschen, die einst wie ein bleicher Stern über dem bärtigen Haupt des Apostels leuchtete, der mit entblößtem Schwert die Reliquien des Altars und die Ruhe der Schlafenden behütet.

Die ewige Lampe ist erloschen, die einst wie ein Totenlicht die starren Züge des Filippo della Valle erhellte, der in unzerstörbarer Ruhe auf der marmornen Bahre schlummert, unter der die treuesten Genossen seines Lebens — seine Bücher — aufgehäuft liegen.

Die ewige Lampe ist erloschen, die einst mit unsichtbarer Hand die Ruhmestitel der della Valle an den Wänden deutete, wo man liest von Paulus dem Kanzler, der in goldenem Gewand begraben wurde, von Filippus, dem Arzt, der die schrecklichen Geheimnisse der Borgia kannte, von Andreas, dem Kardinal, der im Sacco di Roma fünfhundert Bürgern das Leben rettete, von Nikolaus, dem früh Verstorbenen, der eine Übersetzung der Ilias Homers begann und nicht vollenden konnte.

Aber kein Wort, kein Bild, kein Stein bezeichnet heute die Stätte, wo Pietro della Valle und Maani Gioerida ruhen.

Mit keiner der vielen hundert Kirchen Roms fühlte sich das Herz des Römers so eng verbunden wie mit St. Maria in Aracoeli. Diese Kirche stand unter dem besonderen Schutz des Senators und der Konservatoren von Rom und sie gehörte dem Volk zu eigen, das der Madonna von Aracoeli dreimal im Jahr einen silbernen Becher verehrte, das ihr das Wachs für die Kerzen lieferte und das Öl für die ewige Lampe, die niemals am Hochaltar erlöschen durfte. Und gleichsam, um diesen Besitz immer wieder neu anzutreten, zogen alljährlich am Tage des Heiligen Antonius die Häupter der vierzehn Regionen Roms hoch zu Roß, von Fackelträgern geleitet, zur Kirche hinauf.

Alle Ereignisse, die unten die Volksseele erregten, hallten oben mit mächtigen Schlägen an der Glocke von Aracoeli wieder. Hier versammelten

[1]) Die Literaturangaben zu dieser Studie werden in der im Spätherbst erscheinenden dritten Auflage von O. v. Gerstfeldt und E. Steinmann, Pilgerfahrten in Italien beigebracht werden.

sich die Patres conscripti und berieten über Wohl und Wehe der Stadt; hier hielt der Senator Roms, auf marmornem Sessel neben dem Eingang thronend, Gericht.

Hier legte nach siegreicher Schlacht Cola di Rienzo, „der Konsul der Witwen und Waisen", am Altar der Madonna Olivenkranz und Herrscherstab nieder. Hier versammelten sich am 4. Mai 1527 — wenige Tage vor der fürchterlichen Plünderung Roms — Senator und Volk noch einmal zu ernster, ahnungsvoller, fruchtloser Beratung. Hier weihte Marcantonio Colonna nach dem Seesieg von Lepanto die eroberten Fahnen der Türken der Beschützerin Roms, von dem Jubel des ganzen Volkes umringt. Hier legte Michelangelo im höchsten Greisenalter Papst Pius IV. Rechenschaft ab über den Bau von St. Peter und vernichtete seine Widersacher. Tausendjährige Erinnerungen aus der Geschichte Roms hat diese Kirche in zahllosen Inschriften aufbewahrt, die überall die Wände, den Steinboden, die Denkmäler bedecken. Es ist hier oben, als öffnete man das goldene Buch der ewigen Stadt, in dem in oft schon halberloschenen Lettern alle Namen eingetragen sind, die historischen Klang besitzen. Die Colonna, Caraffa, Farnese, Barberini, Orsini, Aldobrandini, Cesarini, Conti, Savelli — um nur die klangreichsten zu nennen — sind in diesem Buch verzeichnet.

Aber kein Wort, kein Bild, kein Stein bezeichnet heute die Stätte, wo Pietro della Valle und Maani Giverida ruhen.

Schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts waren Chor und Langhaus von Aracoeli so ganz mit Denkmälern überfüllt, daß Paul IV. ihre Forträumung befahl. Es war kein Raum mehr vorhanden für die Totenfeiern der alten Geschlechter, für die Feste des Volkes und für die frommen Übungen der Franziskaner, denen die Hut des Heiligtums schon seit 1250 anvertraut war. Pius IV. erneuerte das Gebot, und unter Gregor XIII. hatten endlich die Lebenden die Toten verdrängt. Was damals an historischen und künstlerischen Werten zugrunde gegangen ist, vermögen wir uns heute nicht mehr vorzustellen. Denn es scheint, daß auch Pietro Cavallinis Fresken im Chor und Benozzo Gozzolis Fresken in der Cesarini-Kapelle bei dieser Gelegenheit verschwanden. Ja, auch die Madonna Raffaels, die Sigismondo de' Conti für den Hochaltar gestiftet hatte, wurde im Jahre 1566 aus Aracoeli entfernt und nach Foligno überführt. Aber ist denn überhaupt in der schicksalsreichsten Stadt der Erde irgendein Denkmal erhalten geblieben, wie es war, oder wie es die Jahrhunderte bildend gestaltet hatten? Wurden nicht alle großen römischen Kirchen über den Trümmern heidnischer Tempel aufgebaut, wurde nicht selbst die ehrwürdige Peterskirche zerstört, wurde nicht St. Paul mit allen seinen Kunstschätzen durch einen Brand vernichtet? Haben nicht alle Tempel, alle Kirchen Roms einen „dies ater" gehabt?

Aber zum Glück stellte sich in Aracoeli dem zerstörenden Willen der Päpste das erhaltende Prinzip in den Söhnen und Enkeln derer entgegen, die in den tiefen Grüften der hochgebauten Kirche die letzte Ruhestätte gefunden hatten. Die herbe Kunst des Mittelalters allerdings ist aus Aracoeli bis auf wenige Reste verdrängt worden, aber es ist erstaunlich, wie viele Denkmäler der

Renaissance hier noch heute erhalten sind. Wir finden die Fresken Pintoricchios in der Buffalini-Kapelle, Grabsteine des Donatello, des Sansovino, der Schule Bregnos, des Antonio Dosio, des großen Michelangelo. Ja selbst Reliquien der Päpste haben unter dem Dach der alten Kirchen Zuflucht gesucht. Die Grabstatue des Savelli-Papstes Honorius IV. wurde aus St. Peter nach Aracoeli übertragen; aus den Trümmern einer Statue Paulus IV. ist der Hochaltar aufgebaut; aus dem Konservatorenpalast wurden die Statuen Leos X., Pauls III. und Gregors XIII. nach Aracoeli übergeführt. Und über all dieser Marmorpracht leuchtet die goldene Decke mit Wappen und Emblemen, die das römische Volk nach dem Seesieg von Lepanto Maria der Hilfreichen geweiht hat.

Aber Zerstörungen wie die unter Pius IV. erlittenen konnten gewiß für die Aufrichtung neuer Grabdenkmäler in der alten Kirche auf dem Kapitol nicht ermutigend wirken. Es fehlte in den engen Kapellen überdies an Raum für eine Kunst, die wie die Barockplastik große Flächen forderte. Was einst zum dauernden Schmuck der Grabstätten gedient hatte, das scheint man jetzt hier oben auf den düsteren Prunk der Leichenbegängnisse gewandt zu haben. Von feierlichen Esequien und prächtigen Katafalken haben die Annalen von Aracoeli aus dem Seicento mehr als eine Erinnerung aufbewahrt.

So mag es gekommen sein, daß sich die Barockplastik in Aracoeli auf einige prunkvolle Inschriften und wenige Heiligenbilder und Porträtbüsten beschränkt. Und so sehen wir auch in der Kapelle der della Valle nur das edle Grabmal aus der Werkstatt Bregnos, das dem gelehrten Leibarzt Sixtus IV. und Alexander VI., seine Söhne, setzten. Wir lesen auch auf einer Marmortafel von älteren Denkmälern, die beim Umbau der Kapelle zugrunde gingen, wir sehen das Familienwappen mit den springenden Löwen und dem Adler, den Kaiser Sigismund im Jahre 1432 den della Valle zu führen erlaubt hatte. Aber kein Denkmal, keine Inschrift reicht über das Cinquecento hinaus. Kein Wort, kein Bild, kein Stein bezeichnet heute die Stelle, wo Maani Gioerida und Pietro della Valle ruhen.

Geh nicht vorüber, Wanderer, geh nicht vorüber! Laß dir erzählen, warum das Auge hier so eifrig nach den Spuren eines vergangenen Lebens forscht, warum das Mitempfinden hier so schmerzlich ein letztes Zeichen der Erinnerung vermißt.

Niemand anders als Goethe hat im Westöstlichen Divan die Wanderschicksale des Pietro della Valle beschrieben, und überall kann man die tiefe Sympathie erkennen, mit der der große Dichter den viel verschlungenen Wegen des kühnen Reisenden gefolgt ist. Ja, er nennt den wackeren Römer denjenigen Reisenden, durch den ihm die Eigentümlichkeiten des Orients am ersten und klarsten aufgegangen sind, und fordert seine Leser auf, einen Folianten durchzuarbeiten, „durch den sie entschieden in eine bedeutende Welt gelangen".

Als Sohn des Pompeo della Valle und der Giovanna Alberini wurde Pietro am 11. April 1586 in der Contrada della Valle in einem der Familienpaläste geboren, die alle mehr oder weniger mit Büchern und Kunstschätzen

angefüllt waren. Ulisse Aldrovandi hatte schon im Jahre 1550 die Antikensammlungen dieses Hauses beschrieben, die, ob sie gleich eine der geringeren Sammlungen der della Valle war, doch mehr als 400 Nummern umfaßte. Etwa 25 Jahre früher schon hatte Heemskerck den Hof gezeichnet mit der Maske eines Flußgottes in der Mitte, antiken Sarkophagen und den Panstatuen an den Pfeilern der Loggia, die heute im Hof des Capitolinischen Museums stehen. Bellori, Pietros erster und zuverlässigster Biograph, bezeichnet dieses Haus mit den beiden Satyrn und dem Jupiterkopf über dem Eingang ausdrücklich als die Wohnung seines Helden.

Nach einer reichbewegten, in ritterlichen Übungen und ernsten Studien wohlverbrachten Jugend, die früh das Bestreben erkennen ließ, sich auszuzeichnen, gab endlich verschmähte Liebe den Anstoß zur Entschließung, als Pilger ins heilige Land zu ziehen, den Orient und seine Völker kennen zu lernen. In Neapel legte della Valle nach feierlicher Messe das Pilgerkleid an und nannte sich von jetzt ab: „Il Pellegrino." „Ich bin nicht geschaffen, um Ersparnisse zu machen," schrieb er drei Jahre später im März 1617 aus Ispahan an seinen Freund Mario Schipano: „Ich fühle mich für große Dinge bestimmt, und ich kann meinen Geist nicht mit Erbärmlichkeiten beschäftigen. Der einfache Name Pater familias, wie ihn unsere Lombarden ansprechen, hat in meinen Ohren keinen besonderen Klang und um die Wahrheit zu sagen, auch die Titel Marchese, Duca, Principe, denen man in Neapel so großes Gewicht beilegt, machen mir wenig aus. Ich möchte mir allein den Namen eines tapferen Mannes erwerben, den man sich nicht mit Geld und Gunst erwirbt, sondern indem man es sich sauer werden läßt." Und wie della Valle hier mit schlichten, klaren Worten die Gründe ausspricht, die ihn bewogen haben, ferne Länder aufzusuchen, so legt er an anderer Stelle nicht minder unumwunden die Absicht dar, die er verfolgte, als er seine Reiseerlebnisse niederschrieb: „Wenn du in meinen Schriften Dinge findest, die deinem Geschmack nicht zusagen — so wendet er sich an den Leser —, vergiß nicht zu bedenken, daß gerade diese Dinge anderen Menschen zu anderer Zeit und an anderem Ort sehr wohl gefallen können. Also suche mich zu ertragen! Denn es war gar nicht meine Absicht, einem einzigen oder wenigen zu gefallen, sondern vielmehr so vielen wie möglich unter allen Menschen, die sind und sein werden. Denn ich rechne mich als Bürger nicht Roms allein oder Italiens, sondern der ganzen Welt, von der ich einen Teil auf meinen Wanderungen kennen gelernt habe. Und angesichts aller jener Nationen, als deren Mitbürger ich mich fühle auf dieser Erde, habe ich stets gelebt und gearbeitet."

Übrigens hatte della Valle ursprünglich gar nicht daran gedacht, sein berühmtes Buch selbst herauszugeben. Er hatte vielmehr mit seinem Freunde Mario Schipano in Neapel die Vereinbarung getroffen, daß dieser die ausführliche Beschreibung des Reisenden als Grundlage für ein eigenes Buch benützen sollte, das der damals blühenden Accademia degli Umoristi darzubringen sei, der della Valle selbst angehörte. „Wer irgendeine Tat vollbringt," so schreibt er an diesen Freund aus Ispahan im März 1617, „auch wenn sie ausgezeichnet ist und einzig in ihrer Art, der würde leichtfertig und

ruhmredig handeln, wollte er sie selbst erzählen und ihrer sich rühmen. Ernste Leute tun die Dinge, aber sie überlassen es anderen, davon zu reden. Und dies um so mehr, als es beim Erzählen der eigenen Erlebnisse außerordentlich schwierig ist, das richtige Maß zu halten; entweder man lobt sich selbst zu sehr und jedermann weiß, wie häßlich das wirkt, oder man ist allzu bescheiden und erkältet dadurch die Teilnahme der anderen. So scheint es mir aus diesem Grunde und aus tausend anderen wenig zweckmäßig, über sich selbst zu schreiben, wenn man nicht ein Cäsar ist, der es so wohl verstand. Und so wünschte ich unter allen Umständen, daß unser Buch, um mir selbst zu gefallen, unter Eurem Namen erschiene."

Zum Glück für seinen Nachruhm sah sich della Valle in dem Vertrauen, das er in den Neapeler Freund gesetzt hatte, gründlich getäuscht. Mario Schipano hatte noch keinen Finger für die Herausgabe eines gemeinsamen Werkes gerührt, als der Pellegrino nach zwölfjähriger Abwesenheit endlich in die Heimat zurückkehrte. Aber er hatte wenigstens alle Briefe erhalten und treu bewahrt, deren Veröffentlichung nach dem unverfälschten Urtext della Valle nun selbst betreiben konnte.

Wenigstens den Druck des ersten Teiles seines großen Werkes, die Beschreibung seines Aufenthaltes in der Türkei, sollte della Valle noch erleben, und bereits im Jahre 1628 wurde in Venedig seine höchst merkwürdige Relation über Abbas den Großen von Persien gedruckt. Die Söhne Pietros, denen man sonst nicht viel Gutes nachsagen konnte, haben sich doch noch den Ruhm ihres Vaters angelegen sein lassen und die Veröffentlichung seiner Reisebriefe nach seinem Tode fortgesetzt: Persien erschien im Jahre 1659; Indien im Jahre 1663. Ein großer Teil der Schriften della Valles, seine Gedichte, eine türkische Grammatik, die Novelle eines Fischers und einer Fischerin und vieles andere ist ungedruckt geblieben.

Am 8. Juni 1614 trat Pietro della Valle als großer Herr nicht nur von zahlreicher Dienerschaft, sondern auch von einem flämischen Maler begleitet von Malamocco aus auf dem Schiff Gran Delfino die Reise nach Konstantinopel an. Hier, in der Stadt der Zypressen, verweilte er mehr als ein Jahr, Charakter und Sitten der grausamen Feinde der Christenheit betrachtend, die er sich Zeit seines Lebens zu bekämpfen gelobte, „bald die Waffen des Ajax brauchend, bald die des Odysseus." Ein türkisches Segelschiff brachte ihn im Herbst 1615 von Konstantinopel nach Alexandrien. Von Alexandrien machte er sich nach Kairo auf. Von Kairo aus besuchte er die Pyramiden. Eine der Pyramiden bestieg er. „Dort oben," so schreibt er, „grub ich an der Seite, die nach Italien blickt, meinen Namen in den Stein zusammen mit einem anderen Namen, der mir teuer ist."

Also noch immer in Bann seiner unglücklichen Leidenschaft, immer noch als Pilger gekleidet machte er sich im März 1616 auf die Fahrt ins heilige Land. Und dort am heiligen Grabe betend, fühlte er sich endlich von der Vergangenheit erlöst. Er atmete auf wie ein von Fesseln Befreiter. Er sah, daß er ein Tor gewesen, „die bisher Angebetete für die einzige zu halten,

die eine solche Huldigung verdiene." Er fühlte sein Gelübde erfüllt und legte im Tempel von Jerusalem eine Votivtafel als Weihgeschenk nieder.

Und nun zögerte er nicht, diese innere Wandlung auch äußerlich zu bekräftigen. Er legte das Pilgergewand ab, er ließ sich den Bart wachsen und kleidete sich wie sich die Syrer kleideten. So besuchte er Damaskus, so zog er weiter hinauf nach Aleppo, und von Aleppo nach Bagdad, ungeduldig nach Persien zu gelangen, um dort in Abbas dem Großen das Ziel seiner Wünsche und „den Königlichsten aller Könige zu erreichen, der mit seinem Ruhm die Welt erfüllte."

Aber gerade in Bagdad sollte auf einmal dieser höchste Wunsch von einem neuen heftigen Verlangen völlig verdrängt werden. Schon in Aleppo hatte sich dem Reisenden ein Gefährte zugesellt, der ihn vortrefflich zu unterhalten wußte, indem er ihm von den Herrlichkeiten des Ortes, dem er zustrebte, als das Herrlichste die Schönheit einer jungen Georgierin pries, die, aus vornehmem Hause entsprossen, flüchtig mit ihren Eltern in Bagdad lebte. Wenn della Valle und sein Begleiter die heißen Stunden des Tages ausruhend im Zelt verbrachten, dann suchte sein Reisegenosse, vielleicht selbst ein hoffnungslos Liebender, immer wieder das Gespräch auf jene schöne Frau zu lenken, und seines Zuhörers leicht erregbares Gemüt sog das neue, süße Gift mit stets sich steigerndem Entzücken ein. Schon glaubte er einen Ruf des Schicksals zu vernehmen. Schon fühlte er, wie seine Gedanken sich allmählich von Persien abwandten und wie es ihm begehrenswerter dünkte, der Schönheit in Bagdad zu huldigen als der Größe und der Macht in Ispahan. Ja, nach Bagdad trieb es ihn mit allen Sinnen! Dort hoffte er über der glimmenden Asche qualvoller Erinnerungen eine neue, reine, göttliche Flamme zu entzünden.

Über das Los ungewöhnlicher Menschen waltet eine besondere Vorsehung. Und diese Vorsehung schien della Valles Liebesglück in Rom zerstört zu haben, damit er seine ganze Kraft in den Dienst einer höheren Aufgabe stellen könne. Diese Vorsehung schenkte della Valle in Bagdad die Erfüllung seiner Wünsche, weil er den Weg bereits betreten hatte, den er nicht mehr verlassen konnte. Ja, es will uns heute scheinen, als habe er überhaupt nur in dieser merkwürdigen Frau die Ergänzung seines eigenen Wesens finden können, als sei sie ihm von Anbeginn als guter Stern bestimmt gewesen, sein inneres Wesen harmonisch zu durchdringen. Es ist seltsam zu sehen, wie dieser kühne und hochstrebende Römer, für dessen Tatendrang das päpstliche Rom zu enge geworden war, von seinem guten Genius nach Mesopotamien geführt wird, um dort in einem anderen Wesen sich selbst zu finden, dort einer Frau zu begegnen, wie sie ihm in der eigenen Heimat schwerlich je erschienen sein würde.

Es ist wahr, wir lernen die körperlichen und geistigen Schönheiten der Sitti Maani Gioerida überhaupt nur aus den Schilderungen des Mannes kennen, der sie liebte. Aber della Valle war klug genug, um zu wissen, wie gut es ist, sich zurückzuhalten, will man anderen das begehrenswert machen, was man selbst besitzt. Gewiß! Das Glück, zu lieben und geliebt zu sein,

durchdringt sein ganzes Wesen und bricht auch zuweilen in seinen Briefen glühend und leuchtend hervor. Aber solche poetischen Ergüsse sind nur Episoden in der treuen und ausführlichen Schilderung seiner Reiseerlebnisse. Hier tritt die Signora Maani — wie er sie zu nennen liebt — nur selten in die Erscheinung, aber wenn sie auftritt, so fesselt sie uns sofort durch die ausgeprägten Eigenschaften, die sie in ihren Handlungen an den Tag legt.

In einer Reihe verlorengegangener Sonnette, die er Corona Gioeridia nennt, und dem Sternenkranz vergleicht, den Bacchus der Ariadne weihte, hat della Valle die Geschichte seiner Brautwerbung und seines ersten Eheglücks erzählt. Wenigstens die flüchtig skizzierte Inhaltsangabe dieser Dichtungen hat sich erhalten, die von Tassos Geist erfüllt gewesen sein müssen. Erhalten hat sich außerdem eine Dichtung in Prosa, die den „Traum der Maani" schildert. Wie seltsam verbinden sich hier Traum und Wirklichkeit, wie duftig und wie zart erscheint die Knospe, die sich so schnell zu schöner, kurzer Blüte entfalten sollte.

Und Maani träumte, sie säße in ihrer Kammer zwischen zwei Frauen, die sie nicht kannte. Da erhob sich im Hause ein großes Geräusch. „Was bedeutet das?" fragte sie die Frauen. „Es sind die Franken draußen," lautete die Antwort. Und als sie wieder fragte, was sie wollten, antworteten sie: „Diese Franken kommen, dich zu holen."

Und als sie noch redeten, da trat schon ein Franke ins Zimmer, gefolgt von vielen anderen, die ihn ehrten und ihm dienten. Er hatte einen großen Turban auf dem Haupt und war gekleidet wie vornehme Christen sich in Babylonien kleiden, und er schien jung und edlen Ansehens und trug einen langen schwarzen, wohlgeglätteten Bart. Und in der Hand hielt er eine brennende Kerze.

Da erhoben sich die beiden Frauen von ihren Sitzen, den Fremdling zu ehren, und eine flüsterte Maani ins Ohr: „Sagte ich dir nicht, daß die Franken kommen würden, dich zu holen?"

Da stand auch Maani auf wie ihre Frauen, und der Franke trat heran und begrüßte sie und sprach mit den Dienerinnen einige Worte auf Fränkisch, die sie nicht verstand.

Und Maani schämte sich sehr und senkte die Augen zur Erde. Der Franke aber legte ihr die Hand unter das Kinn und hob ihr Gesicht ein wenig empor. Und Maani schämte sich noch mehr und schloß die Augen.

Der Franke aber sprach kein Wort, neigte sich tief und gab ihr die brennende Kerze in die Hand und ging hinaus.

Und als Maani sich nun setzen wollte, erwachte sie. Und weil ihr einfiel, daß es Sonntagmorgen war und sie zur Messe gehen mußte, stand sie auf. An den Traum aber dachte sie nicht mehr.

An demselben Tage aber war Pietro della Valle zum Mittagsmahl in das Haus ihres Vaters geladen. Und ob er gleich schon früher dort gewesen war, hatte ihn Maani doch nur flüchtig im Vorübergehen gesehen. Sie aber war von ihm noch nie gesehen worden.

Und nach der Sitte des Landes erschien sie mit ihrer Mutter bei Tisch,

und er sah sie zum erstenmal. Und wie er sie sah, da gedachte er alles dessen, was er gehört hatte, und seine Liebe zur Abwesenden wurde durch die Gegenwärtige bestätigt.

Und wie sie ihn sah, gedachte sie des Traumes und erkannte den wieder, den sie schlafend gesehen hatte. Und sie wurde ihm sehr zugetan. Und sie reichte ihm während des Mahles einen Apfel dar. Und er verstand den Sinn der Gabe und pries das Glück dieses Tages in seinen Liedern.

Wenige Tage später aber begann man bereits von Verlöbnis zu reden, und sie weigerte sich diesmal nicht, obwohl sie sich sonst stets geweigert hatte, denn sie glaubte, der Himmel habe ihre Hand für Pietro della Valle bestimmt und aufbewahrt.

Er aber betete zu Gott, daß dieser neuen Liebe ein besseres Los bestimmt sein möge als der alten, und er nannte sich wieder wie einst den Ritter der treuen Hoffnung.

Und nun beschreibt uns der Glückliche selbst in seinen Liedern, wie sie ihm ihre Liebe und ihren Traum gesteht, wie er die Flüsse, den Himmel und die Erde auffordert, seine Wonne zu teilen, und wie er sie über den drohenden Verlust des Vaterlandes zu trösten versucht und ihr eine neue Heimat verspricht.

Und so wurde Maani sein eigen ohne jede Mitgift, ja selbst ohne das, was sonst die Eltern der Tochter als Aussteuer in das eigene Haus mitzugeben pflegen. Denn alles das hatte der Bräutigam, um seinen neuen Angehörigen ein Beispiel römischen Edelsinnes zu geben, zurückgesandt, damit es einmal den Schwestern seiner Braut zugute komme.

Maani aber legte dem Gatten zuliebe den großen mit bunten Edelsteinen geschmückten Nasenring ab, von dem sich die Schwestern und die Schwägerin unter keinen Umständen trennen wollten. Den Mantelschleier aber, aus feinster lichtblauer Seide gewirkt, wie ihn Maria auf den Bildern trägt, behielt sie bei, und als sie einmal der Gatte bat, sich wenigstens seinen Landsleuten unverhüllt zu zeigen, antwortete sie fast zornig: „Wer ist der, dem ich mein Antlitz zeigen müßte? Was Sitten und Gebräuche anbelangt, werde ich tun, was du befiehlst, wenn wir in deiner Heimat sind, und niemals will ich dann dein Gebot übertreten. Aber in meinem eigenen Lande laß mich machen, was ich will, hier kenne ich den Brauch des Landes besser als du."

„So gewann er dann für Leben und Reise den größten Schatz," schreibt Goethe. Maani war damals 18 oder 19 Jahre alt, völlig entwickelt in ihrer körperlichen Schönheit, früh gereift durch mannigfache Schicksale und von einer klugen Mutter aufs sorgfältigste erzogen. Allerdings in religiösen Dingen war sie herzlich ungebildet, desto eifriger aber hatte sie im großen Buch der Natur gelesen. Sie kannte Blumen und Pflanzen bei Namen und kannte ihre Heilkräfte, sie verstand vortrefflich mit Menschen und Tieren umzugehen und hatte eine Leidenschaft für schöne Pferde.

Außer ihrer Muttersprache, dem Arabischen, sprach sie auch das Türkische, in dieser Sprache verständigten sich Bräutigam und Braut, Gatte und Gattin. „Im Arabischen," bekennt Pietro seinem Freunde in Neapel, „mache ich nicht die Fortschritte, die ich müßte und wollte. Von der Signora Maani,

von der ich viel lernen könnte, lerne ich fast nichts wegen der Leichtigkeit, mit der wir uns im Türkischen verständigen. So lerne ich von ihr nicht Arabisch, und sie nicht von mir Italienisch. Gewiß ein seltsames Ding! Und ich weiß nicht, ob es wohl schon jemals zwischen Ehegatten vorgekommen ist, daß einer die Sprache des anderen überhaupt nicht kennt, und daß sie sich doch aufs beste in einer dritten Sprache verständigen, die beiden geläufig ist."

Wenn sich della Valle bei seinen vielen sonstigen Beschäftigungen aber je entschloß, bei Maani in die Schule zu gehen, dann war er jedesmal entzückt von der verständigen Art, wie sie zu lehren verstand, von der Feinheit, mit der sie die Bedeutung der Worte erklärte, von der Geduld, mit der sie ihm die schwierigsten Probleme der Grammatik auseinandersetzte. „Niemals," ruft er aus, „habe ich bei irgendeinem Lehrer von Profession mit solcher Freude gelernt"! Es ist wohl nicht allein die Liebe gewesen, die ihn in der schönen Georgierin die beste Lehrmeisterin finden ließ. Alles deutet vielmehr darauf hin, daß Maani in der Tat ganz außerordentliche Eigenschaften des Geistes und des Herzens besaß.

Nachdem er nun in Bagdad das Liebesglück gefunden, das er in Rom verloren hatte, mußten sich die Gedanken des tätigen Mannes ganz von selbst wieder jenen hohen Zielen zukehren, die ihn einst aus der Heimat in die Fremde gelockt hatten. Ja, nachdem er Maani errungen, gelobte er sich feierlich, jeden Gedanken an schnelle Heimkehr als gefährliche Versuchung zurückzuweisen. Wenn ihn je eine Erwägung nach Hause gerufen hatte, so war es die, daß er ein Weib nehmen müßte, um den bedrohten Bestand des alten Geschlechtes der della Valle endgültig zu sichern. Hatte er nicht jetzt ein Weib gefunden, so schön, so klug, so jeder weiblichen Tugend teilhaftig, wie ihm noch nie auf allen seinen Wanderfahrten ein gleiches begegnet war? Und konnten nun die Kinder, die ihm der Himmel schenken würde, nicht ebensowohl in Persien geboren werden wie in Rom?

Solchen Erwägungen stimmte Maani aus vollster Seele zu. Sie fürchtete keine Entbehrungen, sie schreckte vor keinen Gefahren zurück, und ihr wahrhaft heroischer Geist konnte überhaupt kein höheres Glück ersinnen, als mit dem Mann, den sie erkoren, in unausdenkbare Fernen zu schweifen, als mit den Tapferen, den sie liebte, unausdenkbare Gefahren zu bestehen. Wie völlig sie sich eins fühlte mit dem unerschrockenen Sinn dieses Fremdlings, der alles wissen wollte und alles verstand, das mochte sie zuerst auf einer Reise nach Babel empfunden haben, die sich gleichsam als Hochzeitsreise der Vereinigung anschloß. Pietro della Valle hat dies unvergeßliche Erlebnis ausführlich beschrieben, und sein Glück, hier die Geliebte endlich ganz zu besitzen, in Sonetten besungen. Wie sorglos schweiften sie miteinander durch die unermeßliche Ebene, die der Euphrat durchfließt! Wie kühn verteidigten sie sich gegen die Angriffe der Beduinen! Welch Entsetzen, als sie sich an einem Abend in der unbekannten Öde verloren hatten. Welch Glück, als sie sich wieder fanden! Und welche Eindrücke empfingen sie, als sie miteinander die Ruinenwelt betraten und erschauernd vor den gewaltigen Massen des zerstörten Turms von Babel standen!

Nun aber galt es den tränenreichen Abschied zu nehmen von Haus und Heimat, von Vater und Mutter, von allem, allem, was ihr einst gehört hatte. Am 4. Januar 1617 traten die beiden die Reise nach Persien an, wo Pietro della Valle den König Abbas in Kampf und Feindschaft gegen die Türken neu zu entflammen hoffte. Maani war von einigen Frauen und ihrem älteren Bruder Abdullah begleitet. So hatte es Maani selbst, so hatte es des Gatten ritterlicher Sinn gewünscht, um dem stets sich steigernden Unmut der Eltern zu begegnen, der nur allzu berechtigt scheinen mußte. Und dieses brüderlichen Schutzes sollte sich Maani getrösten in einer schweren Stunde, die ihr Pietro noch bereiten mußte, in einer Stunde, wo es nur ihrer Liebe und ihrem hohen Geist gelingen konnte, jeden Zweifel an des Gatten Ehrenhaftigkeit zu überwinden.

Der Kampf um Maanis Besitz war nicht leicht gewesen. Bedeutete doch für Vater und Mutter die Hergabe ihres schönen und glänzend begabten Kindes an einen Fremden, von dem sie wenig wußten, einen Abschied auf Nimmerwiedersehn. Aber war es della Valle schon schwer geworden, die Vielbegehrte zu erringen, so wurde es ihm noch viel schwerer gemacht, ihren Besitz zu behaupten. Ein tiefes Mißtrauen gegen ihn hatte sich der gesamten Familie Gioerida bemächtigt, weil sie nicht mit Unrecht argwöhnte, daß der Ehebund, den Pietro mit Maani geschlossen, in seiner Heimat rechtsungültig sei. Zwar hatte Pietro einer Zivilehe nach den Gebräuchen in Bagdad zugestimmt, sich aber hartnäckig geweigert, seinen Bund mit Maani auch von der Kirche segnen zu lassen. Und den wahren Grund mußte er der Familie seiner Gattin gegenüber durch Scheingründe verschleiern! Er, der fromme, rechtgläubige Katholik, der sich selbst den Sinn seiner Reise fast wie einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen deutete, hatte die Überzeugung gewinnen müssen, daß die Familie Maanis einer nestorianischen Sekte angehörte, deren Glaubensbekenntnis in Rom ausdrücklich verworfen war. Daher der Gewissenszwang, die kirchliche Einsegnung seiner Ehe bis auf die Ankunft in Ispahan zu verschieben, wo ihn rechtgläubige Priester erwarteten, daher auch der tiefe Zwiespalt zwischen ihm und den Angehörigen seiner Gattin. Nur Maani stand zu ihm in unerschütterlicher Treue, und Maani wurde auch dann nicht wankend als ihr der Gatte in einer Nacht in Chinepaignan das Geheimnis enthüllte. Zwar rührte der Gedanke, sich dem Erwählten in unrechtmäßigem Bunde vereinigt zu haben, die Tiefen ihrer Seele in schmerzlicher Erregung auf, und sie verbrachte diese Nacht in tausend Tränen. Aber anstatt den Geliebten anzuklagen, entschuldigte sie ihn und sagte ihm einfach, sie zweifle nicht daran, daß er in Ispahan seine Pflicht erfüllen werde.

So zogen sie bei bitterer Kälte, bald von heftigen Schneefällen heimgesucht, bald von umherziehenden Räubern bedroht, durch das unwirtliche Kurdistan nach Persien. Hier ließ della Valle zur Verzweiflung seiner Gattin sich den langen Bart abnehmen, um Perser unter Persern zu sein, wie er Araber unter Arabern und Türke unter Türken gewesen war. Es wurde ihm diesmal viel schwerer, Maanis Zorn zu besänftigen, als in jener Nacht, die ihr so großes Leid gebracht hatte. Sie behauptete, er habe mutwillig die höchste Schönheit, die er besessen, zerstört.

Endlich, endlich langten sie im dreißigsten Jahre der Regierung Abbas II. in der Hauptstadt Persiens an, um zu vernehmen, daß der Schah seine Residenz nach Ferhabad verlegt habe, um von dort aus an der nördlichen Grenze seines Reiches die Türken, mit denen er im Kriege lag, erfolgreicher bekämpfen zu können. So fand della Valle Zeit, in der Stadt der Platanen seine häuslichen Angelegenheiten zu regeln, und Maani wurde vor Gott und Menschen sein rechtmäßiges Weib. Auch sein Verhältnis zu den Gioerida gestaltete sich daraufhin so gut, daß sich die ganze Familie nach Ispahan aufmachte, wo della Valle sich sofort durch seine Forschungen und politischen Absichten auf lange hinaus festgehalten sah. Fast ein Jahr verbrachte er nun in Ispahan, als Gast des allmächtigen Herrschers von allen unterstützt und geehrt. Große Pläne reiften in seiner Brust. Er hoffte vor allem die Kosaken am Schwarzen Meer zu einem Bündnis mit den Persern gegen die Türken zu vereinigen.

Und nun trieben ihn die eigene Ungeduld, das Gerücht von neuen Feindseligkeiten zwischen Türken und Persern und vor allem der Befehl des Königs selbst mit Maani von neuem auf die Wanderschaft. Diesmal aber reisten sie unter dem Schutz des Höchstgebietenden im Lande. Della Valle sah sich der Erfüllung seiner höchsten Sehnsucht nah, und Maani kannte überhaupt nichts Schöneres auf der Welt, als mit dem Erwählten durch fremde Länder und Städte zu ziehen. Der Höhepunkt ihres Lebens schien erreicht! Sie war noch nie so heiter und so glücklich gewesen. Nur ungern ließ sie sich in einer Sänfte von Kamelen tragen, und mit Ungeduld erwartete sie die Stunde, wenn sie meist nach dem Mittagsmahl ihr Pferd besteigen konnte. Dieses edle Tier arabischer Rasse hieß Derwisch, hatte goldgelbes Haar, einen weißen Stern auf der Stirn und eine lange Mähne und einen langen, wehenden Schweif. Es war sanft wie ein Lamm, wenn seine Herrin es liebkoste, aber es wurde so von Feuer und Ungeduld erfüllt wie sie selbst, wenn es galt in rasendem Tempo weite Strecken zurückzulegen. Welch ein glückliches Dasein, und wie anschaulich hat della Valle dies Reiseglück geschildert. „Wir beide allein, nur von zwei Dienern begleitet, sondern uns ab. Wir suchen einen schattigen Platz oder eine Quelle auf, trinken oder erfrischen uns. Wir steigen wieder zu Pferde und schweifen durch die weiten Felder, jagen mit unseren Armbrüsten Wild, wenn wir es finden, oder sehen, was das Land an Merkwürdigkeiten bietet. Und so fehlt es keinen Tag an Freuden, die den weiten Weg uns kürzen. Maani aber, die auf ihrem Pferde sitzt wie eine Amazone, erklärt, dies sei das wahre Leben, und in der Stadt unter all den Menschen zwischen Mauern zu wohnen und die Läden in den Straßen sich zu betrachten und stets denselben Leuten zu begegnen sei ihr ein Schrecken. Fürwahr, ich freue mich, sie so zu sehen, denn da ich nun einmal das Leben führen muß, das ich führe, so würde es mir unendlich beschwerlich sein, eine „dama melindrosa" zur Gattin zu haben, wie die Spanier sagen, die nähen und spinnen wollte wie in Europa. Maani aber fällt mir höchstens zuweilen beschwerlich durch ihre allzu große Ungeduld. Sie will von irgendwelcher Bequemlichkeit nichts wissen. Was Essen und Trinken anbelangt, so

genügt zu sagen, daß sie mir selbst sehr ähnlich ist. Hitze und Kälte fürchtet sie nicht; ja sie liebt es mehr, im Freien unter Zelten zu schlafen als in geschlossenen Räumen. Weiche Betten verschmäht sie, und häufig schließt sie mir die Laken in den Koffern weg, damit ich mich gar nicht erst ausziehe und des Morgens desto früher fertig bin. Sie ist stets die erste aufzustehn, die erste, mich und die andern der Trägheit anzuklagen, wenn wir noch schlafen wollen — kurz sie ist genau so, wie man sein muß, will man in fremden Ländern reisen oder gar in den Krieg ziehen."

Nur ein einzigesmal auf allen ihren Wanderungen scheint Maani sich gefürchtet zu haben. Es war, als ein unsicheres Boot auf dem Kaspischen Meer allzu tolle Sprünge machte. Maani erklärte, sie fühle sich unwohl und wolle umkehren. „Ich glaube aber, sie fürchtete sich ein wenig," schreibt della Valle triumphierend, sein Weib auf einer Schwäche erkannt zu haben, „und wollte es nicht eingestehn." Sie hatte das Meer noch nie gesehn.

Wenn sie aber festen Boden unter den Füßen hatte, zeigte sich die tapfere Frau jeder Situation gewachsen. Einmal wollte sie in Cascian selbst im Bazar Einkäufe machen, was sie nur konnte, indem sie sich als Dienerin verkleidete. Eine ihrer Frauen begleitete sie, und in einiger Entfernung folgten der Hausmeister und zwei Diener. Da wagte es irgendeiner aus dem Volksgedränge, sie am Arm zu fassen. Sie errötete vor Scham und Zorn. Sie machte den Dienern ein Zeichen und wies auf den, der sie beleidigt hatte. Es folgten Ohrfeigen, Schläge, Messerstiche und Geschrei von allen Seiten. Maani aber ging ruhig ihres Weges weiter und beendete ihre Einkäufe. Zum Glück hatte dieser Vorfall für die Gäste des Königs weiter keine Folgen.

Aber eine schwere Wolke verdunkelte das helle Glück dieser ersten Jahre. Maani hatte keine Kinder. Und wie sie alles, was sie beschäftigte, mit großer Heftigkeit ergriff, so gab ihr dieser Wunsch bald keine Ruhe mehr. Sie quälte sich selbst und den Gatten mit tausend Erwägungen, und da ihre Mutter zwölf Kinder geboren hatte, gab sie die Schuld della Valle. Dieser konnte aber seinerseits bekennen, daß er in Rom bereits zwei natürliche Kinder gehabt habe, ein Söhnlein, das früh verstorben war, und eine Tochter, die schon zur Jungfrau heranwuchs. Neue Überlegungen, neue Gespräche, die damit endeten, daß Maani erklärte, ihre Unfruchtbarkeit könnte nur daran liegen, daß Pietro keinen Wein trinke.

Dieser Trugschluß kam dem Gatten überraschend und ungelegen, denn er war in der Tat dem Wein sehr abgeneigt. Aber Maani erklärte, sie werde selbst Wein trinken, wenn es Pietro tue, und die ersehnte Nachkommenschaft werde nicht fehlen.

Nur seinem festen Sinn hatte es della Valle zu danken, daß sich Maani schließlich bereit erklärte zu warten, bis aus Rom und Neapel ärztliche Gutachten über das schwierige Problem eingetroffen seien. Und Pietro della Valle beeilte sich, sie sofort zu erbitten.

Aber noch einmal kam die Ungeduldige auf das heikle Thema zurück, mit dem sich ihre Gedanken beständig beschäftigten. „Du wirst doch jedenfalls

beim König Abbas Wein trinken müssen," begann sie aufs neue, „denn er trinkt, wie du weißt, seinen Gästen beständig zu und erlaubt nicht, daß man ihm mit Wasser Bescheid tut. Du wirst also gewiß mit dem König trinken müssen, und du scheinst mir ein schlechter Gatte zu sein, wenn du dem König gewährst, was du mir versagst."

„Ich fühlte mich diesem Argument gegenüber völlig ratlos," schreibt della Valle, „und um ihr zu beweisen, daß ich trotz allem ein guter Gatte sei, füllte ich sofort ein ganz kleines Porzellangefäß mit Wein und brachte ihn mit schrecklichen Grimassen, als tränke ich die bitterste Medizin, hinunter." Maani aber starb vor Lachen und quälte ihn nicht weiter.

Die politischen Geschäfte, der drohende Zusammenstoß mit den Türken und nicht zum wenigsten die Person des Königs selbst, dem er sich nun endlich zugesellte, nahmen della Valles Gedanken in den nächsten Monaten völlig in Anspruch, und Maanis Name kommt nur selten in seinen Briefen vor. Wir glauben ja so gerne, daß uns das auf immer zugehört, was wir heute besitzen. Wir lieben es, schweigend unser Glück zu hüten vor dem Neid der Götter und der Menschen. Della Valle mußte fühlen, was für die Gegenwart, was für die Zukunft von dieser Begegnung mit dem größten Herrscher seiner Zeit abhing. Er spannte alle Kräfte an, diesen seltsamen Charakter in seinen Tiefen zu ergründen; er ließ den Zauber, der von jedem Genius ausgeht, ganz auf sich wirken. Mochten alle seine hohen Pläne in nichts zerfallen, den Ruhm, der Herold dieses großen Königs zu werden in allen Ländern und für alle Zeiten, wollte er sich sichern. So schildert er den König, den Krieger, den Staatsmann, den Vater des Volkes, so läßt er uns tief in den Abgrund einer Seele sehen, in der sich das Gute und das Große mit dem Niedrigen und dem Schrecklichen in wundersamer Weise paarten. Man stelle sich den Allmächtigen vor, der wie Saturn seine eigenen Söhne umgebracht hatte, wie er stundenlang allein an der völlig leer gewordenen Festtafel sitzt, in tiefem Sinnen und unermeßlichem Leid gedämpften Melodien lauschend, die einförmig, traurig, niemals sich steigernd, niemals verklingend aus der Ferne zu ihm hinüberdringen!

Als man zum Angriff gegen die Türken aufbrach, erklärte Maani, ihren Gemahl unter keinen Umständen verlassen zu wollen. „Wo dein Kopf sicher ist," erklärte sie, indem sie sich mit Schwert und Dolch bewaffnete, „muß es auch der meine sein! Ich will nicht zu den Unbrauchbaren gehören, sondern zu denen, die tüchtig sind zum Kampfe." Und wenn auch die Türken schon geschlagen waren, ehe sie mit den Truppen des Königs selbst zusammenstießen, wenn auch alle Rüstungen, alle Mühen, alle Märsche vergebens gewesen waren, den Heroismus seines Weibes konnte della Valle nicht vergessen. Und gleichsam als ob er sich auf einmal seines langen Schweigens über sie bewußt geworden sei, gleichsam als fürchte er, die Freunde daheim möchten den Namen Gioerida vergessen haben, flicht er mitten in die Schilderung von Kriegshoffnungen und Siegesjubel einen Hymnus auf sie ein: Kaum sah ich sie, als ich sie liebte! Kaum besaß ich sie, als ich noch mehr mich nach ihr sehnte! Gioerida allein besitzt mein Herz, Gioerida allein besingt mein Lied!

Gioerida kennen durch mich die Länder, die Meere, die Flüsse, die Wälder, die Berge. Gioerida werden durch mich kommende Jahrhunderte mit Bewunderung nennen!"

Noch im Herbst 1618 konnte König Abbas mit den Türken einen glorreichen Frieden schließen. Della Valle aber kehrte mit Maani nach Ispahan zurück, begierig dort seinen zweiten großen Plan verwirklicht zu sehen: die Gründung eines neuen Rom, unweit der Hauptstadt Persiens unter dem Schutz eines so toleranten Herrschers, wie es König Abbas war. Syrische Landsleute Maanis sollten hier angesiedelt werden, und Geistliche, die er aus Rom erbeten hatte, sollten die Hirten dieser Herde sein. Aber obwohl ihn der König unterstützte, obwohl es Maani gelang, dreihundert syrische Familien zur Übersiedlung nach Persien zu überreden, die Schwierigkeiten wuchsen und schienen unüberwindlich, als endlich nach zwei Jahren ein Abgesandter aus Rom eintraf, ohne irgendwelche Ermutigungen, irgendwelche Zusagen mitzubringen. „So mußte er fühlen, daß er in einem Lande wohnte, wo an keine Folge zu denken war, und wo mit dem reinsten Willen und größter Tätigkeit kein neues Rom zu erbauen wäre."

Maani, die unermüdliche Reisegefährtin, die kühne Jägerin, die tapfere Amazone, hatte inzwischen in Ispahan alle nur denkbaren weiblichen Tugenden entfaltet. Es schien, als hätte die Natur dieser Frau keine Gabe versagt. Wie sie auf ihren Kriegspfaden den Männern zu befehlen verstanden hatte, so regierte sie jetzt die Frauen. Wie sie einst glücklich gewesen war, mit dem Gatten durch fremde Länder zu ziehen, so war sie es jetzt zufrieden, sein Haus zu schmücken. Immer prangten erlesene Blumen auf den Tischen; ihre Stimme erfüllte das Haus, wenn sie dem Gatten seltsam süße Melodien sang; allen zeigte sie eine heitere Stirn, allen hielt sie in echt orientalischer Gastfreundschaft ihr Haus geöffnet. Dabei zeigte sie sich aber auch ernstlich bestrebt, die Lücken ihrer Bildung auszufüllen. Sie lernte Italienisch und Lateinisch, sie schrieb Briefe an della Valles Freunde und Verwandte nach Rom und Neapel und siegelte sie sorgfältig nach dem Gebrauch ihres Landes in seidene Säckchen ein. Was Wunder, daß diese schöne Frau, die es stets verschmäht hatte, ihre natürlichen Reize durch künstliche Mittel zu erhöhen, ihrem Gatten und allen, denen sie sonst begegnete, den Himmel auf Erden bereitete? Wenn sie mit ihren Frauen in Ispahan in der Kirche erschien, dann war es den Andächtigen, als habe das Paradies einen Boten entsandt.

Aber della Valles Sehnsucht nach Hause wuchs mit den Schwierigkeiten, seine Pläne in Persien verwirklicht zu sehen, und Maani war bereit, dem Gemahl bis ans Ende der Welt zu folgen. Im Oktober 1621 brachen sie auf. Abdullah, der Bruder, und Maria Tinatin, genannt Mariuccia, das zwölfjährige Pflegekind, das sich nicht von Maani trennen wollte, begleiteten sie. Alle ihre übrigen Angehörigen waren schon früher nach Bagdad zurückgekehrt. Della Valle, dem die Türkei versperrt war, zog hinunter an den Persischen Meerbusen. Von dort wollte er die Heimreise zu Schiff über Indien antreten. Aber alle Häfen waren gesperrt. König Abbas lag eben in heftiger Fehde mit Portugal, und dem Schauplatz dieses Krieges zog della Valle

entgegen, als er seine Schritte nach Ormuz lenkte. Unterwegs wurden die Ruinen von Persepolis besucht, aber geheime Sorgen trieben die Wanderer vorwärts. Böse Vorbedeutungen schienen sie zu warnen. Überall stellten sich ihnen ungeahnte Schwierigkeiten entgegen.

Da erklärte Maani auf dem Wege zwischen Schiraz und Ormuz, daß sie sich schwanger fühle. Endlich, endlich schien sich die Sehnsucht so langer Jahre erfüllen zu sollen. „Wir schwammen in einem Meer von Glückseligkeit, und die nächsten Tage gingen uns in Scherz und Freude dahin. Aber wie unbeständig ist das Glück der Menschen! Wir glaubten eben den Gipfel des Glückes erreicht zu haben, und schon begann das Unglück, und bald kehrte sich die Lust in bitteres Leid."

Alle Versuche nämlich, von der persischen Küste auf die Insel Ormuz überzusetzen, um von dort aus auf ein spanisches oder portugiesisches Schiff zu gelangen, scheiterten an dem Mißtrauen, mit dem sich die Feinde gegenseitig bewachten. So mußte sich della Valle entschließen, das eigene Schicksal und das der Seinigen einer englischen Karawane anzuvertrauen, die sich, in ihren Bewegungen gleichfalls behindert, in Mina, der Hauptstadt von Moghostan, niedergelassen hatte. Man konnte ihm nur versprechen, daß er bei nächster Gelegenheit nach Surat in Indien befördert werden würde, aber wann, das wußte niemand zu sagen. So baute sich della Valle neben der Niederlassung der Engländer ein Häuschen und schlug seine Zelte auf. Aber wie erschrak er, als er sah, daß seine Nachbarn alle nacheinander erkrankten, und daß man in wenigen Tagen vier von ihnen begrub! Er hatte nicht geahnt, daß ihn das Schicksal in einen verrufenen Winkel verderblicher Fieberlüfte geführt hatte!

Mariuccia fühlte das Übel zuerst, und Maani pflegte sie, bis sie selbst von Fieberschauern geschüttelt wurde. Dann erkrankte Abdullah, dann streckte das Fieber fast alle Leute nieder. Am 22. Dezember gebar Maani einen toten Sohn. „Wie mir zumute war," schreibt ihr Gatte, „wird man sich vorstellen können, ohne daß ich es sage." „Maani ließ sich nicht abhalten aufzustehen, um den Neugeborenen Mariuccia zu zeigen, und ihre Tränen mit denen des Pflegekindes zu vereinigen."

Da kein Arzt zur Stelle war, suchte sie sich selbst mit allerlei Mitteln zu helfen. Es schien anfangs, als würde es besser, aber das Fieber wollte nicht weichen. Schlaflose Nächte, unlöschbarer Durst, stets sich steigernde Mattigkeit! Man versuchte alle nur denkbaren Mittel; gutwillige Frauen des Landes erschienen mit Arzeneien und Amuletten. Heiligenbilder und Indulgenzien, Agnus Dei und Rosenkränze wurden herbeigebracht. Alle Engel des Paradieses, alle Schutzpatrone, die Mutter Gottes, die Dreieinigkeit wurden angerufen. Umsonst! Das Übel ließ nicht nach, und der verzweifelte Gatte mußte sich endlich sagen, daß nichts ihn mehr vor dem Verlust der treuesten Gefährtin bewahren könne.

„Zwei oder drei Tage," so schreibt er, „ehe sie dahinging, wollte sie das schwüle Haus verlassen, und ließ sich im Freien unter dem Zelt in frischerer Luft ein erhöhtes Lager bereiten. Ich, der ich immer bei ihr sein wollte,

ließ mir auf der Erde Teppiche ausbreiten, auf denen ich am Tage saß und des Nachts ein wenig schlief, bedacht, zu jeder Stunde ihr zu dienen, jeder Bewegung, jedem Wink von ihr zu folgen. Obwohl sie Schmerzen litt, ertrug sie doch alles mit stiller Geduld und suchte alle Klagen zu unterdrücken. Aber sie flehte beständig zu Gott, er wolle ihr vergeben und ihr bei ihm ewige Ruhe gewähren.

„In der letzten Nacht, als schon das Grauen des Todes sie umschattete, wollte sie das Bett verlassen und neben mir auf der Erde an meinem Herzen ruhen. Vielleicht um mir so ein letztes Zeichen ihrer Liebe zu geben, vielleicht weil das Schicksal es so bestimmt hatte. Sie hatte nicht anders als wie ein Kriegsmann gelebt, und wie ein Kriegsmann sollte sie sterben in freier Luft auf der Erde ausgestreckt. So die ganze Nacht bei mir ruhend, betete sie oder lauschte meinen Gebeten, und ich, mein Herzleid unterdrückend, mußte ihr Priester sein, denn sie hatte keinen anderen. Ihr letztes Wort, das sie mir sagte, war, daß sie fühle, wie die Sprache sie verlasse.

„Ich rief Abdullah, aber er kam nicht, von Fieber gequält. Ich rief Mariuccia, und sie eilte mit strömenden Tränen herbei, gleichfalls von Fieber zitternd, nur in ihre Laken eingehüllt. Und sie allein stand mir zur Seite in jener letzten Stunde, Maani die letzten Dienste zu leisten. Sie ruhte in den Armen von uns beiden. Mariuccia hielt die brennende, geweihte Kerze in der Hand, und ich selbst las die Sterbegebete. Und so endete Maani, mein Weib, am 30. Dezember, zwei Stunden vor dem Tag 23 Jahre alt, in der Blüte des Lebens, ihren kurzen Lauf. Und ihr Sterben war weiter nichts als ein kurzer, tiefer Seufzer, indem sie meine Hand gefaßt hielt und mir fest ins Auge blickte."

Sieben Nächte hielt der trostlose Gatte am Lager der Verblichenen die Totenwacht, und die Hyänen, die den Leichnam witterten, umkreisten ihn heulend. Aus einem Ambrabaum ließ er den Sarg herstellen, und 190 Nägel ließ er schmieden, um die Bretter zusammenzuschlagen. Dann ließ er den Körper, so gut es die Frauen des Landes verstanden, mit frischem Kampfer für die lange Reise herrichten. Denn das stand in der Seele des Verlassenen fest, daß er sich im Tode wie im Leben von der sterblichen Hülle dieser Frau nicht trennen würde. Ja er befahl, das Herz der Toten besonders zu konservieren. Aber wer beschreibt sein Grauen, als die Frauen, die nach persischer Sitte glaubten, das Rechte zu tun, vor ihm mit dem Herzen Maanis erschienen? „Stelle Dir vor," schreibt er, „wenn Du es vermagst, mit welchem Herzen ich das Herz derer betrachtete, die ich mehr geliebt hatte, als alles andere auf der Welt!"

Vier Jahre noch ist Pietro della Valle ruhelos in der Welt umhergeschweift. Der Gedanke an die Heimat, nach der er sich eben noch gesehnt, erfüllte jetzt den Vereinsamten mit Schrecken. Durch alle Länder bis ins ferne Indien trug er den Schrein aus Ambraholz mit sich, der Maanis Hülle barg. Oft wandte er alle nur denkbaren Listen und Bestechungen an, um diese Reliquie nicht zurücklassen zu müssen. Ja, zuweilen sah er sich gezwungen, seine Reisepläne zu verändern. Das Kind Mariuccia begleitete

ihn. „Von allen weltlichen Dingen," so schreibt er, „hatte sie mir allein dies Mädchen empfohlen, indem sie sagte, wir hätten es von Kind auf im Lande der Ungläubigen in christlicher Religion erzogen, und nun sei es unsere Pflicht, sie auch ferner zu behüten. Und alles, was ich für Mariuccia tun würde, das würde ich für sie selber tun. Und alles, was sie mir sagte, schrieb ich in mein Herz mit Buchstaben von Diamant."

Endlich am 28. März 1626 hielt Pietro della Valle seinen heimlichen, stillen Einzug in Rom. Länger noch als Odysseus nach dem Fall von Troja war er in der Welt umhergeschweift, aber er fand daheim keine Penelope seiner harrend. Wohl aber hatte er sich Maanis Sarg vor der Einkehr in den Palast der Väter in seiner Kammer aufstellen lassen. Dort öffnete er ihn noch einmal und fand das Gesicht zerstört und den Körper erhalten. Dann ließ er den Schrein aus Ambra in einen Bleisarg legen, auf dem die Worte eingemeißelt standen:

Maani Gioeridae Heroinae
Praestantissimae
Petri de Valle Perini uxoris
mortales exuviae.

Bei Nacht im Fackelschein trugen die Diener seines Hauses die leichte Last aufs Kapitol hinauf. Oben in Aracoeli erwartete der Heimgekehrte die Kommenden mit der zur Jungfrau erblühten Pflegetochter Maria und seiner Tochter Silvia: „Und so begrub ich sie hier, wo Vater und Mutter und alle die Meinigen ruhn, an der rechten Wand des Altars zur Linken dessen, der in die Kapelle tritt. Ich stieg selbst in die Gruft hinab mit Maria, die auch der Toten dieses Pfand der Treue geben wollte, und richtete mit den Mönchen alles mit meinen eigenen Händen. Und außer den übrigen waren zugegen Eugenia und Michele, die Inder, Ibrahim Abdiseiwa, der Syrier und Giovanni Robeh, der Caldäer. Dies war der letzte fromme Dienst, den ich Sitti Maani, meiner holden Gefährtin, erweisen konnte. Zwar nur ihrer sterblichen Hülle, denn für ihre unsterbliche Seele werde ich beten, solange ich lebe. Und einmal werde ich — wenn es Gott gefällt — meinen Leib neben dem ihrigen zur Ruhe legen."

Das ganze nächste Jahr noch sehen wir della Valle beschäftigt, die feierlichen Exequien für Maani Gioerida in Aracoeli vorzubereiten.

Sie fanden endlich am 27. März 1627 statt und wurden von Girolamo Rocchi in einer besonderen Schrift ausführlich beschrieben. Der Katafalk war mit königlicher Pracht geschmückt. In zwölf Sprachen priesen die Inschriften Maanis Tugenden, und zahllose Allegorien aller guten und hohen Eigenschaften des Menschen hatten sich um den Schwan geschart, der mit ausgebreiteten Schwingen der Entschwundenen unsterbliches Teil gen Himmel trug. Vierzehn Kardinäle, der Adel und das Volk Roms füllten in unabsehbaren Scharen die Kirche. Pietro della Valle hielt selbst die Leichenrede, aber, vom Schmerz der Erinnerung übermannt, konnte er sie nicht vollenden. „Ein niegesehenes Beispiel unerschütterlicher Gattenliebe!" schreibt ein Zeitgenosse.

Und in solchem festen Sinn verharrte della Valle auch, als er dem Widerspruch seiner erlauchten Verwandten, ja selbst des Papstes trotzend, Maria Tinatin di Ziba heimführte, deren Schicksal ihm sein Weib als letztes Vermächtnis anvertraut hatte. Sein sehnlicher Wunsch nach Nachkommenschaft sollte sich jetzt erfüllen und blieb doch unerfüllt. Mit seinen Söhnen starb der Mannesstamm der della Valle aus.

Am 21. April 1652 legte Pietro, der Pilger, sechsundsechzig Jahre alt, den Wanderstab zur Seite. In wechselvollen Schicksalen ist er sich selber treu geblieben, zu Hause wie in der Fremde. Er pflegte zu sagen, so viele Dinge er auch gesehn, eines hätte er vergebens gesucht durch so viele Jahre auf so vielen Reisen, in so vielen Orten, bei den Niedrigen und bei den Hohen und bei den Königen der Erde: einen Menschen, der in allem glücklich gewesen sei: wohl aber habe er unzählige Menschen unsäglich unglücklich gesehn. Pietro della Valle hat nach seiner Heimkehr den Palast seiner Väter noch einmal zum Mittelpunkt geistiger Interessen gemacht und der Lorbeer des Ruhmes hat sein ergrautes Haupt umkränzt. Dort legte man ihn schlafen, wo er selbst die kühne, schöne, geliebte Gefährtin seiner ersten Wanderjahre gebettet hatte.

Geh nicht vorüber, Wanderer, geh nicht vorüber an der Kapelle, deren Reliquien der Apostel mit dem Schwert behütet. Hier hat der Tod als Freund vereinigt, was er einst als Feind getrennt hatte. Ein hohes Beispiel menschlicher Treue hat sich hier vollendet, von dem kein Bild, kein Stein und keine Inschrift spricht.

Die ewige Lampe ist erloschen, wie das Geschlecht erloschen ist, dessen Söhne und Töchter sie einmal angezündet haben. Aber zuweilen, wenn sich die Schatten der Nacht durch die ernsten Säulenreihen drängen, und sich langsam auf Altäre und Grabsteine herniedersenken, wirst du eine hohe Kerze auf dem Steinfußboden brennen sehn, an der rechten Wand des Altars, zur Linken dessen, der in die Kapelle tritt.

Ein Mönch in brauner Kutte hat sie angezündet, aber er wußte nichts von Maanis Traum und Tod.

# Radioaktive Substanzen und ihre Verwendung als Heilmittel.

Von

Fritz Gudzent.

Im Jahre 1895 machte Röntgen die Beobachtung, daß negative Elektrizität, wenn sie in einem luftverdünnten Raum auf ein Hindernis (z. B. Metall) trifft, Strahlen erzeugt, die zwar für das Auge unsichtbar sind, aber feste Gegenstände zu durchdringen vermögen. Diese Entdeckung hat für die Erkennung und Heilung von Krankheiten eine kaum geahnte Bedeutung erlangt. Aber sie gab auch weiterhin den Anstoß für die Auffindung von bisher unbekannten Substanzen mit bis dahin nicht geahnten Eigenschaften. Schon ein Jahr später machte nämlich Becquerel die Entdeckung, daß vom Uran und seinen Salzen eine Strahlung ausging, die ähnlich wie die Röntgenstrahlen feste Körper zu durchdringen vermögen. Im Jahre 1898 konnte Schmidt und Mme. Curie feststellen, daß dem Thorium und seinen Verbindungen die gleiche Eigenschaft innewohnt. Noch in demselben Jahre gelang es dem Ehepaar Curie, aus einem Uranerz, der Pechblende aus Joachimsthal in Böhmen, zwei bisher unbekannte Elemente zu isolieren, an der ausschließlich die erwähnte Eigenschaft der Strahlung gebunden war, und von denen sie das eine Radium (das Strahlende) und das andere Polonium nannten.

In der Folgezeit wurde nun auch noch eine Reihe weiterer bisher unbekannter Elemente mit gleicher Eigenschaft isoliert, Aktinium, Jonium, die sogenannten Emanationen und andere mehr. Die letzte wichtige Station in der Auffindung neuer Elemente mit Strahlung bildet die Entdeckung des Mesothoriums von Otto Hahn im Jahre 1907.

Diese neuen Körper haben sich nun bei mancherlei Krankheiten als heilkräftig erwiesen und dadurch ein Interesse erlangt, das über die Fachkreise weit hinausgeht. Gerade im gegenwärtigen Zeitmoment verfolgen Ärzte und interessierte Laienkreise mit gespanntester Aufmerksamkeit die Mitteilungen der Forschungsinstitute und Kliniken über die Ergebnisse der Behandlung von Geschwülsten, insbesondere des Krebses, mit diesen neuen Substanzen.

Ein genügendes Verständnis der Verwendung radioaktiver Substanzen als Heilmittel setzt eine Reihe physikalischer und biologischer Kenntnisse voraus. Wer sich darüber eingehend informieren will, sei auf die entsprechenden Monographien, Handbücher und periodischen Zeitschriften verwiesen. Hier muß eine Beschränkung auf die allernotwendigsten bekannten Tatsachen erfolgen.

## Physikalische Eigenschaften.

Als radioaktiv bezeichnet man diejenigen Substanzen, welche Strahlen aussenden, deren Hauptcharakteristikum die Unbeeinflußbarkeit durch physikalische und chemische Mittel ist. Nach der von Rutherford und Soddy entwickelten Theorie des Atomzerfalles und der radioaktiven Umwandlung wird angenommen, daß alle radioaktiven Körper in Zerfall bzw. in einer Umwandlung in andere Körper begriffen sind. Die Umwandlung geht stufenweise vor sich, wobei jedes radioaktive Element eines (oder mehrere) Elemente der nächstfolgenden Art hervorbringt. Bei jeder Umwandlung werden Strahlen ausgesandt, die sich nach ihrem Verhalten in drei Hauptgruppen zerlegen lassen. Es werden nach ihrer Geschwindigkeit, Durchdringungsfähigkeit, Masse, elektrischen Ladung unterschieden:

die α-Strahlen,
die β-Strahlen,
die γ-Strahlen.

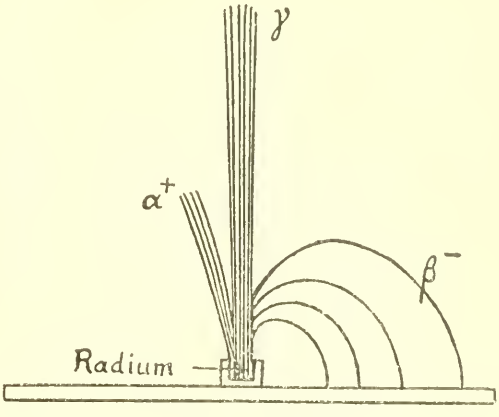
Die α-Strahlen sind sehr wenig durchdringend. Sie werden von Papier, dünnem Aluminiumblech und Glaswänden völlig absorbiert und vermögen selbst Luftschichten in einem Bereich von 3—9 cm zu durchdringen. Sie werden durch den Magneten nach dem negativen Pol hin abgelenkt, sind also positiv geladene größere Massenteilchen. Die Anfangsgeschwindigkeit der α-Teilchen liegt zwischen 0,05 und 0,075 der Lichtgeschwindigkeit. Sobald dieses Massenteilchen seine Ladung beim Durchgang durch Materie verloren hat, wird es zum Heliumatom.

Die β-Strahlen sind durchdringender als die α-Strahlen. Sie gehen durch Pappe, Aluminiumblech und dünne Holzbretter mit geringer Schwächung hindurch, werden dagegen von dichteren Stoffen, wie Eisen- oder Bleiplatten, zurückgehalten. Sie werden durch Magnete aus ihrer Richtung stark abgelenkt, und zwar nach dem positiven Pol und sind mit den Kathodenstrahlen identisch. Die β-Strahlen sind demnach elektrische Atome oder Elektronen. Die Anfangsgeschwindigkeit der einzelnen β-Teilchen differiert außerordentlich stark, so daß man hier von weichen und harten β-Strahlen spricht.

Die γ-Strahlen sind die am wenigsten absorbierbaren Strahlen, die noch durch dicke Metallplatten hindurchzudringen vermögen. Da sie durch den Magneten nicht merklich abgelenkt werden, gleichen sie völlig sehr harten Röntgenstrahlen. Sie sind wie diese Ätherschwingungen, gleich wie Licht, nur von erheblich kürzerer Wellenlänge, etwa einigen Milliardsteln Zentimeter. Jeder einheitliche radioaktive Stoff sendet entweder nur α-Strahlen oder β-Strahlen aus. Die γ-Strahlen treten neben den β-Strahlen als eine sekundäre Erscheinung auf. Folgende Figur (nach Curie) gibt ein anschauliches Bild der hauptsächlichsten Charakteristika der drei Strahlenarten:

Die Richtung der drei Strahlen zeigt ihre Ablenkung durch den Magneten an, die Länge der Strahlenbündel veranschaulicht ihre Durchdringungsfähigkeit.

Die Geschwindigkeit, mit der jede radioaktive Substanz sich in die Tochtersubstanz umwandelt, ist deren vornehmlichstes Charakteristikum. Diese Geschwindigkeit ist für jede radioaktive Substanz konstant. Ihr reziproker Wert stellt die mittlere Lebensdauer der Substanz dar, d. h. die Zeit, die ein Atom dieser Substanz durchschnittlich existiert. Aus ihr berechnet sich auf Grund bekannter Zahlenwerte die Halbwertzeit- oder Periode, d. h. die Zeit, in welcher eine Substanz auf die Hälfte ihres Anfangswertes zerfallen ist. So beträgt z. B. die Halbwertzeit für Radium 2000 Jahre; das heißt also, daß 1 g oder 1 mg Radium sich in dieser Zeit auf $^1/_2$ g oder $^1/_2$ mg vermindert hat. Es sind drei Gruppen oder Familien derart sich umwandelnder Substanzen bekannt, die Uranium-Radium-, die Thorium- und die Aktinium-Familie.




Wenn auch für medizinische Zwecke nur einzelne dieser Körper verwertet werden, so ist doch die Kenntnis aller bei der Umwandlung entstehenden Substanzen von Interesse. Deshalb seien die Mutter- mit ihren Tochtersubstanzen und deren Eigenschaften in der auf Seite 258 befindlichen Tabelle zusammengestellt.

## Physikalisch-chemische Wirkungen.

Die bei dem kontinuierlich vor sich gehenden Atomzerfall ausgesandten Strahlen sind nun Träger von Energie, die eine Reihe physikalisch-chemischer und biologischer Wirkungen hervorrufen.

Von den physikalisch-chemischen Wirkungen können nur die allerwichtigsten kurz gestreift werden.

Bringt man radioaktive Substanz auf eine in schwarzes Papier eingehüllte Platte, so wird diese der Form des Präparates entsprechend geschwärzt, d. h. also Brom- bzw. Chlorsilber erleiden ähnlich wie durch Licht- und Röntgenstrahlen eine Zersetzung. Ein Zinksulfid- bzw. Bariumplatincyanürschirm leuchtet im Dunkeln auf, sobald ein Radiumpräparat davor gehalten wird. Als wichtigste Eigenschaft radioaktiver Substanzen ist jedoch ihre Fähigkeit anzusehen, zufolge ihrer Strahlung die Luft zu ionisieren, d. h. in kleinste, die Elektrizität leitende Teilchen zu zerschlagen, und so elektrisch geladene Körper zu entladen. Die Menge der gebildeten Ionen und damit auch die abfließende Strommenge ist nun direkt proportional der Menge der radioaktiven Materie. Damit ist eine bequeme Methode gegeben, nicht nur die Anwesenheit radioaktiver Substanzen nachzuweisen, sondern auch deren Menge genau zu bestimmen.

## Tabelle der radioaktiven Familien.

(Nach L. Kolowrat. Le radium. Januar 1910.)

| Reihe | Stoff | Atomgewicht | Halbierungszeit | Strahlengattung |
|---|---|---|---|---|
| Uranium | Uranium | 238,5 | 60 Milliarden Jahre | α |
| | Radiouranium | — | mehrere Jahre | — |
| | Uranium X | — | 21,5 Tage | β γ |
| | Jonium | — | 104 Jahre | α |
| Radium | Radium | 226,4 | 2000 Jahre | α β |
| | Emanation | — | 3,86 Tage | α |
| | Radium A | — | 3,0 Minuten | α |
| | Radium B | — | 26,7 Minuten | β |
| | Radium C | — | 19,5 Minuten | α β γ |
| | Radium D | — | 12 Jahre | ganz weiche β |
| | Radium E 1 | — | 6,2 Tage | — |
| | Radium E 2 | — | 4,8 Tage | β |
| | Radium F (Polonium) | — | 140 Tage | α |
| Aktinium | Aktinium | — | — | — |
| | Radioaktinium | — | 19,5 Tage | α β |
| | Aktinium X | — | 10–11 Tage | α |
| | Emanation | — | 3,9 Sekunden | α |
| | Aktinium A | — | 36,1 Minuten | β |
| | Aktinium B | — | 2,15 Minuten | α |
| | Aktinium C | — | 5,10 Minuten | β γ |
| Thorium | Thorium | 232,42 | 300 Milliarden Jahre | α |
| | Mesothorium 1 | — | 5,5 Jahre | — |
| | Mesothorium 2 | — | 6,2 Stunden | β γ |
| | Radiothorium | — | 737 Tage | α |
| | Thorium X | — | 3,71 Tage | α β |
| | Emanation | — | 53 Sekunden | α |
| | Thorium A | — | 10,6 Stunden | β |
| | Thorium B | — | 55 Minuten | α |
| | Thorium C | — | einige Sekunden | α |
| | Thorium D | — | 3,1 Minuten | β γ |

Die Grundlage der Maßeinheit ist das Gewicht der Materie. Paris und Wien bewahren (von Curie und Schmidt) genau festgestellte Gewichtsmengen reinsten Radiumsalzes als Standards auf. Durch Vergleichsmessungen mit diesen Standards, die nach der oben erwähnten Methode erfolgen, können beliebige Standards allerorten hergestellt und zu Vergleichsmessungen benutzt werden.

Von der Gewichtseinheit ist nun durch internationales Übereinkommen die Maßbezeichnung für das aus dem Radium entstehende so überaus wichtige gasförmige Produkt, die Radiumemanation, abgeleitet. Es ist hiernach die von 1 g Radium gelieferte Emanation (im Gleichgewicht) zu Ehren des

verstorbenen Pierre Curie = 1 Curie benannt worden; es entspricht also der Gewichtsmenge von

1 g Radium = 1 Curie Emanation,
1 mg „ = 1 Millicurie-Emanation,
$\frac{1}{1000}$ mg „ = 1 Microcurie-Emanation.

Neben dieser Bezeichnung wird in der Medizin immer noch die Mache-Einheit gebraucht, der die elektrostatische Einheit (und zwar $\frac{1}{1000}$ derselben) zugrunde liegt.

Die Angaben werden pro Liter gemacht.

Eine Umrechnung beider Einheiten in eine andere ist leicht möglich, nachdem man durch Messungen festgestellt hat, daß

1 Microcurie (die Emanation von $\frac{1}{1000}$ mg Radium) = 2700 Mache-Einheiten

oder

1 Mache-Einheit = 0,00037 Microcurie ist.

Der Gehalt nicht gasförmiger Produkte der Thoriumfamilie wird durch Vergleichsmessung mit Radium bestimmt und diesem äquivalent gesetzt. Demnach ist zu verstehen:

1 g oder 1 mg Mesothorium bzw. 1 g

oder

1 mg Thorium X gleich der γ-Strahlungsstärke von 1 g oder mg Radium.

## Biologische und heilkräftige Wirkungen.

Auf den biologischen Wirkungen radioaktiver Substanzen basiert deren Verwendbarkeit als Heilmittel. Die Erforschung dieser Wirkungen ist deshalb die vornehmlichste Aufgabe der wissenschaftlichen Medizin.

Aus der großen Reihe der auf S. 258 aufgezählten radioaktiven Stoffe haben bisher in der Medizin aus der Radiumreihe

Radium und
Radiumemanation mit seinen Zerfallsprodukten,

aus der Thoriumreihe

Mesothorium und
Thorium X mit seinen Zerfallsprodukten

praktische Bedeutung erlangt.

Aus der Aktiniumreihe sind wohl Aktinium X und Aktiniumemanation zu therapeutischen Versuchen herangezogen, doch bis jetzt in größerem Maßstabe nicht angewandt worden.

Radium- und Thoriumpräparate lassen sich sowohl in Substanz, wie in gelöster Form verwenden. Die Einwirkung auf den lebenden Organismus oder auf Substrate desselben erfolgt bei radioaktiven Präparaten in Substanz

lediglich durch Bestrahlung von außen her, indem man den Behälter des Radiums oder Mesothoriums, eine Kapsel oder ein Röhrchen, in die Nähe des zu bestrahlenden Körpers bringt. Die löslichen Radiumpräparate, wie Radiumbromid oder Radiumchlorid, weiterhin das lösliche Thorium X, können dem lebenden Organismus durch Trinken oder Einspritzung, den Substraten desselben durch einfache Beimischung, zugeführt werden. Das gasförmige Zerfallsprodukt des Radiums, die Radiumemanation, kann durch Einatmung oder, in Flüssigkeiten gelöst, durch Trinken zur Einwirkung gebracht werden.

Die Verteilung und Ausscheidung der dem lebenden Organismus zugeführten löslichen radioaktiven Substanzen, wie Radiumbromid und Chlorid und Thorium X, erfolgt nach besonderen Gesetzen.

Wird z. B. 1 mg Thorium X injiziert, so kommt nur ein kleiner Teil, etwa 20 % in den nächsten Tagen, und zwar nach dem Darm, zur Ausscheidung, der andere wird im Körper zurückbehalten. Dort verteilt es sich auf die verschiedenen Organe recht ungleichmäßig. Die größte Menge wandert in das Knochenmark.

Ähnlich ist das Verhalten von Radiumbromid bzw. Chlorid. Es muß nur hierbei beachtet werden, daß Radium praktisch eine unbegrenzte Lebensdauer hat, Thorium X aber in einigen Wochen vollständig inaktiv wird, demnach Radiuminjektionen in ihren Folgeerscheinungen sich anders, jedenfalls bei gleicher Dosierung stärker wirksam, bzw. viel gefährlicher verhalten müssen als Thorium X-Injektionen.

Die Radiumemanation verhält sich dem Organismus gegenüber wie ein artfremdes Gas.

Wird sie inhaliert, so gelangt sie durch die Lungen in den Kreislauf, verläßt aber mit den nächsten Atemzügen wieder den Körper. Nur dann ist es möglich, im Körper einen gewissen Emanationsspiegel zu erhalten, wenn für dauernde Nachfuhr von Emanation gesorgt ist. (Die Inhalation im geschlossenen Raum [Emanatorium], wie sie vom Verfasser und Loewenthal zuerst an der ersten medizinischen Klinik der Charité angewandt wurde, ist die praktische Anwendung dieser Erkenntnis.)

In Flüssigkeit gelöste und getrunkene Radiumemanation gelangt durch den Magen-Darmtraktus in den Pfortaderkreislauf, geht durch die Leber ins rechte Herz und wird nun zu einem gewissen Teil ausgeatmet; ein Teil wird von den Alveolen (bläschenförmigen Ausbuchtungen der Lunge) aus wieder resorbiert. Sobald die Nachfuhr aus dem Magen-Darmtraktus aufhört, wird das Blut innerhalb kurzer Zeit emanationsfrei.

Aus der Mannigfaltigkeit der mitgeteilten biologischen Wirkungen läßt sich jetzt schon mit Sicherheit folgendes Grundgesetz formulieren:

Kleine Mengen wirken auf biologische Vorgänge anregend, große Mengen hemmend und zerstörend.

Die Wirkung geht aus von den beim Zerfall der radioaktiven Produkte ausgesandten Strahlen und den beim Auftreffen dieser Strahlen auf andere Körper entstehenden Sekundärstrahlen.

Sehr schön lassen sich die Einwirkungen kleiner und großer Dosen auf das Blut und die blutbildenden Organe zeigen.

Bringt man Radium in kleinen Dosen in die Blutbahn, so tritt eine Vermehrung der weißen Blutkörperchen auf, die Werte bis zu 20000 per Kubikmillimeter und mehr (normaler Wert 5000—10000) erreichen kann, aber bald zurückgeht. Das Gleiche gilt von Thorium X.

Mit kleinen Mengen löslicher Radiumsalze ist auch eine Vermehrung der roten Blutkörperchen bis zu 13000000 per Kubikmillimeter (normaler Wert 4000000—5000000), allerdings nur bei Tieren, beobachtet worden.

Dieser anregenden Wirkung kleiner Dosen steht zerstörend entgegen die Wirkung großer Dosen. Die weißen Blutkörperchen werden vermindert, können sogar vollständig verschwinden. Die roten Blutkörperchen sind dagegen widerstandsfähiger, nehmen aber nach einer gewissen Zeit ebenfalls an Zahl bis um die Hälfte und mehr ab. Der Blutfarbstoff geht ebenfalls herunter.

Diese Veränderung des Blutbildes ist der Ausdruck einer gewaltigen Zellschädigung in den Blutbildungsstätten. Knochenmark, Milz und Lymphdrüsen sind stark mit Blut gefüllt und zeigen eine weitgehende Zellzerstörung. Da wo diese Schädigung der Blutbildungsstätten einen gewissen Grad überschreitet, geht der Organismus zugrunde.

Ähnliche Beobachtungen lassen sich leicht an Pflanzenkeimlingen anstellen.

Man säe beispielsweise Hafer in drei Beete aus; dem zweiten Beet mische man geringe Mengen, dem dritten Beet große Mengen Thorium X bei. Die Unterschiede im Wachstum werden schon in wenigen Tagen augenscheinlich; die jungen Pflanzen von Beet 2 überragen die von Beet 1 um einige Zentimeter, die von Beet 3 dagegen sind stark zurückgeblieben, teilweise verkümmert oder gar nicht zur Entwicklung gekommen.

Empirische Erfahrungen wiesen darauf hin, daß der Stoffwechsel des tierischen und menschlichen Organismus durch radioaktive Substanzen beeinflußbar sei. Die angestellten experimentellen Untersuchungen sprechen in der Tat dafür, daß in vielen Fällen durch kleine Dosen radioaktiver Substanzen sowohl der Sauerstoffverbrauch als auch die Kohlensäureabgabe erhöht wird. Auch der Purin-(Harnsäure)stoffwechsel zeigt sich beeinflußbar. So vermindert sich bei der Gicht, einer Störung dieses Stoffwechsels, in vielen Fällen die krankhafterweise im Blut vorhandene überschüssige Harnsäure nach einer längeren Radiumbehandlung.

Weiter sei erwähnt, daß manche Fermente unter der Einwirkung kleiner Mengen radioaktiver Substanzen eine Steigerung ihrer Tätigkeit erfahren sollen.

Von besonderer Empfindlichkeit gegen die Einwirkung radioaktiver Substanzen sind die Keimzellen.

Nach den schönen Studien von Hertwig erfahren befruchtete Eier, die bestrahlt werden, eine Verzögerung der einzelnen aufeinanderfolgenden Entwicklungsstadien, dem später Stillstand und Tod des Keimes folgt.

Diese Schädigung tritt auch dann auf, wenn vor der Befruchtung nur eine der Keimzellen genügend stark bestrahlt wird. Hertwig hat es wahrscheinlich gemacht, daß durch die Radiumbestrahlung in erster Linie die Kernsubstanzen der Keimzellen von der Schädigung betroffen werden.

Gegenstand besonderen Studiums war das Verhalten der tierischen und menschlichen Haut und des darunter liegenden Gewebes gegen äußere Bestrahlung mit Radium und Mesothorium.

Legt man auf die Haut eine Radiumkapsel von wenigen Milligramm Inhalt und läßt sie etwa eine Stunde liegen, so ist zunächst weder Schmerzempfindung noch sonst irgendeine sichtbare Veränderung vorhanden. Und doch hat eine Beeinflussung von Haut und Gewebe stattgefunden! Nach einiger Zeit, der sogenannten Latenzzeit, rötet sich die bestrahlte Stelle, juckt und schmerzt ein wenig; nach einiger Zeit ist diese Verbrennung leichtesten Grades abgeheilt. Wiederholt man diesen Versuch mit immer größeren Mengen und längerer Bestrahlungsdauer, so wird zunächst die Latenzzeit kürzer, der Rötung folgt aber jetzt Blasenbildung mit lebhaften Schmerzen, es entsteht ein Geschwür von mehr oder weniger großer Ausdehnung und Tiefe, und Monate vergehen, bis das Geschwür heilt.

Auch hier läßt sich also feststellen, daß kleine Dosen eine reizende, hyperämisierende und entzündungserregende, große Dosen eine Haut und das Gewebe zerstörende und tötende Wirkung haben.

Speziellere Studien haben ergeben, daß die einzelnen Zellen und Gewebsformen gegen Bestrahlung verschieden empfindlich sind.

Von der besonderen Empfindlichkeit junger wachsender Zellen, der Keimzellen, des Blutes und der blutbildenden Organe wie Knochenmark, Milz, Lymphdrüsen ist bereits gesprochen worden.

Weiterhin hat gezeigt werden können, daß die krankhaft wuchernden, schnell wachsenden und schnell zerfallenden Geschwulstzellen leichter der zerstörenden Wirkung der Strahlung anheimfallen als normales Gewebe.

Diese, wenn auch nicht sehr große Differenz zwischen normalem und krankhaft entartendem Gewebe gibt die Möglichkeit, das letztere zu zerstören, ohne das erstere allzusehr zu schädigen.

Wir haben gesehen, daß kleine Mengen radioaktiver Stoffe auf eine Reihe biologischer Vorgänge anregend wirken. Es war zu vermuten, daß diese Eigenschaft zur Erzielung von Besserung und Heilung bei einer Reihe innerer Krankheiten wertvoll sein könnte. Die ersten Anhaltspunkte für die Richtigkeit dieser Vermutung gaben indirekt wohlbekannte Beobachtungen der Badeärzte. Nachdem der deutsche Physiker Dorn die Radiumemanation, das gasförmige Zerfallsprodukt des Radiums, entdeckt hatte, konnte alsbald nachgewiesen werden, daß dieses Gas in der freien Atmosphäre, mehr noch in Kellern und Höhlen, besonders aber in Quellwässern vorhanden war.

Die daraufhin vorgenommenen systematischen Untersuchungen ergaben das überraschende Resultat, daß die seit altersher bekannten Heilquellen be-

sonders reich an Radiumemanation waren. Es seien hier nur einige genannt: Baden-Baden, Wiesbaden, Teplitz-Schönau, Münster a. St., Kreuznach, Gastein, Badenweiler u. a.

Die Erfahrung vieler Jahrhunderte hat nun gelehrt, daß in diesen Bädern vornehmlich Kranke Besserung und Heilung fanden, die an Gicht, rheumatischen Beschwerden, Nervenentzündung, Ischias, chronischen Eiterungen und Entzündungen, bestimmten Formen von Hautausschlägen, Alterserscheinungen u. a. m. litten.

Durch die experimentelle und klinische Forschung hat sich nun der Beweis erbringen lassen, daß kleine Mengen radioaktiver Stoffe in der Tat ein Mittel sind, um bei diesen Krankheiten bessernde und heilende Wirkungen hervorzurufen.

Eine der auffälligsten Einwirkungen kleiner Dosen radioaktiver Stoffe auf den kranken Menschen ist die sogenannte Reaktion. Nach einer gewissen Zeit der Behandlung treten Steigerungen der bestehenden Beschwerden auf, wie Schmerz, Rötung und Anschwellung der erkrankten Gelenke, Temperatursteigerung, Gichtanfälle, daneben eine Reihe Allgemeinstörungen wie Abgeschlagenheit, Müdigkeit, Schlafbedürfnis, manchmal aber auch Aufgeregtheit und Schlaflosigkeit. Diese Erscheinungen zeigen bei den einzelnen Individuen die verschiedensten Abstufungen und Variationen. Nach einer gewissen Zeit klingt die Reaktion wieder ab.

Bei den erfolgreich behandelten Patienten bessert sich hiernach der Krankheitszustand in den nächsten Wochen derart, daß sowohl subjektiv wie objektiv eine mehr oder weniger weitgehende Herstellung zu konstatieren ist. Bei einem nicht zu geringen Teil der Kranken bleibt jedoch die Besserung aus, und bei einigen wenigen kann sogar die durch die Reaktion herbeigeführte Verschlimmerung lange Zeit bestehen bleiben. Der erfahrene Arzt wird durch Anpassung der Behandlung an die individuellen Verhältnisse diese unangenehme Klippe nach Möglichkeit umschiffen.

Besonderes Interesse dürfte die Tatsache haben, daß bei manchen Patienten eine Heilwirkung erst nach Abschluß der Behandlung auftritt. Die Patienten verlassen die Behandlung entweder mit keinem oder nur geringem Erfolge. Etwa zwei bis vier Wochen nach Beendigung der Kur tritt bei ihnen ohne erkennbare sonstige Ursache eine Wendung zum besseren ein: die Schmerzen schwinden, die verdickten Gelenke schwellen ab und werden beweglicher. Diese Spätwirkung ist ja an sich eine längst bekannte Erfahrung der praktischen Balneologie. Nachdem wir nun wissen, daß rheumatische Leiden durch Radium gebessert, beziehungsweise beseitigt werden können, und daß andererseits eine Aufspeicherung radioaktiver Substanzen im Organismus stattfindet, ist das Zustandekommen dieser Spätheilung nicht mehr so unverständlich.

Die neuerdings gemachten Versuche, durch stärkere Dosen bessere Erfolge zu erzielen, haben die zuerst gehegten Hoffnungen nicht erfüllt. Ebenso sind die Hoffnungen, die man einige Zeit an die Therapie bestimmter Blutkrankheiten mit Thorium X knüpfte, unerfüllt geblieben. In einigen geeigneten Fällen konnte zwar eine zunächst überraschende Besserung erzielt

werden, doch folgte bald der Rückfall, so daß das Schicksal des Patienten zwar aufgehalten, aber nicht abgewendet werden konnte.

---

Von weit allgemeinerem Interesse ist die Verwendung jener Dosen radioaktiver Substanzen als Heilmittel, die eine Zerstörung der ihrer Wirkung ausgesetzten Körper zur Folge haben. Eine solche Zerstörung ist erwünscht bei einer Reihe umschriebener Erkrankungen einzelner Körperregionen, so z. B. bei Geschwülsten. Es stehen verschiedene Wege offen, die radioaktiven Substanzen an die erkrankten Körperstellen heranzubringen. Als geeignetster mag auf den ersten Blick die Injektion dieser Substanzen in die erkrankten Gewebe oder gar in die Blutbahn erscheinen. Doch hat bereits auf S. 261 gezeigt werden können, daß große Dosen ein sehr gefährliches Gift für den Gesamtorganismus sind. Man wird also nur bei einzelnen genau ausgesuchten Fällen diesen Weg einschlagen können. Als allgemein gangbarer Weg bleibt nur die Bestrahlung von außen. Hierbei gelangt lediglich die Energie der radioaktiven Substanz, nicht aber diese selbst in den Körper.

Diese Art der Behandlung erfordert Mengen von vielen Milligrammen, die je nach dem zu erreichenden Zweck 5—100 mg und darüber betragen können. Man benutzt Radium und Mesothorium, die sich in ihrer biologischen Wirkung nicht unterscheiden.

Diese Substanzen werden auf Platten aufgetragen oder in kleine Röhrchen aus Glas gebracht, die zum besseren Schutz wieder in Silberröhrchen gesteckt werden. Wie bereits auf S. 256 dargelegt, ist die von diesen Substanzen ausgehende Strahlung verschieden durchdringend. Die $\alpha$-Strahlen haben eine so geringe Durchdringungskraft, daß sie aus den Platten und Röhrchen gar nicht herauskommen und deswegen unwirksam bleiben. Die $\beta$-Strahlen sind bedeutend durchdringender, so daß der größte Teil die Platten und Röhrchen verläßt und in Gemeinschaft mit den noch viel durchdringenderen $\gamma$-Strahlen in Haut und Gewebe die Reizungen und Zerstörungen hervorrufen, wie sie auf S. 262 genauer geschildert sind. Dieser hauptsächlich in der Oberfläche der bestrahlten Körperstellen zustande kommende biologische Effekt läßt sich für die Heilung einer Reihe von Hautkrankheiten nutzbar machen, wie z. B. für Lupus, Pigmentgeschwülste, chronische Geschwüre, chronische Hautausschläge, Juckreiz, Schuppenflechte, ferner für die so sehr entstellenden Blutgefäßgeschwülste und Narbenverdickungen.

Die Behandlung erfordert freilich nicht nur große Sachkenntnis des Arztes, sondern auch viel Geduld vom Patienten, da bis zur völligen Beseitigung ein Jahr und mehr vergehen kann.

Auch an der Oberfläche liegende bösartige Neubildungen (Geschwülste) können so geheilt werden, wie Krebs und Sarkom.

Recht unerwünscht, ja direkt schädlich kann diese Oberflächenwirkung aber da sein, wo es sich um die Zerstörung krankhafter Bildungen handelt, die unter der Haut und im tieferen Gewebe sitzen. Es ist aber möglich,

diese schädigende Wirkung bis zu einem gewissen Grade auszuschalten und doch in den tiefer liegenden Gewebsschichten die erwünschten Zerstörungen hervorzurufen.

Es sei daran erinnert, daß die einzelnen β-Teilchen sehr verschiedene Geschwindigkeit und demnach Durchdringungsfähigkeit haben. Die weniger durchdringenden Teilchen bleiben nun bereits in den oberflächlichen Hautschichten stecken und entfalten dort ihre Wirkung. Nach neueren Angaben absorbiert jedes Zehntel Millimeter Gewebe ungefähr 8 % der jeweils vorhandenen β-Strahlung; die durchdringendsten Strahlen erreichen eine Tiefe von 6—8 mm.

Wollen wir diese Oberflächenwirkung ausschalten, so brauchen wir nur durch Schirme aus Aluminium, Platin, Gold, Silber, Blei und andere dichte Substanzen diese Teilchen abzufangen. So sind beispielsweise folgende Filterdicken notwendig, um die β-Strahlen sicher unschädlich zu machen:

| | |
|---|---|
| Aluminium . . . . . | 3—4 mm |
| Messing . . . . . | 1,0—1,5 mm |
| Silber . . . . . | 1,0—1,5 mm |
| Blei . . . . . | 0,8—1,0 mm |
| Gold . . . . . | 0,6—0,8 mm |
| Platin . . . . . | 0,5—0,6 mm. |

Was nach Umhüllung eines Bestrahlungskörpers mit einem der Metalle in der genannten Dicke übrigbleibt, ist nur noch die durchdringende γ-Strahlung. Durch diese Maßnahmen wird ein Radiumpräparat aber außerordentlich geschwächt, die Energie der α-, β- und γ-Strahlen eines Präparates im Gleichgewicht verhält sich nämlich wie 1000 : 10 : 1; daraus ersieht man den gewaltigen Energieverlust durch Filterung. Dieser Energieverlust wird noch dadurch gesteigert, daß die Filter auch einen Teil der γ-Strahlen absorbieren und zwar um so mehr, je höheres Atomgewicht und spezifisches Gewicht die Filter haben. So absorbiert

| | |
|---|---|
| 1 mm Messing . . . . . | 3 % |
| 1 mm Silber . . . . . | 7 % |
| 1 mm Gold . . . . . | 14 % |
| 1 mm Platin . . . . . | 17 % |
| 1 mm Blei . . . . . | 12 % |
| 2 mm Blei . . . . . | 21 % |
| 3 mm Blei . . . . . | 28 % |
| 4 mm Blei . . . . . | 34 %. |

Es leuchtet ein, daß die verloren gegangene Energie nur durch Vermehrung der Menge an radioaktiver Substanz wieder eingeholt werden kann. Nun ist aber noch eine weitere recht gefährliche Klippe zu vermeiden. Durch den Aufprall der β-Teilchen auf die Schirme entsteht eine neue Strahlung, die sogenannte Sekundärstrahlung. Diese ist aber von so geringer Durchdringungsfähigkeit, daß sie schon in der Oberfläche der Haut stecken bleibt und dort unter Umständen noch verheerendere Wirkungen hervorrufen kann

als die Primärstrahlung. Diese Sekundärstrahlen müssen also ebenfalls abgefangen werden, und das geschieht durch eine neue Hülle von wenig dichten Stoffen, wie Gummi, Zelluloid, Papier usw.

So ausgerüstet können wir nun die Behandlung der tiefer sitzenden krankhaften Bildungen in Angriff nehmen. Einige an sich nicht bösartige Frauenkrankheiten lassen sich auf diesem Wege völlig beseitigen. Das ist einer der schönsten Triumphe dieser Behandlungsart.

Wesentlich unbefriedigender ist aber die Beeinflussung der bösartigen Geschwülste, wie Krebs und Sarkom.

Die Gefährlichkeit dieser beiden Krankheiten ist heute auch dem Laien genügend bekannt. Es ist deshalb begreiflich, wenn sich sein Interesse besonders darauf konzentriert, was zur Bekämpfung dieser Leiden die radioaktiven Substanzen leisten können.

Wenn man sich nun daran erinnert, daß im günstigsten Falle nur die Wucherungen zu zerstören sind, welche in der Reichweite der Strahlen liegen, so wird man sofort die Grenzen erkennen, die der Radiumbehandlung durch Bestrahlung von außen gezogen sind. Es sei bemerkt, daß jeder Zentimeter Gewebsschicht etwa 4 % der jeweils vorhandenen γ-Strahlung absorbiert. Da bleiben zunächst unerreichbar jene Neubildungen, die verborgen im Innern des Körpers wachsen und so in den meisten Fällen bei Lebzeiten gar nicht aufgefunden werden. Das gleiche gilt weiter von jenen Geschwülsten im Innern, die zwar rechtzeitig erkannt, aber infolge ihrer tiefen und versteckten Lage hinter dicken Gewebs- und Muskelschichten von den Strahlen nicht genügend erreicht werden. Es bleiben der Radiumbestrahlung also zugänglich die in den oberflächlichen Schichten des Körpers und an beziehungsweise in den Eingangspforten zum Innern des Körpers liegenden Geschwülste. In neuerer Zeit hat man jedoch gelernt, durch chirurgische Eingriffe auch manche versteckt liegende Neubildung der Radiumbehandlung zugänglich zu machen.

Aber auch bei diesen zugänglichen Geschwülsten ist im gegenwärtigen Zeitmoment eine Bestrahlungsbehandlung nur unter ganz bestimmten Umständen angezeigt. Wir stehen noch mitten in der Entwicklung dieses Zweiges der Heilkunde und in lebhaftester Diskussion über Technik, Dosierung, Schädigung und vor allem über die Frage, ob es wirklich gelingt, die Geschwulst vollkommen zu vernichten.

Deshalb steht auch heute noch fest und soll auch an dieser Stelle nachdrücklichst hervorgehoben werden:

*Alle Geschwülste, die durch Operation zu entfernen sind, sollen im Interesse des Kranken zunächst nicht mit Radium behandelt werden.*

Für die Bestrahlungsbehandlung kommen also vorläufig nur jene Geschwulsterkrankungen in Frage, die durch eine Operation gar nicht oder nur in unvollkommener Weise zu beseitigen sind. Hier vermögen aber die radioaktiven Substanzen außerordentlich wohltätig zu wirken. Wir sehen bei geeigneter Technik Nachlassen der Schmerzen, Zurückgehen der oft übelriechenden Sekretion und Verkleinerung der Geschwulst. Auf diese Weise haben manche

Neubildungen operabel gemacht und erfolgreich operiert werden können; manche, die einen besonders günstigen Sitz hatten, sind soweit beeinflußt worden, daß äußerlich ein vollkommenes Verschwinden der Geschwulst hat konstatiert werden müssen. Besonders augenfällig ist diese Wirkung beim Sarkom beziehungsweise Lymphosarkom zu beobachten. Es ist keine Seltenheit, daß faustgroße Geschwülste vollständig schrumpfen. Der Krebs ist viel widerstandsfähiger, doch gelingt es recht oft, auch ihn in der oben bezeichneten Weise zu beeinflussen.

Wie im Einzelfalle die Behandlung zu erfolgen hat, und welche Heilungsaussichten bestehen, kann an dieser Stelle nicht erörtert werden. Abgesehen davon, daß hierbei die Gefahr besteht, bei Kranken Hoffnungen zu erwecken, die später doch nicht erfüllt werden, wird immer nur nach einer genauen Prüfung durch den Arzt festzustellen sein, ob und inwieweit Hoffnungen auf Hilfe durch radioaktive Substanzen berechtigt sind.

Wir haben erkennen müssen, daß gerade bei den gefährlichen Krankheiten die Grenzen des gegenwärtigen Könnens noch recht eng zu ziehen sind. Ob diese Grenzen sich werden weiter legen lassen, ist im gegenwärtigen Stadium der Forschung nicht abzusehen. Die Forschung ist allenthalben auf dem Wege, die Heilmöglichkeiten der strahlenden Materie zu ergründen und durch die klinische Beobachtung ihren Wert festzustellen. Regierung, Städte und hochherzige Stifter versuchen jetzt durch Bereitstellung größerer Geldmittel den Forschern und Ärzten die Beschaffung des kostbaren Materials in ausgedehnterem Maße, als es leider bisher der Fall war, zu ermöglichen. Im Interesse der armen Kranken sei der wissenschaftlichen und klinischen Forschung ein voller Erfolg beschieden.

# Fetischismus im alten Rom.

Von

Alfred Gercke.

Rom hat sich durch seine eisernen Legionen, seine glänzende Strategie, seine rücksichtslose Politik und Verwaltung den Erdkreis unterworfen, der Sieger aber streckte willig die Waffen vor der überlegenen Kultur Griechenlands, Ägyptens und des Orients, die in der Hauptstadt der Welt ihren Hauptsitz aufschlug und allmählich auch den italischen Bauer in ihren Bann zwang. Jedoch auf einem Gebiete blieben die Herren der Welt Kinder, trotz allen Kulturfirnisses, nämlich in ihrer Religion. Sie nahmen zwar griechische Götter, griechische Bräuche und Feste sowie die Orakelsprüche der griechischen Sibylle bei sich auf; sie gestatteten den Privatleuten die Verehrung der ägyptischen Isis, des orientalischen Mithra und des jüdischen Jesus Christus; sie studierten mit heißem Bemühen griechische Philosophie und lauschten den Lehren der fremdländischen Priester — aber sie vernachlässigten und vergaßen darüber nicht etwa ihre altüberlieferten Gottesdienste, sondern hingen noch bis tief in die christlichen Zeiten hinein an dem alten Glauben und dem alten Aberglauben, von Staats wegen und in der Familie. Die alten Priestertümer bestanden bis zum Ende des vierten Jahrhunderts fort, das Amt des Pontifex Maximus war untrennbar mit der Krone verbunden, bis im Jahre 375 n. Chr. der Kaiser Gratianus diese Würde verschmähte. Die Kalender des 4. und 5. Jahrhunderts führten weiter die alten Götter und ihre Feste auf, obwohl die christliche Religion längst als Staatsreligion anerkannt war, und den alten Göttern wurden an manchem Orte noch Prozessionen, Feste und Opfer dargebracht. Der Papst Gelasius mußte im Jahre 494 ein geharnischtes Schreiben gegen Leute richten, die in Rom selbst noch die Lupercalien festlich begingen; und als im Jahre 529 das Stammkloster des Benediktinerordens auf Monte Casino gegründet wurde, bereitete Benediktus von Nursia erst dadurch dem Tempel und der Verehrung des Apollo von Casinum ein Ende. Andere Gebräuche fanden überhaupt kein Ende, sondern wurden, zum Teil mit geringfügigen Änderungen, von der Kirche aufgenommen, so Flurumzüge und Bittgänge und das Geburtsfest des Sonnengottes, des Sol invictus. So zähe hielt sich das alte Heidentum bei den durchaus konservativen und altgläubigen Römern, obwohl „all die kindischen und monströsen Vorstellungen, welche die römische Religion als ein Erbe aus der latinischen

Vorzeit mit sich schleppte, ihren Kredit untergraben" hatte, wie einer der besten Kenner der antiken Religionen, Franz Cumont, sagt[1]).

So zähe konnte sich das Alte leicht halten, so lange der Staat die Staatsreligion schützte: das lehrt die Geschichte. Aber ein Gleiches muß man auch für die halb in sagenhaftes Dunkel gehüllte Periode der römischen Könige annehmen, als Rom unter dem Einflusse der Etrusker stand und das Bauernvolk bei dem hochkultivierten Volke unbekannter Herkunft und Sprache in die Schule ging. Ja, eine solche Zähigkeit wird man auch für die prähistorischen Zeiten vorauszusetzen haben, als die Italiker noch außerhalb der Apenninhalbinsel mit Germanen, Kelten, Griechen u. a. zusammen eine Völker- und Sprachgemeinschaft bildeten, die sich spätestens um die Mitte des zweiten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung auflöste. Damals müssen sich längst ihr Götterglauben und ihre Götterverehrung in allen wesentlichen Zügen ausgeprägt haben, teilweise in Übereinstimmung mit den damals noch benachbarten Völkern, aber ein Spiegel primitiver, oft unbeholfener und sogar roher Vorstellungen. Unendlich schwer dringt ja der menschliche Geist aus eigener Kraft zu der erhabenen Anschauung von göttlichen, die ganze Welt regierenden Mächten vor, geschweige zu der von einem einzigen allmächtigen Lenker des Weltalls. Und auf derselben Stufe mit den Gottesvorstellungen, dem eigentlichen Inhalte der Religion, stehen die davon untrennbaren Formen der Verehrung, des Kultus. Darin spiegelt sich vielleicht am sinnfälligsten ab, unter welchen Umständen und in welchem Geiste die Religion entstanden ist, und darin haben die Römer mit besonderer Zähigkeit das Altertümliche und Primitive bewahrt.

Im italischen Gottesdienste der historischen Zeit waren vielfach nur tönerne oder bronzene Geräte gestattet und im Gebrauche, keine eisernen; nur mit der Hand, nicht auf der Drehscheibe gefertigte Töpfe und Tonwaren. Warum? Weil die Gebräuche in eine Periode zurückreichten, in der man kein Eisen kannte, ja, in der die Töpferscheibe noch nicht erfunden war. Heilige Scheu wies die neuen Entdeckungen und Erfindungen zurück und begnügte sich mit den einfachen Geräten der guten alten Zeit, die den Göttern stets genehm gewesen waren, und die zu ersetzen kein Grund vorlag, als daß das Neue den Menschen bequemer war und besser däuchte. Darum durfte auch der erste Opferpriester Roms, der Flamen Dialis, sein Haar nur mit einer Bronzeschere schneiden lassen; er durfte nicht reiten, was Römer wie Griechen erst in ihren südlichen Wohnsitzen gelernt hatten; er trug nur einen von seiner Frau gewebten Wollrock, und kein Priester durfte Leinen tragen, da Flachs, wie sich schon hieraus ergibt, in älterer Zeit noch nicht gebaut und gesponnen wurde. Bei gewissen Opfern, z. B. im Vestakulte und bei Verehrung der Unterirdischen, waren Trank und Speise aus grauer Vorzeit üblich, nämlich Salzlake und ein Gebäck aus Speltschrot; dieses wurde auch bei der kirchlichen Trauung (confarreatio) von dem jungen Paare vor zwei Priestern

[1]) Die orientalischen Religionen im römischen Heidentum, deutsch von G. Gehrich, Leipzig 1910, S. 45.

und zehn Trauzeugen verzehrt. Nebenbei bemerkt: Trauring und Brautschleier haben sich von der antiken Hochzeit noch auf uns vererbt, in manchen Gegenden auch die Brautkrone, die bei den Römern außer der weltlichen Braut auch die vestalische Jungfrau als Himmelsbraut über dem Schleier trug. Bei der Geburt eines Kindes wurden Kerzen angezündet, aber Öllampen durften nicht gebrannt werden, weil sie als nicht wirksam gegen böse Geister galten. Auch hier ist der historische Grund derselbe: das Öl hatten die Römer erst in Italien selbst kennen gelernt, Fackeln und Kerzen schon weit früher gekannt. Wenn das Feuer auf dem Herde der Vesta nach altem heiligen Brauche jährlich an einem bestimmten Tage gelöscht wurde, so mußte die Vestalin es neu entzünden, aber nur durch ein Holzfeuerzeug oder durch Auffangen der Sonnenstrahlen, sie durfte nicht glimmende Scheite oder glühende Kohlen von einem anderen Herde entnehmen, weil in profanen Händen das Feuer nicht mehr rein geblieben war. Auch das klare, frische Wasser der künstlichen Wasserleitungen konnte im Kulte niemals das Quellwasser ersetzen. Denn der Mensch wollte die Götter nicht versuchen. Was einmal eingeführt gewesen war in der Bronzezeit während der Völkerwanderung oder in den voritalischen Wohnsitzen der späteren Italiker in dem rauheren Klima des Nordens, das hielt sich im Süden allen Neuerungen zum Trotz.

Auch Tempel hat man noch lange Zeit nicht erbaut, sondern die Götter an Quellen und in Hainen, auf den Bergen und an den Wegen verehrt; aber als etruskische Baumeister den Königen und Fürsten prachtvolle Häuser errichteten, wollte man sie wohl auch den Göttern nicht vorenthalten: das Wort templum zeigt, daß man wenigsten den alten Namen „abgegrenzter Bezirk" (vgl. τέμενος von τέμνω „schneide") beibehielt, nicht gleich den Griechen die Bezeichnung Gotteshaus (ναός) einführte. Die Götter aber, die unter lichtem Himmel Verehrung genossen hatten, konnten überhaupt nicht in ein dumpfes Hausinnere eingeschlossen werden: das altitalische Bauernhaus eignete sich schon darum nicht zum Gotteshause, während die aus dem Orient eingeführte Hausanlage in der Mitte des Hauptgemachs eine große Öffnung frei ließ für Sonnenschein und Regen. In einer solchen Wohnung blieb auch der Himmelsgott Jupiter mit dem Himmel in Fühlung.

Auch Götterstatuen kannten die Italiker ursprünglich nicht, so wenig wie die Griechen, als sie in die Balkanhalbinsel einwanderten, und wie zu allen Zeiten die Israeliten, auf deren bildlosen Gotteskult schon Augustinus und ältere Berichterstatter verwiesen haben. Freilich hat nie ein Volk sich die Gottheit ganz anders vorstellen können als nach menschlichen Erfahrungen; man hat ihr menschliche Stimme und menschliche Gestalt geliehen, sobald man sich nicht mehr mit unklaren Vorstellungen unfaßbarer Naturmächte begnügte. Auch die Römer haben den Himmelsgott, den Mars und andere Götter als Vater angerufen: Jupiter, Mars pater usw. Aber es war ein weiterer Schritt, die Götter auch plastisch in Menschengestalt durch Malerei oder Bildhauerkunst vor Augen zu führen. Das haben in Rom zuerst etruskische Künstler gewagt, und niemals haben die Römer andere Götterbilder dargestellt, als die der griechischen Kunst, von der auch die Etrusker abhingen.

Der etruskische Einfluß auf Rom erreichte seinen Höhepunkt unter der Herrschaft von Königen aus der Stadt Tarquinii in Etrurien. Ihr Sturz und die Einführung der Republik begünstigte auf religiösem Gebiete eine Reaktion gegen die Neuerungen. Aber so sehr man jetzt auch zu den altväterischen Einrichtungen und den alten Glaubenssätzen zurückzukehren gewillt war, so wagte man doch nicht, die neuen Gottheiten abzuschaffen oder irgendeinem Gotte seine inzwischen erworbenen Rechte zu nehmen oder zu schmälern, Tempel, Statuen oder prunkvollen Kultus. Da bestimmte Gottheiten gewohnt geworden waren, daß der König selbst von Amts wegen ihnen Opfer und Verehrung dargebracht hatte, so wurde das wenigstens in einer Fiktion fortgeführt: dem Namen nach verblieb an der Spitze der inzwischen wohlorganisierten Priesterschaft ein König, der Opferkönig, dem seine Gemahlin, die Königin, bei feierlichem Gottesdienst zur Seite treten mußte; und die alte Königsburg, die Regia, blieb für heilige Handlungen geöffnet, ein Teil als Priesterwohnung bestehen, wie es in den Zeiten der Königsherrschaft der Fall gewesen war. Etwas Ähnliches ist uns aus der attischen Geschichte bekannt, da auch hier einer der neun Jahresbeamten, der Archon Basileus, den Titel und die priesterlichen Funktionen des Königs erbte und auch seine Gemahlin bei festlichen Gelegenheiten dem Gotte zeigen mußte, daß keine Geringeren ihm zu Diensten ständen; Dionysos feierte noch in den Zeiten der aufgeklärten Demokratie alljährlich seine Vermählung mit der Königin von Athen. Dieser kleine Zug zeigt deutlich, wie der konservative Geist der Alten in religiösen Dingen selbst das Unmögliche möglich machte.

Hierfür sei noch ein höchst merkwürdiges und lehrreiches römisches Beispiel angeführt. In uralter Zeit, als das staatliche Gebiet sich nicht weit vor die Tore der Stadt Rom hinaus erstreckte, fielen alle Verhandlungen mit den Nachbarstädten den Fetialen zu, einer Priesterschaft, die aus ihrer Mitte zwei Gesandte absendete, um Bündnisse zu schließen oder Krieg anzusagen. Die Bündnisse und Staatsverträge wurden durch Opfer und Schwüre beider Kontrahenten bekräftigt und geheiligt, so wie etwa bei Homer Agamemnon mit dem alten Priamos zusammentrifft, Eidopfer schneidet und mit dem Blute der Opfertiere den Vertrag festigt; im einzelnen abweichend, aber dem gleichen Geiste entsprossen war die heilige Handlung, die die Fetialen vornahmen. Wurde der beschworene Vertrag verletzt, so mußten diese wieder die Untersuchung der Rechtsfrage einleiten, die Götter als Zeugen anrufen, um ihren Zorn auf den eidbrüchigen Teil zu lenken, oder eine Versöhnung bewirken. Kam es zum Kriege, so begab sich der Obmann (pater patratus) wieder an die Landesgrenze, verkündete in feierlicher Formel die Kriegserklärung und warf eine an der Spitze im Feuer gehärtete, in Blut getauchte Lanze auf das Gebiet des Feindes. Das alles ging, so lange die Landesgrenze nahe war und die Nachbarn ähnliche Formen kannten und übten, aber nicht mehr nach der gewaltigen Ausdehnung des römischen Gebietes, als die verwickelten Verhandlungen auch mit fremden Nationen gewiegte Diplomatie und rasche Entscheidung verlangten und Kriegserklärungen an ferne Völker jenseits der Berge und des Meeres erfolgten. Das zu erledigen sendete der Senat und

später der Kaiser seine Legaten ab. Aber trotzdem behielt man die durch das Alter geheiligte Institution bei, sowohl für das Abschließen der internationalen Verträge wie das Ansagen des Krieges, und die Kaiser ließen sich zu Fetialen wählen. In dieser Eigenschaft hat Kaiser Claudius auf dem Forum mit auswärtigen Herrschern Bündnisse der alten Form geschlossen und Augustus im Jahre 32 v. Chr. den Krieg gegen Kleopatra, Marcus Aurelius 178 n. Chr. den gegen die Marcomanen erklärt; ja diese beiden haben, obwohl in Rom befindlich, die blutige Lanze in Feindesland geschleudert. Um das jederzeit zu können, hatte man ein Stück Landes beim Tempel der Kriegsgöttin Bellona ein für allemal für Feindesland erklärt und konnte nun hier von der Grenzsäule aus die längst antiquierte symbolische Handlung vornehmen. Indem so bei den Römern oft die tote Form bestehen blieb, erhielten sich die sakralen Einrichtungen nicht nur Jahrhunderte, sondern Jahrtausende hindurch.

Sogar die festen Formeln der Priester, die sie bei feierlichen Anrufungen der Götter, bei Beschwörungen, Verfluchungen und zahlreichen Sühnehandlungen sprachen oder vorsprachen, und die uns aus verschiedenen Berichten zum Teil genau bekannt sind, scheinen fast wörtlich von Generation zu Generation weitergegeben zu sein und verraten alles andere eher als eine Fortentwicklung der römischen Religion.

Unter diesen Umständen kann man auch bei den Göttern, denen der Römer Opfer und Gelübde darbrachte, ein gleiches zu finden erwarten: nämlich ungewöhnlich lange Erhaltung von Gottesvorstellungen, die eines in anderen Dingen fortgeschrittenen Volkes, gar eines erdbeherrschenden Kulturvolkes unwürdig waren. Niemand wundert sich, wenn arme, verkümmerte Negerstämme oder Halbwilde der Südsee als Inhaber geheimer Kräfte Steine, Bäume, Tiere oder auch mit der Hand gearbeitete Gegenstände abergläubisch verehren, die man mit einem portugiesischen Worte Fetische nennt, mögen nun diese selbst als dämonische oder göttliche Wesen angesehen werden oder als Wohnstätten mächtiger Geister gelten. Aber bei den Römern der historischen Zeit irgend etwas ähnliches anzunehmen, könnte leicht widersinnig erscheinen und erschien so, obwohl einzelne Züge schon vorher beobachtet worden waren, lange Zeit selbst dem besten Kenner der „Religion und des Kultus der Römer", Georg Wissowa, bis er vor kurzem seinen prinzipiellen Widerspruch aufgegeben hat[1]). Mit Recht, denn die Tatsachen lassen jeden Widerspruch verstummen, man muß sie nur sammeln und als Marksteine verschollener Vorgänge in das rechte Licht rücken. Dann ergibt sich, daß ein großer Teil der alten Götter der Römer aus Urzeiten stammt, in denen Fetischismus die religiösen Bedürfnisse ihrer Ahnen befriedigte, und daß die heiligen Reliquien in frommer Scheu noch bewahrt wurden, als die Bedürfnisse andere geworden waren, wie man sich freilich nicht offen eingestand; höchstens daß die unscheinbaren alten Objekte göttlicher Verehrung hie und da in Vergessenheit gerieten.

[1]) Sein Werk ist in neuer Auflage München 1912 gedruckt. Meine Beobachtungen sind älter. Außerdem stütze ich mich auf Preller-Jordan, Römische Mythologie, und einzelne Arbeiten von Deubner u. a., die man jetzt bei Wissowa zitiert findet.

Von allen in Rom verehrten Fetischen ist nur einer in historischer Zeit aus dem Auslande eingeführt worden, nämlich ein bräunlicher Donnerkeil, der seit alters in Pessinus mitten in Kleinasien als Göttermutter Rhea Kybele galt und eine abgöttische Verehrung genoß. In den Schrecknissen des zweiten punischen Krieges, vor der Niederwerfung Hannibals, glaubten das römische Volk und seine Führer, sich den mächtigen Schutz der Hauptgöttin Kleinasiens sichern zu sollen, und erreichten im Jahre 205 durch diplomatische Verhandlungen mit dem Könige von Pergamon, daß dieser den von ihm selbst annektierten hochheiligen Fetisch den Römern überließ. Als im Jahre darauf das ausgesendete Prunkschiff ihn überbrachte, wurde er feierlich eingeholt und erhielt einige Zeit später im Jahreskalender eine Festwoche mit prächtigen Schauspielen und einen großen Tempel, obwohl er selbst nicht größer war, als daß man ihn bequem in der Hand halten konnte. Diese Ehren richtete man für den Meteorstein ein, nachdem Karthago gefallen war und der Fetisch gehalten hatte, was er versprochen.

Von allen anderen Fetischen Roms kennen wir ihr Alter nicht, sie werden ohne Ausnahme bereits in prähistorischer Zeit verehrt worden sein. Auf dem Südgipfel des Kapitols in einer Kapelle, die zum Tempel des Jupiter Optimus Maximus gehörte, wurde in historischer Zeit ein heiliger Feuerstein (silex) oder Donnerkeil aufbewahrt; die Kapelle war dem Jupiter Feretrius (dem „Schläger"?) geweiht. Dieser Gott hatte kein Bild und wurde selbst auch Jupiter Lapis „der Stein" genannt, ein Schwur bei ihm galt als besonders heilig. Kein Zweifel, daß der Stein selbst ursprünglich der Gott war, und daß erst, als Jupiter den Mitbesitz dieser alten Kultstätte angetreten hatte, der Name „Stein-Jupiter" entstand. Denn bei umgekehrter Annahme, daß der große Himmelsgott von Anfang an als Alleinherrscher auf der Burg gethront hätte, würde es schier unerklärlich sein, wie sich der Steinfetisch hier hätte eindrängen können. Dieser aber spielte auch eine Rolle bei den uralten Bräuchen der Fetialen, die mit dem Jupiterkultus nichts zu tun hatten: ihnen hat also vielleicht einst die Pflege des heiligen Feuersteins obgelegen.

Unmittelbar dabei gab es einen zweiten Stein, den Terminus oder Grenzstein. Auf ihn mußte man beim Bau des kapitolinischen Jupitertempels besonders Rücksicht nehmen: da der Stein unter freiem Himmel bleiben mußte, so wurde über ihm die Dachöffnung angebracht. An dieser Erzählung zu zweifeln liegt kein Grund vor; wieder war der Stein vor Jupiter da, und gerade dieser Stein durfte nicht von der Stelle gerückt werden. An der Via Laurentina, sechs Millien vor Rom, hatte Terminus außerdem einen Hain und erhielt hier jährlich von Staats wegen ein Lammopfer: es war die alte Grenze der Stadtflur gegen Laurentum. Aber zahlreiche Grenzsteine gab es auch sonst; sie waren besonders wichtig im praktischen Leben des Bauern und wurden mit großer Feierlichkeit gesetzt, die uns Ovid beschreibt. Der Stein wurde bekränzt und mit dem Blute des geopferten Lammes oder Ferkels besprengt, also als ein fetischartiges höheres Wesen anerkannt. Das ländliche Fest der Terminalien erneuerte jährlich diese Anerkennung. Nur die Bezeichnung als Gott, deus Terminus, kommt erst in der Kaiserzeit vor. Aber

wer einen Grenzstein auspflügte, war mitsamt seinem Ochsengespann verflucht, jeder durfte ihn ungestraft totschlagen. Das war offenbar nicht nur Rechtsschutz gegen Eigentumsverbrechen, sondern auch tiefwurzelnder Glaube. Nach deutschen Weistümern sollte einem solchen Verbrecher das Haupt von wilden Pferden abgepflügt, die Leiche an der Stelle verscharrt werden. In späteren, milderen Zeiten wurden diese harten Bestimmungen durch Geldstrafen ersetzt. Aber wir haben noch die orakelhafte Warnung einer etruskischen Norne Vegoia aus den Bürgerkriegen, worin die Beseitigung der Grenzsteine mit allen Schrecken bedroht wird. Man sieht, welche Bedeutung sie in uralter Zeit gehabt haben, als das Volk seßhaft wurde. Jupiter, der die Funktionen vieler untergeordneter Götter mit der Zeit übernahm, wurde auch oberster Herr der Grenzregulierung und hieß als solcher Jupiter Terminalis, etwa seit dem Ausgange der Republik.

Beim Marstempel vor der Porta Capena wurde ein Stein aufbewahrt, der zum Verschlusse einer Opfergrube diente, ein lapis manalis (Rinnstein). Solchen Steinen wurde das Recht zugeschrieben, die Unterirdischen zu bannen; und nur an bestimmten Festen wurden sie entfernt und die Opfergrube für jene Geister geöffnet. Der Stein am Marstempel half aber auch gegen Dürre und wurde in der Not in feierlicher Prozession in die Stadt geführt. Er war also ein Fetisch.

Vielleicht am wichtigsten ist, was man noch nicht bemerkt hat, daß die Penaten des römischen Volkes Fetische waren. Wir wissen aus der Äneassage, daß der mythische Ahnherr der Julier die troischen Götter nach Italien gebracht haben soll, die ihrerseits wieder von den großen Göttern auf Samothrake abgeleitet werden. Aber das Wesen dieser Hausgötter ist trotz ihrer Verbindung mit Vesta nicht ganz klar: sie sind entweder die Hüter der Speisekammer oder des Hausinnern überhaupt; pĕnus bedeutet beides. Nun erfahren wir, daß im Tempel der Vesta und der Penaten zu Lavinium eiserne Heroldsstäbe und Tonware aus Troja als Heiligtümer aufbewahrt wurden; das berichtete schon der Historiker des griechischen Westens Timaios zu Beginn des 3. Jahrh. v. Chr. Ganz das gleiche wird von dem Vestatempel zu Rom erzählt: daß hier im Allerheiligsten (penus interior) Heiligtümer unbekannter Beschaffenheit und unbekannten Aussehens, die sacra penetralia, in tönerne Fässer verpackt, lagen; bei der Zerstörung Roms durch die Gallier soll der Flamen Quirinalis mit Hilfe der Vestalinnen diese Fässer in der Nähe seiner Wohnung vergraben oder nach Caere gerettet haben. Später galten diese Gegenstände, die man niemals auspackte und zeigte, als Reliquien: oder waren sie etwa gar nicht mehr vorhanden? Erst beim Neronischen Brande wurde der Vestatempel mit den Penaten des römischen Volkes, wie es ausdrücklich heißt, vernichtet. Aber einmal, das wird durch Timaios gesichert, waren die Fässer oder Krüge aus Ton mit Füllung da, und ihr Inhalt waren offenbar Fetische, die Schutzgötter des Hauses oder Tempels, die um dieses Schutzes willen im Innern verwahrt wurden und selbst Gottheiten des Hausinnern hießen. Sonst glaubte man jedes Haus dem Schutze guter Geister anvertraut, einer Art Heinzelmännchen, die ebenfalls Penaten hießen; im

Privathause erhielten diese guten Hausgeister ihren Anteil an Speise und Trank, aber unsichtbar nahmen sie ihren von der Herdflamme verzehrten Anteil in Empfang.

Darüber ist kein Zweifel, daß die Penaten eng mit der Vesta zusammenhängen, also dem Herde. Und Herd wie Tür, Vesta und Janus, haben lange Zeit die Geltung von Fetischen gehabt. Die beiden gehören aber zu den wichtigsten Gottheiten der Römer. Die Vesta, die ursprünglich wohl den Herd jedes Gehöftes repräsentierte, hat in historischer Zeit mehr als die Penaten ihre Sorge für Einzelherde aufgegeben und bildet nur noch den Sammelpunkt des Gemeinwesens. Ihr Tempel in Rom war ein Rundtempel, also einer Bauernhütte kreisrunder Form nachgebildet. Künftig wird man daraus auf Alter und Herkunft des Vestakultus schließen können, während uns vorläufig Rund- und Ovaltempel Rätsel aufgeben[1]). Nach dem Türgotte Janus ist auch der Monat Januarius benannt, das war aber damals der elfte Monat, nicht der Jahresanfang. Wir fragen: wie hat ein Fetisch einem Monate den Namen geben können? Das sind lauter Rätsel.

Einen Jupiter Tigillus erwähnt Augustinus, das ist ein Brett- oder Pfahl-Jupiter, also ein hölzerner Fetisch, den man irgendwie mit Jupiter in Verbindung brachte. Der Schwesterbalken, Sororium tigillum, ein jochartiger Durchgang in einer belebten Straße Roms, erhielt am 1. Oktober ein Opfer. Es war also ein Fetisch. Aber die Legende erzählt, der letzte Horatier, der nach dem Kampfe mit den Curiatiern im Jähzorne seine Schwester niedergestoßen hatte, hätte zur Sühne unter diesem Balken hindurch gehen müssen, man wußte also nichts mehr von der einstigen Bedeutung dieses als Gott verehrten Joches, so wenig wie wir das Gefühl der Schande voll verstehen können, das das römische Heer empfand, als es durch das caudinische Joch geschickt wurde. Uralte Gebräuche blieben in Italien bestehen, die man längst nicht mehr erklären konnte.

In der Sakristei des alten Königspalastes wurden mit einem Opfergefäß und Messern auch Lanzen des Mars aufbewahrt, dazu die heiligen Schilde, die die Priesterschaft der Salier trugen. Die Lanzen konnten sich selbst bewegen; auch in Praeneste ereignete sich dasselbe Wunder, und in Falerii sprang ein Los heraus mit der Aufschrift „Mars bewegt sein Wurfgeschoß." In Rom wurde sogar eine Lanze als Mars verehrt: damit wird also eine fetischistische Verehrung des Kriegsgottes bezeugt, oder vielleicht ist richtiger zu formulieren: ein Fetisch in Gestalt einer Lanze wurde einst in den Krieg geführt. Denn der Kriegsgott Mavors oder Mars entspricht bereits einer jüngeren, erhabeneren Vorstellung.

Ähnlich kann man vermuten, daß Jupiter, der später den Blitz schleudert, ursprünglich in Blitzesgestalt zur Erde niederfahrend gedacht wurde, weil er

[1]) Jüngst hat C. Schuchhardt die mir sehr einleuchtende These aufgestellt, daß solche Anlagen im Mittelmeergebiete einer nichtindogermanischen, viel älteren Bevölkerungsschicht angehörten. (Der altmittelländische Palast, Sitz.-Ber. Berl. Akad. 1914, S. 277 ff.). Römer wie Griechen scheinen das Rundhaus vorgefunden und, wo es Kultzwecken diente, erhalten zu haben.

Jupiter Fulgur genannt wurde, noch nicht der Blitzende (Fulgurator, Fulminaris oder Fulminator). Sicher fürchtete man den Blitz selbst, den man (nach Hermann Useners Nachweis) als einen Sondergott in Griechenland kannte. Die Römer bestatteten jeden einzelnen Blitz und faßten die Grabstätte mit einer Röhre oder einem Brunnenring ein. Das führt auf zahllose, aus den Wolken niedergefahrene himmlische oder teuflische Wesen, aber nicht auf den einen Himmelsgott, der seine Donnerkeile auf die Erde schleudert. Dieser eine Jupiter ist vielmehr bereits das Produkt stärkeren Nachdenkens und einer jüngeren Epoche, Jupiter „der Blitz" ein Kompromiß.

Zu den Fetischen kann man endlich auch die Amulette oder Talismane rechnen, die den Menschen gegen Unheil schützen, indem sie jeden Zauber abwehren oder unschädlich machen: das sind kleine Fetische, die man mit sich trägt. Dem acht oder neun Tage alten Kinde hing man Kapseln um den Hals, in dem sich derartige Gegenmittel gegen Zauber befanden (praebia); und an dem Saturnalienfeste im Dezember schenkten die Erwachsenen sich gegenseitig Puppen von Ton und Kerzen zur Übelabwehr. Am Kreuzwegfeste der Wegegeister, der Lares compitales, wurden sogar Wollpuppen und Wollknäuel aufgehängt: nicht, wie man wohl gemeint hat, als Ersatz für einstige Menschenopfer, denn der Hausvater nahm so viele Puppen, als Mitglieder seines Hausstandes vorhanden waren; wohl aber sollten diese zahllosen Puppen als Stellvertreter aller Bewohner den Zorn der Wegegeister auf sich lenken, während die israelitische Gemeinde einen einzigen Sündenbock für sich hinaustrieb in die Wüste und die Griechen arme Schächer dazu bestimmten. In einer Beziehung läuft das auf das gleiche Prinzip hinaus: schädliche Gewalten werden unschädlich gemacht durch ziemlich rohe Mittel. Nur verlangen die gierigen Laren für jeden einzelnen besonderen Ersatz, keine Kollektivverantwortlichkeit.

Bis zu einem gewissen Grade glaubte man in alten Zeiten die unheimlichen Geister und Götter bestimmen, den menschlichen Wünschen gefügig machen zu können. So bei der schrecklichen Todesweihe, der Devotion. Um von dem eigenen Heere den Zorn der Unterirdischen abzulenken, weihte der römische Feldherr sich und das Heer der Feinde den Unterirdischen mit feierlichen Verwünschungsformeln und sprengte dann in die feindliche Kriegsschar, um selbst den Tod zu finden und die Feinde mit hineinzuziehen. Denn die Todesgottheiten konnten, glaubte man, nicht das Opfer annehmen und die Gegenleistung versagen. Auf Leistung und Gegenleistung beruhte so wie so für den praktischen Römer sein Verhältnis zu den Göttern. Im Latinerkriege und Sabinerkriege haben so Decius Mus, Vater und Sohn, den Tod gefunden; ganze heilige Scharen weihten sich in der Gefahr dem Tode fürs Vaterland. Auch andere Völker kannten einst ähnliche furchtbare und doch erhebende Gebräuche, z. B. von dem Messenierhelden Aristomenes und dem attischen Könige Kodros weiß die Sagengeschichte ähnliche Züge in abgeblaßter Form zu berichten. Charakteristisch ist dabei die Vorstellung, daß ebenso, wie die ganze Gemeinde oder das ganze Volk um eines einzelnen Mitgliedes willen den Zorn der Gottheit erfährt, so auch der einzelne für alle büßen und die Gottheit dadurch zufriedenstellen kann.

Das gilt auch von einem anderen uralten Brauche, den man aber in historischer Zeit kaum noch anwendete: der Gottheit einen heiligen Frühling zu weihen, d. h. den vollen Ertrag eines Jahres an Früchten, Tieren und Menschen, die, wenn sie sich selbst weiterhelfen konnten, in die Fremde entlassen wurden. Von eigentlichen Menschenopfern findet sich sonst in der italischen Religion keine Spur, während die Griechen diese Barbarei niemals ganz unterdrückt und einmal für kurze Zeit auch in Rom eingeführt haben. Ein solches Opfer erschien den harten Römern doch zu roh oder das Mittel wenigstens nicht im rechten Verhältnisse zu der von der Gottheit geforderten Gegenleistung.

Am schwierigsten war die Behandlung der Götter des Feindes, z. B. der Stadtgötter bei einer Belagerung. Sie hatten ja ohne Zweifel von ihren Anbetern viel Gutes erfahren und mußten sich naturgemäß dafür dankbar erweisen und die belagerte Stadt schützen. Man konnte in solchen Fällen daran denken, die Gottheit zu stehlen, wie Odysseus und Diomedes das Palladion aus Troja bei Nacht entwendeten. Aber das glückte nur ausnahmsweise, und das Mittel ließ sich gar nicht anwenden, wenn der Gott kein Fetisch und nicht einmal in einem Kultbilde zu fassen war. Die Römer suchten ihn daher auf andere Weise zu sich herüberzuziehen, indem sie mit Versprechungen und Gelübden ihm daheim eine neue Heimat mit gleichen und größeren Ehren in Aussicht stellten. Das war die Evokation, deren feierliche Formeln uns auch überliefert sind.

Je weiter Rom seine Eroberungen ausdehnte, um so mehr füllte es sich mit eingewanderten Göttern und ihren Kulten, zu denen auch friedliche Verpflanzungen kamen, so daß sie die einheimische Religion zu überwuchern drohten.

Aber diese ließ sich weder ausroden noch veredeln. Namentlich der Bauer auf dem platten Lande blieb seinen alten Göttern treu. Denn viele charakteristische Züge verraten uns, daß die römische Religion im Grunde eine schlichte Bauernreligion war: und diese blieb in den alten Formen und dem alten Geiste unversehrt bestehen. Ein Blick darauf möge das über den Fetischismus und die Beeinflussung göttlicher Mächte Gesagte ergänzen.

Jede Tätigkeit glaubte man übermenschlichen Wesen unterstellt, die man heute Sondergötter oder Augenblicksgötter nennt nach ihrem engbegrenzten Wirkungskreise. So sorgte ein solcher Gott für das erste Durchackern des Brachfeldes, ein anderer für das zweite Durchpflügen, einer für das Furchenziehen, wieder andere für das Einsäen, Überpflügen, Eggen, Behacken, für das Ausraufen des Unkrautes, das Mähen oder Schneiden, das Einfahren des Getreides, für das Einbringen in die Scheuer, für die Herausgabe des Kornes und für viele andere einzelne Vorgänge. Eine unendliche Reihe, die Segen bringen oder Schaden stiften konnten, die angerufen oder mit einfachen Opfern verehrt werden wollten. Ihre Namen waren durchsichtig wie die Vorgänge, wonach sie benannt wurden: Messor der Mäher, Insitor der Säer, Conditor der Ernter usw. Um keinen zu vergessen, pflegte man ihre Namen in möglichster Vollständigkeit zusammenzustellen und sie auf einmal anzurufen; die Priester legten ganze Formelsammlungen an.

Eine andere Reihe von Augenblicksgöttern nahmen sich der Kinder im Mutterleibe vom ersten Augenblicke der Konzeption bis zu ihrer Geburt an und beschützten die Neugeborenen: so wachten besondere Götter über den ersten Schrei, das erste Stehen, das erste Sprechen; andere sorgten für die Wiege, für die volle Mutterbrust, für die Namengebung. Auf Schritt und Tritt war das Kind in der Hut göttlicher Wesen, namentlich seines Schutzgeistes, des Genius, der jeden Mann von der Geburt, wonach er hieß, bis zum Grabe geleitete, während bei der Frau die Juno diese Schutzrolle übernahm.

Auch bei anderen indogermanischen Völkern, so bei den Litauern und Letten und bei den Griechen, hat Hermann Usener derartige Sondergötter nachgewiesen, und dafür, daß sie auch bei Nichtindogermanen vorkommen, habe ich gelegentlich auf den Volksglauben der Finnen aufmerksam gemacht[1]). Aber ihre Bedeutung ist überall verschieden. Die schöpferische Einbildungskraft der Griechen und ihrer Dichter hat den Götterhimmel so reich ausgestattet und die Götter untereinander in solche mannigfachen Beziehungen verwandtschaftlicher Natur oder mehr zufälligen Zusammenwirkens gebracht, daß ein im Sonderwirken doch planmäßiges Sichergänzen solcher zu ganzen Reihen gehörigen Gottheiten nicht zu beobachten ist. In völligem Gegensatze dazu steht die phantasielose Nüchternheit der Römer, die den göttlichen Wesen den Schein individueller, lebender Gestalten zu geben weder vermochte noch versuchte; da verblaßten die kleinen Gottheiten ganz zu fast wesenlosen, abstrakten Begriffen, die einer Weiterbildung auch im Sinne tieferer religiöser Verehrung nicht mehr fähig waren.

Diese Sondergötter vertragen sich im Grunde schlecht mit großen Göttern wie dem Jupiter, den schon die Indogermanen verehrten, und erst recht mit den Fetischen. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben ganz verschiedene Faktoren hier eingesetzt und in grauen Vorzeiten ein buntes Gemenge von heterogenen Gottesvorstellungen und Kulten bewirkt. Aber das zu ergründen, würde unser Wissen und unsere Kräfte übersteigen. In historischer Zeit sehen wir das Unvereinbare miteinander vereint, sehen wir die römischen Priester ängstlich bemüht, die vorhandenen Rechte der Götter zu wahren. Aus diesem peinlichen Bestreben hat sich ein sorgfältig ausgetüfteltes Sakralrecht entwickelt und weiterhin das römische Recht überhaupt, womit Rom alle anderen Völker in den Schatten stellte. Aber eine rechte innere Entwicklung der Religiosität wollte sich nicht einstellen, weil nicht das Gemüt, sondern nur der Rechtssinn herrschte, und weil die älteste Religion der Römer selbst keine sittlichen Werte kannte. Fremde Götter, die frühzeitig neben den einheimischen Aufnahme und Verehrung fanden, haben den Gläubigen neue Werte gebracht, vor allem hat Jupiter nach dem Vorbilde des griechischen Zeus eine überragende Stellung und seine Religion auch einen sittlichen Inhalt bekommen. Aber auch er verdrängte nicht die uralten Sondergötter und Fetische, sondern ließ nur deren Bedeutung erblassen. Die römische Religion hat den ihr anhaftenden Zug der Kindlichkeit nie verloren.

[1]) Deutsche Rundschau März 1899, S. 373 ff.

# Der Verein der Maikäfer in Berlin.

Von

Friedrich Wiegand.

Selbst in den Tagen der Aufklärung waren die pietistischen Regungen niemals ganz aus Berlin geschwunden. Schon die Brüdergemeinde sorgte dafür, daß kleine Erweckungsherde erhalten blieben. Hier und da scharte sich um einen altgläubigen Pfarrer ein gesinnungsverwandter Kreis, und unter den Handwerkern und anderen kleinen Leuten nahmen die erbaulichen Konventikel ihren gewohnten Fortgang.

Diese ganze Richtung gewann zusehends in den Jahren 1807–1813 an Kraft und Umfang. In der Spittelkirche predigte Hermes, in der Böhmischen Bethlehemskirche Jänicke das alte Evangelium von Jesus dem Sünderheiland. Die regelmäßigen Besucher ihrer Gottesdienste hielt die Gleichheit des religiösen Empfindens eng zusammen; sie fühlten sich als geschlossene Personalgemeinden.

Was sich hier mehr in der Stille abspielte, fand gleichzeitig eine machtvolle Vertretung durch Schleiermacher, der, von den Zeitverhältnissen unterstützt, das ganze geistige Berlin unter seiner Kanzel sammelte. Offiziere, Beamte, Gelehrte waren seines Lobes voll und nahmen aus den Gottesdiensten in der Dreifaltigkeitskirche die stärksten Anregungen mit nach Hause. In seinem Geiste arbeitete das Friedrich Wilhelms-Gymnasium unter Direktor Spillecke. Auch im Kadettenkorps herrschten in den Jahren 1810–1812 die religiösen Interessen neben den patriotischen und ästhetischen. Von Shakespeare schritt man fort zu Novalis und zu Johann Arndts Wahrem Christentum. Um den Hauptmann v. Hüser scharten sich die Leutnants v. Knebel, v. Schmeling, v. Manderode. Jeden Sonnabend hielt Manderode eine Erbauungsstunde, Sonntag ging man zu Schleiermacher in die Kirche. Noch hatte der Buchhandel nicht für Neuauflagen der Erbauungsliteratur gesorgt; die alten Exemplare aber waren vergriffen und zerschlissen. Darum schreiben sich die jungen Herren bis in die Nacht hinein Arndts Schriften ab. Jeder wollte im Besitze von solch einem „alten Tröster" sein. Natürlich hatten auch die Kadetten ihre Bibel- und Gebetskränzchen. In dieser Luft sind damals Poyda und Adolf v. Thadden aufgewachsen.

Noch herrschte eine gewisse unklare Einigkeit. Alles sprach von religiösen Dingen, aber die feineren Unterschiede treten noch nicht bewußt hervor. Erst nach dem Kriege kam es zu Klärungen und Scheidungen.

Dieser selbst hatte die Bewegung ohne Frage gefördert. Gar manchem, der ins Feld zog, der von dort zurückkehrte, war der „deutsche Gott" in seiner Erhabenheit und Wucht nahegetreten. Was Körner, Arndt und Schenkendorf gesungen hatten, begann jetzt in Tausenden von Herzen widerzuklingen. Es kam nur auf die Pflege an, die das junge religiöse Leben fand. Andererseits war dieses freilich selbst schon stark genug, um sich je nach der Veranlagung die passenden Leiter zu suchen.

So begegnet seit 1815 in Berlin ein Kreis von jungen Leuten, Offizieren, Juristen ein Wochenkränzchen, das an der Schloßfreiheit bei dem Wirte Mai zusammenkam; daher die „Maikäfer" genannt. Den Stamm bildeten die Freunde des bei Ligny gefallenen jungen Grafen Christian Stolberg, eines der Söhne des Konvertiten Friedrich Leopold Stolberg; vor allem die drei Brüder Wilhelm, Leopold und Ludwig v. Gerlach, der Referendar Aug. Wilh. Goetze aus Quedlinburg, Karl v. Rappard, Karl v. Voß-Buch, Graf Cajus Stolberg, Clemens Brentano, Friedrich v. Bülow. Auch Poyde und Adolf v. Thadden waren nach Berlin zurückgekehrt; Thadden, „des seligen Christian Stolberg Waffenbruder und zärtlichster Freund", um noch als Premierleutnant für kurze Zeit die Kriegsschule zu besuchen, ehe er sich bald danach auf sein Gut zurückzog.

Alles in allem umfaßte das Kränzchen bei wechselnder Zusammensetzung in der Regel nicht mehr als etwa zwölf Mitglieder. Was sie zusammenhielt, war die Erinnerung an den Krieg und zugleich eine romantisch-poetische Stimmung. Man las Shakespeare und Goethe, Tieck und Arnim; man turnte bei Jahn und musizierte. Auch an wissenschaftlichen Problemen war kein Mangel. Die Politik ging in den Bahnen Karl Ludwig v. Hallers; seine „Restauration der Staatswissenschaften", die gerade erschienen war, gab den Anlaß zu lebhaften Auseinandersetzungen über „die natürlich-gesellige Ordnung gegenüber der Chimäre der künstlich-bürgerlichen". Zumal die Gerlachs machten für dieses neue Evangelium des Konservatismus geflissentlich Propaganda.

Dazu trafen sich die meisten Mitglieder in der Spittelkirche bei Hermes. Die unscheinbaren Gottesdienste machten auf den Katholiken Clemens Brentano „zuerst im Leben den Eindruck einer Gemeinde", wo ihn nichts störte, vielmehr alles ihn anzog. Und im Gefühle der eigenen religiösen Unsicherheit beneidete er geradezu die anderen „um das erweckende, vertrauliche Gemeindegefühl in Hermes' kleiner Kirche". Von Göttingen war Bethmann Hollweg nach Berlin übergesiedelt. Ihm hatte es wie Lancizolle gerade Schleiermacher ganz besonders angetan, während umgekehrt bei verschiedenen anderen sich die Beziehungen zu Schleiermacher langsam zu lockern anfingen. So meinte wohl Thadden noch beifällig, Schleiermacher habe ihn aus dem Tierreich ins Menschenreich versetzt. Aber Leopold v. Gerlach hatte schon als Heidelberger Student unter dem Einflusse des Kirchenhistorikers Neander dem „frechen Schleiermacherschen Konstruieren" den Abschied gegeben, für das ihm allerdings bei seinem Widerwillen gegen alles Wissenschaftliche jedes Verständnis abgehen mußte. Seine burschikose Art verlangte unwillkürlich

nach festen Formen und autoritativem Halt, die er beide besser in einem pietistischen Christentum fand. Und auch Ludwig v. Gerlach mied die Dreifaltigkeitskirche und nach und nach selbst den Verkehr im Schleiermacherschen Hause. Er fand, daß dabei „etwas Bedeutendes nicht herauskomme". Diese drei also waren religiös bereits über Schleiermacher hinaus.

Im übrigen freilich tritt in dem ganzen Maikäfer-Kränzchen das religiöse Element überhaupt noch nicht sonderlich hervor. Christliche Anregungen waren wohl vorhanden, aber „im ganzen kein voller Ernst mit dem Christentum". Selbst in der Hermesschen Gemeinde fehlte noch der zündende Funke, das bewußte und planmäßig weitergreifende Glaubensleben.

Diese plötzliche Einwirkung kam, woran wohl niemand gedacht hatte, aus dem katholischen Bayern, und Clemens Brentano war ihr Übermittler.

Nicht ohne persönliche Beziehungen zu Johann Michael Sailer, dem bekannten Vertreter der Moral- und Pastoraltheologie an der Universität Landshut, hatte Martin Boos seit Anfang des Jahrhunderts in der Diözese Augsburg den Anstoß zu einer religiösen Erweckung gegeben. Hatte Sailer seine ganze Lebenskraft daran gesetzt, den Katholizismus religiös zu vertiefen und ihm dadurch das mit der Aufklärung verloren gegangene Ansehen zurückzuerobern, so konnte er sich nur herzlich über Konfessionsgenossen und Landsleute freuen, deren Streben gegenüber dem hohen Mechanismus in einem von echt evangelischer Frömmigkeit getragenen Gemeinschaftsleben gipfelte, und deren erbauliche Zusammenkünfte sich von der kindlichen Veräußerlichung wohltuend abhoben. Man hat Martin Boos in seiner Entwicklung mit Martin Luther verglichen. Jedenfalls hatte die Angst um sein Seelenheil auch ihm den Frieden geraubt, bis er ihn im ausschließlichen Vertrauen auf Christus den Sünderheiland wiederfand. Seitdem blieb auch sein Motto, daß der Gerechte aus dem Glauben lebe. Und sein Beispiel wirkte hinreißend. Wo der Name Boos genannt wurde, da fielen wie zu Luthers Zeiten Wallfahrten, Fasten, Beichten wertlos zu Boden. Weil sie trotz unendlicher Wiederholung doch keinen Frieden brachten, ließ man sie besser beiseite. Aber damit ermäßigten sich zugleich auch die Schranken gegenüber dem Protestantismus. Die Erweckung griff rasch über die Boossche Gemeinde hinaus. Bis Basel und Nürnberg knüpften sich enge Beziehungen. Christus, der Heiland der Sünder, als der Mittelpunkt des Evangeliums, von überzeugten Priestern mit hinreißender Gewalt gepredigt und gegenüber kirchenregimentlichen und staatlichen Maßregelungen und Quälereien mutig vertreten: diese Botschaft düngte sofort, wo sie auf einen religiös vorbereiteten Boden fiel. Nicht am wenigsten in Berlin.

Clemens Brentano lebte als gefeierter Dichter und glänzender Unterhalter inmitten der ersten Kreise der preußischen Hauptstadt, aber doch unter einem inneren Drucke. Sein Leben erschien ihm zwecklos und leer. Was ihm fehlte, war der religiöse Halt. Höchstens Thomas a Kempis zog ihn noch an. Er lechzte nach Wahrheit, ohne sie finden zu können. In dieser seiner trüben Stimmung schrieb er November 1815 und Februar 1816 an seinen Freund Ringseis in Münster, den Leibarzt des Kronprinzen und späteren Führer der

bayrischen Ultramontanen. Brentanos Herzensergüsse sind die stürmischen Bekenntnisse des Verzweifelnden, der nach einem persönlichen Halt, nach einer gerade für ihn bestimmten Offenbarung lechzt. Mit seiner Kirche ist er zerfallen, ihr Menschenwerk stört ihn und lenkt ihn ab. Und doch will er sich nicht von ihr trennen. Ja diese Scheu ist bei ihm so stark, daß er sich trotz innerer Zustimmung von den Gottesdiensten in der Spittelkirche fernhält. Was Lajus Stolberg ohne Bedenken so häufig getan zu haben scheint, daß ihn sein Vater zur Vorsicht mahnt, davor schreckt Brentano zurück. Dagegen packt ihn um so mächtiger, was er von Ringseis über die innerkatholische Bewegung in Bayern hört. „Was Du uns aus Gosners Brief über Deinen Pf. gemeldet, hat uns so bewegt wie Dich; wir erwarten mit Sehnsucht etwas Näheres hierüber. In solchen Mitteilungen liegt eine göttliche Gewalt."

Mit letzterem hatte Brentano nicht zuviel gesagt. Die Mitteilungen wirkten in der Tat schöpferisch.

Auch Ringseis war so erfüllt von dem, was er ringsum sah und hörte, daß es ihn zu eingehender Aussprache drängte. Es war ein „unendlicher Brief", den er deswegen an den fernen Freund Brentano richtete, und dessen Hand bekam „schier den Krampf vom Abschreiben" aller dieser wunderbaren Ereignisse aus Bayern. „Die dortigen Erweckungen der Landleute und vieler frommer Priester und einiger Edelleute zum lebendigen Christentum waren so rührend und wunderbar ergreifend", daß Brentano vorläufig für nichts anderes Sinn hatte, sondern völlig erschüttert war.

„Die Religionssachen stehen in Bayern wirklich, wie seit der Reformation nie in Deutschland. Ohne im mindesten aus der katholischen Form zu weichen, ohne alle Gedanken an Luthertum, sind eine Masse von Priestern und Gemeinden zu einer begeisterten Verkündigung und Betrachtung des Evangeliums gelangt durch sittenreines Leben und Glauben. Ich kenne viele dieser Menschen als die treuesten, schuldlosesten Seelen. Es zeigen sich eine Menge von Besessenen und Geistersehenden, und die wunderbarsten Wirkungen durch das Gebet der Frommen. Alle diese leben in Zucht und Einfalt und sind bereit, für das Evangelium zu sterben. Die orthodoxe Geistlichkeit wütet tausendfach gegen die frommen Menschen; aber die Feindschaft der Regierung gegen die Kirche gibt ihnen keine Hilfe, und so gestaltet sich eine Reformation des Katholizismus, oder ein reines Christentum unter dem Zepter des Satans, der es nicht weiß oder wenigstens nicht zu hindern weiß, weil er aus altem Herkommen den römischen Stuhl mehr scheut und ihm zuwider handeln will, als den elenden Russen, wie er meint. Wenn ich Ihnen etwas von dem Detail dieser Wunderdinge sagen wollte, Sie wüßten nicht mehr, wo Ihnen der Kopf stünde. Es ist das Bild ganz der apostolischen Zeiten, und im ganzen, in seiner inneren Gesinnung, dem römischen Stuhl sehr furchtbar, wenn sie gleich nur an Jesum denken, der sie führen wird, wie er sie berufen. Sehen Sie, Lieber, ich weiß nichts anderes, ich bin von dieser Sache ganz erschüttert."

Soweit Brentano an Leopold v. Gerlach. Aber auch den andern Berliner Freunden ging es nicht anders. Sie waren verblüfft, berauscht.

Ein Stern war vor ihnen aufgegangen, und es trieb sie mit unwiderstehlicher Gewalt, selbst zu sehen und anzubeten.

So vergingen nur wenige Wochen bis Ende August: da machten sich schon zwei aus dem Kreise, Thadden und Lancizolle, nach Bayern auf, um durch die dort Erweckten in ihrem eigenen Glauben gestärkt zu werden. Brentanos Empfehlung an Ringseis begleitete sie. „Ich kann noch nicht so recht in die Unschuld des Glaubens kommen, aber ich muß, ich muß!" So mögen mehr oder weniger alle damals mit Brentano empfunden haben.

Der Jurist Lancizolle hatte noch wissenschaftliche Nebeninteressen. Thadden aber war es allein um die religiöse Sache zu tun.

Die beiden Pilger wanderten meist zu Fuß durch Thüringen und Franken nach Bayern. In Erlangen machten sie halt bei dem Professor der orientalischen Sprachen Johann Arnold Kanne. Der gelehrte Mann schrieb auch christliche Romane. Denn weil die Menschen an der lauteren Milch des göttlichen Wortes keinen Gefallen mehr hätten, müsse er Käse daraus machen. Sein abenteuerliches Kriegsleben hatte er mit Humor getragen; als Christ aber nahm er die Dinge schwer. Er litt in dem nüchternen Erlangen unter dem Heimweh nach Freundschaft und Wärme des Herzens. Um so tiefer freilich war der Eindruck, den er auf die beiden Wanderer machte. Lancizolle glaubte „jetzt zum ersten Male einen wahren Christen gesehen" zu haben. Sie bekamen von ihm alle erwünschten Aufschlüsse, lasen die Briefe, die er über die schwäbische Bewegung besaß, und waren ganze Nächte tief ergriffen damit beschäftigt, sie sich abzuschreiben.

Ein zweiter Christ, den sie aufsuchten, war der alte Tobias Kießling in Nürnberg. Er hatte in jungen Jahren als reicher Kaufmann viel für den Zusammenhalt der Gläubigen und für die Pflege der Diaspora getan. Jetzt war er äußerlich zusammengebrochen und sah sich nach dem Verluste seines Vermögens auf ein kleines Hofzimmer beschränkt; die Briefe schrieb ihm sein Neffe. Die Hände in den Schoß gelegt, vereinsamt und für die Dinge dieser Welt ohne Verständnis, wartete er auf sein seliges Ende. Aber wenn ein Christ nach Nürnberg kam, so sprach er noch immer bei Tobias Kießling vor und ließ sich durch seine ehrwürdige Erscheinung stärken und befestigen.

Immer näher kamen so die Wanderer dem heißersehnten Ziele ihrer Wallfahrt, München und der Augsburger Diözese. Sie sprachen Boos, Goßner, Lindl, die Führer der evangelischen Bewegung; sie verkehrten mit den Gleichgesinnten unter Katholiken und Protestanten, unter hoch und niedrig und kehrten mit geistlichen Schätzen reich beladen nach Berlin zurück.

Thadden und Lancizolle hielten sich selbst innerlich noch durchaus nicht für reif. Aber das lebendige Zeugnis von dem, was sie soeben an Ort und Stelle gesehen und gehört hatten, tat das Seinige. Es wirkte im Vereine mit mystischen und pietistischen Erbauungsschriften, auf die sich die Freunde jetzt mit glühendem Eifer stürzten, zündend und erwärmend. Vom Spätherbst 1816 datiert in Berlin die eigentliche Erweckung.

Die Bekehrung selbst kommt bei dem einen schneller, bei dem anderen langsamer zum Durchbruch. Zurückbleiben will eigentlich keiner; aber es gibt

Naturen, die besonders gewissenhaft sind, die nichts erzwingen und nichts erheucheln wollen. So bezeichnet sich Eichmann, der spätere Minister des Innern, als einer von denen, die noch erst Christen werden wollen. Auf allen liegt eine fieberhafte Erregung. Sie sind fast immer beieinander, haben alle geistige Nahrung gemein und fördern sich nach Kräften in ihrer seelischen Entwicklung, bis dann der Reihe nach jeden der geistliche Geburtsmoment ergreift. Man wird an das erwartungsvolle Zusammenleben der Apostel nach Jesu Scheiden erinnert. Der Inhalt dessen, was der einzelne persönlich an sich erlebt, deckt sich immer wieder mit dem Worte des Petrus, daß in keinem anderen Namen Heil ist, auch kein anderer Name den Menschen gegeben ist, als der Name Jesu Christi.

So wurde denn auch die Pfingstbegeisterung der Apostel diesem Berliner Kreise zuteil.

Unter allen Zusammenkünften sind zwei Feiern allen Teilnehmern ganz besonders in der Erinnerung geblieben. Sie geben dem Kreise die eigentliche Weihe. Vor Weihnachten hielt Prediger Anders von der Brüdergemeinde ihnen in seinem Zimmer einen Beichtgottesdienst, bei dem Lancizolle erweckt wurde. Darauf folgte ein gemeinsamer Abendmahlsgang in der Spittelkirche am Weihnachtsfeste. Den Höhepunkt aber brachte die Neujahrsnacht 1816/17. Der Kandidat Seegemund bildete als einziger Theologe im Kreise vorübergehend auch seinen Mittelpunkt. Alle waren sie auf Seegemunds Stube versammelt, die Gerlachs, Thadden, Lancizolle, Bethmann Hollweg, Poyda, Naso, Boehmer, Flotow. Sie tranken Tee, sangen geistliche Lieder, lasen etwas Erbauliches und fielen endlich, einer Aufforderung Seegemunds folgend, zu gemeinsamem, stillem Gebete auf die Knie. Es war das erstemal, daß sie dieses taten. Auch die bisher Zögernden fühlten sich nunmehr bekehrt, unter ihnen Poyda und der feinfühlige Bethmann Hollweg.

Damit war aus dem Freundschaftsbunde eine förmliche Ecclesiola geworden und die ganze Entwicklung zu einem förmlichen Abschlusse gelangt. Es gab seit 1817 in Berlin einen geschlossenen Kreis bewußter, pietistisch gerichteter Christen, die für die nächsten Jahrzehnte in Preußen mehr als das Gewöhnliche bedeuten sollten.

Der Kreis blieb dicht geschart um Hermes und seine kleine Spittelkirche. Hier fanden alle, was sie wünschten, eine schmucklose, vielleicht sogar formlose Predigt, die aber immer auf die evangelischen Grundgedanken zurückging, indem sie nachdrücklich auf das tiefe Verderben des menschlichen Herzens hinwies, unausgesetzt auf Buße drang und im Glauben an die in Christi Tod begründete Gnade Gottes die einzige Rettung des Menschen sah. Dasselbe galt von Jänicke in der Bethlehemskirche. Daß er gern von der Wirklichkeit eines persönlichen Teufels sprach, wurde als Gegensatz gegen eine geistige Verflüchtigung der massiven Bibelwahrheiten mit großer Befriedigung hingenommen. Und doch war der regelmäßige Sonntagsgottesdienst für diese echten Pietisten nicht die Hauptsache. Weit mehr galt ihnen die persönliche Gemeinschaft. Darum kamen sie nach wie vor allwöchentlich einen Abend in gleicher Weise wie in der Neujahrsnacht zusammen, erst bei Seegemund,

dann bei Lancizolle oder Bethmann Hollweg. Hier wurde gelesen, gesungen und frei gebetet, und erst diese privaten Versammlungen gaben der Gemeinschaft ihr eigentliches Gepräge; sie war fortgesetzt von Gebets- und Andachtsstimmung getragen; alle geistigen Interessen dieser jungen Offiziere und Juristen gipfelten von jetzt ab in den religiösen Fragen, über die sie nach Klarheit rangen.

Zugleich wurde über der Nähe nicht die Ferne vergessen. Das katholische Bayern war die Wiege ihres inneren Lebens gewesen; nach den dortigen Erweckten blieben auch weiter ihre Blicke dankbar gerichtet. Und wer es ermöglichen konnte, der wallfahrtete in den nächsten Monaten dorthin, um von der Entfaltung des christlichen Lebens an Ort und Stelle eine Anschauung zu gewinnen. Im Juli trat Bethmann Hollweg seine berühmte Gelehrtenreise nach Verona an, um die Cajushandschrift zu entziffern. Aber zuvor besuchte er Sailer in Landshut, Goßner und Boos in und bei München, Lindl in Schwaben. Ihm folgten in den nächsten Monaten die Gebrüder Sack und Snethlage auf ihrer Kandidatenreise. Übrigens suchte auch Schleiermacher, der, wie Bethmann Hollweg anerkannte, „in seiner großartigen Weise echtes Leben aus Gott in jeder Form zu achten wußte", bald darauf Goßner in München auf.

Wenn Bethmann Hollweg in dieser Weise über Schleiermacher urteilte, so stand er damit in einem Gegensatz zu der großen Mehrzahl seiner Freunde, die jetzt allesamt geradezu von Schleiermacher abrückten. Sie fühlten sich auf einer höheren Stufe der Erkenntnis angelangt; er konnte ihnen wenig oder nichts mehr bieten. Dieser geistliche Hochmut gegenüber dem Bahnbrecher der neueren Theologie blieb für den ganzen Kreis bezeichnend. Schleiermacher war für ihre Gefühligkeit zu verständig, für ihre Leidenschaft zu kühl. Sein blendender Geist wie sein spitzer Sarkasmus standen zu stark im Widerspruch mit der ernsten Würde ihres alten Pfarrers Hermes. In seiner Theologie steckten noch starke Reste von Rationalismus. Seine „seelenmörderische Lehre von der Kongruenz der Vernunft und Gnade" erschien Thadden als seine eigentliche Ketzerei. Für die Gerlachs aber wog ohne Frage am schwersten Schleiermachers nationale deutsche Gesinnung, in der sich ihr preußischer Royalismus nicht zurechtfinden konnte. So wurde aus dem Gefühle der Überlegenheit bald das der völligen Abneigung. Pfarrer Jänicke bekam es fertig, von der Kanzel herab den Schleiermachern und Schleierwebern zu wünschen, daß ihnen die Schleier von den Augen fallen möchten, und diese Bemerkung wurde von den meisten bereits nicht mehr als Taktlosigkeit empfunden. Ja man glaubte, Neuhinzutretende geradezu vor Schleiermacher warnen und sie dem eigenen Pfarrer zuweisen zu müssen. Immer wieder begegnen höhnische Bemerkungen über Schleiermachers Predigtweise, seine wissenschaftlichen und ästhetischen Anschauungen, seinen Freundeskreis. Ja bis zu seinen häuslichen Gepflogenheiten drang der pietistische Klatsch vor. Allen voran Ludwig v. Gerlach, der nicht müde wird, seinen Witz an Schleiermacher zu üben.

Auch mit der ästhetischen Seite der Maikäferei ging es mehr und mehr

zurück. Die lärmend genialische Art flaute merklich ab; an ihre Stelle war ein Bund religiöser Interessen getreten, dessen Glieder gegenüber den Lebensäußerungen eines anderen Geistes sich überaus empfindlich zeigten. So konnte Gustav v. Below, den Goetze durch das Matthäusevangelium gewonnen hatte, noch vor Weihnachten 1816 von seiner geliebten Fichteschen Philosophie behaupten, daß sie seinem Glauben keinen Eintrag tue und ihn auf dem Wege der Heiligung nicht hindere. Aber schon fünf Monate später wirft er „den ganzen Quark von Philosophie" als einen überwundenen Standpunkt hinter sich. Nicht minder bekam bei Senfft, Lancizolle, Bethmann Hollweg das Leben einen zunehmend pietistischen Anstrich. Thadden wollte von der Maikäferei überhaupt nichts mehr wissen, weil man dort den Namen Christus nicht aussprechen könne. Er hat in diesem Sinne namentlich die Gerlachs stark beeinflußt, die jetzt den für ihr ganzes Leben entscheidenden Umschwung durchmachen. Die heitere Welt der Kunst entschwindet ihnen für immer und ebenso die Fähigkeit, andersgeartete Menschen in ihrer Eigenheit zu würdigen und zu verstehen.

So nehmen unter dieser Jugend wohl Wärme und Innigkeit, religiöser Eifer und Bekennermut zu; aber das Leben wird gleichwohl immer ärmer.

Einen Sonderweg schlug zunächst Clemens Brentano ein. Er hatte durch seine temperamentvollen Berichte aus Bayern die Bewegung hervorgerufen. Gleichwohl verzichtete er darauf, ihr Führer zu werden. In einer vorwiegend protestantischen Umgebung besann er sich immer mehr auf seinen Katholizismus. Unter dem Einflusse der ihn umwogenden heißen Frömmigkeit wurde er, der bis dahin schlechte Katholik, nunmehr ein guter Katholik. Seit September 1816 waren die Freunde Luise Hensel nähergetreten. Dem jungen, feinfühligen Mädchen, die den ganzen Ernst der Kriegsjahre bewußt durchlebt hatte, entströmte eine Fülle inniger Lieder. Ihr „Müde bin ich, geh zur Ruh" vom 3. Januar 1817 ist heute über die ganze Welt verbreitet, wo eine deutsche Mutter ihrem Kinde die Hände faltet. Luise Hensel war noch Protestantin, aber ihrer Stimmung nach schon durch und durch katholisch. So wurde es ihr leicht, den suchenden Brentano auf den Weg zu weisen, den ihm seine Kirche vorschrieb. „Sie sind so glücklich, die Beichte zu haben. Sie sind Katholik, sagen Sie Ihrem Priester, was Sie drückt." Und was Luisens Worte vielleicht allein nicht vermocht hätten, das taten ihre Lieder; sie brachen die Rinde über seinem Herzen". Der damals Achtunddreißigjährige tat, was ihn die Achtzehnjährige hieß. Er, der sich seit einem halben Menschenalter nicht mehr um die Einrichtungen der römischen Kirche gekümmert hatte, verfaßte in den ersten Monaten 1817 eine sein ganzes Leben umfassende eingehende Beichte und legte sie Anfang März dem Propst von St. Hedwig, Ambrosius Tauber, vor, der den verlorenen Sohn sofort gerührt in seine Arme schloß. Brentanos Christentum verlangte nicht nach Erkenntnis und Tat, er begnügte sich mit der gemütvollen Stimmung, mit den poetischen Bildern der Phantasie. Durch seinen Bruder Christian hörte er von der stigmatisierten Augustinerin Katharina Emmerich, und schon im September 1818 war er bei ihr in Dülmen, wo er auch Sailer traf. Seitdem nahm

sein inneres wie äußeres Leben einen durchaus eigenartigen und von dem der Berliner Freunde völlig losgelösten Gang. Er machte sich in Dülmen heimisch und blieb hier fünf Jahre versunken in das Niederschreiben von Katharines überschwenglichen Eingebungen.

Die anderen Freunde hingegen blieben im Osten und hielten in der Hauptsache an der ersten Linie fest; nur daß sich hier und da, dem Charakter und Temperament entsprechend, nicht unwesentliche Unterschiede bemerklich machen.

So zeigt sich ein schnurriges Gemisch von Pietisterei und Deutschtümelei in dem Hauptmann Hans Rudolf v. Plehwe vom 2. Garderegiment z. F. Man denke sich einen preußischen Gardehauptmann, der im Dienst seine langen Locken unter dem Czako versteckt und außer Dienst im deutschen Rock nach Art von Turnvater Jahn herumgeht; der jedem die Wahrheit fröhlich ins Gesicht schmettert und alle Menschen, selbst den König, mit Du anredet; der in der Nacht von Potsdam nach Berlin zum Hermesschen Frühgottesdienst rennt und zur Parade wieder in Potsdam ist, sich dabei die Rocktaschen voll Steine packt und während des Laufens abwechselnd patriotische und geistliche Lieder singt; ein Gardehauptmann, der Schleiermacher und E. M. Arndt verehrt, am Wartburgsfeste hervorragenden Anteil nimmt und dem Könige Vorstellungen wegen des Geheimen Rates Schmalz und seines antiliberalen Pamphletes macht. Man kann sich denken, daß sich Männer wie die Gerlachs von diesem christlichen Bruder allmählich zurückzogen; er wurde ihnen auf die Dauer zu unbequem. Immerhin war Plehwe des Königs besonderer Liebling, und es dauerte einige Zeit, bis er vom 2. Garderegiment ins 6. Infanterieregiment abgeschoben wurde. Vor allem war Plehwes religiöser Einfluß nicht hoch genug zu schätzen. Was sonst Wunderlichkeit schien, wurde hier zur achtunggebietenden Kraft. Als Kompagniechef ersetzt er den Seelsorger. Die ganze geistliche Pflege der Kompagnie durch lebendiges Wort und Schriftenverteilung lag in seinen Händen. Aber zum Parteiführer taugte er bei seinem schwärmerischen Pathos allerdings durchaus nicht. Die Führerrolle lag mehr Männern wie Ernst v. Senfft, dem späteren Oberpräsidenten von Pommern, und seinem Schwager Adolf v. Thadden.

Adolf v. Thadden, der später beinahe Bismarcks Schwiegervater geworden wäre, ist der ehrliche, liebenswürdige Pietist, neben Bethmann Hollweg ohne Frage die anziehendste Figur des Kreises. Bei ihm ist alles echt und solid. So weiß er auch, daß Gott mit der schönsten Erkenntnis und den besten Handlungen wenig gedient ist, daß Gott unser Herz ganz haben will. Thadden liegt unaufhörlich am Bekennen in Wort und Tat. Das führt wohl oft zu Übereifer und Geschmacklosigkeit; aber Thadden war wirklich fromm und einfältig im besten Sinne. Sein Pietismus hat nie die gesunde Urwüchsigkeit verleugnet, und niemand konnte ihm böse sein.

Um so mehr fordert Ludwig v. Gerlach zum Widerspruch heraus; ihm fehlen Liebenswürdigkeit und innere Harmonie. Seine konservativen Lieblingsbegriffe sollen unbedingt Gottes Willen und Gottes Ordnungen sein. Während sich so in ihm bereits der berechnende Kirchenpolitiker herausbildet, halten

es Brentano, Thadden, Senfft für ihre Pflicht, seine Frömmigkeit zu vertiefen. Sie sind ihm an echtem Christentum ohne Frage überlegen.

Auch eine konfessionelle Unterströmung macht sich bereits leise geltend. Hermes verlas am 28. Oktober 1817 von der Kanzel, daß drei Tage später das Reformationsfest gefeiert und dabei zum ersten Male das Abendmahl nach dem neuen Unionsritus gehalten werden solle. Wir hören nichts von begeisterter Zustimmung zu diesem „Geburtstag" und „Stiftungstag" der evangelischen Kirche in Preußen. Die zukünftige preußische Union, die Schleiermacher gewaltig am Herzen lag, ließ diese Erweckten völlig kühl, hatte mit ihren Seelenbedürfnissen nichts zu tun, kümmerte sie wenig oder gar nicht. Ja, Ludwig von Gerlach spricht bereits von „Zwang", von „Trennung und nicht Vereinigung" und hofft, daß die Sache wieder einschläft.

So nimmt bei diesen befriedigten Seelen die Absonderung von den übrigen Christen mehr und mehr zu, und gleichzeitig verliert sich damit die Fähigkeit, die Geister zu prüfen.

Hermes starb noch vor Schluß des Jahres 1818. Ein schwerer Schlag für den erweckten Kreis, und doch schien sofort ein mehr als ausreichender Ersatz in seinem Nachfolger Löffler gegeben. Hermes war eine fromme Einfalt gewesen; Löffler trat als gewaltiger Bußprediger auf, dessen Worte geradezu aufregten. Es bedurfte nicht erst der Werbung seiner pommerschen Landsleute, sein Anhang wuchs unter der Macht seiner Persönlichkeit. Unter diesen zahlreichen Verehrern Löfflers spielten aber von Anfang an die Frauen eine beachtenswerte Rolle. Im Vordergrunde stand Löfflers Landsmännin Frau Landrat v. Örtzen mit ihren drei Töchtern. Ihr Mann hatte als Major im Gefolge des Generals v. Bülow gestanden und war bei Leipzig gefallen. Die Witwe war in Pommern von einem Fräulein v. Osten bekehrt worden; doch hatte das Pflänzlein des Glaubens bei ihr vorläufig nur flache Wurzeln geschlagen. Darum nahm Fräulein v. Osten ihr und den Töchtern bei der Übersiedelung in das ungläubige Berlin das Versprechen ab, dortselbst mit niemandem über christliche Dinge zu sprechen. Sie haben alle vier dieses Versprechen treu gehalten, schlossen sich aber natürlich der Löfflerschen Gemeinde an und führten ihr möglichst alle ihre Bekannten zu. Es steckte ein wahrhaft heiliger Bekehrungseifer in diesen vier Örtzenschen Damen, von denen die Töchter in der glücklichen Lage waren, das Neue Testament sogar griechisch zu lesen. So gewinnen sie Bertha v. Sydow, deren Mutter und Brüder Albrecht und Rudolf v. Sydow und Berthas späteren Gatten v. Hövel, dann Luise v. L'Estocq, ein Fräulein v. Westphal, durch diese wieder Leopold v. Lücken. Auch Hugo v. Sollen von der Kriegsschule, Fritz Focke, Carl v. Rappard gehören zu dem Örtzenschen Freundeskreise und zur Löfflerschen Gemeinde. Die Zusammensetzung ist also immer die gleiche: Offiziere, Verwaltungsbeamte, ostelbischer Landadel. Bürgerliche Elemente bleiben so gut wie ganz ausgeschlossen, sofern es nicht erweckte Pastoren sind. Auch den wissenschaftlichen Kreisen geht man in weitem Bogen aus dem Wege. Dagegen finden sich Beziehungen zu frommen Handwerkern, namentlich solchen, die mystischen Spekulationen nachhingen. Hier konnte man

geistig geben und nehmen, ohne daß man deshalb eine gesellschaftliche Vermischung zu befürchten gehabt hätte.

Bald lernen die Örtzenschen Damen natürlich auch Glieder der alten Maikäferei, Senfft und Thadden, kennen. Sie sind erstaunt, daß diese jungen Berliner Herren dieselbe christliche Sprache reden wie ihr liebes Fräulein v. Osten in Pommern. Sie berichten darüber an sie und erhalten gern von ihr die Erlaubnis, von dem ihr einst gegebenen Versprechen in diesem Falle abzusehen. Es dauert nicht allzulange, so ist Henriette v. Örtzen mit Thadden, Auguste mit Ludwig v. Gerlach und Ida mit Ernst v. Senfft verlobt. Somit waren also zwei getrennte Kreise miteinander in Verbindung getreten. Ob sehr zum Vorteil der Sache, müßte dahingestellt bleiben. Denn über der Löfflerschen Gruppe lag jedenfalls eine dumpfe Schwüle, die nicht jedem gefiel, eine überspannende Gefühlsseligkeit, die mit viel Dünkel und Splitterrichterei gepaart war: das Erwecktsein in seiner krankhaften Form. Löfflers stürmische Art vermehrte diese unerträgliche Stimmung. Zumal Bertha v. Sydow gefiel sich in einer Redeweise, wie sie den Ausgeburten des alten Pietismus eigen gewesen war. Phantastisch und exaltiert wußte sie nur vom Blute Christi zu reden; man müsse sich ganz vom Blute des Herrn übergossen fühlen. Was sie sich selbst unter solchen Wendungen dachte, wußte sie wohl selbst kaum. Den Neulingen aber wurde bei solchen Reden nicht selten angst und bange. Sie gaben sich ängstlich Mühe, derartigen übernatürlichen Empfindungen nachzujagen, von denen man ihnen sagte, daß sie den Weg zur Seligkeit ausmachten.

Und ebenso war es mit der Stellung zu dem, was die Erweckten die Welt nannten. Auch hier fehlte es nicht an fühlbaren Spannungen.

Zu den besonders anziehenden Erscheinungen gehört Luise v. L'Estocq. Sie war nicht plötzlich erweckt, sondern verdankte es dem Unterrichte des Pfarrers Ritschl, wenn die Liebe zu den göttlichen Dingen in ihr langsam zu dem festen Entschlusse reifte, ein Leben in Gott zu führen. Was es um Christus sei, hatte ihr dabei Thomas a Kempis gesagt. Wohl niemals ist dieser mittelalterliche Mystiker gerade für Protestanten wichtiger geworden als in jenen Jahrzehnten. Auch Luise v. L'Estocq, Leopold v. Lücken und die Hofdame der Prinzessin Friedrich, Fräulein v. Westphal, hat er damals in das Wesen des heiligen Geistes eingeführt und sie gelehrt, die heiligende Gnade Gottes zu empfinden. Die Folge war ein immer eifrigeres Bibelstudium. Nur eins fehlte den dreien, eine Persönlichkeit, an die sie sich halten könnten, ein Mann voll heiligen Geistes, ganz erfüllt von Gottes Licht und Kraft. Auch dieses Verlangen nach Anlehnung, nach Gemeinschaft, nach Gedankenaustausch gehört für den echten Pietisten zum vollen religiösen Leben. Es ging den dreien mit Ritschl wie den anderen mit Schleiermacher: auf die Dauer genügte er ihnen nicht. Sie fanden das Gesuchte bei Löffler, in seiner Kirche und in seinem Hause. Damit erst sind sie bei den Erweckten eingeführt, bei Bertha v. Sydow, ihrem Bräutigam Herrn v. Hövel und den Örtzenschen Damen. So hatten sie, was sie brauchten und ersehnten, und doch wollte auch jetzt die rechte Klarheit noch nicht kommen. Ludwig v. Gerlach

bekennt, im Sommer 1818 zum letztenmal in seinem Leben ein Theater besucht zu haben. Auch Luise v. L'Estocq fand daran keinen Gefallen mehr, auch sie hatte das Theater bereits hinter sich. Aber anders stand es mit dem Tanzen. Sie war jung, hatte am Tanze nie etwas Sündhaftes gefunden und kannte ihn nur als die gesellige Form ihres gesellschaftlichen Kreises. Trotzdem verzichtete sie im Vertrauen auf die höhere Einsicht ihrer Freunde auch hierauf. Die Mutter war außer sich; als Oberhofmeisterin kannte sie kein höheres Gebot als die Traditionen des Hofes, als die Wünsche der Königlichen Hoheiten. In ihrer eigenen Jugend war das Erwecktsein noch keine Mode gewesen; sie fand sich in den Gedankenkreisen ihrer Tochter durchaus nicht zurecht und suchte sie den höfischen Formen zu erhalten. Wenn nun gar eine Erweckte, wie die Freundin Fräulein v. Westphal, selbst Hofdame war, so lagen die Schwierigkeiten auf der Hand. Und Löffler war nicht der Mann, um auf diesen Irrwegen seine Pflegebefohlenen sicher zu leiten. Er ließ sie zwischen den quälenden Zweifeln, was denn nun eigentlich Sünde sei und was nicht, herumtappen; er wehrte ihnen nicht, wenn sie durch Weigerungen und Ablehnungen allerlei Gerede verursachten und sich freuten, um Christi willen angeblich Schmach zu leiden. Die ganze Löfflersche Art hatte etwas stark Gesetzliches, das sich auch allen übrigen mitteilte.

Auch der schwärmerische Typus fehlte diesen Berliner Erweckten nicht; ihr Pietismus wäre zu unvollständig gewesen ohne eine solche Nebenerscheinung. Pommern hatte seinen Gustav v. Below, Berlin seinen Mecklenburger Leopold v. Lücken. Ein Garde-Ulan, der infolge eines Sturzes den Dienst quittieren mußte, wird durch Löffler erweckt und gerät dabei in solche seelische Verzweiflung, daß er dem Selbstmord nahe ist. Dann will er seine ganze volle Liebe Gott darbringen, indem er Missionär wird. Nur mit Mühe hat ihn Jänicke, der Missionsvater, von diesem für ihn völlig ungeeigneten Berufe zurückgehalten. Aber das stürmische Herz verlangt nach etwas Besonderem. Er geht mit Frau und Kind zu den Baptisten über, bekommt infolge davon allerlei Konflikte mit den Behörden und muß seinen religiösen Übereifer wiederholt mit Gefängnisstrafen büßen. Er war eine hinreißende Persönlichkeit, aber ohne Macht und innere Harmonie.

Alle diese Wunderlichkeiten der Löfflerschen Kreise empfand niemand deutlicher als der Klügste von allen, Bethmann Hollweg. Er atmet auf, als im Juli 1820 Goßner auf seiner Reise von München nach Petersburg in Berlin Station macht. Die frische, gesunde Art des Süddeutschen tut ihm unendlich wohl inmitten der frommen Gespreiztheit der Pommern und Berliner. Auch das erfreut ihn höchlichst, daß Goßner nicht unterläßt, Schleiermacher einen Gegenbesuch zu machen. Diese elementare Höflichkeit fiel auf unter Pietisten, die da glaubten, nur bekennen zu können, indem sie ungezogen waren. Hatte doch Bethmann Hollweg gerade damals selbst nach dieser Seite hin unter seinen Freunden zu leiden. Er hatte sich 1819 in Berlin habilitiert und war seit kurzem verheiratet. Seine Frau war ein fröhliches Menschenkind, dem das Berliner Treiben höchst sonderbar vorkam. Als man sie nun gar als Unbekehrte mit besonderem Eifer zu bearbeiten anfing, zog sich das Ehepaar

unwillkürlich etwas zurück. Auch später hat Bethmann Hollweg keinen Geschmack an diesem erregten Pietismus gefunden. Er hielt sich zum Hofprediger Strauß und zu Goßner, war zwar bei der Gründung der Evangelischen Kirchenzeitung beteiligt, aber ohne zu ahnen, wessen Geistes Kind der mit ihrer Leitung beauftragte Hengstenberg war. Sein reiches Leben, zumal seine Tätigkeit als Minister der Neuen Ära zeigen ihn durchweg als einen Mann von tiefer Frömmigkeit, aber auch von Verständigkeit und Maß.

Daß Bethmann Hollwegs Empfinden damals durchaus auf der richtigen Spur gewesen war, sollte sich bald zeigen. Über die Löfflersche Gemeinde kam eine peinliche Krisis. Es stellte sich heraus, daß Löffler schon in Pommern ein nicht einwandfreies Leben geführt und dieses dann in Berlin ununterbrochen fortgesetzt hatte. Eine bekannte Erscheinung des Pietismus, daß zwei Naturen lange Zeit miteinander in einem starken Manne ringen, eine grob-sinnliche und eine auf das Höchste und Geistliche gerichtete, ohne daß man deshalb gleich von Heuchelei sprechen müßte. Die Erscheinung wirkt nur um so peinlicher, wenn wie hier ein besonders anspruchsvolles Pathos der sittlichen Ohnmacht des Willens gegenübersteht; wenn ein Mann, der selbst seiner Versuchungen nicht Herr werden kann, zugleich die geistliche Gabe besitzt und reichlich anwendet, für andere der Führer und Bußprediger zu sein. Löffler verlor infolge der Untersuchung seine Stelle an der Spittelkirche und zog sich wieder nach Pommern zurück. Das Ereignis mag niederschmetternd genug gewirkt haben; jedenfalls ging der Kreis bald auseinander. Bertha v. Sydow, deren fromme Extravanz der Ungesundheit besonders Vorschub geleistet hatte, heiratete Hövel und zog mit ihm auch nach Pommern. Und ebenso verließen die Örtzenschen Damen Berlin. So löste sich die Maikäferei mit dem Jahre 1819 endgültig auf. Was von den Freunden in Berlin übriggeblieben war, verlor sich rasch unter den immer breiter werdenden Massen der allgemeinen kirchlichen Erweckung in Deutschland.

# Die geologischen Grundlagen der Kulturentwicklung in den Balkanländern.

Von

V. Mendelsohn.

Im Balkan gärt es wieder, das Kriegsfeuer will nicht erlöschen, und die Großmächte wissen nicht, wie bald das Feuer auch sie ergreifen wird. Immer neue Völkerschaften treten auf den Plan. Man muß staunen, daß auf einem verhältnismäßig kleinen Raum, wie der Balkan, so vielgestaltige Nationen seit Jahrhunderten zusammenwohnen, ohne ihre Gegensätze im mindesten abgeschliffen zu haben. Die Ursachen des Balkanproblems liegen indessen nicht allein bei den Menschen, sie sind tief in der Natur des Landes selbst begründet. Die Oberflächengestaltung und die geologische Unterlage, alles spricht hier ein Wort mit hinein. Es erscheint wohl der Mühe wert, bei der Erklärung des Problems, neben der Geographie, auch die Geologie heranzuziehen.

Rein geologisch gehört die Halbinsel zu den ältesten Festländern Europas. Die Balkanhalbinsel, selbst nur ein Teil des großen orientalischen Kontinents, wurde erst in der Kreidezeit vom Meere überwältigt. Der größere Teil der Halbinsel tauchte damals in das Kreidemeer und wurde gleichmäßig, auf der schon zur Ebene abgeschliffenen Gneisscholle, von den Sedimenten des Meeres überlagert. Nach der Heraushebung aus den Fluten, im älteren Tertiär, muß das Land ein sehr einförmiges Aussehen gehabt haben. Die moderne Konfiguration erhielt die Halbinsel erst durch die gewaltigen Gebirgsbewegungen, welche Südeuropa im Tertiär heimsuchten, und durch die ausgedehnten Einbrüche während der Diluvialzeit. Diese tektonischen Bewegungen schufen das mosaikartige Bild der heutigen Halbinsel, mit ihren schroff gegeneinander abgeschlossenen Provinzen und Völkern.

Obwohl Träger einer sehr alten Kultur, welche sie vom Orient nach Europa übermittelten, hat keine dieser Nation im Laufe der Jahrtausende zu einer Oberherrschaft über das Völkergemisch gelangen können. Fremde mußten von West und Ost heranziehen, um die zentrifugalen Kräfte zu einer Einheit zu zwingen, und immer wieder fiel das Ganze in seine Teile auseinander. Die Natur des Landes selbst stand eben politischer Vereinigung entgegen, sowohl durch die erwähnte Abgeschlossenheit, wie durch einen ausgesprochenen Gegensatz der östlichen und westlichen Gebiete.

Enorme Absätze lagerten sich, infolge der sekulären Absenkung des Kreidemeeres, besonders im Westen, aufeinander. Am Schlusse des älteren Tertiärs

folgte nun die entgegengesetzte Phase. Ein übergewaltiger, von Westen herkommender Druck, preßte die Sedimente an die alte balkanische Scholle an. Er zwang selbst die spröden Kalksteine und Sandsteine, sich in ausgedehnte parallele Falten zu legen. Von den Alpen bis Kap Matapan halten die Falten ihr südöstliches Streichen bei. Bereits im mittleren Tertiär war das dinarische Gebirge, fast in seiner heutigen Ausdehnung, fertig gebildet, also zu einer Zeit, als noch das Meer über die Gebiete der Alpen und der Apenninen seine Wogen zog. Ungeachtet ihres hohen Alters haben die dinarischen Alpen noch keineswegs ihre Gleichgewichtslage gefunden. Das ganze mittelmeerische Becken ist eben seit der Tertiärzeit in ständiger Bewegung. Am Ende dieser Zeit war das heutige Adriatische und Jonische Meer noch Festland. Seit der Diluvialzeit begann es niederzubrechen und mit ihnen der westlichste Flügel der Dinariden. Die zahlreichen Inseln, welche an der Adriatischen Küste dem Gebirge entlangziehen, sind eben die höchsten Höhen der abgesunkenen Ketten. Wie die Auffaltung, so hat auch dieser Einbruch dahin gewirkt, daß sich Längsspalten, von erstaunlich gleichmäßigem Verlauf, den Falten parallel, bildeten. Die spätere Auffaltung der Alpen erzeugte einen Einbruch der nördlichen Dinariden und führte zur Bildung zahlreicher Querspalten. Dieses System von Längs- und Querspalten machen die Dinariden auch heute noch zu einem gefährdeten Teil der Erdkruste. Erderschütterungen, Erdfälle im Innern und Einbrüche des Meeres waren und sind noch an der Tagesordnung.

Ein weiteres Übel bildet die Zusammensetzung des Bodens. Sieht man von einzelnen Gebieten ab, so überwiegen in den Gebirgen die Rudistenkalke der Kreide und die Nummulitenkalke des Eozäns. Wie diese Gesteine auf die sozialen Verhältnisse wirken, schildert der Geologe Neumeyer mit den Worten: „Wie ein Fluch lasten diese Kalke auf den Küstenländern der Adria. Nie haben sich diese Länder zu einer Blüte erheben können, während sich ihre Nachbarländer zu Zentren höchster Kultur aufgeschwungen haben. Überall, wo sie herrschen, erschöpft sich die Kraft der Bevölkerung im härtesten Kampfe gegen Armut, Not und Elend."

Bereits an der nördlichen Eintrittspforte, in Krain und Kroatien, gewinnt man ein deutliches Bild von den erwähnten Verhältnissen. Die Kalkplateaus, an und für sich schon durch Spalten zerklüftet, haben, durch die lösende Kraft des Wassers für den kohlensauren Kalk, eine weitgehende Zerstörung erfahren. Hier sind sie in Kämme und Grate aufgelöst, dort durch tiefe Rinnen in die schwer zu passierenden Schrattenkalke umgewandelt worden. Wo die lösende Kraft des Wassers auf weitgehende Zerklüftung trifft, entstehen eigenartige Trichter, die sogenannten Dolinen und große Kesseltäler, Poljen genannt. In diese Vertiefungen haben die Gewässer die Rückstände der verwitterten Kalkmassen hineingespült. Der Boden ist hier mit einem roten fruchtbaren Ton bedeckt, der Terra rossa, welche allein einen für Wasser undurchlässigen Untergrund bildet. In dem zerklüfteten Kalkstein dagegen verschwindet das Meteorwasser, ja ganze Flüsse, rasch und spurlos in den Untergrund. Unterirdische Flußsysteme und Seen, sehr starke Quellen, welche

am Fuße der Berge hervorbrechen, Grotten und ganze Höhlensysteme bilden die charakteristischen Merkmale der sogenannten Karstgebiete. Bei dem raschen Wasserverlust wird es der Vegetation, namentlich den Bäumen, sehr schwer, in dem Boden Fuß zu fassen. Leider arbeitet auch der Mensch der Selbstaufforstung der Natur entgegen. Nicht nur, daß er vorhandene Wälder niedergeschlagen hat, verhindert er durch die Ziegenhaltung jeden Ansatz zu neuem Baumwuchs. Einzig in Bosnien und der Herzegowina sind durch Baron Kalai strenge Gesetze gegen die Ziegenhaltung proklamiert worden.

Der Kultur des Pflanzenwuchses stehen auf den Höhen der Dinariden noch andere Feinde entgegen. Die Jahresverteilung der, in Summa ziemlich bedeutenden Niederschläge, ist gerade in der Küstennähe dem Anbau nicht günstig. Die Winter sind in jenen Höhen, ungeachtet ihrer südlichen Lage, noch sehr rauh, und die Bora, der eisige Nordoststurm, findet für seine Stoßkraft, in Folge der mangelnden Bewaldung keinerlei Eindämmung. So ist denn der Hauptindustriezweig jener Länder ihr Reichtum an Schaf- und Ziegenherden gewesen und geblieben.

Natur und Mensch stellen sich dem Eindringen in diese noch wenig erforschten Länder gleich feindlich entgegen. Die natürlichen Eingangspforten, die Flüsse, sind an der Adria selten nur als Handelswege zu benutzen. Im Oberlauf pflegen sie den Längespalten zu folgen und tiefe unzugängliche Cañons in die Kreidegesteine einzuschneiden. Wo sie im Unterlauf, an einem Querbruche, westlich zum Meere durchbrechen, haben sie die Gebirgsriegel durch Katarakte zu durchbrechen. Man findet z. B. in ganz Dalmatien nur einen Fluß, die Narenta, welche von Metkowicz über Mostar nach dem Inneren der Herzegowina führt, der eine Verkehrsstraße bildet. Die Herzegowina und Bosnien muß wohl nur eine dünne Kreidedecke besessen haben; denn es treten in ihren meist niederen Bergen nur ältere Gesteine an die Oberfläche, deren Verwitterungsprodukte einen wasserundurchlässigen, fruchtbaren Boden bilden. In der Herzegowina gedeiht geradezu eine südliche Mittelmeerflora. Nur an der Grenze von Dalmatien und Montenegro finden sich wieder die starkgefalteten Kreidegesteine. Diese Sperre haben die Türken, obwohl Jahrhunderte im Besitze von Bosnien und Herzegowina, niemals durchbrechen können. Dalmatien und Montenegro sind immer freie Länder geblieben.

Montenegro bildet mit Nordalbanien wohl das gewaltigste Massiv der ganzen dinarischen Kette. Nur von Antivari und Cattaro klimmen mühsam Fahrstraßen die steilen Berge zum Inneren von Montenegro hinan. Die mittlere Höhe des Landes ist sehr bedeutend, an 1200 m, und auf den Plateaus sind noch 1300 m hohe Faltenzüge aufgesetzt, deren Berge fast das ganze Jahr ihren Schneemantel tragen. Diese kälteerzeugenden Bergmassen drücken in dem bewaldeten Ostmontenegro die Temperatur bedeutend herunter. Das etwas niedere Westmontenegro ist ein ödes Karstland, welches nur in Kesseltälern, wie bei Cetinje, angebaut wird. Hoch ragen die Riesengipfel Montenegros über das tiefer liegende Limplateau im Osten, besser bekannt als Sandschak Novibazar, welches von Montenegro durch den unzugänglichen Cañon des Tarafluſſes getrennt wird. An der Ostseite des Limplateaus

erheben sich die wilden Grenzgebirge Serbiens und bilden auch die Grenze von Bosnien. Das Limplateau ist deshalb der einzige Zugang von Mazedonien nach Bosnien. Diese strategisch so wichtige Straße haben sich die Österreicher widerstandslos von den Serben entreißen lassen.

Die an Montenegro grenzenden albanischen Alpen geben denen von Montenegro an Unwirtlichkeit kaum etwas nach. Ihre Zugänge vom Meere aus, z. B. an dem Drin- und dem Skumbiflusse, sind eher Saumpfade als Handelsstraßen. Der nördliche Quellfluß des Drin führt zu einem ehemaligen See, dem Einbruchskessel von Metoja und des Amselfeldes. Von hier aus ziehen die Wege, außer zur Adria, noch nördlich zur Donau und südlich nach Saloniki. In diesem wichtigsten Knotenpunkte des mittleren Balkans wurde 1389 die vereinte Macht der Balkanvölker vom Sultan Bajasid vernichtet und die Herrschaft der Osmanen über die Halbinsel begründet.

Albanesen, Epiroten und die Einwohner von Akarnanien sind in ihren Karstländern noch heute, wie ehedem, von der Zivilisation kaum berührte Hirtenvölker geblieben. Des Sommers ziehen sie in ihren wilden Bergen umher. Wenn der rauhe Winter naht, steigen sie mit ihren Herden in die Kesseltäler und in die Küstenniederungen hinunter. In letzteren umfängt sie das südliche Mittelmeerklima, ein fruchtbarer Boden und Wasser in Fülle. Leider erzeugt der Wasserüberfluß ausgedehnte fieberschwangere Sümpfe. Die Anschwemmungen dulden hier, wenigstens in ihrem heutigen verwahrlosten Zustande, keine Ansiedelungen, keine Annäherung von Schiffen an ihr Gestade. Etwas günstiger liegen die Bedingungen an der Ostgrenze des Landes. Große Einbrüche haben hier fruchtbare Kesseltäler und die schönen Dessaretischen Seen geschaffen. Wir haben hier gutbevölkerte Kulturzentren, doch wirkt die Höhenlage von 700—900 m, auch die schwierige Verbindung zur Adria und Ägäis, ungünstig auf die Entwicklung dieser Alpengebiete.

Die Küsten Albaniens sind fast frei von Inseln und Buchten, nur bei Durazzo haben die Anschwemmungen aus vorliegenden Kalkinseln, durch Verlandung derselben, eine teilweise geschützte Bucht gebildet. Der Hafen gewährt indessen nur kleineren Fahrzeugen sicheren Schutz. Der einstige Hafen von Südalbanien, Valona, ist bereits verlandet und liegt heute $2^1/_2$ km vom Meere entfernt. Obwohl nun Dalmatien, Epirus und Akarnanien reich sind an Inseln und Buchten, hat sich auch hier kein den Handel beherrschender Hafen entwickeln können. In Dalmatien sind zwar zahlreiche Häfen, meist hinter den Inseln versteckt, von der Natur gebildet worden, aber es fehlt eben, wie erwähnt, jede Verbindung zum Inneren. Gerade hierdurch stehen sie Venedig, Triest und selbst Fiume gegenüber so weit zurück, daß sich aller Handel im nördlichen Adriatischen Meere in diesen drei Häfen konzentriert. Zwischen Epirus und Akarnanien hat sich, durch einen gewaltigen Querbruch, der geschützte Golf von Arta gebildet. In ihn mündet die Arta, einer der größten Flüsse der Halbinsel, welcher bis in das Herz von Albanien, ja bis nach Mazedonien vordringt. Allein die Steilküsten im Süden und Osten des Golfes sind ebenso unnahbar, wie die Anschwemmungsgebiete im Norden desselben. Am Eingange des Golfes hat sich eine kleine Hafenstadt, Prevesa,

entwickelt, doch ist der Zugang zum Meere so flach, daß er nur kleineren Schiffen zugängig ist. Da nun auch die Nord- und Westküste des Peloponnes keinen geeigneten Hafen besitzt, so hat Korfu mit seinem trefflichen Naturhafen, mit seinem ausgezeichneten Klima und seinem fruchtbaren Boden, fast die gesamte Schiffahrt des Südadriatischen und Jonischen Meeres an sich gezogen.

Der Peloponnes ist, mit Ausnahme von Argolis, als das südliche Ende der dinarischen Kreideketten anzusehen. Sein Herzland, Arkadien, ist rings von schwer zu überschreitenden öden Gebirgen umgeben. Weder früher noch jetzt hat deshalb Arkadien Beziehungen zu den Randlandschaften unterhalten. Der peloponnesische Kalkblock wurde erst im Diluvium bis zu 1800 m aus dem Meere gehoben. Die hierdurch geschaffenen Steilküsten sind auch durch die schmalen Anschwemmungsgebiete nur wenig verbessert worden. Die großen Hoffnungen, welche die Neugriechen an die Durchstechung des Isthmus von Korinth gesetzt haben, sind nicht in Erfüllung gegangen. Die Abkürzung des Seeweges nach Kleinasien ist nur unbedeutend, und die Umschiffung des Kap Matapan hat heute ihre Schrecken verloren.

Einzig Argolis nimmt eine Sonderstellung im Peloponnes ein. Diese Landschaft gehört nicht mehr den Dinariden an, sondern ist ein Teil der alten balkanischen Scholle, reich an Buchten und Häfen. Hier lagen die ältesten Kulturstätten Griechenlands, Pflanzstätten der Phönizier und Kretenser, welche die Ausgrabungen bei Tyrins und Mykenä wieder an das Licht gebracht haben. Diese Städte lagen, wie auch der Hafen von Argos, an einem Einbruchsfelde zwischen den Dinariden und der alten Scholle. Die Grenze beider zieht nördlich über den Pindus und den Drinabruch zur Donau.

Die Anpressung der dinarischen Falten im Westen und die Einbrüche der Meere im Osten haben das alte Festland durch Spalten arg zerklüftet. Die bedeutendste dieser Spalten ist der große Murawa-Wardarbruch. Östlich desselben sank das alte Festland meist unter das Kreidemeer. Westlich des Bruches, bis zur Grenze der Dinariden, blieb aber das serbisch-mazedonische Bergland frei von der Meeresbedeckung. In diesem, heute meist zu Serbien gehörenden Gebiete, sind die niedrigen Bergzüge, aus alten Gesteinen bestehend, reich bewässert und mit Laubwäldern bedeckt. Die Täler und Niederungen besitzen einen für den Ackerbau durchaus geeigneten Boden. Der serbische Bauer versteht es indessen noch nicht, den Boden in moderner Weise zu kultivieren. Obstbau und Viehzucht betreibt er mit Vorliebe. Pflaumen und Schweine bilden den Hauptexport des Landes; letztere auf Grund der bequemen Ernährung der Tiere in den herrlichen Eichenwäldern. Die wenig zugänglichen westlichen Grenzgebirge Serbiens weisen tiefe Spalten auf, aus denen, mit den Laven, reiche Schätze von Blei, Silber, Antimon und Eisen ausgebrochen sind.

Ein anderes Erzgebiet Serbiens ist der Kreidekarst östlich der Murawa, an der Grenze von Bulgarien. Wie im Banater Erzgebirge, dessen Fortsetzung dieses Gebiet ist, findet man in ihm nicht nur Erze, sondern auch reiche Kohlenschätze. Weder die Kohlen noch die Erze werden indessen von

den heutigen Serben genügend ausgebeutet, obwohl schon im 14. Jahrhundert deutsche Bergleute aus dem Banat den Bergbau in Serbien begründet haben.

Gänzlich verschieden von Serbien sind die Bodenverhältnisse in Bulgarien und Thrazien. Zur Kreidezeit war dieses Gebiet bis zum Rhodope-Massiv und Bosporus vom Meere überflutet. Infolge des Einbruches des Schwarzen Meeres, bildete sich in dem alten, aber bereits abgetragenen Balkangebirge, ein 450 km langer Längsspalt. Die Scholle brach an diesem nach Norden und Süden in die Tiefe. Nach Norden erhebt sie ihre Ufer steil über dem Donaubruch und steigt allmählich zum Kamme des Balkans empor. Steil fällt sie hier in das Längstal ab, steil steigt sie aus diesem zum südlichen Antibalkan auf, um sich allmählich nach dem Maritzabecken abzusenken. Was man demnach als Kamm von Balkan und Antibalkan bezeichnet, sind eben nur die aufgerichteten Ränder der zerbrochenen alten Gneisscholle.

Balkan wie Antibalkan brechen östlich schroff in das Schwarze Meer ab, nur an dem Bruchtale hat sich eine Bucht mit kleinem Naturhafen gebildet, dem Hafen von Burgas.

Über dem an und für sich unfruchtbaren Kreideuntergrund von Nordbulgarien lagert eine ziemlich mächtige Schicht einer Lehm- und Lößdecke. Die Fruchtbarkeit derselben reicht bei den dortigen Niederschlägen hin, um den Getreidebau zur Blüte zu bringen. Für den Baumwuchs genügen die Niederschlagsmengen indessen nicht, und Nordbulgarien macht deshalb den Eindruck einer ungarischen Pusta. Die zahlreichen Flüsse, welche vom Balkan herunterkommen, werden, bei ihrem flachen Unterlauf, vielfach zu Bewässerungen für den Obstbau verwendet, aber weder hier noch in den tief eingeschnittenen Cañons des Oberlaufes können die Flüsse als Wege zum Balkankamme benutzt werden.

Wenn auch der Balkan nicht gerade eine Sperre zwischen Nord- und Südbulgarien bildet, so ist er doch auch niemals eine besuchte Verkehrsstraße geworden. Die Durchschnittshöhe seiner zahlreichen Pässe ist ziemlich hoch, etwa 1500 m, auch sind dieselben schlecht gehalten und besonders im Winter kaum zu passieren. Zwar ist der Ostbalkan beträchtlich niedriger, als der hohe Balkan, aber er bietet dem Übergange, durch die weit auseinandertretenden Ketten und unzugänglichen Wälder, fast noch größere Schwierigkeiten, als der hohe Balkan. Der steile Abstieg vom Kamme zu dem balkanischen Längstal ist für Massentransporte ebenfalls sehr ungeeignet. Dieses Bruchtal bietet durch seine geschützte Lage in seinem tieferen östlichen Teile eine fast subtropische Vegetation. Nicht nur die vom Balkan und Antibalkan kommenden Gewässer, sondern auch die Thermen, welche vielfach aus den Spalten hervorbrechen, liefern Wasser das ganze Jahr im Überfluß. Anders steht es mit dem westlichen Becken dieses Quertales, mit dem Becken von Sofia. Bei seiner fast 600 m hohen Lage und den kalten Wintern kann die Mittelmeerflora nicht mehr zur Entwicklung kommen. Seiner Lage nach bildet Sofia gewissermaßen das Zentrum der Balkanhalbinsel. Allein der Kessel, in dem es liegt, ist nur klein, hat nur etwa 6 Quadratmeilen Oberfläche. Zur Donau,

auch nach Südbulgarien hin, sind die Pässe von Sofia aus ziemlich leicht zu übersteigen. Nach Westen und Süden stehen dem Verkehr aber das gewaltige Syenitmassiv des Vitosch und das Rhodopegebirge schroff entgegen. Eine schlimme Beigabe für die Hauptstadt eines Landes ist zudem seine Lage in einem bekannten Bebengebiete.

Südbulgarien und Thrazien sind gewissermaßen Spiegelbilder von Nordbulgarien, nur daß sie noch ärmer an Niederschlägen sind als dieses. Der Boden besteht auch hier aus Kreidekalken, die von einer fruchtbaren Humusdecke überlagert werden. Wo nun am Fuße der umliegenden Gebirge, des Antibalkan, des Rhodope und Istrandschagebirges, ferner an der Maritza und ihrer Zuflüsse, genügend Wasser zur künstlichen Bewässerung vorhanden ist, gedeiht eine Mittelmeerflora von großer Üppigkeit. Abseits dieser Gebiete haben wir in Südbulgarien wieder die Pusta, in Thrazien geradezu eine Steppe. Sicherlich könnte auch diese Provinz, bei künstlicher Bewässerung, eine reiche Bevölkerung ernähren, während heute die menschenleere Steppe sich bis an die Tore von Konstantinopel hinzieht. Um die Gunst der Lage von Byzanz richtig erfassen zu können, muß man sich eben der Stadt von der Seeseite aus nähern.

Weder am Schwarzen noch am Marmarameere oder den Dardanellen gibt es einen Naturhafen, der sich mit dem Goldenen Horn vergleichen läßt. Diese schlauchförmige Innenbucht bietet völligen Schutz gegen die heftige Strömung der Meerenge und gegen die vom Winde gepeitschten Wellen. Geologisch ist das Goldene Horn als Querbruch des Bosporus anzusehen. Dieser selbst ist ein Längsspalt, welcher die alte devonische Scholle zwischen Thrazien und Kleinasien erst im jüngeren Diluvium zerteilte. Der Spalt trennte südlich die beiden Kontinente zum zweiten Male an der Dardanellenstraße. Mächtige Basaltmassen entströmten dem Bosporusspalte, gewaltige Trachytlaven dem Dardanellenbruche. Hier wie dort haben die Laven steile Ufer gebildet, deren Benutzung zu Hafenanlagen auch durch lokale Anschwemmungen nicht verbessert wird. Die weltbeherrschende Rolle, welche Byzanz über fünfzehnhundert Jahre als Handelsstadt gespielt hat, ist ihm indessen nur als Hauptstadt des oströmischen und türkischen Reiches, an der Pforte zweier Weltteile und Meere, zuteil geworden. Schon ziehen die Schiffe zum Schwarzen Meere, ohne Byzanz zu berühren. In Kleinasien ist Smyrna, mit ziemlich gutem Hafen, weit zentraler gelegen und mit dem Innenland besser verbunden, als Konstantinopel. Ähnlich steht es mit Saloniki, der Hauptstadt von Mazedonien. Zwischen Saloniki und den Dardanellen liegt die fast hafenlose Anschwemmungsküste von Thrazien. Der Verkehr zwischen Thrazien und Mazedonien ist auf den Seeweg beschränkt, da das aus Urgesteinen bestehende, von Laven durchsetzte, tief zerklüftete Rhodopegebirge, ungeachtet seiner niederen Pässe, nur wenig als Passage benutzt werden kann.

Das wichtigste Gebiet von Mazedonien sind die Fruchtebenen an der Basis von Chalcidice. Hier haben die großen Ströme solche Massen von fruchtbarem Anschwemmungsboden abgelagert, daß sie die einstige Insel Chalcidice seit der Diluvialzeit mit dem Festlande verbunden haben. Von

der Bucht von Saloniki strahlen nun die Landwege zur Adria wie zur Donau hin. Von hier aus ziehen die Schiffe nach allen Richtungen des Ägäischen Meeres. Aus den Ebenen um Chalcidice zog einst das Mazedonien Alexanders des Großen seine Kraft für die welthistorische Aufgabe, die ihm im Altertum zuteil geworden war. Sein gebirgiges Hinterland, ein Teil der alten balkanischen Scholle, ist zwar gut bewässert, auch fruchtbar, aber meist nur ein wenig bekanntes Hirtenland.

Von dem benachbarten Thessalien ist Mazedonien durch einen öden verkarsteten Gebirgszug der Kreidezeit getrennt. Auch sonst ist Thessalien rings von Gebirgen umschlossen. In seinem Becken stand einst das Kreidemeer, welches in zahlreichen Klippen noch heute seine Spuren zurückgelassen hat. Nach der Erhebung der Dinarischen Alpen blieb ein großer Binnensee zurück. In diesen haben die Flüsse Jahr-Millionen hindurch fruchtbaren Boden von den umliegenden Gebirgen hineingeschwemmt. Erst im Diluvium erzwang sich der See in dem engen Tempetal zwischen Olymp und Ossa einen Durchbruch. Vom Penäus entwässert, blieben zwei fruchtbare Becken von zusammen etwa 50 Quadratmeilen Fläche in Thessalien zurück. Die umliegenden Gebirgswälle halten die wasserführenden Winde in solchem Grade zurück, daß Thessalien mit zu den niederschlagsärmsten Gebieten des Balkans gehört. Glücklicherweise bieten die Flüsse mehr als genügenden Ersatz. Wenn auch der Wald in den Ebenen fast gänzlich fehlt, so liefert doch Thessalien in überraschender Fülle Getreide, Südfrüchte, Baumwolle, Reis und Seide. Seine Ernten könnten noch weit reicher ausfallen, wenn die Flußregulierung fortgeschritten wäre und die häufigen Überschwemmungen eingedämmt würden. Gleichwohl ist heute Thessalien, wie im Altertum, die Kornkammer von Griechenland. All seine Produkte strömen nach dem einzigen Ausfuhrhafen des großen Kessels, nach Volo. Die Stadt liegt im innersten Winkel des mächtigen Golfes, eines diluvialen Einbruchs. In ganz Südeuropa gibt es wohl keine so günstig gelegene und geschützte Bucht wie diese, in welcher sich die gesamten Flotten der Balkanstaaten sicher versammeln können. Allein die Thessalonier haben sich niemals die Mühe gegeben, die Konkurrenz mit Saloniki und den Häfen von Ostgriechenland aufzunehmen[1]).

Der wichtigste Hafen von Osthellas war und ist heute wieder Athen geworden, nachdem es lange Zeit völlig verödet war. Ein Hinterland und bemerkenswerte Fruchtebene besitzt Athen allerdings nicht. Das ganze östliche Hellas besteht aus mehreren gänzlich zertrümmerten alten Gebirgsketten, deren Berge zum Teil auch noch ausgesprochenen Karstcharakter besitzen. Den Niederungen zwischen den Ketten fehlen nicht nur die himmlischen Niederschläge, sondern auch dauernde Flüsse. Der einzige Fluß Attikas, welcher sein Wasser das ganze Jahr über beibehält, ist der Kephissus.

[1]) Die griechische Regierung hat durch eine Kommission von Ingenieuren ein Programm für Bahnbauten aufstellen lassen, welche insbesondere Thessalien mit der Adria, mit Mazedonien und Athen in Verbindung bringen sollen. Von Brindisi aus soll, über Santa Quaranta und Athen oder Saloniki, die Post nach Indien um 607 km, gegenüber dem Port Said-Wege, gekürzt werden.

Fast in jedem Jahrhundert wird Hellas von furchtbaren Erdbeben heimgesucht, wie kaum ein zweites Gebiet in ganz Europa. Die häufigen Beben haben die zerklüfteten Berge in gewaltige Schutthaufen verwandelt. Die Trümmermassen werden von den Beben in die Fruchtebenen hineingeworfen und richten hier beträchtlichen Schaden an. Diese Erdbebenplage ist eine Folge des Einbruches, welcher das Ägäische Meer seit Beginn des Diluviums betroffen hat. Längs- und Querspalten durchziehen das Ägäische Meer und die anliegenden Landgebiete. Eine gewaltige Bruchspalte läuft von Saloniki südöstlich zwischen Rhodos und Karpathos hindurch; sie trennt gewissermaßen Europa von Asien wie ihre Verlängerung zum Roten Meere Asien von Afrika scheidet. Der schroffe Abbruch des Meeres längs dieser Spalte hat die unnahbaren Steilküsten von Thessalonien und Osteuböa erzeugt. Eine größere Zahl von Spalten laufen diesem Bruche parallel. Sie trennen Euböa vom Festlande und haben hier den Golf von Volo geschaffen. Sie bilden den Busen von Ägina mit dem korinthischen Golf und die Busen von Argolis, Lakonien und Messenien. Diesen Einbrüchen danken indessen die Busen von Ägina und Argolis, aber auch die vielen Ägäischen Inseln, ihre zahlreichen Buchten und ausgezeichneten Häfen. Als Ersatz für den kargen Boden hat die Natur Ostgriechenland durch diese Einbrüche dem Meere eröffnet. Seit mehr denn dreitausend Jahren haben auch die Ostgriechen, neben den Phöniziern, das Mittelmeer kolonisieren helfen. Erst die Römer drängten sie auf das Ägäische Meer zurück. Selbst unter der türkischen Herrschaft haben die handelstüchtigen Ostgriechen ihre Herrschaft zur See im östlichen Mittelmeer nicht verloren.

In unserer Zeit bereitet sich nun auf dem Balkan eine Neugruppierung seiner Nationen vor. Selbst die weniger zivilisierten dinarischen Völker wollen in die Reihe der Kulturnationen aufgenommen werden. Zweifellos kann die moderne Technik viel zur Beseitigung oder doch Verbesserung natürlicher Hindernisse, besonders auf der Westseite, beitragen. Ein alter Traum scheint sich bei den verschiedenen Nationen des Balkans erfüllen zu wollen, falls nicht die größte Landmacht der Erde, welche bei allen Balkanwirren ihre Hand im Spiele hat, diesen Völkerfrühling vorzeitig wieder vernichtet.

# Gesammelte Schriften des Generalfeldmarschalls Grafen v. Schlieffen[1]).

Von

v. Zwehl, Generalleutnant z. D.

Der Chef des Generalstabes hat im Frieden wenig Gelegenheit, die Aufmerksamkeit nicht militärischer Kreise auf sich zu ziehen. Graf Schlieffen im besonderen, in seiner zurückhaltenden Art, hat sich mit fester Absicht ganz auf dies verantwortungsreiche Gebiet seiner dienstlichen Stellung zurückgezogen. Bei einem Festmahle ihm zu Ehren sagte er: „Feldmarschall Graf Moltke ist bis zu seinem Lebensende oberster Generalstabsoffizier geblieben. Er war nicht Feldherr, nicht Befehlshaber, sondern nur Ratgeber, er kommandierte nicht, sondern führte nur aus, und doch hat er in das Buch der Geschichte unter den Namen des großen Kaisers seinen eigenen Namen inmitten der Namen der größten Heerführer aller Zeiten gesetzt. Viel leisten, wenig hervortreten, mehr sein als scheinen, muß sich somit jeder Generalstabsoffizier zum Wahlspruch nehmen und kann doch gewiß sein, daß ihm zur Befriedigung seines Ehrgeizes noch Raum genug bleibt." Schlieffen hat diese Worte nicht nur ausgesprochen, sondern nach ihnen gehandelt.

In allen großen Organisationsangelegenheiten, und deren waren viele während seiner Geschäftsführung als Chef des Generalstabes, hat er mit Lebhaftigkeit Stellung genommen. In den Fragen der Heeresverstärkung und -Gliederung, im Festungswesen, namentlich in der Bewaffnung und Organisation der schweren Artillerie waren seine Ansichten entscheidend. Insbesondere aber hat er im Generalstabe und damit in der ganzen Armee das Verständnis für das Wesen der großen Operationen mit modernen Massenheeren stark gefördert, wesentlich vertieft. Er ist dabei auf den Wegen, die schon Waldersee auch nicht immer ohne Widerstand betreten hatte, rüstig weitergeschritten. Ob er hierin nicht manchmal sogar zu weit gegangen ist, weil unverstanden die Gefahr einer Verflachung nahe gerückt wurde, bleibe dahingestellt. Wer neuen Gesichtspunkten allgemeinere Geltung verschaffen will, muß sie eben stark betonen, sonst wird er nicht gehört. Im ganzen ist die unter ihm geleistete Arbeit für die Übungen des Generalstabs, der Intendantur im Dienste der Verpflegung großer Armeen bahnbrechend geworden.

Der aus dem Dienst geschiedene Soldat, auch wenn er Tüchtiges geleistet hat, verfällt schon zu Lebzeiten bald der Vergessenheit. Bei Schlieffen trifft dies nicht zu. Er hat sich durch eine selten fruchtbare Tätigkeit als Militärschriftsteller in den sieben Jahren, die er im Ruhestande lebte, noch einen Namen gemacht, der neben den besten aller Zeiten einen ehrenvollen Platz einnimmt und einnehmen wird.

Den breitesten Raum nehmen in seinen Schriften kriegsgeschichtliche Studien ein. Die unter dem Titel „Cannä" erschienene Reihe hat schon deshalb die meiste Beachtung gefunden, weil sie das strategische Denken, die Grundanschauungen des preußischen Generalstabschefs über die Anlage von großen Operationen am klarsten erkennen läßt. — Der von Schlieffen in dieser Studie durchgeführte Gedanke ist folgender: Hannibal hat am 2. August 216 v. Chr. mit 50 000 Mann das römische Heer unter Terentius Varro in der Stärke von 69 000 Mann vernichtend geschlagen. Hannibal ließ die Römer in Flanke und Rücken angreifen. Es entstand eine vollkommene Vernichtungsschlacht, bewunderungswürdig, weil sie

[1]) Zwei Bände. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn, 1913.

allen Theorien entgegen von einer Minderheit gewonnen wurde. „Konzentrisches Wirken gegen den Feind ziemt dem Schwächeren nicht", hat Clausewitz, „der Schwächere darf nicht auf beiden Flügeln zugleich umgehen", hat Napoleon gelehrt. „Der schwächere Hannibal hat aber, wenn auch unziemlicherweise, konzentrisch gewirkt und nicht nur auf beiden Flügeln, sondern sogar gegen den Rücken des Feindes umgangen". —

Als Blücher einst gemeldet wurde, es drohe ihm ein Angriff gegen den Rücken seines Heeres, hat er den aufgeregten Melder mit einer Antwort abgefertigt, die durch Goethe im Götz von Berlichingen klassisch geworden ist. — Es ist hier nicht zu untersuchen, inwieweit Blüchers Wagemut in dem Sonderfall das Richtige traf. — Schlieffen beleuchtet, wie die großen Feldherren der neueren und neuesten Zeit, Friedrich der Große, Napoleon, Moltke, auf den Wegen Hannibals in der denkwürdigen Schlacht bei Cannä gewandelt sind. Denn, das ist der Grundgedanke der Untersuchungen: einfache, „ordinäre" Siege genügten großen Feldherren nicht; sie können noch viel weniger den heutigen Aufgaben des Krieges entsprechen. „Wenn an eine gewonnene Schlacht sich bald eine neue anschließen muß und auch nach dieser die militärische Lage nicht wesentlich verändert ist, so sind das keine modernen Siege. Es gilt den Gegner zu vernichten. Es handelt sich um ein Cannä. — Friedrich der Große war bei seinem größten Siege, bei Leuthen, den Österreichern gegenüber zu schwach, die „force war zu inégale," als daß es möglich gewesen wäre, ihn zu vernichten, obgleich der Anmarsch und die Entwicklung gegen des Feindes Flanke überraschend gut gelangen. — Die Schlachten Napoleons lassen ein anderes Verfahren erkennen. In den meisten Schlachten seiner aufsteigenden Feldherrnlaufbahn hatte er die Überlegenheit der Zahl für sich. Er verstand es, vom Nebensächlichen abzusehen und seine Kräfte auf dem entscheidenden Schlachtfelde zusammenzufassen, den Feind in der Front lebhaft zu beschäftigen und dann mit einem besonderen Heerteil zu überflügeln. Aus der Überlegenheit an Zahl ergab sich von selbst eine Überragung der feindlichen Front und hieraus die Umklammerung. In den Schlachten, die schließlich zu seinem Untergange führten, Leipzig, Waterloo—Belle-Alliance, hat er dies Verfahren nicht mehr anwenden können. „Napoleon hatte sich allmählich von der Vernichtungsschlacht abgewendet, den Weg, der ihn zu seinen großen Siegen geführt, verlassen. Zögernd und vorsichtig nahmen seine Gegner die niedergeworfene Waffe auf. Die Rollen vertauschten sich. Katzbach, Dennewitz und Kulm reichen bereits an Vernichtungsschlachten heran. Der Aufmarsch im Rücken des Gegners, dessen Einschließung von allen Seiten, hätten Leipzig zu dem vollkommensten Cannä gemacht, wenn nicht der Schrecken, den der furchtbare Mann einflößte, die Freilassung eines Auswegs angeraten hätte."

Dieser Gedanke leitet zu den Untersuchungen über, die den Feldzug 1866 betreffen. Es wird der oft bekrittelte, als tollkühn, angeblich nur durch Zufälligkeiten zum Erfolge führende preußische Aufmarsch an der sächsisch-böhmisch-schlesischen Grenze erörtert. Sogenannte strategische Autoritäten hatten den Aufmarsch in Oberschlesien angeraten, der auf dem kürzesten Wege nach Wien führte. Dieser Aufmarsch konnte aber nie zu einem Cannä den Ausgang bilden. Er hätte bei Olmütz den Gegner getroffen. Ergab der Kampf einen Sieg der preußischen Waffen, so ging der Rückzug des Gegners an die Donau, es konnte höchstens ein Wagram, vielleicht ein Aspern, für die Preußen folgen, d. h. Frontalschlachten ohne durchgreifende, vernichtende Siege. Damit zog sich der Krieg in die Länge. Fremden Mächten bot sich Gelegenheit zur Einmischung. Führte gar der erste Zusammenstoß mit dem Gegner zu einem Mißerfolge, so liefen die Preußen Gefahr, gegen Polen gedrängt zu werden. Schlieffen schildert nach zahlreichen, bis dahin weniger beachteten Gesichtspunkten und im Hinblick auf die sich den Plänen Moltkes entgegenstellenden Schwierigkeiten die Gründe, die den Aufmarsch in der gewählten Form bedingten und ihn als den besten erwiesen haben. Er führte zu dem großen

Siege bei Königgrätz und damit zur Entscheidung des Feldzuges in einer Schlacht. Allerdings war ein „Cannä", eine Vernichtung des Gegners nicht erreicht. Dies war in mannigfachen Ursachen, vor allem darin begründet, daß die Unterführer, so vortrefflich sie in der Mehrzahl waren, sich nicht in den Ideenkreis des Schöpfers dieses Operationsplans hineinfanden. Ähnliches traf für die Fortsetzung des Krieges bis zum Erscheinen des preußischen Heeres vor Wien und an der Donau zu. —

Es folgt ein Überblick über den französischen Krieg 1870 bis Sedan, wie der über 1866 von dem Darsteller durchsetzt mit plastischen, packenden Schilderungen der Schlachten und Gefechte. Es wird nachgewiesen, daß bei verständnisvollem Eingehen auf die Moltkeschen Direktiven schon ein vernichtender Sieg für die Deutschen möglich, ja wahrscheinlich gewesen wäre, wenn der Gegner mit versammelter Kraft der Rheinarmee zwischen Saar und Mosel in einer der an sich starken Verteidigungslinien zur Schlacht sich gestellt haben würde. Genauer sind die Unzuträglichkeiten auseinandergesetzt, die sich bei der I. und II. Armee durch das Zusammenschieben auf Saarbrücken und Saargemünd ergaben und ergeben mußten. Ähnliches trifft für die III. Armee durch ihr Zusammenballen bei Weißenburg zu. Diese Vorgänge sind dann zu der Ansicht verdichtet: „Wenn die III. Armee zur Bewältigung jedes Widerstandes, der sich als wirkliche, vielleicht auch als Scheinstellung einer Marschkolonne entgegenstellte, drei Korps zusammenziehen wollte, so würde sie verhältnismäßig geringe Erfolge und große Verluste davontragen, aber schwerlich rechtzeitig die Saar erreichen. Wie der Krieg von 1866 gezeigt hat, muß jede Marschkolonne einer vorgehenden Armee den sich ihr entgegenstellenden Feind allein übernehmen. Die Nachbarkolonnen marschieren vollständig an jenem Feinde vorbei, um sich dann unter Festhaltung ihrer Marschstraße, wenn noch erforderlich, gegen dessen Flanke und Rücken zu wenden." — Diese Ansicht des Feldmarschalls hat für den heutigen Krieg, wo durch die Erhöhung der Feuerkraft die Fronten eine 1870 noch nicht genügend beachtete Stärke erfahren haben, wo infolgedessen die letzten Reste einer noch 1870 in Übung gewesenen Stoßtaktik als beseitigt gelten können, eine erhöhte Bedeutung erhalten. Der Marsch auf den Kanonendonner, der ungezügelte und auch große Erfolge zeitigende Drang aller Truppen, an den Feind zu kommen, so schnell und so vollzählig wie eben möglich, stand ihm entgegen. —

Die Lage Bazaines, nachdem er vor Metz den Oberbefehl über die französische Rheinarmee übernommen, erfährt genauere Würdigung: Durfte er nach Westen abmarschieren, ohne eine entscheidende Schlacht geschlagen zu haben, nachdem wochenlang die Pariser Boulevard-Presse à Berlin geschrien hatte? Es hätte den sofortigen Sturz des Herrschers bedeutet. Das beweisen schon die von der Kaiserin-Regentin einlaufenden Depeschen. Im nächsten Stadium des Krieges sollte sich offensichtlich zeigen, daß die „Leitung des Krieges der öffentlichen Meinung ausgeliefert war". Ohne ihren Druck hätte Mac Mahon schwerlich den unmöglichen Umgehungsmarsch um den rechten Flügel der Deutschen herum versucht, ein Marsch, der zu seiner Vernichtung führte. — Konnte Bazaine abmarschieren, mit dem Heere, seinem starken Troß schneller Metz passieren, und wie wäre es ihm bei einem fluchtähnlichen Rückzuge in mehreren Kolonnen nach Westen und Nordwesten ergangen? Er mußte erwarten, wenn er überhaupt der klaren Überlegung großer Operationen gewachsen gewesen wäre, bei seinem Rückzuge von der Flanke her angefallen und nordwärts gegen die Grenze gedrängt zu werden. „Dann wird Bazaine vollends zum Verräter, nicht nur er ist verloren, sondern auch Frankreich. Die Schwierigkeiten sind groß, sie werden dadurch noch größer, daß der Marschall gar nicht weiß, wie er mit 164 000 Mann und allen dazu gehörigen Pferden, Geschützen und Wagen den Marsch nach Verdun bewerkstelligen soll. Ebenso wenig vermag er sich eine rechte Vorstellung zu machen, wie er mit einem solchen Heere einen Angriff ausführen oder wie er die Schlacht, falls er selbst angegriffen

wird, annehmen und leiten soll. Gegenüber den Gefahren eines Rückzuges nach Verdun ladet Metz mit dem alles beherrschenden St. Quentin zum Verbleiben ein. Es ist ja nicht nötig, sich gleich einschließen zu lassen. In einer starken, an die Festung gelehnten Stellung getraut Bazaine sich noch am ehesten, dem übermächtigen Feinde siegreichen Widerstand zu leisten. Wird dieser zurückgeworfen, so ist immer noch Zeit, zur Offensive überzugehen oder nach Chalons abzumarschieren. Einen Entschluß muß Bazaine fassen, aber am Ende jedes Weges, den er einschlagen mag, ist bereits das Todesurteil des Verräters angeschlagen." — Über Bazaines Entschlüsse ist viel geschrieben, gelehrt und getadelt worden, kaum ist aber treffender als in der Schlieffenschen Darstellung das Tragische seiner Lage in kurzen Sätzen erschöpfend zusammengefaßt. Die Maßnahmen der Deutschen in dieser Periode des Krieges, namentlich des Oberkommandos der II. Armee, Prinz Friedrich Karl, werden einer großzügigen Betrachtung unterzogen, die vielfach zu dem Urteil kommt, daß sie den Moltkeschen Absichten, oft den direkt ausgesprochenen Anweisungen nur unvollkommen Rechnung trugen. Denn „die Generation von 1870 lebte von Napoleonischen Überlieferungen. Was sie für sich als strategischen Schatz aus den Feldzügen des großen Kriegsmeisters geborgen hatte, war aber nicht aus der Periode seiner großen Siege von Marengo bis Friedland, sondern der Zeit seines nachrussischen Unterganges entnommen. Daß Ulm durch eine großartige Umfassung, Jena durch breite, umspannende Flügel, Austerlitz und Friedland durch Angriffe auf eine, Marengo durch solche auf beide Flanken gewonnen war, blieb unbeachtet. Dagegen wurde die Einbildungskraft mächtig angeregt durch den riesenhaften Angriff bei Leipzig am 16. Oktober gegen die feindliche Mitte und durch die wiederholten Versuche bei Waterloo, die Front zu durchbrechen. Daß gerade diese Angriffe mißlungen waren und das tragische Ende des korsischen Helden herbeigeführt hatten, wurde über ihrer Großartigkeit vergessen. Seitdem galt als unumstößliche Bedingung des Sieges die Massebildung vor der Schlacht. In tiefen, gedrängten Kolonnen sollte marschiert, in schmalen tiefen Massen die Armee versammelt werden".

Das Urteil Schlieffens stimmt mit dem Clausewitzens überein, der schon darauf hingewiesen hatte, daß die oft geäußerte Ansicht, Napoleon habe den Durchbruch der gegnerischen Front in seinen Schlachten bevorzugt, unzutreffend wäre. Im Gegenteil, seine großen Siege seien den Flankenangriffen, der Umfassung der gegnerischen Front zuzuschreiben. Einmal festgewurzelte Ansichten, mögen sie auch verständnislos oder auf Oberflächlichkeit gegründet sein, sind nicht leicht zu bekämpfen. Noch in jüngster Zeit war in einem österreichischen fachtechnischen Werke zu lesen, Napoleon sei ein Meister des zentralen Durchbruchs gewesen. Um so wertvoller sind Schlieffens ebenso gründliche wie überzeugende Untersuchungen. — Bei den Operationen, die schon den Rechtsabmarsch der deutschen Heere in nördlicher Richtung schlossen, lud die Schlacht bei Beaumont dazu ein, nachzuweisen, daß schon hier ein großer Teil des französischen Heeres der Vernichtung hätte anheim fallen sollen. — Erst bei Sedan gelang es, ein vollständiges Cannä zu schlagen. —

Wenn man einzelne der beigefügten Skizzen, z. B. Vormarsch der deutschen Heere von den nach dem Rhein zurückverlegten Ausladepunkten im Sinne Moltkes oder „mögliche Offensive der III. Armee gegen Mac Mahon" (zur Schlacht bei Wörth) oder „Vorschlag für die Bewegungen der Deutschen am 17. August nachmittags und für den Vormarsch am 18. August (Schlacht bei Gravelotte-St. Privat) betrachtet, so hat der Einwurf seine Berechtigung, daß diese Vorschläge auf Grund einer zur Zeit des Krieges nicht vorhandenen Kenntnis der Lage gemacht sind. Der Darsteller will aber auch nicht sagen, daß die in diesen Skizzen entwickelte Vernichtungsstrategie hätte durchgeführt werden sollen, daß es kurzsichtig, ungeschickt gewesen wäre, nicht so zu handeln, sondern klarstellen, was auf Grund der von Moltke bei der Passivität des Gegners geschaffenen Lage möglich gewesen wäre, zu erreichen, wenn die Armeeführer seine Gedanken willig erfaßt und hiernach gehandelt hätten. Man kann vielleicht noch weiter gehen und sagen, daß sich

nicht immer der Nachweis wird führen lassen, Moltke selbst hätte die von Schlieffen dargestellte völlige Umklammerung des Gegners klar vor der Seele gestanden, wenigstens nicht immer. — Sie hat sich zumeist wohl erst im Laufe der in andauerndem Wechsel befindlichen Kriegslage als möglich gezeigt, bis sie dann bei Sedan in dem größten Siege aller geschichtlichen Zeiten ihren vollkommensten Ausdruck fand. —

Eine Reihe von Studien ist den Kriegen Preußens in seiner großen Katastrophe und den anschließenden Feldzügen Napoleons gegen die Preußen-Russen gewidmet: „1806" bringt scharf zum Ausdruck, welche schweren Fehler begangen wurden, daß die an Zahl, an kriegsmäßiger Ausbildung und innerer Kraft, an Beweglichkeit, namentlich aber hinsichtlich der zielbewußten Führung so stark unterlegene preußische Armee die entscheidende Doppelschlacht Jena-Auerstädt durchfocht mit völlig verwandter Front. Das Gesicht war nach Berlin, der Rücken dem Rheine zugekehrt. Wie sich daraus die unrühmliche Katastrophe von Prenzlau, die beklagenswerte, wenn auch nicht unehrenhafte Kapitulation des Blücherschen Heeres bei Lübeck entwickelten. Überall wird mit mitleidslosem sicherem Finger auf die wunden Stellen gedrückt. — „Preußisch-Eylau" und „Friedland" beleuchten die Mängel der russischen Heeresleitung, stellen aber gleichzeitig klar, wie Napoleon trotzdem durch die Schwierigkeiten der Jahreszeit, des Kriegsschauplatzes, durch das Zusammenschmelzen seines Heeres einer schweren Krisis nahe kam. Die Schlacht von Auerstädt wird zu Heilsberg in eine interessante Parallele gestellt: Während am 14. Oktober die Preußen kleinmütig die Schlacht verloren gaben, kämpften die Franzosen bei Heilsberg bis zuletzt. „An Napoleons Strategie und Taktik mag vielleicht manches auszusetzen sein, an seiner Tatkraft nichts. Der Charakter, der Wille machen den Feldherrn. Nicht das veraltete System hat Preußen zugrunde gerichtet. Die Pygmäen sind von einem Riesen geschlagen worden." Diese Unerschütterlichkeit des Willens brachte dem Riesen trotz aller Schwierigkeiten den glänzenden Erfolg: „Den angekränkelten Geistern, die in Bartenstein tagten, erschien es als Nebensache, Mittel für die Durchführung eines Verzweiflungskampfes zu schaffen. Hauptsache blieb, was später geschehen sollte, wie die deutschen Angelegenheiten zu ordnen, die französischen Grenzen zu bestimmen, dieser und jener zu entschädigen, das Fell des Löwen zu teilen sein würde. Daß nur Preußen, welches doch unmittelbar am Abgrunde stand, sich nicht einfallen lasse, selbständige Eroberungen zu machen". — Schlieffen kommt zu dem Schluß, daß mit Friedland und Tilsit die Vernichtungsschlachten Napoleons zu Ende waren, er habe Tilsit als den Höhepunkt seiner Laufbahn bezeichnet; in Hinsicht seiner politischen Laufbahn mochte er recht haben. Den Höhepunkt seiner militärischen Erfolge hätte er im Juni 1807 schon, trotz seiner Erfolge 1809, überschritten.

Am eingehendsten ist das Feldherrntum des großen Korsen in der Studie „1813" erörtert. Allerdings ist die ganze Darstellung der Ereignisse von den seelischen Beweggründen, von allem Persönlichen entkleidet. Dem Leser erscheint das strategische Schachbrett auch kaum mit seinen vielen Untiefen, seinen in Nebel, Unsicherheit gehüllten Abgründen und gefährlichen Schründen, sondern mehr als leicht übersehbare Ebene, auf der die Figuren sich schieben lassen. Und doch kann gerade diese Studie nicht nur als ein Meisterstück praktischer Strategie gelten; sie stellt sich in ihrer plastischen Klarheit, ihrer Fülle der Gedanken, in der überzeugenden Sicherheit ihrer Entwicklung vielleicht als das Vollendetste dar, was nach Clausewitz auf diesem Gebiete der Öffentlichkeit übergeben worden ist. — Durch die Schilderung geht zwar der Gedanke, dem sich auch Napoleon nicht verschloß und dem er mit den Worten Ausdruck gab: „ces animaux ont appris quelque chose", daß nämlich ein Teil der Feldgröße des gewaltigen Mannes bis dahin in der völligen Unzulänglichkeit und Unfähigkeit seiner Gegner bestanden hatte. Das hat aber Schlieffen nicht abgehalten, die Züge großer Genialität Napoleons, an denen es auch in diesem Kriege nicht fehlt, zu betonen. Allerdings nicht minder seine

Fehler: das Verfolgen zu vieler Ziele auf einmal und die daraus sich ergebende andauernde Zersplitterung seiner Kräfte auch bei der letzten großen Entscheidung, die Mißgriffe nach der Schlacht bei Dresden, die Versäumnisse, durch die Blücher seinen Rechtsabmarsch längs der Elbe, den Flußübergang und seinen Marsch hinter die Saale ausführen konnte. Aus alldem zieht Schlieffen die Lehre, daß es Napoleon zwar mit kleineren Armeen gelungen sei, den schwächeren Feind zu umklammern, ihn von mehreren Seiten anzupacken und zu vernichten, daß ihm aber mit den großen Heeren dieser Erfolg versagt geblieben sei. Diese wollten sich seiner Hand nicht fügen. „Den Ruhm, mit einer großen Armee gegen eine andere große Armee eine Vernichtungsschlacht zu schlagen, hat er einem anderen überlassen müssen. Fünfzig Jahre nach ihm ist ein Mann erstanden (Moltke), der mit ruhiger Sicherheit die großen Armeen und die weiten Schlachtfelder beherrschte." — Je mehr man in die napoleonische Kriegsführung sich zu vertiefen versucht, um so mehr wird sich die Richtigkeit dieser Ansicht aufdrängen. Die nach den heutigen Ansichten nicht allein fehlerhaften, sondern ganz unmöglichen Marschanordnungen Napoleons haben schon 1812 nicht wenig dazu beigetragen, sein Heer von einer halben Million Streitern auf rund ein Fünftel dieser Stärke während des Marsches nach Moskau zusammenschmelzen zu lassen. Wenn sich die russische Armee bei Smolensk dem genialen Umfassungsmanöver Napoleons entziehen konnte, so verdankte sie es zum Teil den schwierigen Aufmarschverhältnissen sehr starker Kräfte aus einer Marschkolonne. Die Schlacht von Leipzig hätte sich vielleicht anders gestaltet, wenn Napoleon in anderer Gliederung von der Elbe über Düben nach dem Schlachtfelde südlich Leipzig abmarschiert wäre, frühzeitiger dort alle seine Kräfte zur Hand gehabt hätte. Wir stehen oft genug bewundernd vor der Entschluß- und Tatkraft des großen Schlachtenmeisters, aber praktische Marschdispositionen für seine großen Heere können wir nicht aus ihnen lernen.

Zur zweihundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages Friedrichs des Großen hat Schlieffen eine Festschrift verfaßt, die den König in erster Linie in seiner militärischen Bedeutung und als Feldherrn darstellt. Die Tatsachen entnahm er im wesentlichen den Veröffentlichungen von Carlyle, Koser, dem vielbändigen, noch nicht abgeschlossenen Werk der vom Generalstabe herausgegebenen Geschichte der Kriege Friedrichs des Großen. Aber das eingeflochtene Urteil, die großzügige Form der Darstellung sind interessant als Überblick über das heldenhafte Ringen des Königs gegen seine übermächtigen Feinde. Auch hier wird der allen Operationen des königlichen Feldherrn innewohnende Vernichtungsgedanke unter Gewinnung der feindlichen Flanke scharf herausgearbeitet. Weiter wird betont, wie die Person des Königs allein das große Schwungrad bildete für die Kraftäußerungen seines Heeres, wie sein Name allein schon den Schrecken der Feinde bildete. — Dabei werden aber nicht die gemachten Fehler übersehen, vor allem die Verteilung der Kräfte auf zwei weitgetrennte Kriegsschauplätze (Ostpreußen und Böhmen) bei Beginn des Feldzuges 1757. Hieraus entwickelten sich dann der unvollkommene Sieg bei Prag und die schwere Niederlage bei Kolin.

Besonderes Interesse, und zwar nicht allein der militärischen Fachkreise wird eine Anzahl lebendig geschriebener Biographien erregen, in erster Linie diejenigen Gneisenaus und Bismarcks. Auf dem Hintergrunde der großen Katastrophe Preußens ist die Gestalt Gneisenaus in seinem Aufstiege als Verteidiger Kolbergs, als tatkräftiger Gehilfe Scharnhorsts bei der Organisation der preußischen Landesverteidigung zum großen Befreiungskampfe, als genialer, unerschrockener Gehilfe Blüchers gezeichnet. Als ein neuer Held hatte er sich „auf dem Schutthaufen von Kolberg" erhoben. Aber fast unvermittelt sollte „der Hauptmann eines detachierten Bataillons in einer kleinen Garnison" als Feldherr wirken. Auch er mußte erst lernen. Ohne Mißgriffe und Irrtümer konnte er diese Schule nicht durchlaufen. Das Verständnis für die Bewegung großer Massen war nur all-

mählich zu erwerben. Die Zeit im Herbste 1813, wo er oft vorschnell, wie Yorck tadelte, nach jeder Bewegung des Feindes griff, dadurch unnötige und die Truppe an den Rand des Verderbens führende Nachtmärsche veranlaßte, mußte erst überwunden werden. Aber packend schildert der Verfasser, wie Gneisenaus Feuerseele die Lösung fand, um den auf dem toten Punkt angelangten Trachenberger Operationsplan zur großen Entscheidung bei Leipzig auszugestalten. Diese Tat stellt den Höhepunkt seiner Leistungen als Berater Blüchers dar. Daneben hat sein unbezwinglicher Haß gegen den Bedrücker, in dem er sich mit Blücher und Stein vereinigte, seine felsenfeste Überzeugung, daß der Korse vom Throne gestürzt werden müsse, den Grundakkord aller seiner militärischen Taten gebildet. Auch in dem durch Schwarzenbergs Unentschlossenheit in die Länge gezogenen Feldzug 1814 kann Schlieffen diese Haupttriebfeder für Gneisenaus Handeln betonen. Ohne aber die auch hier vorgekommenen Mißgriffe zu beschönigen: „Unvorsichtig, wie schon manchmal zuvor, mag Gneisenau gewesen sein. Wie hätte er aber auch ohne Unvorsichtigkeit und Leichtsinn bei der übergroßen Vorsicht der Verbündeten etwas ausrichten können. Die Hauptschuld an den Unfällen der schlesischen Armee (— bei Montmirail, Vauxchamps usw. in der Zeit vom 10. bis 13. Februar 1814, als sich Napoleon mit ganzer Kraft auf sie warf und in vier Gefechten zersprengte —) trug die Hauptarmee, die Napoleon, anstatt ihn zu verfolgen, freie Hand gelassen hatte. Die Willkürlichkeiten der preußischen und russischen Korpsführer bildeten eine wirksame Beihilfe". — Nicht minder ungeschminkt wird Gneisenaus Verhalten nach der Schlacht bei Laon kritisiert. Während Blüchers Erkrankung hätte es Gneisenau in der Hand gehabt, Napoleon zu vernichten. In um so schärferem Gegensatz dazu kann sein Verhalten *vor* und namentlich *nach* Belle-alliance herausgehoben werden. „Diese Verfolgung — nach der Schlacht — bis zum letzten Hauch von Mann und Pferd wird einen ewigen Ruhmestitel für Gneisenau bilden." — Aber wie immer, so auch hier bei Würdigung seines Helden, verlangt Schlieffen klare Gerechtigkeit, denn er setzt mit Recht hinzu: „Man geht aber zu weit, wenn man behauptet, durch diese Verfolgung sei die Auflösung der französischen Armee erst herbeigeführt worden. Durch Zietens Vorgehen über Smohain sind die Garden zum Rückzug gezwungen; die Auflösung der französischen Armee ist bewirkt worden durch Bülows Rückenangriff auf Plancenoit und das weitere Vorgehen einer Brigade Pirchs auf Maison du Roy und Vieux Manans. Vollendet und verstärkt wird die Auflösung durch jene Verfolger sein." —

Die Schilderung *Bismarcks* faßt vorwiegend die diplomatische Tätigkeit des Staatsmannes als Ausgangspunkt für die militärischen Operationen zusammen. Der Aufsatz hat nur sieben Seiten und doch stellt er einen plastischen Überblick über die großen Richtlinien der militärpolitischen Tätigkeit des Schöpfers der deutschen Einheit dar.

In dem Essay „Der Feldherr" wird das *Persönliche* im Feldherrntum betont. Nicht die *mazedonische* Phalanx, sondern diejenige *Alexanders* habe am Granikus gesiegt. Nicht die römischen Legionen, sondern diejenigen *Cäsars* hätten den Rubikon überschritten, und *Cromwells* gottselige Dragoner bei Naseby gesiegt. *Friedrichs* Potsdamer Wachtparade erstürme Leuthen. *Napoleons* Grenadiere waren in Moskau eingezogen usw. „Die Armeen kranken, altern und sterben mit ihren Feldherren." Der Feldherr müsse gleichzeitig ein hervorragender Staatsmann und Diplomat sein, er müsse als Finanzgenie die ungeheuren Summen beschaffen, die der Krieg fordert. — Der verhängnisvollen Tätigkeit vielköpfiger Oberkommandos während der Kriege gegen Napoleon verdankte dieser nicht wenige seiner Erfolge. Später entdeckte man den Chef des Generalstabes. Seine Entdeckung führte „zur Wiederherstellung des Satzes, der König ist Anführer im Kriege. Der Souverän geht nicht mehr als Zuschauer ins Feld, der dem zum Oberbefehlshaber ernannten General die Zirkel stört, sondern er übernimmt selbst die Feldherrnrolle und hat einen Chef des Generalstabes zur Seite, der ihm über

die Lage der Dinge und über das, was geschehen soll, Vortrag hält. Dieses Verfahren glückte in dem Kriege, den Napoleon III. 1859 gegen Österreich führte, und mißglückte bei seinem Gegner, sowie bei demselben Napoleon im Anfange des Feldzuges 1870; denn die Ernennung zum Chef des Generalstabes genügt nicht; etwas vom Feldherrn muß der Titelinhaber doch in sich haben. Beide Gegner von 1859 kehrten daher, der eine 1866, der andere im Verfolg des Krieges 1870 zu der früheren Methode zurück. Sie ernannten einen Oberbefehlshaber mit unbeschränkter Vollmacht, behielten aber die hergebrachte Einmischung bei. Weder Benedek noch Bazaine hatten sich im Gefühl ihrer Unzulänglichkeit zum Feldherrnamte gedrängt. Nur gezwungen übernahmen sie den Kommandostab. Dem Zwange folgend, hätten sie gar zu gern gesiegt, wenn sie nur in aller Welt gewußt hätten, wie sie es anfangen sollten. Da sie, ungehorsam und widerspenstig, nicht siegten, so wurden sie nach Gebühr zur Strafe, der eine des moralischen, der andere des physischen Todes verurteilt." — In Preußen fand in den Kriegen 1866 und 1870/71 die Feldherrnfrage ihre Lösung in dem Triumvirat König Wilhelm, Bismarck, Moltke. Zum Überwinden der sich auch diesem Triumvirat entgegenstellenden Schwierigkeiten gehörte aber doch, daß sich in ihm ein wirklicher Feldherr befand, ein Mann, der etwas von dem Salböl abbekommen hatte, mit dem einst Samuel den David zum Könige, d. i. zum Feldherrn gesalbt hatte.

In einem Aufsatze „Der Krieg in der Gegenwart" ist erläutert, wie sich Schlieffen die großen Operationen und den Verlauf der Schlacht vorstellt. Er geht davon aus, daß die gegenseitige Überbietung in den Rüstungsmaßnahmen, der Ausbau der Heeresverfassungen, der Schärfung der Waffen aller Art, den Frieden Mitteleuropas länger erhalten hätten als je zuvor. Ein wesentlich bestimmendes Moment sei dabei gewesen — wie in einem ergänzenden Aufsatz „über Millionenheere" näher ausgeführt ist —, daß gerade diejenigen, welche am lebhaftesten den großen Krieg zu verlangen vorgaben, doch eine gewisse Scheu vor ihm empfanden. Sie waren im Zweifel, ob sie auch dem Gebrauch der riesigen Waffen gewachsen wären. Den Verlauf der Schlacht beschreibt Schlieffen in manchen Einzelheiten, in ihren charakteristischen Unterschieden gegen eine frühere, aber noch gar nicht ferne Zeit: die großen Heere, die gewaltige Ausdehnung und doch Leere des Schlachtfeldes, das Zurücktreten des Feldherrn mit seiner Persönlichkeit für den eigentlichen Verlauf des Kampfes. Bei der ganzen Richtung der Schlieffenschen Studien braucht kaum erwähnt zu werden, daß trotz der Schwierigkeiten des Frontalangriffs starke Beschäftigung in der Front, dem Flanken- und Rückenangriff die eigentliche Entscheidung zugeschrieben wird.

In den gesammelten Schriften fehlt ein Aufsatz Schlieffens, der unter der Überschrift „Benedeks Armeeführung nach den neuesten Forschungen" im zweiten Heft 1911 der Vierteljahrsschrift für Truppenführung und Heereskunde, herausgegeben vom Großen Generalstabe, erschienen ist. Der Aufsatz war veranlaßt durch eine in der „Deutschen Rundschau" (Januarheft 1911) veröffentlichte Arbeit von Wilhelm Alter in Wien. Diese brachte wenn auch keine wesentlich neuen, so doch manche bis dahin unbekannten Einzelheiten über Vorgänge bei Ernennung Benedeks zum Oberbefehlshaber der österreichischen Nordarmee. Ferner Urteile über angebliche Protektionswirtschaft im Heere, über verdrießliche Schwierigkeiten im Hauptquartier der Nordarmee, über Eingriffe des vom Kriegsschauplatze weit entfernten Kaisers usw. Schlieffen hat die Enthüllungen, ehe dies noch mit aller Bestimmtheit durch Friedjung geschah, einer genaueren Betrachtung unterzogen und sich ganz besonders mit der Frage beschäftigt, ob, wie es Alter nachzuweisen sich bemühte, Benedek wirklich derjenige Feldherr war, der den Ausgang des böhmischen Krieges wesentlich zu beeinflussen imstande gewesen wäre, wenn man ihm nur freiere Hand gelassen hätte. Er kommt dabei zu einem negativen Ergebnis. — Diese Ausführungen sind eine Ergänzung zu den unter dem Titel „Cannä" über den Feldzug 1866 angestellten Untersuchungen. Glänzend ge-

schrieben, bleiben sie wertvoll, wenn auch die „Enthüllungen", aus der sie hervorgingen, d. i. der bezeichnete Aufsatz Alters, wohl als Fälschungen zu betrachten sind. — Aus den den Schluß der gesammelten Schriften bildenden Reden hebt sich als ein Meisterstück im Aufbau, im Gedankenreichtum wie in der Form die Ansprache hervor, die der Chef des Generalstabes am 26. Oktober 1905 bei der Enthüllung des Moltkedenkmals auf dem Königsplatz in Berlin hielt. In wenigen Umrissen erschien den Zuhörern Moltke, wie er aus der Studierstube, der Einsamkeit des Arbeitszimmers die Leitung der Heere Preußens übernahm in einem Kampfe auf Leben und Tod. Mit einem Schlage hat er den gordischen Knoten durchschnitten, „welchen Jahrhunderte verwirrt und welchen Jahrhunderte zu entwirren vergebens versucht hatten. Das war der Mann der Tat." Es hätte dem greisen Gelehrten das die Phantasie Packende, Legendenhafte gefehlt, das die kriegerische Laufbahn des jugendlichen Korsen auszeichnete, aber auch das Flammenmeer von Moskau, die Schrecken der Beresina, die Flucht von Leipzig, der Zusammenbruch von Waterloo. Der Redner deutete die mancherlei zu überwindenden Schwierigkeiten an, erwähnte die Krisen des Feldzuges 1866 und 1870/71, wie er sich gerade durch diese das felsenfeste Vertrauen der Armee erworben hätte. „Solches Vertrauen konnte nur einem Manne entgegengebracht werden, der sich nicht durch die Drangsale des Augenblicks meistern ließ, der den ewig ruhigen Blick nach vorne gerichtet hielt und die Zukunft kannte, nicht als Prophet und Seher, sondern als einer, der aus dem Buche der Vergangenheit herauszulesen gelernt hat, was da kommen wird und was da kommen muß, der schon damals auf der Höhe von Sadowa, als es schlecht zu stehen schien und alles bestürzt und sorgenvoll fragte, wie wird das enden, was wird kommen, imstande war zu melden: Eure Majestät haben den Feldzug gewonnen." —

Ob Schlieffen, wenn die Aufgaben eines Moltke an ihn herangetreten wären, sie mit dem gleichen oder ähnlichen Erfolge gelöst hätte, wie sein großer Vorgänger, kann niemand wissen. Es hieße aber das Recht der freien kriegsgeschichtlichen Forschung in Frage stellen, wollte man aus diesem Grunde die abgegebenen, wohlbegründeten Urteile zurückweisen. Moltke betont, die Kriegsgeschichte dürfe nicht wertvolle Prestigen zerstören. Schlieffen tut das auch nicht. Die Großen bleiben bei ihm immer groß, selbst wenn sein wohlgeschultes Urteil Irrtümer aufdeckt. Der große Krieg ebenso wie Moltke treten uns in plastischer Größe entgegen, dem General Konstantin v. Alvensleben wird von neuem ein Denkmal für seine große Tat am 16. August gesetzt. Die Selbsttätigkeit vieler Unterführer erscheint in glänzendem Lichte. Auch der große Korse bleibt in seiner Darstellung riesengroß. Seine Mißgriffe lassen Genialität und Tatkraft in anderen Fällen in nur um so hellerem Lichte erstrahlen. Allerdings sind die Schriften von mangebrachter Beweihräucherung frei.

Bei seinem Ausscheiden aus dem Dienste hat der Feldmarschall an die Offiziere des Generalstabes die Worte gerichtet: „Im Auslande wagt sich keiner an den Generalstab heran, alle unsere Feinde sind überzeugt, daß der deutsche Generalstab das Vermächtnis des Mannes von Sedan geborgen hat und sich im sicheren Besitz des Geheimnisses des Sieges befindet." Gewissenhaftes Eindringen in die Schlieffenschen Schriften kann die Fähigkeit, diese Hoffnung ihres Verfassers zu verwirklichen, nur begünstigen. Wer allerdings aus diesen Schriften herauslesen wollte, daß die Umfassung der feindlichen Front immer und überall verwendbar wäre, befände sich in einem oft folgenschweren Irrtum. Das Moltkesche Wort: „Erst wägen, dann wagen" ist nicht veraltet. Der Feldherr wird sich oft mit kleineren Erfolgen begnügen müssen. Schlieffen weist nur nach, daß die Umfassung die größten hervorzubringen imstande ist, und daß die wahren Feldherrnnaturen diese erstrebten. So dürfte auch die Antwort Schlieffens auf den Einwurf, diese stete Betonung des Vernichtungsgedankens hätte etwas Einseitiges: „Ja, es mag ja langweilig sein, es kommt eben immer auf das dumme Gesiege heraus," aufzufassen sein.

# Kunst und Kunstgeschichte.

## Albrecht Dürers Kupferstiche.

Albrecht Dürers Kupferstiche in getreuen Nachbildungen mit einer Einleitung herausgegeben von Jaro Springer. München 1914, Holbein-Verlag.

Bei der Besprechung eines Reproduktionswerkes wie der kürzlich im Holbein-Verlag erschienenen „Kupferstiche" Albrecht Dürers sieht sich der Referent vor die prinzipielle Frage nach der Bedeutung eines solchen Unternehmens gestellt.

Das angestrebte Ziel ist ein zweifaches: Das Buch soll „dem kunstsinnigen Laien zum Genuß, dem Gelehrten zum Studium" dienen. Der Verlag meint, der gebildete Deutsche sollte in seinem Hause die Kupferstiche Dürers ebenso zur Hand haben wie die Gedichte Goethes oder Sonaten Beethovens. Dieser Vergleich gleitet über einen wesentlichen Gegensatz zwischen den Werken der musischen und der bildenden Künste hinweg, er vernachlässigt die Tatsache der zeitlichen Einmaligkeit, der räumlichen Gebundenheit der Erzeugnisse der bildenden Kunst, welche selbst bei Werken besteht, die auf einem Vervielfältigungsverfahren beruhen, wie die Kupferstiche. Er setzt voraus, daß die mit einem neuen, ausgezeichneten Kupfertiefdruckverfahren hergestellten Reproduktionen der Kupferstiche Dürers den Originalen nahezu gleichwertig seien und ihre Betrachtung das Studium der Originale ersetzen könne. Das ist ein Irrtum. Das Studium der Originale ist ebenso unersetzlich als diese selbst. Es sei zugestanden, daß die vorliegenden Reproduktionen alle bisherigen photomechanischen Verfahren übertreffen und selbst den Vergleich mit den viel kostspieligeren Heliogravüren der Reichsdruckerei bestehen. Die Blätter sind insofern Faksimilia, als der Kupferstichdruck, welcher in gewissem Sinn eine wirkliche mechanische Nachahmung des Kupferstichverfahrens ist, den Blättern den Charakter graphischer Erzeugnisse bewahrt, der bei allen anderen photomechanischen Verfahren (Autotypie usw.) verloren geht. Die Linien haben ein gratiges Aussehen, die Schwärzen meist den samtigen Ton der Originale. Dennoch verhalten sie sich zu den Originalen etwa wie die Klänge eines vorzüglichen Grammophons zu denen des Orchesters. Auch ein schlechter Originalabdruck steht höher als die Reproduktion eines guten. Eine Beethoven-Symphonie wird, auch von einem Provinzorchester gespielt, einen künstlerisch höheren Eindruck vermitteln als die Grammophonaufnahme eines erstklassigen Orchesters. Es wird immer „Nebengeräusche" geben. So ist die Schärfe der Linien des Originals oft nicht erreicht, ganz zarte Details gehen verloren, der Gesamtton hat nicht selten einen Stich ins Graugrüne. Die Vortäuschung des Originalabdruckes ist nicht gelungen. Gott sei Dank! Denn jeder Fortschritt in den Reproduktionsverfahren ist eine neue Gefahr für die Originale. Sie werden nicht materiell, aber geistig entwertet. Der oberflächliche, ehrfurchtslose, fahrige Charakter dieses Zeitalters, der sich stets mit einem Ungefähr begnügt, hat eine Welt der Surrogate geschaffen, nimmt Papierzettel für Gold und Klischees für Bilder.

Von dieser Seite her scheinen mir Reproduktionswerke verdammenswert, um so gefährlicher, je besser sie sind. Sie führen vom Original ab, indem sie ihm in-

folge ihrer Billigkeit unlautere Konkurrenz machen. Die alten Umrißstiche von ehedem gaben ein Erinnerungsbild, welches gerade durch seine Mangelhaftigkeit anregte und zum Aufsuchen des Originals, zur Beschäftigung mit diesem leiteten. Dieser kunstpädagogische Gedanke wohnt ja allerdings auch einer Ausgabe wie der vorliegenden inne. Den kunstsinnigen Laien wird auch diese fortgeschrittene Reproduktion „drängen, den Grundtext aufzuschlagen", er wird an ihr abendelang in Muße studieren können, was er aus den Originalen in kurzen Stunden an Genuß geschöpft hat, an ihrer Hand wird er sich Rechenschaft geben von dem, was er erlebte, als er sich den Originalen mit der gebührenden Ehrfurcht nahte. Um dieses Gerechten, dieser zehn oder hundert Gerechten willen sei der Wert einer solchen Ausgabe anerkannt.

Ihr anderes Ziel war, dem Fachmann als Studienbehelf zu dienen. Die Ausgabe hat einen durchaus wissenschaftlichen Charakter. Dieser liegt schon in der Abgrenzung des Stoffes, die auf Grund einer technischen Scheidung erfolgt ist. Aus dem graphischen Werk Albrecht Dürers sind die Kupferstiche herausgelöst, übrigens auch das eine Gefahr für das richtige Verständnis durch den Laien, dem der Gegensatz zwischen Kupferstich und Holzschnitt nicht so wesentlich ist wie dem Fachmann, bei dem vor allem die ergänzende Kenntnis Dürers als Holzschneider nicht ohne weiteres vorausgesetzt werden und der daher leicht zu einer schiefen Auffassung von Dürers Kunst gelangen kann. Der Kenner, welcher in den Sammlungen die graphischen Blätter Dürers stets nach einem inhaltlichen Schema angeordnet findet, wird im Gegenteil aus diesem Herausgreifen einer technisch einheitlichen Gruppe nur Gewinn ziehen. Der unsere historischen Disziplinen beherrschende Entwicklungsgedanke kann nunmehr in fruchtbarer Weise angewendet werden. Die Entwicklung der künstlerischen Darstellung der Formen hängt aufs engste mit der technischen Entwicklung zusammen, die sich an einer solchen Reihe beobachten läßt. Darum ist auch die natürliche und allein wissenschaftliche Anordnung, die jetzt bei derartigen Publikationen allgemein vorherrscht, die chronologische. In einer durch ihre schlichte Sachlichkeit und eine gediegene Prägnanz des Ausdrucks wohltuenden Einleitung, in der auch alles Nötige über die Reproduktionstechnik und die Lebensdaten Albrecht Dürers gesagt ist, setzt Professor Jaro Springer die von ihm getroffene chronologische Reihenfolge auseinander.

Von 1503 an hat Dürer mit wenigen Ausnahmen seine Kupferstiche mit Jahreszahlen versehen. Die Einreihung der wenigen nicht datierten Blätter, wie des heiligen Eustachius, kann kaum zum Gegenstande einer Streitfrage werden. Von der üblichen Datierung weicht Springer hier nur in zwei Fällen ab. Er setzt den monumentalen, 1526 datierten Apostel Philippus an den Endpunkt der ganzen Reihe nach dem „Erasmus", welcher gemeinhin als Dürers letzte stecherische Arbeit gilt. Die Begründung aus der besonders nahen Verwandtschaft mit den großen Apostelgemälden in der Münchner Pinakothek leuchtet ein. Bemerkenswert ist die Umdatierung des meist vor 1503 angesetzten „großen Glücks" oder der „Nemesis". Die Notwendigkeit, den „unbarmherzig entblößten Leib dieser reifen Fortuna" nach dem Stich mit Adam und Eva von 1504 anzusetzen, wird nicht jedermann überzeugen. Es möchte vielmehr scheinen, als ob der kunstvoll konstruierte, kanonhafte Akt der Eva den Abschluß der Bemühungen Dürers um dieses für seine Entwicklung so bedeutsame Formproblem bildete, das für ihn damit gelöst war, während aus den ungefügen Proportionen der Fortuna noch das krampfhafte, fast naive Streben des Künstlers spricht, die reale Form in das ersehnte Proportionsschema zu zwingen. Die Nemesis ist die entkleidete Dame des frühen „Spaziergangs". Auch das Streben nach pathetischem Ausdruck, das zum erstenmal an der Physiognomie der Diana auf dem Stich auffällt, der nach Springer noch vor der Nemesis entstanden wäre, fehlt bei dieser. Ein zweiter Punkt ist Springers Hypothese, daß der untere Teil des Blattes, die Landschaft mit der Etsch und der Ortschaft Klausen, später entstanden sei und zwar 1507, nach der Rückkehr von der venezianischen

Reise. Auch dagegen ließen sich Argumente anführen. Springers Ansicht ist letzterdings aus seinem Zweifel an der vielumstrittenen ersten venezianischen Reise von 1495 hervorgegangen. Von dieser Frage ganz abgesehen und ohne darüber zu rechten, ob es wahrscheinlich sei, daß Dürer noch 1503 allenfalls eine acht Jahre ältere Skizze benützt habe, soll nur festgestellt werden, daß die trotz des realen Substrats phantastische Felsenlandschaft auf dem Nemesisblatt auch technisch den Landschaften auf dem Eustachius und dem „Meerwunder", die bestimmt vor die venezianische Reise von 1504 fallen, sehr nahe steht, sich hingegen auf den späteren Blättern nirgends mehr analoge Reminiszenzen an die Heimreise durch Tirol finden. All dies, sowie gewisse Übereinstimmungen in Einzelheiten mit früheren Blättern — die Flügel der Nemesis erinnern an die auf dem Wappen des Todes von 1503, der zackig flatternde Gewandzipfel an den in der Hand der Frau auf dem „Traum des Doktors" — scheinen mir doch für die frühere Datierung des Blattes um 1503 zu sprechen.

Das einzige datierte Blatt aus der früheren Zeit sind die Hexen von 1497. Dieses sowie der sicher datierbare Stich mit dem Monstrum von 1496 bilden den wichtigsten Anhaltspunkt zur Anordnung der älteren Blätter. Auch da spielt wieder das Moment der fraglichen Italienreise von 1496 herein. Wenn man mit einer solchen rechnet, so erscheint es verwunderlich, warum außer dem heiligen Sebastian an der Säule nicht auch die Buße des heiligen Chrysostomus nach 1496 angesetzt wird, statt vor dem noch ganz aus der gotisch-nordischen Tradition der Wolgemut- und Hausbuchmeisterrichtung stammenden „kleinen Kurier" und dem „Spaziergang". Der Ausblick in die Hintergrundslandschaft an der scharf abgesetzten Vordergrundskulisse vorbei, sowie die Art, wie das Figürchen des kriechenden Heiligen in die Landschaft gesetzt ist, scheint mir nicht minder für eine Kenntnis der venezianischen Kunst der Bellini-Schule zu sprechen, jedenfalls aber für ein vorgeschritteneres Verständnis des Verhältnisses zwischen Mensch und Landschaft als bei dem „Spaziergang", wo die Silhouetten der Figuren noch stark am Hintergrund kleben.

Die sonst meist summarisch vor 1496 datierte Gruppe von Stichen bringt Springer in eine sehr überzeugende chronologische Reihe, an deren Spitze der bisweilen angezweifelte wilde Mann vor 1490 angesetzt wird. Ein begreifliches Feingefühl hat den Autor verhindert, vor dieses Blatt noch den unbenannten Kupferstich mit vier nackten Figuren zu setzen, den Anton Springer einmal auf Grund der offenbaren Verwandtschaft im Typus der einen Jünglingsfigur mit dem ersten Selbstporträt in Silberstift in der Albertina in Dürers Jugendwerk aufzunehmen empfahl, ein Vorschlag, der, wie der Autor in der Einleitung zurückhaltend bemerkt, seinerzeit vielleicht mit Unrecht abgelehnt wurde.

Springers Einleitung wird trotz ihrer Knappheit und ihrer Beschränkung auf das Teilgebiet der Kupferstiche als ganz reife Behandlung des kostbaren Gegenstandes in der wissenschaftlichen Dürer-Literatur einen Ehrenplatz erhalten. Man staunt, wenn man bedenkt, mit wie viel mehr Worten andere viel weniger darüber gesagt haben. Populäre und wissenschaftliche Darstellung müssen durchaus nicht die Gegensätze sein, als welche sie der gemeine Sprachgebrauch hinstellt. Aber nur einem sehr überlegenen wissenschaftlichen Verstand wird es gelingen, diesen Gegensatz aufzuheben. So ist eigentlich das Umgekehrte von dem erreicht worden, was der Verlag als den Zweck des Buches bezeichnet. Es müßte heißen: „Dem kunstsinnigen Laien zum Studium, dem Gelehrten zum Genuß."

Georg Sobotka.

# Literarische Rundschau.

## Hayms Romantische Schule.

Die Romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. Von Rudolf Haym. Dritte Auflage, besorgt von Oskar Walzel. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1914.

Als im Jahre 1870 Hayms „Romantische Schule" zum erstenmal herauskam, bedeutete sie ein wissenschaftliches Ereignis ersten Grades. Hatte doch die deutsche Literaturgeschichte bis dahin weniges aufzuweisen, das sich mit dieser imponierenden Darstellung einer kurzen Epoche deutschen Geisteslebens hätte vergleichen lassen. Das Buch hat denn auch einen übermächtigen Einfluß auf die weitere Erforschung der Romantik ausgeübt. Wenn wir von den grundlegenden Kapiteln in Kobersteins Literaturgeschichte, von Diltheys meisterlichem Novalis-Aufsatz des Jahres 1865 und seinem fast gleichzeitig mit Hayms Werk erschienenen Torso der Schleiermacher-Biographie mit ihrer gedrängten, aber vorzüglichen Charakteristik des Schlegelschen Kreises absehen, war die ältere Romantik bis dahin ein Stiefkind der Literaturforschung gewesen. Die reichen Quellen lagen noch verschüttet, und nur schüchterne Versuche waren gemacht worden, den Schutt zu entfernen. Und nun kam Haym mit seiner an den Biographien Wilhelm von Humboldts und Hegels erprobten Fähigkeit, riesige Stoffmassen zu bewältigen und alle Strömungen einer bewegten Zeit von einem Zentrum aus zu übersehen, und türmte Quadern auf Quadern zu einem Riesenbau, der die vorher kaum geahnte Bedeutung der älteren Romantik für die deutsche Geistesgeschichte weithin sichtbar machte. Erstaunlich war die Energie, mit der Haym das weitschichtige Material, das vor ihm niemand in seiner Gesamtheit auch nur überblickte, sich zu eigen gemacht und derart verarbeitet hatte, daß er fast nie in Versuchung kam, Rohstoff zu geben, sondern alles in die strenge Darstellung einer reichen Zeit auflöste. Die deutsche Literaturforschung machte sich bald nach Haym daran, die von ihm benutzten Quellen allgemein zugänglich zu machen. Nachdem zuerst der Historiker Georg Waitz die Briefe Carolinens in musterhafter Weise veröffentlicht hatte, hat Minor die verschollenen tiefgründigen Jugendschriften Friedrich Schlegels zum erstenmal gesammelt und Walzel die Briefe Friedrichs an August Wilhelm Schlegel bekannt gemacht. Andere Publikationen schlossen sich an, und allmählich gelang es, mit vereinten Kräften jenes ganze Gebiet durchzupflügen, das Haym einst souverän beherrscht hatte. Jetzt setzte auch die Kritik ein. Haym hatte als Sohn eines realistischen Zeitalters über eine Generation zu Gericht gesessen, die, in einer außerordentlich komplizierten Zeit geboren, die heterogensten Eindrücke eingesogen und früh den Geist daran gewöhnt hatte, feste Begriffe aufzulösen, die seither wieder reale Bedeutung gewonnen haben; jener Generation genügte es schon, die großen Probleme der Menschheitsbildung kühn ins Auge zu fassen, wenn sie auch dadurch noch keiner Lösung zugeführt wurden. Es war ein Geschlecht, das die Geburtswehen einer neuen Zeit zu spüren glaubte und sich an den höchsten Aufgaben berauschte. Der Positivist sah in ihren Werken überall nur das Verneinende, das Unvollendete und urteilte streng über die romantischen Genossen. Die Generation vom Ende des Jahrhunderts hingegen berührte sich in ihrem Denken und Fühlen stark mit den Stürmern vom Anfang des Jahrhunderts. Walzel und die von ihm Angeregten haben sich denn auch im Gegensatz zu Haym nicht auf einen der Romantik fremden Standpunkt gestellt, sondern aus dem Innersten jener und ihrer

eigenen Zeit heraus die Theorien der Romantik zu erforschen gesucht. Insbesondere wurden die unzähligen Fäden, die von der Dichtung und der Theorie des Weimarer Klassizismus zu den Theorien der Romantiker hinüberführen, aufgezeigt und das Verbindende stärker betont, als es Haym getan hatte. Ricarda Huch hat dann mit ungewöhnlicher Einfühlungskunst das Denken und Fühlen der Romantiker geschildert und weiteren Kreisen nahegebracht.

So war denn ein neues Bild der Romantik entstanden, aus Sympathie erforscht und mit Liebe erfaßt, dessen wissenschaftlich gesicherte Züge in gedrängtester Formulierung Walzels für die Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" verfaßte treffliche Skizze „Deutsche Romantik" bietet. Und doch, so sehr man auch über Haym hinausgegangen war, sein Buch war nichts weniger als überwunden. Denn alles Tatsächliche war dort so zuverlässig niedergelegt und in das Ganze der mannigfaltigen Zusammenhänge verarbeitet, daß das Buch von niemand entbehrt werden konnte, der sich mit der Romantik eingehender beschäftigen wollte.

Haym selbst kam nicht zur Bearbeitung seines Werkes für eine neue Auflage, obwohl er manche Ansicht mit der Zeit aufgegeben, manches schroffe Urteil gemildert hatte. Nach seinem Tode behalf man sich zunächst mit einem anastatischen Neudruck, dem im Jahre 1906 eine zweite unveränderte Auflage folgte. Doch damit war dem Bedürfnis nicht genügt. In allen seinen äußeren Beigaben war das Buch veraltet oder doch für den Benutzer verwirrend, der auf Schritt und Tritt auf ungedruckte Quellen hingewiesen wurde, die doch seither allgemein zugänglich gemacht worden sind; es mußte einer kundigen Hand anvertraut werden, sollte es den Anforderungen einer um mehr als vier Jahrzehnte emsiger Arbeit fortgeschrittenen Forschung entsprechen. Niemand war hiefür geeigneter als Walzel. Walzel sah ein, daß Hayms Werk ein Denkmal der Persönlichkeit des großen Gelehrten ist und daß man mit einem Buche dieser Art nicht so verfahren dürfe, wie wir es leider an Burckhardts „Kultur der Renaissance" erlebt haben, wo der Herausgeber sich als Bearbeiter des Burckhardtschen Textes betätigen zu müssen glaubte. Walzel hat, von der unbedingt notwendigen, mit Takt und Geschick durchgeführten Einordnung der umfangreichen Zusätze in den Textteil abgesehen, den Wortlaut Hayms unangetastet gelassen, obwohl ihn, wie er selbst im Vorwort gesteht, über der Arbeit nicht selten ein Unbehagen packte angesichts der überscharfen Urteile des Verfassers über die romantischen Freunde. Er hat dann insbesondere Hayms reiche Nachweise unter dem Text einer gründlichen Revision unterzogen, deren sie sehr bedurften und für die ihm jeder künftige Leser dankbar sein wird. Es hatte keinen Sinn, Irrtümer Hayms, die inzwischen von der Forschung berichtigt worden, in der neuen Auflage mitzuschleppen und etwa die falsche Zuweisung einer anonymen Arbeit an Friedrich Schlegel, die tatsächlich August Wilhelm gehört, aufrechtzuerhalten (S. 240; vgl. 1. Auflage S. 208) oder noch heute mit Haym zu wiederholen, daß ihm eine Abhandlung Friedrich Schlegels unauffindbar gewesen, die doch inzwischen längst nachgewiesen worden ist (S. 207; vgl. 1. Auflage S. 184) usw. Solche und ähnliche Berichtigungen, die dem Benutzer des Werkes künftig sehr oft langes Suchen und Irren ersparen werden, stehen da, ohne sich hervorzudrängen, nur dem Kenner bemerkbar. Und mit gleich vornehmer Zurückhaltung ist auch Walzels bibliographischer Anhang am Schlusse des Bandes verfaßt, der zu jedem einzelnen Kapitel aus der unabsehbar reichen Literatur der letzten Jahre das Fördernde, über Haym Hinausweisende anführt und in seiner knappen Fassung eine vorzügliche Musterung der Ergebnisse der neueren Romantikforschung bietet.

Dank diesem Anhang hat Walzel dem trefflichen Werke, ohne an dessen Gefüge zu rütteln, dennoch zu einer Verjüngung verholfen. Und so wird dieser von ihm erneuerte Haym fortan ein nicht zu entbehrendes Handbuch bleiben, so lange nicht das Buch über die Romantik erschienen ist, das wir von Walzel erwarten.

Jonas Fränkel.

*λδ.* **Meta Hauch.** Roman. Von Lucie Hörlyk. Aus dem Dänischen von Pauline Klaiber. München, Verlag Albert Langen. 1913.

Eine skandinavische Dichterin erzählt die schlichte und poesiereiche Geschichte eines jungen Mädchens bis zu seiner Verheiratung. Meta Hauch ist in stiller Ländlichkeit aufgewachsen, umgeben von der Fürsorge eines verständnisvollen Vaters, fern von allem, was einen reinen Sinn beleidigen könnte. Mit siebzehn Jahren kommt sie zu Verwandten in die Großstadt und macht dort die ersten, an sich unbedeutenden, aber für ein so zartes und wohlbehütetes Mädchengemüt schwerwiegenden Erfahrungen. Ihre selbstlose Natur kann sich nie ganz mit der jugendlich-egoistischen Art ihrer Altersgenossen abfinden, und nach der Rückkehr in die Heimat schenkt sie ihre Hand und ihre reiche, mitleidsvolle Liebe einem etwas kränklichen, doch noch nicht alten und feinfühligen Weltmann, einem Vielerfahrenen, auf den das Ungewöhnliche, Rührende dieses ganz reinen Wesens einen Reiz ausübt. — Lucie Hörlyk, die leider schon verstorbene Dichterin, hat diese Geschichte mit echter Poesie erzählt. Das Mädchen im Backfischalter ist wohl kaum, etwa nur noch von Lou Andreas-Salome, so fein erfaßt, so lebenswahr dargestellt worden. Von den verschiedenen Backfischtypen hat Lucie Hörlyk gerade denjenigen gezeichnet, der am schwersten erkannt und erfaßt wird und den zu schildern am ehesten eine Frau berufen ist: das herzens- und gesinnungsreine, weltfern erzogene, sensible, aber unverbildete Mädchen, das im Entwicklungsalter und darüber hinaus eine fast trotzige Verschämtheit, einen heftigen Glauben an die Reinheit und Güte der Welt, eine Mischung von Lebenslust und Gewissensernst zeigt und aus seiner glorioſen Unenttäuschtheit heraus an jeden Menschen die Anforderung stellt, verehrungswürdig zu sein. Neben der Gestalt der Meta Hauch schildert die Dichterin mit der selbstverständlichen Charakterisierungskunst eines Berufenen, der auch ein Anflug ernsten Humors nicht fehlt, die moderne großstädtische Jugend, die Emanzipierte, den werdenden Sozialdemokraten, die ästhetisch Überspannten beiderlei Geschlechts, das Mädchen von dunkler Herkunft und dunkler Zukunft, den wortreichen allerjüngsten Privatdozenten. — An Lucie Hörlyks Roman könnten viele einzelne Vorzüge gerühmt werden, die ein wahres Talent und eine große nationale Schriftstellertradition kennzeichnen, den klaren, abwägenden Blick für das Verhältnis des geschilderten Einzelfalles zu der Mannigfaltigkeit des Lebens überhaupt, das feine Stilgefühl, das die Beziehung von Stoff, Anordnung und Sprache ohne alle Künstelei regelt, die Distanz zu Handlung und Personen; aber dies alles ist zusammengefaßt in der Dichtergabe überhaupt, die man Lucie Hörlyk als einer der wenigen Auserlesenen zusprechen darf.

*μν.* **Heinrich Leuthold.** Gesammelte Dichtungen. Eingeleitet und nach den Handschriften herausgegeben von Gottfried Bohnenblust. Frauenfeld, Huber & Co. 1914.

Endlich ist die langerwartete Gesamtausgabe der Dichtungen von Heinrich Leuthold erschienen. Dem Unternehmen standen allerlei Schwierigkeiten im Wege. Die Leutholdschen Gedichte waren teilweise in Fassungen bekannt, die von Geibel korrigiert und ziemlich willkürlich verändert worden waren, teilweise existierten sie nur in vielfach umgeschriebenen Konzepten. Dr. Gottfried Bohnenblust hat die Redaktion mit Sorgfalt, Takt und Pietät besorgt. Er fügt der Ausgabe eine biographische Skizze bei. Die Ausstattung der drei Bände ist einfach und vornehm; drei Bildnisse Leutholds, worunter das Porträt von Lenbach, bereichern das Werk. Leutholds Dichtung, die nun so weit als möglich vollständig vorliegt, umfaßt Lyrik, Epik in Versen, Übersetzungen. Wenn Leuthold in der Lyrik, deren Form er virtuos zu meistern imstande ist, nicht oft den ganz reinen Klang, die innerliche Abgeklärtheit der größten Lyriker erreicht hat, so erweist er sich dagegen als meisterhafter, kongenialer lyrischer Übersetzer von unerhörter Vielseitigkeit und feinstem Kunstempfinden. Mit dem gleichen unfehlbaren Gefühl für das Charakteristische des Sprachgeistes im allgemeinen und des einzelnen Dichters im besonderen und mit einer höchst entwickelten, mühelosen Sprachkunst überträgt Leuthold die bilderreiche, schwertönige griechische Lyrik, die gesanglichen Volksweisen von Burns, Victor Hugos ausdrucksreiche, kühne Sprache, Lamartines edle Klänge und Bérangers volkstümliches Pathos. Diese vollendeten Übersetzungen allein würden genügen, um Leutholds Dichterunsterblichkeit zu sichern. Einen kleinen Teil von Leutholds Werken machen die epischen Dichtungen aus. Unter ihnen ragt „Penthesilea" durch Kraft des Ausdrucks hervor. Doch ist diesem wie dem Geist der Dichtung überhaupt so ganz der Charakter des Griechischen gewahrt, daß wir vor allem wieder an die bewunderungswürdigen Eigenschaften des sich künstlerisch Einfühlenden, des unnachahmlichen Übersetzers und Nachdichters erinnert werden. Es gibt dem schweren Menschen- und Dichterschicksal Leutholds eine Verklärung, daß der leidenschaftliche Künstler, dem der letzte Hochflug doch nur selten gelang, dennoch seinen Sprachgenossen ein edles Vermächtnis hinterlassen hat, das eine seltene spezifische Begabung voraussetzt und den Charakter der von aller Eitelkeit freien Uneigennützigkeit trägt, den Schatz seiner Übertragungen, durch die er fremdes Gut zu unserem eigenen umgewertet hat.

*ε.* **Jérémie Gotthelf.** Par Gabriel Muret. Paris, Felix Alcan. 1913.

Wieder von einem französischen Schriftsteller ein vortreffliches Buch zur deutschen Literaturgeschichte! Mit großem Fleiß und

feinem Verständnis werden hier die Werke des Berner Romanciers Albert Bitzius, dessen Schriftstellername Jeremias Gotthelf war, zergliedert und sein Lebensgang (1797 bis 1854) beschrieben. In der Schweiz selbst lange nicht beachtet und kaum gelesen, hat er nach seinem Tode endlich die verdiente Anerkennung gefunden; 1885 schrieb Ruskin ein Vorwort zur englischen Übersetzung des „Uli der Knecht" und hob hervor, daß Bitzius die Gaben von Scott und Sidney Smith in sich vereinige, die Einbildungskraft und Tiefe des ersten, den praktischen Sinn des anderen; er habe Gestalten von ausnehmendem Reiz, liebenswürdiger Feinheit und unbarmherziger Wahrhaftigkeit geschaffen und den schweizerischen Nationalcharakter der Übergangszeit vom Alten zum Neuen künstlerisch festgehalten. Murets Darlegungen sind auf denselben Ton gestimmt: Bitzius verdient fortzuleben, weil er den großen Problemen nicht ausweicht, sondern ihnen eine Lösung gibt, welche seinem persönlichen Temperament und dem Genius seines Volkes entspricht, und weil er zu den großen Realisten gehört.

γε. **Pädagogik und Poesie.** Vermischte Aufsätze von Prof. Dr. Alfred Biese, Direktor des Königl. Kaiser Friedrichs-Gymnasiums zu Frankfurt a. M. Dritter Band. Berlin, Weidmann. 1913.

Einer der feinsten Kenner unserer Literatur wie unseres Schullebens nimmt in diesen Bänden das Wort, um sich über Gegenstände aus diesen beiden Gebieten auszusprechen, und er darf sicher sein, daß er ein aufmerksames Gehör finden wird. Wie Biese in den früheren Bänden u. a. über das psychologische Moment im Unterricht, über das Problem des Tragischen und seine Behandlung in der Schule, über Lessing und Goethe in Prima, über die Poesie der holsteinischen Heide, über Phantasie, über Bildung, über ethische Fragen, über Cicero und Horaz, über Frenssens Jörn Uhl, über Bismarck gehandelt hat, so spricht er jetzt über drei Jahre deutschen Unterrichts in Prima, über Mörike und Storm in Prima, über Goethe und seine Mutter, über Schiller als Erzieher, über Klaus Groth, über Detlev v. Liliencron, Hans Hoffmann, Heinrich Seidel, Wilhelm Jensen, Moritz Carrière, über Rochus v. Liliencron, über Wilhelm Münch. Wie treffend wird Detlev v. Liliencron charakterisiert „als einer, der Goethes Bahnen wandelt und doch auf die Abwege der Jungmodernen sich verirrt, der des vollendet Schönen mächtig ist und doch das Häßliche nicht meidet, eben in dieser Zwiespältigkeit ein Vertreter unserer vielgestaltigen, gärenden Zeit". Wie fein ist die Beobachtung, daß für das schöne Verhältnis Bismarcks zu Kaiser Wilhelm kein besseres Gegenbild zu finden sei als in dem Verhältnis Goethes zu Carl August — „beide doch die überlegenen Berater und Erzieher ihrer Herrn, wobei Freimut, Vertrauen, Dankbarkeit, Verehrung ineinander flossen, über kritische Zeiten immer wieder Takt und Zuversicht glücklich wegführten und einer sich sicher wußte in der Freundschaft des andern".

γ. **Dantes Monarchie.** Übersetzt und erklärt von Dr. Constantin Sauter. Freiburg i. Br., Herder. 1913.

Nur mit großer Befriedigung kann man es begrüßen, daß der Verfasser dieser Übersetzung es gewagt hat, dem deutschen Publikum die gewaltige Schrift Dantes über die Monarchie darzubieten. „Dessen Göttliche Komödie ist in vielen Übersetzungen verbreitet; ob sie auch oft gelesen wird, wagen wir nicht zu entscheiden; aber sie ist da, man kann sie genießen. Von der „Monarchie" könnte man das nicht sagen, da höchstens die Übersetzung von Hubatsch (Berlin 1872) brauchbar war; und doch ist sie wert, gekannt zu sein, besonders in Deutschland, nach dessen Herrschern der geistesmächtigste aller Ghibellinen seine sehnsuchtsvollen Blicke gerichtet hat, als sein Heimatland von den Parteien zerfleischt wurde. Mit Recht sagt Sauter, daß die „Monarchie" mit beispiellosem Optimismus geschrieben ist und ein letztes Aufflammen des edeln ghibellinischen Ideals, dessen traumhafte Überspannung darstellt. Ohne sich den Anhängern oder den Gegnern des Papsttums gefangen zu geben, beschreibt Dante in scharfer grundsätzlicher Beweisführung den Monarchen als sittliche Größe, als Hüter, ja Schöpfer geistiger und sittlicher Güter. Bisher war es die Kirche allein gewesen, welche sich diese Aufgabe zulegte; nun wird sie von Dante auf die Sphäre der Offenbarung beschränkt, während das Reich des Wissens dem Kaiser zusteht, und indem „das Buch auf die festgegründete Erde mit ihrem immanenten Kulturzweck weist, ist es, ohne Dantes Willen, für das Mittelalter grundstürzend geworden".

γ. **Correspondance de Voltaire (1726–1729).** Par Lucien Foulet. Paris, Hachette et Co. 1913.

Foulet hat aus dem Werk des Engländers John Hurton Collins „Bolingbroke and Voltaire" (1886) die Anregung empfangen, den Briefwechsel Voltaires während seiner Verbannung in England genauer und vollständiger, als man ihn bisher hatte, herauszugeben. Er legt nun die Früchte seiner Arbeit vor, 72 Briefe von und an Voltaire, tunlichst genau datiert und nach den Originalen berichtigt und ergänzt; ganze Absätze, die in den bisherigen Drucken fehlten, sind hier erstmals veröffentlicht. Einzelne Fragen sind in den zehn Anhängen untersucht, so ob Voltaire Spion im Dienst Georgs war, wofür die Beweise völlig fehlen, wann er nach Frankreich zurückkehrte, welche Werke er nach Paris mitbrachte. Die drei englischen Jahre bedeuten in Voltaires Leben eine Zeit der Umwandlung; er entdeckt England und die englische Literatur, er bewundert und kritisiert, er

sammelt Material, und der Niederschlag vollzieht sich in den „philosophischen Briefen". Was Foulet bieten kann (die englischen Briefe, gibt er im Original und in französischer Übersetzung), das reicht an die lettres philosophiques selbst nicht heran, läßt uns jedoch erkennen, wie sie in ihm erwachsen sind. Das aber ist auch von erheblichem Wert für das Verständnis von Voltaires Werdegang.

γ. **Die Balkanpolitik Österreich-Ungarns seit 1866.** Von Theodor v. Sosnosky. Erster Band. Mit zwei Karten und einem Anhang. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1913.

Da Friedjung und Wertheimer in ihren Schriften über den Krimkrieg und die österreichische Politik bzw. über Andrassy die rein politische Seite der österreichisch-ungarischen Balkanpolitik eingehend und quellenmäßig dargestellt haben, so wendet Th. v. Sosnosky in diesem ersten Band seines Werkes sich vor allem der militärischen Seite zu, entwirft indessen doch auch einen Rückblick politischer Art auf die ganze Zeit von 1526, da die Türken Ungarn niederwarfen, bis 1878, da Bosnien und die Herzegowina von Österreich-Ungarn „okkupiert" wurden. Temperamentvoll, wie Sosnosky ist, stellt er der panegyrischen Auffassung Andrassys durch Wertheimer eine kritische entgegen, welche zwar die Verdienste des Grafen, seine Vorurteilslosigkeit gegenüber Preußen und Rußland anerkennt, aber ihm in der Behandlung der Okkupationsfrage, deren Ernst er bis zuletzt vor den Delegationen ableugnet, Hinterhältigkeit und Nervosität vorwirft (S. 179). Auch das Kriegsministerium kommt nicht gut weg; es wählte den Zeitpunkt der Besetzung schlecht; es unternahm sie mit ungenügenden Streitkräften, wodurch die Opfer nur vergrößert wurden, und es traf drittens mangelhafte Vorkehrungen für die Durchführung der Sache. Sosnosky ist von einer tiefen Geringschätzung der Diplomaten erfüllt, welche mit endlosen Memoranden, Protokollen und Noten nichts als Papier erzeugen; die Entscheidung liegt immer beim Schwert, nicht bei der Feder. In dieser Richtung macht er S. 284 ff. geltend, daß das Heer der Doppelmonarchie, das in zehn Wochen ein schwer zugängliches, zerklüftetes, an Hilfsmitteln auch für den Eroberer armes Land unterwarf, alle Anerkennung verdiene. Der Schluß, daß die Monarchie dieses Heer auch jetzt nicht so zaghaft Gewehr bei Fuß halten sollte, ergibt sich von selbst; Sosnosky ist der Ansicht, daß um den Balkan doch gefochten werden muß, und daß es gelte: was du tust, das tue bald!

βλ. **La Marquise de Verneuil et la mort d'Henri IV.** Par Charles Merki. Paris, Plon. 1912.

Henriette de Balzac d'Entragues, von Heinrich IV. zur Marquise von Verneuil erhoben, hatte wie ihre Vorgängerin Gabrielle d'Estrées darauf gerechnet, mit der Gunst des Königs auch seine Krone zu gewinnen. Er versprach beiden die Ehe und tat es um so williger, weil sein Minister und bewährter Freund, Rosny Herzog von Sully, dafür sorgte, daß solche Versprechen nicht gehalten wurden. Königin von Frankreich wurde Maria von Medici, aber die Mätresse dankte nicht ab und tat ihr Möglichstes, das ohnedies stürmische Verhältnis des königlichen Paares noch mehr zu trüben. Die d'Entragues waren gefährliche Intriganten; Madame de Verneuil beteiligte sich mit ihnen an Kabalen und Verschwörungen, die bis nach Spanien reichten, von denen Heinrich IV. wußte und die er wiederholt der ehrgeizigen und habgierigen, aber reizvollen und klugen Frau verzieh, deren Zauber sein wandelbares Herz umstrickte. Er überschüttete sie und ihre Kinder mit Reichtümern und Gaben, bis zum Zeitpunkt, da die Leidenschaft für eine Andere, Condés schöne Gattin Charlotte de Montmorency, ihn so völlig verblendete, daß die Aussicht, sie zu gewinnen, zur Durchführung des großen Kriegsplans von 1610 beitrug. Am 14. Mai desselben Jahres ermordete ihn Ravaillac. Die Beteuerungen des Königsmörders, er habe keine Mitschuldigen, fanden weder damals noch später Glauben. Bald nach Ravaillacs Hinrichtung bezeugte eine Frauensperson, die d'Escoman, sie habe vom Mordanschlag gewußt: die Urheber desselben seien d'Epernon und die Marquise von Verneuil. Man hielt letztere für fähig, die Untreue des Königs in seinem Blut gerächt zu haben. Aber verdächtigt war selbst Maria von Medici! Der Prozeß blieb geheim und endigte mit der Freisprechung der Angeklagten. Die d'Escoman verschwand in einem Gefängnis, nahm aber ihr Zeugnis nie zurück. Zu den Verdachtsgründen nicht nur gegen Madame de Verneuil gesellt sich der Umstand, daß sie und die Königin sich nach dem Tode Heinrichs verständigten. Maria von Medici hielt zu Spanien, wo Philipp III. zu erklären nötig fand, er sei unbeteiligt an der Tat Ravaillacs. Sully und Richelieu dachten anders und glaubten an die Mitwissenschaft Spaniens.

γ. **Franz Rakoczi und sein Kampf für Ungarns Freiheit 1703—1711.** Von Freiherr v. Hengelmüller. Erster Band. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1913.

Franz Rakoczi ist im Jahr 1676 auf Schloß Borsi in Siebenbürgen geboren. Er war der Erbe eines stolzen Namens und eines ungeheuren Vermögens, durch die Überlieferungen seines Hauses sowie durch die Erlebnisse seiner frühesten Mannesjahre dazu bestimmt, der Vorkämpfer für die Unabhängigkeit seines Landes zu werden. Er hat diese Bestimmung erfüllt, von der Überzeugung getragen, daß das habsburgische Königtum, das durch den Reichstag von Pozsony 1687 die Erblichkeit und die Straftarkeit des bewaffneten Widerstandes erlangt hatte, nur gezwungen Ungarns Rechte

achten werde. Auf dieser Bahn schritt er bis zur Verschwörung mit den auswärtigen Feinden Habsburgs, vor allem mit Ludwig XIV., und zur Absetzung der Habsburger fort und ist darüber 1711 landflüchtig geworden und 1735 zu Rodosto am Marmarameer als Gast der Türken gestorben. Sein Volk aber hat ihn als Nationalhelden im Herzen behalten, und 1906 willigte Kaiser Franz Joseph ein, daß seine Gebeine in die Kathedrale von Kassa heimgebracht wurden. Hengelmüller hat es nun unternommen, Rakoczis Leben auf Grund ungedruckter Quellen neu zu schildern, wozu trotz der Werke von Thaly und Szilagyi noch Anlaß und Stoff genug vorhanden war. Der erste Band führt bis 1706, ein zweiter soll den Abschluß bringen.

ε. **L'armée italienne dans la guerre italoturque 1911—1912.** Par Morier. Paris, Chapelot. 1913. 100 S.

**Geschichte des italienisch-türkischen Krieges.** Von G. v. Grävenitz. Berlin, Eisenschmidt. 1913.

Die erste dieser beiden Schriften gibt die französische Übersetzung des amtlichen italienischen Berichts über den libyschen Krieg. Darnach bot Italien, das anfänglich mit 35000 Mann auszukommen gemeint hatte, schließlich 184290 Mann und 2949 Offiziere gegen die 7000 Türken und die Araber auf; dazu 10650 Tiere und 585 Gefährte. Trotz dieser kolossalen Ziffern dauerte der Krieg über ein Jahr, und beendigt ist er heute noch nicht, obschon die völkerrechtliche Zugehörigkeit Libyens seit dem Frieden von Lausanne, 18. Oktober 1913, entschieden ist. Die Italiener verließen sich übrigens nicht bloß auf ihre Waffen, sondern suchten die Araber auch dadurch zu gewinnen, daß sie ihnen vor Augen führten, daß das neue Regiment ihre Wohlfahrt in ganz anderer Weise sich angelegen sein ließ als das alte; die afrikanischen Städte erhielten z. B. Wasserleitungen, Beleuchtung, Spitäler; die Wege wurden verbessert oder neue angelegt, Bahnen wurden gebaut, zunächst zu militärischen Zwecken, in der Länge von 10 60 Kilometern, Telegraphen und Telephon errichtet. Die Arbeit von Grävenitz bietet eine selbständige kritische Würdigung der italienischen Kriegsunternehmungen, ergänzt also den amtlichen Bericht in sehr erwünschter Weise; die Darstellung reicht in den beiden ersten Lieferungen (von zusammen 110 Seiten) bis Ende Januar 1913 und liest sich angenehm, im gewissen Sinn spannend. Man hat den Eindruck, daß auf beiden Seiten sehr viel Energie und Zähigkeit entwickelt wurde, daß vor allem aber Italiens Organisationstalent und Tatkraft ins Licht treten, und daß Enver Bey ein den Italienern würdiger Gegner gewesen ist.

ϱω. **Zur Soziologie des Kino.** Die Kinounternehmung und die sozialen Schichten ihrer Besucher. Von Emilie Altenloh. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

In unvoreingenommener Weise und guter Übersichtlichkeit ist hier ein großes statistisches Material über den Kino zusammengestellt, das jedem, der für soziale Wohlfahrt Interesse hat, sehr willkommen sein wird. Die Verfasserin überläßt es dem Leser, seine Schlüsse aus den Angaben zu ziehen und begnügt sich mit einer objektiven und um so vertrauenerweckenderen Darstellung. Der erste Teil ist der Produktion der Kinotheater gewidmet. Ihre Entwicklung, ihre wirtschaftliche Organisation, das Zustandekommen des Produkts (Drama, Humoreske, Naturaufnahme) wird auf Grund eines großen und zuverlässigen Materials geschildert. Zum Schluß werden die gesetzlichen Maßnahmen, Zensur, Kinderverbot, Steuern, kurz behandelt. Wir ersehen aus diesem ersten, ökonomischen Teil den rapiden Aufschwung der Kinoindustrie mit ihrer verhängnisvollen Wirkung auf Theater, Schauspieler und Schauspielerproletariat. Im zweiten Teil beschäftigt sich die Verfasserin mit dem Publikum des Kino. Durch Fragebogen, die in den Schulen einer Großstadt und bei Erwachsenen verteilt wurden, ist ein aufschlußreiches Material zusammengebracht. Es zeigt im wesentlichen, daß der Zulauf zum Kino stärker ist, je weniger Erziehung und soziale Stellung zur Hebung der Interessen beigetragen haben und je mehr der Beruf lediglich zum Mittel der Existenzmöglichkeit herabgesunken ist. Eine Illustrierung zur sozialen Frage überhaupt bildet der Vergleich zwischen der Frequenz des Kinobesuches beim Arbeiter und beim selbständigen Handwerker. Was die Jugendstatistik betrifft, so geht daraus hervor, daß sich auch hier die größte Besuchsziffer bei der niedersten Proletarierschicht findet, ja, daß für viele Schüler der niedersten Stufen, der sogenannten Förderklassen, Schüler, die Kinder von Taglöhnern sind oder überhaupt keinen Vater angeben können, die Scheinwelt des Kino das Zentrum des Lebensinteresses bildet. In all diesen Punkten spricht das fast ohne Kommentar vorgelegte Material eindringlicher als die tendenziöseste Schrift. Der klaren, aufschlußreichen Broschüre sei größte Verbreitung gewünscht.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

**Abel.** — Auf der Suche nach der Demokratie. Von Dr. Curt Abel-Musgrave. Bamberg, Germania-Verlag G. m. b. H. 1914.

**Ajam.** — Das deutsch-französische Wirtschaftsproblem. Ein Weg zur Verständigung. Von Maurice Ajam. Ins Deutsche übertragen von Fr. Schubert. Berlin, Carl Heymanns Verlag. 1914.

**Barthel.** — Der Irrtum „g". Ein Traktat über den freien Fall von Dr. Ernst Barthel. Leipzig, O. Hillmann. 1914.

**Becker.** — Der grüne Unterrock. Roman von Marie Louise Becker. Dresden, Carl Reißner. 1914.

**Bergson.** — Das Lachen. Von Henri Bergson. Aus dem Französischen übersetzt von Julius Frankenberger und Walter Fränzel. Erstes bis drittes Tausend. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

**Berlioz.** — Hector Berlioz. Lebenserinnerungen. Ins Deutsche übertragen und herausgegeben von Dr. Hans Scholz. Mit einem Bildnis. München, C. H. Becksche Verlagsbandlung Oskar Beck. 1914.

**Bertrand.** — L'enseignement technique en Allemagne et en France. Par Élie Bertrand. Avec 51 gravures hors texte. Paris, Félix Alcan. 1914.

**Bibelerklärung.** — Praktische Bibelerklärung. Heft 2: Aus dem Briefe des Paulus nach Rom. Von Lic. Hans Böhlig. — Heft 3: Die Pastoralbriefe. Von Franz Köhler (Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1914.

**Bloem.** — 1814 15. Geschichte eines jungen Freiheitshelden. Von Walter Bloem. Mit vier Bildtafeln. Berlin, Ullstein und Co. 1914.

**Brandies.** — Segebaud und die Andern. Roman von Bechtold Brandies. Zwei Bände. Leipzig, O. Hillmann. 1914.

**Cardano.** — Des Girolamo Cardano von Mailand (Buergers von Bologna) eigene Lebensbeschreibung. Übertragen und eingeleitet von Hermann Hefele. Jena, Eugen Diederichs. O. J.

**Carlo.** — Il Parsifal di R. Wagner. Di Eugenio di Carlo. Conferenza letta il 1. Marzo 1914 nell' Aula Magna della R. Universita di Palermo. Palermo, Societa ed. Universitaria. 1914.

**Chambure.** — A travers la Presse. Par A. de Chambure. Préface de M. Adolphe Brisson. Paris, Th. Fert, Albouy et Co. 1914.

**Charmatz.** — Geschichte der auswärtigen Politik Österreichs im 19. Jahrhundert. Zweiter Teil: Von der Revolution bis zur Annexion (1848—1908). Von Richard Charmatz. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 375.) Leipzig, B. G. Teubner. 1914.

**Collier.** — Deutschland und die Deutschen. Vom amerikanischen „Gesichtspunkt aus betrachtet von Price Collier. Übersetzt von E. von Kraatz Braunschweig. George Westermann. 1914.

**Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter.** — Jahrbuch der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois. Herausgegeben von Julius Goebel, Professor an der Universität von Illinois. Jahrgang 1913. (Vol. XIII.) Chicago, Deutsch-Amerikanische Gesellschaft von Illinois. O. J.

**Donnay.** — Alfred de Musset. Par Maurice Donnay. Paris, Hachette et Co. O. J.

**Dörrer.** — Karl Domanig. Ein Beitrag zur Erkenntnis seiner Dichterpersönlichkeit und die tirolische Literatur ab 1800. Von Anton Dörrer. Dritte, verbesserte und erweiterte Auflage. Kempten und München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 1914.

**Draghicesco.** — L'idéal créateur. Essai psychosociologique sur l'évolution sociale. Par D. Draghicesco. Paris, Félix Alcan. 1914.

**Erck-Wildenroth.** — Dietrich von Bern. Drama in vier Akten von Oskar Erck-Wildenroth. Leipzig, W. Härtel und Co. Nachf. O. J.

**Fielding-Hall.** — Love's Legend by H. Fielding-Hall, autor of The Soul of a people etc. Legend is truth incarnated in story. London, Constable and Co. Ltd. 1911.

**Filon.** — Le prince impérial. Souvenirs et documents 1856—1879. Par Augustin Filon. Paris, Hachette et Cie. O. J.

**Fischer.** — Der Einheitsgedanke in der Schulorganisation. Von Aloys Fischer. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

**Freimark.** — Mediumistische Kunst. Von Hans Freimark. Mit zehn Abbildungen im Text, zwei farbigen und drei schwarzen Tafeln. Leipzig, Wilhelm Heims. 1914.

**Friedemann.** — Das Leben Theodor Herzls. Von Adolf Friedemann. Berlin, Jüdischer Verlag. 1914.

**Gabelentz.** Das heilige Auge. Eine Geschichte aus dem alten Venedig. Von Georg von der Gabelentz. Leipzig, L. Staackmann. 1911.

**Gay.** — L'honneur. Sa place dans la morale. Par Antoine Gay. Paris, Félix Alcan. 1913.

**Gerlach.** Handbuch der praktischen Armenpflege. Tatsachen und Vorschläge zur Verbesserung der Praxis. Bearbeitet auf Grund amtlichen Materials von P. Gerlach. 3. Tausend. Eisenberg i. Thür., Paul Gerlach. O. J.

**Gerland.** Vom Sinn und Gegensinn des Lebens. Gedanken und Sprüche von Heinrich Gerland. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

**Goethe.** — Goethes Sämtliche Werke. Propyläen-Ausgabe. 27. Band. München, Georg Müller. O. J.

**Gogh.** Vincent van Gogh. Briefe an seinen Bruder. Zusammengestellt von seiner Schwägerin J. van Gogh-Bonger. Ins Deutsche übertragen von Leo Klein-Diepold. Zwei Bände. Berlin, Paul Cassirer. 1914.

**Goltz.** Kriegsgeschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert. Von Colmar Freiherrn v. d. Goltz, Kgl. preußischem Generalfeldmarschall. II. Teil: Im Zeitalter Kaiser Wilhelms des Siegreichen. Mit 71 Textskizzen. Berlin, Georg Bondi. 1914.

**Gradmann.** — Kunst-Wanderungen in Württemberg und Hohenzollern. Bearbeitet von Prof. Dr. Eugen Gradmann unter Mitwirkung von Dr. H. Klaiber-Heidenheim und Dr. Hans Christ. Mit 148 Tafeln in Autotypie und vielen Grundrissen. Stuttgart, Wilhelm Meyer-Ilschen. 1914.

**Gräf.** — Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. Von Prof. Dr. Hans Gerhard Gräf. Dritter Teil: Die lyrischen Dichtungen. Zweiter Band, erste Hälfte. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten und Loening. 1914.

**Grautoff.** — Romain Rolland. Von Otto Grautoff. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten und Loening. 1914.

**Grivel.** — Mémoires du Vice-Amiral Baron Grivel. Révolution. — Empire. Préface de M. G. Lacour-Gayet. Avec deux portraits. Paris, Plon-Nourrit et Co. 1914.

**Guinehard.** — Schweden. Historisch-statistisches Handbuch. Im Auftrage der kgl. Regierung herausgegeben von J. Guinchard. Zweite Auflage. Deutsche Ausgabe. Erster Teil: Land und Volk. Zweiter Teil: Gewerbe. Stockholm, P. A. Norstedt und Söner. 1913.

**Hammacher.** Hauptfragen der modernen Kultur. Von Emil Hammacher, Privatdozent der Philosophie an der Universität Bonn. Leipzig, B. G. Teubner. 1914.

**Heidenreich.** — Leierklang und Staldenfang. Gedichte von Kuno Heidenreich. Berlin, Otto Salle. 1911.

**Helfferich.** — Deutschlands Volkswohlstand 1888 bis 1913. Von Dr. Karl Helfferich, Direktor der Deutschen Bank. Vierte Auflage. Berlin, Georg Stilke. 1914.

**Hendschel.** — Hendschels Luginsland. Heft 46: Unterfränkische Städte. Von Fritz Gräntz. 1 Karte und 9 Abbildungen. Frankfurt a. M., Hendschels Telegraph. 1914.

**Herrera.** Fernando de Herrera Poesias. Clasicos Castellanos. Edicion y notas de Vicente Garcia de Diego. Madrid, „La Lectura". 1914.

**Hirt.** — Das Leben der anorganischen Welt. Eine naturwissenschaftliche Skizze von Dr. med. Walter Hirt. 2., unveränderte Auflage. München, Ernst Reinhardt. 1911.

**Hölderlin.** — Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke und Briefe. Zweiter Band. Hyperion. Aufsatz-Entwürfe. Leipzig, Insel-Verlag. 1914.

**Jahrbuch** der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Alois Brandl und Max Förster. 50. Jahrgang. Mit 3 Tafeln und 3 Abbildungen. Berlin, Georg Reimer. 1914.

**Joël.** — Antibarbarus. Vorträge und Aufsätze. Von Karl Joël. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

**Kostyleff.** — Le Mécanisme cérébral de la Pensée. Par N. Kostyleff. Paris, Félix Alcan. 1914.

**Leitzmann.** — Mozarts Persönlichkeit. Urteile der Zeitgenossen, gesammelt und erläutert von Albert Leitzmann. Mit 11 Bildertafeln. Leipzig, Insel-Verlag. 1914.

**Leitzmann.** — Beethovens Persönlichkeit. Urteile der Zeitgenossen, gesammelt und erläutert von Albert Leitzmann. Zwei Bände. Leipzig, Insel-Verlag. 1914.

**Liepmann.** — Die Frau, was sie von Körper und Kind wissen muß. Von Dr. W. Liepmann, Privatdozent an der kgl. Universität in Berlin, Frauenarzt. Zwei Bände. Stuttgart, Union Deutsche Verlags-Gesellschaft. O. J.

**Liman.** — Der Kronprinz. Gedanken über Deutschlands Zukunft. Von Dr. Paul Liman. Minden i. W., Wilhelm Köhler. O. J.

**Linde.** — Führer durch die Dramen der Weltliteratur. Ausgewählte Bühnendichtungen im Auszug. Von Ernst Linde. Erstes und zweites Bändchen. Leipzig, Eduard Heinrich Mayer. 1914.

**Lindner.** — Die Weltlage Europas seit den Befreiungskriegen. Vortrag gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden am 14. März 1914 von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. phil. et jur. Lindner aus Halle. Leipzig, B. G. Teubner 1914.

**Lindner.** — Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. In neun Bänden. Von Theodor Lindner, Professor an der Universität Halle. Achter Band. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1914.

**Lorimer.** — By the Waters of Germany. By Norma Lorimer. With a preface by Douglas Sladen. London, Stanley Paul and Co. O. J.

**Ludloff.** — Das Parakletafyl. Bericht über eine von der Freimaurerloge Libanon zu den drei Zedern in Erlangen begründete Stiftung usw. Zusammengestellt von Richard Ludloff. Erlangen, Max Mencke. 1913.

**Magne.** — La Bruyère. Textes choisis et commentés Par Emile Magne. (Bibliothèque française XVII. siècle.) Paris, Plon-Nourrit et Co. O. J.

**Märchen.** — Die Märchen der Weltliteratur. II. Serie. Märchen des Orients. Herausgegeben von Friedrich von der Leyen. Ausgestattet von F. H. Ehmcke. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

**Martino.** — Stendhal. Par Pierre Martino, professeur à l'université d'Alger. Paris, Société française d'imprimerie et de librairie. 1914.

**Meinhardt.** — Neim Nichers. Eine Hamburger Geschichte von Adalbert Meinhardt (Marie Hirsch). Leipzig, Hesse und Becker Verlag. O. J.

**Meißner.** — Jung-Shakespeare. Von Johannes Meißner. Wien, Carl Konegen (Ernst Stülpnagel). 1914.

**Meisterwerke.** — Meisterwerke orientalischer Literaturen. Herausgegeben von Hermann von Staden. Erster Band: Mesnevi oder Doppelverse des Scheich Mewlâna Dschelâl ed din Rumi. Aus dem Persischen übertragen von Georg Rosen. Zweiter Band: Chinesische Novellen. Deutsch von Paul Kühnel. Dritter Band: Sukasaptati. Das indische Papageienbuch. Aus dem Sanskrit übersetzt von Richard Schmidt. München, Georg Müller. 1913—1914.

**Mévil.** — La paix est malade. Par André Mévil. Préface de M. Albert de Mun. Paris, Plon-Nourrit et Co. 1914.

**Meyer.** — Deutsche Staatsbürgerkunde auf geschichtlicher Grundlage. In geschichtlicher Entwicklung dargestellt von Dr. Friedrich Meyer, Prorektor am Königl. Lehrerseminar zu Delitzsch. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1914.

**Monlaur.** — Jerusalem. „Da Du diese Wege gingest". Von M. Reynes Monlaur. Preisgekrönt von der französischen Akademie. Mit einem Vorwort von Kardinal de Cabrières, Bischof von Montpellier. Deutsche Ausgabe von Ludwig Klinger. Trier, Petrus-Verlag. O. J.

**Müller-Guttenbrunn.** — Das idyllische Jahr. Ein Sommerbuch von Adam Müller-Guttenbrunn. Leipzig, L. Staackmann. 1914.

**Nayrac.** — Physiologie et psychologie de l'Attention. Par J. Paul Nayrac. Préface de M. Th. Ribot. Deuxième édition. Paris, Félix Alcan. 1914.

**Nemitz.** — Die altdeutschen Maler in Süddeutschland. Von Helene Nemitz in Köln a. Rh. Mit einer Abbildung im Text und einem Bilderanhang. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 464.) Leipzig, B. G. Teubner. 1914.

**Origines.** — Les Origines diplomatiques de la Guerre de 1870—1871. Recueil de documents publié par le Ministère des affaires étrangères. Tome VII et VIII. Paris, Gustave Ficker. 1913.

**Pascal.** — Les grands écrivains de la France. Nouvelles éditions. Blaise Pascal, Oeuvres IV—XI. Paris, Hachette et Co. 1914.

**Pasquet.** — Londres et les ouvriers de Londres. Par D. Pasquet. Avec une planche hors texte, 23 cartes et graphiques dans le texte. Paris, Armand Colin. 1914.

**Petersen.** — Literaturgeschichte als Wissenschaft. Von Dr. Julius Petersen, o. Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Basel. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 1914.

**Petzet.** — Paul Heyse. Ein deutscher Lyriker. Von Erich Petzet. Mit einem Bildnis des Dichters. Leipzig, Hesse und Becker Verlag. O. J.

**Peyronnet.** — Les grands hommes de guerre. Davout. Par Raymond Peyronnet. Paris, Librairie Chapelot. 1914.

**Ponten.** — Griechische Landschaften. Ein Versuch künstlerischen Erdbeschreibens. Von Josef Ponten. Farbenbilder, Zeichnungen, Lichtbilder von Juha Ponten von Broich. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1914.

**Ranke.** — Rankes Meisterwerke. Erster und zweiter Band. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1914.

**Ratto.** — L'emigrazione italiana e la Libia. Di Mario Ratto. Roma, Tip. dell' Unione editrice. 1914.

**Ratto.** — I grandi problemi della Libia. Di Mario Ratto. Roma, Tipografia dell' Unione editrice. 1913.

**Reynaud.** — Histoire générale de l'influence française en Allemagne. Par L. Reynaud. Paris, Hachette et Cie. 1914.

**Reynier.** — Le roman réaliste au 17. siècle. Par Gustave Reynier. Paris, Hachette et Cie. 1914.

**Rhyn.** — Die Balladendichtung Theodor Fontanes mit besonderer Berücksichtigung seiner Bearbeitungen altenglischer und altschottischer Balladen aus den Sammlungen von Percy und Scott. Von Dr. Hans Rhyn. (Sprache und Dichtung. Forschungen zur Linguistik und Literaturwissenschaft, Heft 15.) Bern, A. Francke. 1914.

**Rondet-Saint.** — En France africaine Notes et croquis d'Algérie, Tunisie, Malte et Maroc. Par Maurice Rondet-Saint. Préface de M. le Général Lyautey. 12. édition. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1914.

**Schelenz.** — Shakespeare und sein Wissen auf den Gebieten der Arznei- und Volkskunde. Von Hermann Schelenz. Leipzig und Hamburg, Leopold Voß. 1914.

**Schreiner.** — Die Frau und die Arbeit. Von Olive Schreiner. Übersetzt von Leopoldine Kulka. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

**Schulze.** — Justus Möser. Eine Auswahl aus seinen Schriften. Mit einer Einleitung herausgegeben von Dr. Rudolf Schulze. (Sammlung Kösel.) Kempten und München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 1914.

**Seillière.** — Le romantisme des réalistes. Gustave Flaubert. Par Ernest Seillière. Paris, Plon-Nourrit et Co. 1914.

**Seydlitz.** — E. v. Seydlitzsche Geographie. Handbuch der Geographie. 26. Bearbeitung des „Großen Seydlitz." Unter Mitwirkung von Studienrat Prof. Dr. O. Claußˇ, Univ.-Prof. Dr. E. Friedrich, Dr. R. Reinhard. Herausgegeben von Prof. Dr. E. Oehlmann. Breslau, Ferdinand Hirt. 1914.

**Silberer.** — Probleme der Mystik und ihrer Symbolik von Herbert Silberer. Wien, Hugo Heller und Co. 1914.

**Sorge.** — Guntwar. Die Schule eines Propheten. Handlung in fünf Aufzügen, einem Vorspiel und einem Nachspiel. Von Reinhard Johannes Sorge. Kempten-München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 1914.

**Spitteler.** — Meine frühesten Erlebnisse. Von Carl Spitteler. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

**Studentenschaft.** — Studentenschaft und Jugendbewegung. Hans Reichenbach. Dr. Alexander Schwab. Immanuel Birnbaum. Joachim Kaiser. Herausgegeben vom Vorort der Deutschen Freien Studentenschaft. München, Max Steinebach. 1914.

**Szczepanski.** — Theodor Fontane. Ein deutscher Lyriker. Von Paul von Szczepanski. Mit einem Bildnis des Dichters. Leipzig, Hesse und Becker Verlag. O. J.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererˇsche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

# An unsere Leser!

Mit dem vorliegenden Heft beschließen wir den vierzigsten Jahrgang der „Deutschen Rundschau" und werden mit dem Oktoberhefte den einundvierzigsten Jahrgang beginnen. + Es ist der erste Jahrgang, der nicht mehr den Namen ihres Begründers als den des Herausgebers verzeichnen kann. + Die Weihe der Vergangenheit liegt auf diesen Blättern, und ihr fühlen wir uns innerlich verbunden. Dieses Bekenntnis scheint selbstverständlich. Denn wer dürfte sich unterfangen, deutscher Art und deutscher Kultur eine Stätte zu bereiten, der sich nicht verehrend zurückwenden könnte zu den Quellen, aus denen unser Geistesleben von jeher Wesen und Ziel empfing, zu jener großen Quelle, die ihren Reichtum in der Blütezeit des deutschen Idealismus unvergleichlich entfaltete. Hier, im Schatten der Dichtung entwickelte sich eine alle Länder, Völker, Sprachen umfassende Wissenschaft. Hier träumte zuerst ein Völklein junger Romantiker ein größeres deutsches Vaterland, nachdem die Not das Gesicht für die gemeinsame Sache empfindlich gemacht hatte. Der nationale Gedanke, den Bismarck verwirklicht, ist der Eckstein, auf dem die „Deutsche Rundschau" errichtet wurde. Während aber bei ihrer Begründung Deutschland als neu geschaffenes Reich in die Reihe der Mächte eintrat, erleben wir heute, wie die nationale Einheit unseres Volkes in heißem Ringen seine Stellung als Weltmacht behauptet. Wir haben es deshalb für unsere Pflicht gehalten, die Politik wieder nachdrücklich in den Kreis unserer Betrachtungen aufzunehmen. Im übrigen werden wir die Form unserer Zeitschrift, die Rodenbergs hervorragendes Organisationstalent geschaffen hat, in seinem Sinne weiter entwickeln, indem wir sie nach den Bedürfnissen der Gegenwart auszubauen suchen. In den Bemühungen, uns enger den Fragen und Bewegungen unserer Zeit anzupassen, werden wir in rascherer Folge über die Ereignisse und Fortschritte des Theaters, der Musik, der poetischen und wissenschaftlichen Literatur berichten und zugleich auch der bildenden Kunst als ebenbürtigem Faktor unseres Geisteslebens die gebührende Stelle anweisen. Endlich haben wir es für gut befunden, geringe, der Neuzeit entsprechende typographische Änderungen vorzunehmen, die gleichzeitig der Übersichtlichkeit vorteilhaft zustatten kommen.

Wir eröffnen den neuen Jahrgang mit dem Roman:

**Lebenstag eines Menschenfreundes.** Von Wilhelm Schäfer.

Hieran schließt sich zunächst die Erzählung:

**Eine Handvoll Erde.** Von Clara Viebig.

Ferner Novellen, Erzählungen usw. von Alfons Paquet, Jacob Schaffner, Hermann Stehr.

Von den weiter in Aussicht genommenen Beiträgen zur wissenschaftlichen, zeitgeschichtlichen, Memoiren- und Reiseliteratur verzeichnen wir:

Die Artikelserie **Krieg und Wirtschaft.** Von Professor Dr. Friedrich Lenz.

**Die Etappen des franco-russischen Bündnisses.** Von Geh. Archivrat Dr. Paul Bailleu.

**Vom Wiener Kongreß.** Briefe des Oberstleutnants v. Thile an den Kriegsminister v. Boyen. Herausgegeben von Major Bernhard Schwertfeger.

**Der Weltkrieg und die Weltkultur.** Von Prof. Dr. Richard Fester.

**Die militärische Lage Konstantinopels.** Von Sr. Exzellenz Generalfeldmarschall Freiherrn Dr. C. v. d. Goltz.

**Fürst Katsura.** Von Major Karl Haushofer.

**Über die Kunst der Geschichtsschreibung.** Von Prof. Dr. Max Lenz.

**Universität und Forschungsinstitute.** Von Prof. Dr. Ernst Meumann.

**Briefe aus Gottfried Kellers Frühzeit.** Von Prof. Dr. Emil Ermatinger.

**Neue Kleiſt-Briefe.** Von Prof. Dr. Georg Minde-Pouet.

**Goethes Italieniſche Reiſe.** Von Dr. Max Morris.

**Eine Jugendfreundſchaft Alexander von Humboldts.** Von Prof. Dr. Albert Leitzmann.

**Tolſtoi-Erinnerungen.** Von Graf Ilja Tolſtoi.

**Der Palatin.** Von Prof. Dr. Federico Hermanin.

**Afrika.** Von Prof. Otto Baſchin.

**Marokko.** Von Prof. Dr. Auguſt Fiſcher.

**Auf Aſiatiſchen Gewäſſern.** Von Marie von Bunſen.

In einer literariſchen Rundſchau nebſt Bibliographie werden die wichtigeren Erſcheinungen der deutſchen und ausländiſchen Literaturen angezeigt. Über Theater und Drama berichtet Hofrat Dr. Paul Schlenther, über Muſik und Muſikliteratur Profeſſor Dr. Carl Krebs, über bildende Kunſt Profeſſor Dr. Wilhelm Waetzold.

So hoffen wir dank der bereitwilligen Unterſtützung der alten Mitarbeiter ſowie einer ſtattlichen Reihe jüngerer Kräfte, daß unſere Zeitſchrift bleiben und immer mehr werden möge, was ihr Name ſagt, eine Deutſche Rundſchau.

Berlin, im Auguſt 1914.

**Die Verlagshandlung:**
**Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel)**
**zugleich im Namen des im Felde ſtehenden**
**Herausgebers Dr. Bruno Hake.**

# Julius Rodenberg.

Worte an seinem Sarge
von
Max Lenz.

---

Wir stehen am Sarge des Freundes, und unsere Gedanken suchen über die Kluft hinweg, die sich vor uns aufgetan, das Bild des treuen und frommen Mannes, der von uns gegangen ist. Aber wie schwer auch der Druck des Unwiederbringlichen auf uns lasten mag, wie sehr Sie, verehrte Freundin, die geliebten Züge des Entschlafenen, den Klang seiner Stimme, den immer auf das Reine und Edle gerichteten Sinn seiner Rede, den heiteren und liebenswürdigen Humor, die Innigkeit und Zartheit, die er in alles, was er war und wollte, legte, vermissen werden — jener harte, bohrende, am Herzen reißende Schmerz, der uns ergreift, wenn der Sturm des Lebens die blütenvollen Zweige zerbricht, will nicht in uns aufkommen; und vollends jeder Hauch von Bitterkeit bleibt dieser Stunde fern, angesichts eines Lebens, das so reich an Arbeit und Erfolg, in klarster Harmonie vollendet vor uns liegt.

Welch eine Fülle des Erlebens und des Schaffens unseres Volkes umfassen die 83 Jahre, die unser Freund durchmessen hat, von dem letzten Lebensjahre Goethes her bis heute hin! Julius Rodenberg hat die beiden großen Epochen erlebt, die nach einem Worte seines Freundes Karl Frenzel mit der von 1813 die Bildner der deutschen Volksseele und des deutschen Lebens in dem vergangenen Jahrhundert gewesen sind: der Sehnsucht, die das Jahr der Revolution auch in ihm erweckte, brachte das des Krieges der geeinigten Nation gegen Frankreich die Erfüllung; Freiheit und Vaterland, für die der Jüngling erglühte, füllten und erhoben auch dem Manne und dem Greise das Herz; die neue Ära führte ihn nach Preußens Hauptstadt, mit der er seitdem fest und fester zusammenwuchs; und der Sieg über Frankreich, die Einigung der Nation waren der Untergrund, auf dem sein Lebenswerk sich erhob: die Zeitschrift, die er begründete und von der er nun nach 40 Jahren, kurz vor dem Moment, da er sie in jüngere Hände übergeben wollte, abberufen wurde; der stolze und zukunftsfrohe Geist der siebziger Jahre lebt in ihren ersten Bänden. Zwar in den Streit der Parteien, wie der Freund, dessen rastlose Feder ebenso das Gebiet der Politik wie das der dramatischen Kunst und der Literatur beherrschte, hat Rodenberg nicht eingegriffen; dem

Lärm des Tages blieb er fern. Und durch das Stürmen und Beben der Zeit, das immer noch fortwühlende Gewoge des Kampfes um Macht und Sieg schlingt sich sein Lebensgang, ich möchte sagen, wie das Silberband eines Wiesenflusses durch eine heroische Landschaft; sowie ihm selbst in dem Getöse der Großstadt immerdar der stille Heimatsort, das „geliebte Nest unter den Schauenburger Hügeln" vor der Seele gestanden hat. Anmut war sein Wesen. Sie atmet ein jeder Vers und jede Zeile, die er schrieb; sie sprach aus jedem Worte, das er an uns richtete; sie empfand vor anderen der kleine Kreis der Auserwählten, die er so gern an seinem gastlichen Tische sah. Sie war auch die Gabe, die unseren Freund zu einem so unvergleichlichen Redakteur machte, der, wie Erich Schmidt, auch er einst der Unsrige, von ihm sagte, nicht bloß Anmut ins Empfangen und ins Geben legte, sondern auch ins Versagen.

Nicht als ob es Rodenberg an Bestimmtheit gefehlt hätte: gerade die ihm Nächststehenden, seine Mitarbeiter an der Deutschen Rundschau, wissen davon zu sagen, wie genau er sein Amt nahm, wie unbekümmert um Rang und Künstlerhöhe er die Manuskripte prüfte, darin strich und korrigierte. Oder, daß er mit seiner Meinung in politischen Fragen hinter dem Berge gehalten hätte: das erste Dichtwerk, mit dem sich der Jüngling, noch Gymnasiast, herauswagte, waren die Sonette für Schleswig-Holstein; in London waren die deutschen Verbannten sein Umgang, Ferdinand Freiligrath sein naher Freund; niemals hat er einen Zweifel an dem Ernst seiner politischen Überzeugung aufkommen lassen; ein Freund der Fürsten und der Großen, bewahrte er stets die Unabhängigkeit seiner Gesinnung.

Dennoch suchte er seine Lebensaufgabe an anderer Stelle. Ihm, dem Poeten, dem Literaten, lag die Einheit der nationalen Bildung in Dichtung und Wissenschaft am Herzen. Für sie lebte er, für sie schuf er als erster ein Organ, das der gesamten Nation angehören sollte. Hier überschritt er auch die Grenzen, welche die Politik durch die Gründung des neuen Reiches gezogen hatte; gerade die Einigung der auseinandergerissenen Stämme wollte er neu begründen. „Wien und Berlin" sollte anfänglich der Name der neuen Zeitschrift sein. Und so ward sein Unternehmen aufgenommen; so begrüßte es der alte Vorkämpfer des deutschen Gedankens in Österreich, Anastasius Grün; so wirkte es überall, wo Deutsche wohnten, an der Newa und Moskwa wie jenseits des Weltmeers. Rodenbergs eigene Poesie, die Lyrik seiner jungen Jahre, zeigt ihn als Mitbewerber Kinkels und Roquettes: es ist ausklingende Romantik. Und lyrisches Empfinden blieb seinem Schaffen jederzeit eigen. Aber schon früh war seine Liebe mehr noch den Dichtern der Nation zugewandt als dem eigenen Dichten. So hat er selbst es uns erzählt, und er nennt auch die Quelle, aus der ihm diese Richtung wurde; es war seine Mutter. Sie habe ihm und den Geschwistern, so schreibt er in seinen Erinnerungen aus der Jugendzeit, diese Liebe zu den Dichtern eingeflößt, so daß diese gleichsam persönlich in ihr Leben eintraten und in dasselbe tatsächlich eingriffen. „Wir wurden, wenn ich so sagen darf, mit ihren Versen aufgezogen; ich erinnere mich z. B. noch einer Vierzeile von Rückert, die meine

Mutter, wenn wir uns nicht gutwillig waschen oder bürsten lassen wollten, nicht müde ward uns zu wiederholen, bis sie sich meinem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt hat:

Rein gehalten Mund und Hand,
Rein gehalten dein Gewand,
Denn die äußre Reinigkeit
Ist der innern Unterpfand.

Führer seines Lebens ist Goethe geworden, und Weimar war immer sein geistiges Zentrum. Aber auch er ist ihm durch die Mutter nahegebracht, wie er wiederum schreibt, zu einem Lebendigen geworden. Denn schon ihr selbst ist Goethe der Lehrer gewesen, der einzige nach dem Zeugnis des Sohnes, den sie gehabt, und ist es bis an ihr Ende geblieben. Durch ihn war diese kluge, hellblickende, warmherzige Frau über die enge Umgebung, in der sie aufwuchs und lebte, emporgehoben worden; sie kannte jede Zeile von ihm; er war, wie Rodenberg schreibt, der Freund ihrer letzten, einsamen Tage. Und so werden wir in allem in das Elternhaus zurückgeführt, wenn wir die bestimmenden Eindrücke in dem Leben Rodenbergs verfolgen. In diesem Boden wurzelten die Eigenschaften, die ihn für uns so liebenswert machten: die Zartheit des Empfindens, die Grazie im Umgang, die unbedingte Wahrhaftigkeit, die Ehrfurcht vor allem Großen, welche dem Bescheidenen zugleich den Maßstab für das eigene Können gab, und die Sicherheit des Blickes für fremdes Schaffen. Der Sonnenglanz, der über seiner Jugend lag, die noch völlig unberührt von dem vergiftenden Hader späterer Zeiten war, hat über sein Leben ein Leuchten verbreitet, das bis an das Ende seiner Tage währte und in den Erinnerungen, die er diesen Jahren widmete, den anmutigsten Widerschein gewann. So erwuchs in ihm ein Heimatsgefühl, das mit den Eltern die Nachbaren, mit ihrem Hause das Städtchen, von dem er den Namen annahm, das benachbarte Rinteln, wo er das Gymnasium besuchte, Marburg, die Universität, die den jungen Studenten aufnahm, und schließlich das ganze Hessenland umfaßte. Jedem Landsmann fühlte er sich besonders vertraut: so Dingelstedt, dem er die Treue durch alle Jahre bewahrte, so den Grimms, Jakob und Wilhelm, und danach Hermann, mit dem ihn seine Rundschau aufs allernächste verbunden hat. Die Liebe zum Engen, zum Traulichen, die er in der Heimat erworben, hat er niemals verloren. Ein Großstädter ist er, obgleich er ein halbes Jahrhundert Berlin angehört hat, niemals geworden; auch die Schilderungen der Hauptstadt, unnachahmlich in der Feinheit ihrer Zeichnung, teilen diesen Charakter; sie sind, wie sein großer Berliner Roman, in die Vergangenheit hinein projiziert, Erinnerungsbilder von idyllischer, fast möchte man sagen kleinstädtischer Art.

Treue und Pietät — in diesen Worten faßt alles sich zusammen, was wir an Julius Rodenberg verehrten und liebten. Treu war er seiner Heimat, treu seinen Freunden, treu sich selbst. So wollen auch wir ihm die Treue halten. Das sei unser letzter Gruß.

Have, pia anima!

# Der Liberi.

Eine Erzählung

von

**Ernst Zahn.**

(Schluß.)

## Neuntes Kapitel.

Vier Menschen waren von Zweifeln befallen, die ihnen jetzt heiß, jetzt kalt durch die Glieder rieselten. Sie rissen sie des Tages aus der Arbeit und des Nachts aus dem Schlafe und gaben ihren Blicken ein mißtrauisches, heimliches Glimmen.

Liebt sie mich, liebt sie mich nicht? grübelte der Laurenz. Er lief der Mabel nach wie ein Besessener. Wenn er keinen Vorwand fand, ins Haus zu treten, wo sie wohnte, so ging er doch daran vorbei oder darum herum. Bald glühte, bald flammte er, denn die Liebe saß ihm nicht nur im Herzen, sondern war ihm auch in die Sinne gefahren, und es gab Stunden, in denen der Mensch Laurenz nicht Herr über das war, was als ursprüngliche Natur in ihm lebte.

Ähnlich ging es der Therese. Jetzt schüttelte sie ein Verdruß! Was? — Wie? — Hatten der Liberi und die Mabel sich doch schon zusammengefunden? Hielt nur die Furcht vor der Sünde sie noch voneinander zurück? Und warteten sie? Warteten sie, bis sie selbst, Therese — Verflucht, sie wollte nicht sterben! — Jetzt packte sie eine heiße, lachende Freude. Hihihi, wie der Laurenz hinter der Mabel her war! Und die Mabel! Es zog an ihr. Sie wußte noch nicht, was sie wollte, aber gleichgültig ließ der Laurenz sie nicht. Im nächsten Augenblick schlug die Freude in Verzweiflung um: Nein, nein! die Mabel nahm ihn doch nicht, den Burschen. Jetzt war die Verzweiflung wieder Ungeduld: Warum redete der Laurenz nicht! Warum machte er nicht Ernst? Die Ungeduld wurde zehrende Angst: Wenn die Entscheidung nicht bald fällt, so kommt die Krankheit wieder und zwingt dich nieder, Therese. Schon konnte sie Erscheinungen ihres körperlichen Befindens feststellen, die ihr der Spitalarzt vorausgesagt hatte. „Dann müßt Ihr wieder kommen, Frau Arnold," hatte er gesagt. Aber sie wollte nicht nachgeben. Bei allen Heiligen nicht. Neben all diesen Schauern und Zweifeln war eine Empfindung schleichend am Grunde. Vielleicht war das des eigentlichen Übels Sitz. Der Liberi! Was machte er jetzt? Was mochte er jetzt denken? Warum verriet er sich nicht? Warum konnte er alles scheinheilig verbergen, daß man nichts aus ihm herauslesen konnte?

Und so ging es Mabel. Bald erschrak sie vor der Base, weil sie fühlte, daß sie ihr mißtraute. Bald mußte sie eine seltsame heiße Beengung ab-

schütteln, weil der Laurenz dagewesen war, ihre Hand gehalten und sie an sich gezogen. Nur — wenn der Liberi kam, war alles gut.

Vielleicht am wenigsten bedrängte Unruhe den Liberi selbst. Wohl fraß der Zweifel an ihm, ob die Mabel den Laurenz liebte und nehmen würde. Wohl löste ihn ein atemberaubendes Glücksempfinden ab: Nein, nein, schau doch, wie ihre Augen in die deinen leuchten. Wohl kam dann und wann ein siedender Sündengedanke: Es kann nicht lange mit der Therese mehr gehen, dann bist du frei, Liberi. Und dann folgte die Reue: Was tust du nur? Immer aber endete das alles in einer kühlenden, vertrauensvollen, geduldhaften Erwägung: Schweig still, Liberi, was kommen muß, wird kommen, und wie es kommt, wird der Herrgott wissen.

Den vier vom Widerstreit ihrer Empfindungen gepeinigten Menschen sandte das Schicksal ein Geschehnis, das sie erst recht aufpeitschte.

„Nun habe ich vom Vater seit zwei Monaten keine Nachricht," sagte Mabel eines Tages bei Tisch zu Liberi und Therese.

„Er wird viel Arbeit haben," antwortete jener.

„Wenn es nur nichts Schlimmes ist," meinte Mabel wieder. Ihr Gesicht war scheu gesenkt. Wenn sie von daheim sprach, merkten die Arnoldschen immer, daß sie aus einem tiefen Unfrieden gekommen war.

Am Tage nach diesem Gespräch begann es der Therese eine Weile schlecht zu gehen. Sie mußte sich legen.

Ob das Ende kommt? dachte der Liberi, und sein Herz klopfte. Aber er bezwang sich und sorgte für die Kranke, wie es die treueste Wärterin nicht besser konnte.

Mabel war unruhig. Neben einer dunkeln, unbestimmbaren Angst beschäftigte sie der Gedanke, wie alles werden würde, wenn die Base starb.

Dann kam eine Nachricht aus Amerika.

Der Liberi empfing sie. Es war ein Telegramm. Mabels Vater war tot. Ein Freund, der auch aus Burgweil stammte, telegraphierte und stellte einen Brief in Aussicht. Von Mabels Mutter war kein Wort gesagt.

Der Liberi brachte die Botschaft der Therese bei. Sie hatte scheinbar nichts hören wollen, aber nun fragte sie doch wider Willen: „Warum berichtet die Frau nicht selber?"

„Weiß ich es?" antwortete er. „Vielleicht hat es sie zu schwer getroffen."

„Die nicht," sagte sie mit hartem, knappem Ton.

Der Liberi ging und suchte Mabel.

Sie saß draußen am Gartenende, wo dieser in eine Wiese überging und unter einem Obstbaum eine kleine Holzbank stand. Der Frühling war nun lebendig. Schon drängten die Knospen am Baum. Das Gras zu Füßen der Bank war grün, und die Sonne warf ein goldenes Netz über Baum, Bank und Mädchen. Mabel fühlte es warm auf Haupt und Schultern ruhen. Sie saß ein wenig gebückt, die Arme um ein Knie geschlungen und ins Weite staunend. Sie hatte im Garten gearbeitet und sich nur eben einen Augenblick hierher gesetzt, um zu sinnen.

Der Liberi ging bedächtig auf sie zu.

Der weiche Boden des Gartenweges dämpfte seine Schritte, und er kam ihr ganz nahe, ohne daß sie ihn hörte. Vielleicht war es die warme Sonne, die ein Gefühl strömender Wärme auch in seinem Innern weckte. Er sah Mabels schwarzes Haar in dieser Sonne glänzen und es war ihm, als müsse er mit der Hand leise ihr über den Scheitel streichen. Er fühlte, als gehörten sie zusammen, als hätte kein Mensch etwas dawider zu sagen. Aber das dauerte nur so lange, bis er sie ansprach. Da fiel es wie eine Schleuse vor das, was ihn zu ihr zog.

„Sonnst dich ein wenig, Kind?" begann er.

Sie errötete vor Überraschung. „Ich habe nicht faulenzen wollen," erwiderte sie mit einem Blick in den Garten, wo noch die Geräte im Wege lagen, die ihr gedient hatten. „Mir war nur so schwer," fügte sie hinzu.

Da fiel ihm erst wieder ein, mit welcher Botschaft er kam. Er setzte sich zu Mabel. „Ich habe Nachricht," sagte er.

Mabel wurde bleich. „Vom Vater?" fragte sie.

Er nickte und antwortete: „Keine gute."

„Mein Gott!"

„Er ist" — nun streichelte er doch mit der Hand ihre Schulter, „er ist — tot —."

Sie wußte es, bevor er es völlig ausgesprochen. Sie weinte aber nur still. Er sah die Tränen aus ihren Augen in ihren Schoß fallen, schwer wie einzelne Regentropfen, die mitten am sonnigen Tag aus einer Wolke kommen. Das Leid traf sie auch nicht mit ursprünglicher Gewalt. Sie hing am Vater, aber sie hatte ihn lange nicht mehr gesehen und — sie hatte sich bei den Verwandten völlig eingelebt.

Dann kamen ihr Gedanken. Sie begann zu grübeln und plötzlich zu sprechen: „Was mag ihm gefehlt haben? Wißt Ihr es nicht, Vetter Liberi?"

„Nein," antwortete er.

„Mein Gott," sagte sie wieder.

„Der Luzer will uns schreiben," erzählte der Liberi.

„Was — was macht die Mutter?" fragte die zitternde Mabel.

„Ich weiß nicht," gestand Liberius.

Sie stand auf und sah ihn mit weiten Augen an. „Es ist etwas geschehen, Vetter Liberi. Es ist ein Unglück geschehen."

Dem Liberi fiel es auf die Seele. Es lag in der Luft wie ein größeres Unglück als der Tod des Arnold war. „Du mußt nicht so schwarz sehen," tröstete er dennoch.

Sie widersprach mit fast ungeduldiger Beharrlichkeit: „Je mehr ich nachdenke — es muß etwas geschehen sein. Die Mutter —"

Ihre Lippen zuckten, und ihr Blick bekam etwas Suchendes, Hilfloses.

Der Liberi sah, wie sie Angst hatte. Es war ganz derselbe Ausdruck in ihrem Gesicht wie damals, als sie mit dem Laurenz auf dem Tanz gewesen war. Sonderbar!

Er stand auf und legte den Arm um sie. „Sei still," sagte er, „wir wollen warten, bis wir ausführlichen Bericht haben."

Sie sah zu ihm auf. Ihr Blick war ganz von Tränen verschleiert. „Wenn Ihr immer da wäret!“ sagte sie zu ihm.

Er konnte nicht weiter sprechen, sondern fuhr nur wieder mit der Hand ihr über den Rücken, wie um sie zu beruhigen, und leitete sie so ins Haus zurück.

Die Nachricht aus Amerika kam. Sie traf noch vor dem Brief ein, der sie hätte bringen sollen. Der Telegraph war geschwätzig. Außerdem konnten die Arnolds es aus einem halben Dutzend Zeitungen lesen, daß drüben einer aus Burgweil sich das Leben genommen, weil seine Frau ihn mit einem andern in Schande gebracht hatte.

„Das schlechte Weib,“ schimpfte die Therese, die wieder aufstand und in ihrem Stuhl sitzend die Nachricht las. Es war Haß in ihrem Ton. Sie hatte viel Haß und Zorn in sich, seit sie so krank war.

Der Liberi nahm die Zeitung fort: „Die Mabel soll nicht das ganze Elend wissen,“ sagte er.

Aber die Mabel hatte es schon gelesen.

Während er das sagte, saß sie oben in ihrer Kammer, wie eine Verzweifelte vor sich niederstarrend. Bei Thomas, dem Großvater, der außer sich war über die auch ihm angetane Schmach, war ihr die Zeitung in die Hände gekommen.

Der Liberi hatte noch zu tun, aber er wurde von dem Gedanken an das Mädchen fortwährend aus seiner Pflicht gerissen. Er mußte und wollte sie selbst mit aller Schonung vorbereiten, daß der Tod ihres Vaters kein natürlicher gewesen war. Er wußte ja, daß sie etwas Ähnliches geahnt hatte. Am Ende stand er auf, sah in die Küche und den Garten hinaus und stieg nach ihrer Kammer hinauf, wo er sie fand.

Die Kammer war hell. Das Haus hatte lauter so große Stuben mit vielen Fenstern. Sie sah leer aus; denn außer dem mit rotgeblümten Bezügen versehenen Bett, das an einer Wand stand, und der Kommode, auf welcher Mabel ihres Vaters Photographie aufgestellt hatte, enthielt es nur einen Tisch und zwei Stühle.

Mabel stand auf, als der Liberi eintrat. Sie hatte ein schwarzes Kleid an.

„Habt Ihr es gelesen, Vetter Liberi?“ Damit empfing sie den Besuch.

„Wer hat dir das gezeigt?“ fragte er zornig.

„Drüben beim Großvater,“ antwortete sie.

Sie weinte und lief in der Stube auf und ab. Ihre Hände, mit denen sie die Tränen wegzuwischen suchte, waren wie gebadet davon.

„Du mußt es verwinden, Mabel,“ tröstete der Liberi. „Es ist auf der Welt so viel Elend, daß wir uns nicht wundern müssen, wenn wir auch unser Teil zu tragen bekommen. Es ist so gewesen von Anfang an und wird immer so bleiben. Und wenn einer meint, der andere habe kein Kreuz, so irrt er sich. Und wenn einer meint, er sei besser als der andere, so hat er dazu kein Recht; denn jeder Augenblick kann ihn zum Sünder machen.“ Langsamer und einfach fuhr er fort: „Du hast jetzt da drüben die Heimat verloren, Mabel, aber du hast eine hier und will's Gott eine, wo du dich immer sicher fühlst.“

Dabei stand er nahe der Tür, durch die er hereingekommen war.

Die Mabel hörte zuerst gar nicht was, sondern nur, daß er redete. Aber schon allein der Klang seiner Stimme tat ihr wohl. So sprach der Vetter Liberi mit allen Unglücklichen, die zu ihm kamen, und so mit allen Ungeduldigen und Zornigen, mit den großen Herren und mit den Bettlern, immer mit der gleichen stillen Gelassenheit. Seine eigene innere Ruhe und Abgeklärtheit gab ihm Überlegenheit über andere. Als er nun aber von der Heimat sprach, die sie da gefunden hätte, drang auch der Sinn dieser Worte zu ihr. Sie wandte ihm das verweinte Gesicht zu. „Das ist schon wahr, Vetter Liberi, was Ihr sagt," sprach sie. „So lange ich bei Euch bin, ist alles gut und besser, als es drüben gewesen ist. Es — es ist auch nicht, daß —"

Die Worte verwirrten sich ihr. Sie rang nach Fassung. „Ich kann nicht sagen, wie mir zumut ist," gestand sie. „Es ist nicht nur der Schrecken, nicht nur der Kummer um den Vater, Liberi, ich — ich habe es Euch schon einmal gesagt, ich — ich — Angst habe ich — manchmal meine ich, daß ich wie die Mutter sei."

„Narrheit," widersprach er ihr. „Wie kommst du auf derlei Gedanken?"

„Der Laurenz," antwortete sie, „ich habe ihn nicht gern, und doch weiß ich es manchmal nicht, und doch hat er manchmal Gewalt über mich."

Die Worte taten ihm weh, sie gingen an eine ungewisse Hoffnung, die in ihm war.

Er sagte: „Das ist, weil du jung bist, später wirst du wissen, was du tun sollst." —

„Wenn Ihr immer da wäret," wiederholte sie selbstvergessen, wie schon einmal.

„Du kannst immer zu mir kommen, wenn du etwas auf dem Herzen hast," entgegnete er.

Sie standen beide noch immer ein gutes Stück voneinander ab. Sie kamen auch mit den Worten einander nicht näher, obwohl es den Liberi drängte zu sagen, daß sie ja immer bei ihm bleiben könne, und obwohl beide einen dunkeln Drang in sich hatten, von der Zukunft zu reden, da sie allein sein würden.

„Komm herunter mit mir," forderte der Liberi sie auf. „Du kannst jetzt nicht allein hier oben bleiben."

Sie folgte ihm willig.

Miteinander kamen sie durch den Flur und in die Wohnstube, wo die Therese noch immer saß. Diese schaute sie an, als sie eintraten. Merkwürdig schaute sie sie an. Sie sahen beide den Verdacht in ihren Augen lauern: Ihr habt lange gebraucht, miteinander zu reden. Habt ihr es nicht hier abmachen können, hier unten bei mir? Der Verdacht stach sie, die Mabel mehr als den Liberi.

„Sie hat es schon gewußt," sagte dieser zu der Therese.

Die Frau schwieg. Sie konnte nicht Herr über sich werden und der Mabel ein tröstliches Wort sagen. Mit dürrer, glasiger Stimme brachte sie am Ende heraus: „Ich hätte nicht gedacht, daß der Bruder noch so ein Ende nehmen würde."

Mabel versuchte dann zu arbeiten.

Auch Liberi ging an seine Geschäfte.

Aber Mabels innere Erregung wuchs, als sie so still saß. Entsetzen über das Geschehene schüttelte sie, Kummer um den Vater und Angst — Angst —, sie wußte nicht, warum sie solche Angst hatte.

Ein Ereignis folgte indessen dem andern. Wenige Tage, nachdem das Amerikaner Unglück bekannt geworden war, bekam die Mabel einen Brief von Laurenz. Tolpatschig und blind vor Verliebtheit, nicht wissend, was er in seiner Ungeduld tat, schrieb er ihr nach ein paar unbeholfenen Sätzen, die ihr sein Beileid bezeugen sollten, sie sei jetzt allein in der Welt, und er meine deshalb schon jetzt sagen zu müssen, was man anständigerweise sonst in diesen Trauertagen nicht sagen sollte. Dann folgte ein regelrechter Heiratsantrag und eine ungeduldige Bitte um einen Entscheid.

Mabel mußte den Brief Liberi und der Base zeigen.

Die Therese hielt sich noch immer mit einer unglaublichen Zähheit aufrecht. Der Brief schien ihr vollends neues Leben einzuflößen. Sie fand, daß es von Laurenz eine nicht hoch genug anzuschlagende Ehrenhaftigkeit sei, daß er so geschrieben habe. Es bewiese sein mitleidiges Herz. Und seine Uneigennützigkeit. Manche würden doch Anstoß nehmen, ein Mädchen zu heiraten mit solchen Eltern. Nackt und schonungslos sagte sie das. Es war keine Menschenliebe in ihr; denn sie litt körperlich und seelisch mehr, als sie irgend jemanden ahnen ließ.

Der Liberi sagte: „Er hätte warten können, der Laurenz. Was braucht er dem Mädchen, das noch nicht über seinen Kummer hat hinwegkommen können, neue Unruhe anzutun?"

Die Therese hob das Gesicht. Ihre Nüstern blähten sich, als sauge sie etwas aus der Luft.

„Wegen dir könnte er noch lange warten, gelt?" sagte sie hämisch.

Der Liberi wendete ihr den Rücken. Auf derlei Reden gab er keine Antwort. Aber Mabel hatte dabei gestanden und fing Wort und Ton auf. Sie trug die Erinnerung daran mit sich aus dem Zimmer.

Und weiter — weiter ging die Zeit. Eifersucht plagte die Base, sagte sich Mabel. Und sie dachte an den Laurenz. Eine leise lüsterne Neugier regte sich. Manches Mädchen würde froh sein, wenn ein solcher Bursche es begehrte. Und sie dachte an den Liberi. Das war ein stiller, friedlicher Gedanke. Einmal würden sie und er allein sein! Dann sah sie wieder, wie die Base raschen Schrittes dahin und dorthin fuhr, wie sie zugriff, wie sie sich aufrecht hielt; die Zeit, an die sie gedacht hatte, erschien ihr unerreichbar fern. Und es wurde wieder ganz dunkel in ihr.

„Jetzt wirst dich dann wohl entschließen müssen. Jahr und Tag wirst ihn nicht warten lassen wollen," sagte die Therese, als Mabel dem Laurenz immer nicht antwortete.

Mabel getraute sich nicht, zu Liberi hinein zu gehen, um ihn nochmals um Rat zu fragen. Sie fühlte Thereses lauernden Blick im Rücken, wo sie ging und stand. Als er einen Ausgang tat, lief sie ihm nach in den singenden,

sonnigen, blühenden Frühling hinaus. Dort auf einem Wiesenweg, wo die Obstbäume im Schnee der Blüten standen, die Schmetterlinge über die Wiesen gaukelten und der Wind die Blumen wiegte, daß auch sie farbigen Faltern glichen, holte sie ihn ein. Noch atemlos vom raschen Lauf sagte sie mit beengter Stimme: „Vetter Liberi, ich kann Euch nie allein sehen. Sagt — sagt mir doch, was ich tun soll, wegen des Laurenz."

Er hatte erwartet, daß sie kommen würde, aber im rastlosen Bemühen, seine Gedanken von ihr abzuzwingen, hatte er sich selbst noch kein klares Bild gemacht, wie er ihr raten solle. Nun traf es ihn. War das schon so nah? Hundert Erwägungen sausten durch sein Gehirn.

Die Sonne leuchtete, der Duft der Blüten und Blumen war im Winde, und das Tanzen und Zucken der Farben, Farben von Faltern und Wiesenbluft gaukelte ringsum.

Auf des Liberi Brust lag ein Druck, sein Kopf war dumpf. „Ich kann dir nicht raten, Mabel," sagte er endlich. „Diesmal mußt du allein wissen, was du willst."

„Die Base drängt mich," klagte Mabel.

„Der Laurenz muß wohl Antwort haben," gab er zu.

„Die Base sagt, ich sei allein und müsse dankbar sein für eine Versorgung."

Sie sprach mechanisch etwas nach, was ihr vorgesprochen worden war. Dem Liberi aber sank eine Hoffnung zusammen. Es schien ihm, sie denke ernstlich über des Laurenz Angebot nach. Die Wahrscheinlichkeit, daß er sie verlor, war nahe gerückt. Er wollte reden: Warte noch! Vertröste ihn auf später! Es überfiel ihn: In ein paar Monaten, vorher vielleicht, bist du ein freier Mann. Sag es ihr, frage sie, ob sie für immer bei dir bleiben wolle. Dann erschrak er wieder vor sich selber. Der Herrgott stand in ihm auf, mit dem er allabendlich redete und gab ihm eine seltsame Kraft. Er schwieg von dem, was in ihm schrie. Er brachte es nicht heraus.

„Der Laurenz ist ein rechter Mann," sagte er nur.

Die Mabel stand hilflos da. Sie fragte: „Es ist mir immer noch, ich könne nicht fort von Euch, Vetter Liberi."

Sie erwartete, ohne es zu wissen, daß er sie bitte: Bleib doch!

Aber er sagte es nicht.

So blieb das Letzte zwischen ihnen ungesprochen.

Sie gingen ein Stücklein nebeneinander hin, fielen vollends in Schweigen und trennten sich endlich, ohne Rat gegeben oder empfangen zu haben.

Die Sonne leuchtete auf eines jeden Weiterweg. Die Vögel zwitscherten in den Blütenbäumen. Und die Falter — die Falter tanzten um die Blumen.

## Zehntes Kapitel.

Die Mabel schrieb dem Laurenz zu. Sie hatte plötzlich und in einer Art Trotz den Entschluß gefaßt. Blindlings, weil sie keinen andern Ausweg wußte und weil sie ihn nicht mehr länger warten lassen konnte, schrieb sie dem Laurenz zu. An einem Abend sandte sie den Brief fort. Und als sie es getan, klopfte ihr das Herz. Sie dehnte die Arme und eine Schwüle war um sie. Sie hatte ein Verlangen nach dem Morgen, wann der Laurenz kommen würde.

Der ließ nicht auf sich warten. Er kam im Sonntagsgewand anstolziert. Breitspurig und laut schritt er durch den Flur in die Stube, und sein Gesicht glänzte. Es schien, als sei ihm die stolze Genugtuung bis in das dichte, blonde Haar gefahren, so heiter und voll und gesund schimmerte der blonde Tschupp. Er umfaßte die Mabel keck und ohne Umstände und küßte sie vor den Augen der Base Therese.

Die Mabel ließ es geschehen, ja sie schmiegte sich willig, fast sehnsüchtig in seine Arme.

Der Knecht und die Magd sagten, sie seien ein verliebtes Paar. Bald sagten es auch die Leute im Dorf.

Die Therese saß in ihren Stuhl gekauert. Sie schrumpfte in dieser Zeit wieder mehr zusammen. Mehr Leiden kam an sie, und sie zeigte weniger Freude, als sie über die Erfüllung ihrer Wünsche eigentlich hätte zeigen sollen. Vielleicht hatte sie zu viel mit sich selbst zu tun; vielleicht fühlte sie wieder das Mahnen des Todes.

Der Liberi verschloß sein Gesicht. Die Therese konnte nichts Besonderes an ihm bemerken. Selbst Stichelreden, wie: „Du gibst sie wohl nicht gern her, die Mabel?“ fanden keine andere Antwort als: „Sie muß wissen, ob es das Rechte für sie ist.“

Er saß viel allein in seiner Stube über seine Bibel gebeugt. Es wußte niemand, daß er nicht las, daß er den Kopf oft in beide Hände stützte, und daß er ihm brannte, der Kopf und das Herz im Innern und der Blick, in dem einmal nur gleich nach Mabels Verlobung Wasser aufgestiegen war.

Der Pater Sigbert saß eines Tages ihm gegenüber.

Die Stube war voll Sonne und warf ihre Helligkeit auf den Mönch mit dem Zottelbart in der schweren, braunen Kutte und den andern Mann mit den feinen, schmerzlichen Linien in der hohen Stirn.

Sie sprachen von Mabels Verlobung.

„Ich habe gemeint,“ sagte der Pater, „man soll ja davon nicht reden, aber — ich habe gemeint, daß das Mädchen bei Euch bleiben werde. Ihr habt die Witwerschaft vor Augen und — man rechnet sich so manches aus.“

„Ja — das tut man wohl,“ sagte der Liberi.

Der Ton fiel dem Pater auf. „Ihr habt daran gedacht?“ fragte er.

Der Schreiber antwortete ihm durch eine andere Frage: „Was hättet Ihr gesagt, wenn ich gekommen wäre und Euch so etwas gebeichtet hätte?“

„Ich hätte mich über Eure große Ehrlichkeit gefreut.“

„Und mir die Absolution verweigert, bis ich die Gedanken überwunden hätte?“

„Müssen,“ erwiderte der Mönch.

„So nehmet die Beichte als empfangen.“

Er stand auf, nahm ein Register aus einem Fach an der Wand, schlug es auf und fuhr in geschäftsmäßigem Ton fort: „Der Zins für die Kapelle St. Matthias ist morgen fällig. Ihr könnt das Geld gleich mitnehmen, Pater Sigbert.“

Da wußte der Pater, daß er entbehrlich war. Er nahm willig das

Geld, das ihm Arnold einhändigte und ging. Als er hinaus war erst, fiel ihm eine Last aufs Herz, als habe er etwas Schweres erfahren.

Tag kam zu Tag.

Wenn sie anderswohin Rosen und Freude trugen, so schlichen sie zu der Therese Arnold als Raubtiere und schlugen ihr Pranken in den Leib. Die bitterste Leidenszeit war angebrochen, die ihr vorausgekündigt gewesen. Der Arzt aus dem Hauptort kam und der Professor aus Zürich. Sie rieten zu einer abermaligen Überführung der Kranken nach dem Spital, aber die Therese bäumte sich wild dagegen auf. Keine vier Pferde brächten sie mehr aus dem Hause.

Die Ärzte entfernten sich wieder, hinterließen dem Liberi ihre Vorschriften und die Versicherung, daß es länger als ein paar Wochen mit der kranken Frau nicht mehr dauern könne. Es blieb eine Dumpfheit im Hause. Vielleicht kam sie von außen, denn der Frühling, der über Land ging, war heiß wie ein Sommer. Der Himmel zeigte tagelang keine Wolken, die Sonne brannte und flammte, und die Wildwasser waren braun vom geschmolzenen Bergschnee. Vielleicht kam sie aber auch aus den Seelen derer, die im Arnoldshause beieinander saßen. Die Therese konnte nur wenig Nahrung zu sich nehmen und schlief nicht. Sie sah, daß es um das Letzte ging, aber sie gab sich nicht gutwillig. Immer wieder raffte sie sich auf und kam hinaus in die Stube. Selbst vors Haus hinaus schleppte sie sich, ein müdes, zerfallenes Menschenwesen, dessen Augen allein noch Leben und Feuer hatten. Manchmal überfielen sie Schmerzen, daß sie sich krümmte, allein sie wollte von keinen schmerzlindernden Einspritzungen wissen.

„Das bringt mich nur vom Verstand," sagte sie. „Ich will aber nicht verwirrt sein, ich brauche meine Sinne noch."

Sie hatte einen Willen wie von Stahl. Da half kein Zureden. Als der Liberi mit Gewalt ihr einmal Linderung zu verschaffen suchte, schlug sie ihm die Spritze aus den Händen und wendete sich wie eine Katze gegen ihn. „Das wäre dir wohl recht, wenn ich so einen Nebel in den Kopf bekäme, he?" schrie sie ihn an.

Er vergalt ihr Zorn nicht mit Zorn. Er saß drüben in seiner Stube und schrieb, schränkte seine Ausgänge so viel als möglich ein, damit er in der Nähe sei, und hielt so eigentlich Tag und Nacht Wache neben der Frau. Wenn die Anfälle kamen, so stand er neben ihr und stützte sie mit den Armen oder legte ihr Kissen unter. Schweigend hielt er ihre Hand in den seinen, die sie manchmal wohl beiseite schob, manchmal aber auch mit verzweifelter Kraft preßte und sich daran eine Stütze gegen die Qual schuf. Und noch immer forschte sie in seinen Zügen. Besonders wenn die Mabel in der Nähe war. Veränderte sich sein Gesicht jetzt, da sie durch die Stube ging? Stieg ihm das Blut? Oder zuckte ihm nicht der Mund? Sie sah nichts und meinte doch die Gewalt zu fühlen, die sich in seinem Innern regte.

Der Liberi hatte keine Zeit für die Mabel. Er wollte keine Zeit haben. Es war etwas in ihm entzwei, seit das Mädchen sich verlobt hatte. Er durfte nicht an sie denken, sonst war es, als ob ihn ein glühendes Eisen

brennte. Er betäubte sich, einmal durch seine Arbeit, dann durch die furchtbare Pflege der Therese und während des kleinen Rests von Muße, der daneben blieb, sprach er manchmal ein paar Worte vor sich hin: „Herrgott, du mußt mir die Hand fest geben, sonst kann ich nicht auf dem Wege bleiben!"

Selbst jetzt noch aber leuchtete manchmal eine Helligkeit in ihm auf, als ob ein Wunder geschehen müsse: die Therese starb und dann? — Noch war es Zeit — noch war die Mabel nicht ganz dem Laurenz zu eigen.

Die Tage reihten sich noch immer. Sie reihten sich zu viel mehr Wochen, als die Ärzte gemeint hatten. Immer noch gab die Therese nicht nach. Immer noch trug sie die Qual, ohne ein Betäubungsmittel einzunehmen, und immer noch gewährte der seltsame Verlauf ihrer Krankheit ihr Pausen, leichtere Zeit, in welcher sie sich vom Lager erhob und im Hause umherging.

Der Laurenz drängte zur Hochzeit. Es war ihm nicht ganz wohl zumut; denn die Mabel, die sich scheinbar so bereitwillig in seine Arme geworfen, schien auf einmal die Laune gewechselt zu haben. Ihre Zärtlichkeit kühlte ab, verwandelte sich langsam in Zurückhaltung, und diese hatte schon einige Male die Form von Widerspenstigkeit oder Unduldsamkeit angenommen. Die Therese war gleich von seiner Partei. Natürlich, wozu die Hochzeit noch hinausschieben! Sie möchte es auch noch erleben, das möchte sie. Und wenn sie auch nicht zum Feste kommen könne, ihretwegen brauchten sie keine Rücksicht zu nehmen. Wenn sie warten wollten, bis sie — nicht mehr da wäre, könnten sie vielleicht noch lange warten. In einer krankhaften Ungeduld begann sie fast mehr zu drängen, als Laurenz selbst. Mit kindischer Zänkischkeit fing sie den Tag an: „Ist die Hochzeit jetzt noch nicht festgesetzt?" und wiederholte dieselbe Frage unzählige Male, bis es wieder Nacht war. In der Nacht aber selbst kam sie von der Sache nicht los. Sie fiel den Liberi damit an, unabläßig, bald mit Hohn, bald mit Zorn, als ob er gern sähe, daß die Sache verschleppt würde.

Die Hochzeit wurde indessen festgesetzt, der Laurenz besorgte die Papiere, und im Amtsblatt stand das Ausgebot. Nach Ablauf der Frist — gleich — also in wenigen Tagen wollten sie heiraten.

Und Mabel?

Über die war das Leben als ein Sturm hingegangen und hatte sie betäubt. Vom Widerstreit der Empfindungen geschüttelt, war sie in die Verlobung mit dem Laurenz getaumelt und ließ eine Weile mit sich geschehen, was geschah. Sinne und Blick waren ihr benebelt, verdunkelt. Und — Nebel und Dunkelheit lichteten sich jetzt, je näher der Tag der völligen Entscheidung kam. Sie erwachte langsam. Wie aus einem Rausch, dem die Ernüchterung folgt. Jetzt sah sie, wie die Base sie mit zänkischer Ungeduld dem Laurenz förmlich zuschob. Der maßte sich schon eine Art Herrenrecht an. In seiner Zärtlichkeit war etwas Gewaltsames, fast Rohes. Das stieß sie auf einmal ab. Ihr Blut wurde ruhig. Sie sah etwas Häßliches an der Therese und an Laurenz. Heute war ihr des Verlobten Besuch langweilig. Morgen war er ihr lästig. — Und es ging ein stiller Mensch neben ihr, dessen Nähe sie ernst, fast feierlich stimmte. Ihr eigenes Wesen und Empfinden

verwandelte sich. Immer mehr löste sich etwas Edles, Klarheit Heischendes in ihrer Seele aus, das die Form einer verehrungsvollen Liebe für den Liberi annahm. Und plötzlich — mit einem jähen und furchtbaren Schrecken erkannte sie, daß das zu spät kam. Sie war die Verlobte des Laurenz, die Hochzeit stand vor der Tür. Freilich, wenn der Liberi ein Wort gesagt hätte: Tue es nicht, Kind, sie würde noch jetzt alle Bande von sich abgeworfen haben. Aber der Liberi sprach nicht. Früher war ihr manchmal der Gedanke aufgetaucht, daß er sie lieb habe, jetzt aber schien alle seine Aufmerksamkeit nur von der gewaltigen und ernsten Sache eines leidenvollen Sterbens in Anspruch genommen zu sein.

Oft trat sie in seine Stube hinüber, wenn er arbeitete, mit dem Drang, ihn jetzt um Rat und Hilfe zu bitten. Nie aber fand sie den Mut. Sie strich manchmal mit der Hand über die seine und ging stumm wieder hinaus, als ob sie nur eben ihm freundlich hätte sein wollen.

Er ahnte wohl, daß sie nicht glücklich war, aber er hielt das in sich fest, was ihr entgegenströmen wollte. Mit harten Händen hielt er es fest; denn er sah die Frau drüben in ihrer Schlafkammer sich in furchtbaren Qualen winden.

So kam der Hochzeitstag näher und näher. Der Laurenz war jetzt alle Tage da, einmal wegen der Aussteuer, die sie in einer nahen Stadt gekauft hatten und die allmählich ankam, dann wegen der zum Fest Einzuladenden, dann wegen der Festlichkeit selbst, die im „Adler" stattfinden sollte.

Der Pater Sigbert sollte in der Kirche von Burgweil die Trauung vollziehen. Er machte noch seinen Besuch im Brauthause, aber als der Blondbart mit dem immer heiteren Gemüt es wieder verließ, hatte er einen Stein auf dem Herzen und eine Wolke auf der Stirn. Es war ihm, als komme er aus einem Haus des Todes, nicht aber einem, aus dem ein junges Glück herauswachsen sollte. Die Menschen darin gefielen ihm nicht.

Die Mabel ließ die Stunden kommen und gehen und Gäste wie den Pater und den Laurenz mit ihnen. Sie sagte ja zu allem, was von ihr verlangt wurde; aber je mehr Zeit verstrich, um so mehr wuchs ihre innere Bedrängnis. Die Brust wurde ihr eng davon. Sie meinte schreien zu müssen, damit ihr einmal leichter werde, und doch brachte sie keinen Ton heraus.

Die merkwürdige Frühjahrshitze steigerte sich täglich. Wolken stiegen über den Bergen auf, grau, braun, schwarz. Manchmal spannen sie sich zusammen und bedeckten den ganzen Himmel, so daß es mitten am Tag Nacht wurde, manchmal klatschten wie pochende Finger ein paar schwere Tropfen an die Fenster oder auf die Holzgesimse, aber es wurde weder Regen noch Sturm daraus. Die Bäume standen müde und ohne Bewegung. Die Blütezeit war in wenigen Tagen vorübergegangen, als hätte die Hitze die Blüten verbrannt. Still war es, dumpfstill. Nur die Mücken und Fliegen schienen an Zahl zu wachsen wie eine Pest, und ihr Surren und Summen sang seltsam durch den schweren, glühenden Tag.

Drei Nächte vor der Hochzeit schlief Mabel nicht mehr, und was sie aß, das würgte sie hinunter, damit man nicht frage, warum sie nicht esse. Sie lauschte auf jeden Tritt, der am Tage durch den Hausflur kam, und wenn sie

hörte, daß es der Laurenz war, so war ihr, als ob sie entlaufen müsse. Sie hatte nicht Furcht vor ihm, aber ihre Gefühle hatten sich in verdrossene, störrische Abneigung verwandelt. Noch ließ sie es geschehen, daß er sie in die Arme nahm und küßte, aber sie war wie starr, wie ein Stück Holz in seiner Umarmung. Und wenn er fort war, schüttelte sie der Ekel.

So konnte es nicht weiter gehen. Es mußte eine Entspannung, ein Wetter kommen, wie die dumpfe Schwüle draußen in einen Sturm sich lösen mußte.

## Elftes Kapitel.

Am Tag vor der Hochzeit aß der Laurenz mit den Arnoldschen. Es gab noch viel zu besprechen. Die Base Therese hatte es auch gewollt. Wenn sie könne, so wolle sie in die Stube hinaus kommen, hatte sie Mabel mitgeteilt. Sie hatte aber einen schlechten Morgen und ächzte und jammerte, daß man sie im ganzen Hause hörte. Als aber die andern am Tisch saßen, zuoberst der Liberi, auf der einen Seite der Laurenz und die Mabel, auf der andern Balz und Rösi, die Dienstleute, stand die Frau in der Tür, noch ehe Mabel ihr den Teller, den sie für sie bereit hielt, in die Kammer hinüber tragen konnte. Sie mußte sich am Türpfosten halten. Ihr einst dichtes, schwarzes Haar war grau, dünn und wirr. Die langen, dürren Finger, mit denen sie sich hielt, zitterten. Sie hatte ein schwarzes Kleid angelegt, aber es saß ihr unordentlich an Hals und Oberkörper; denn es war ihr weit geworden, und man sah, daß ihre Kraft kaum ausgereicht hatte, es zuzuknüpfen. Ein verzerrter Zug verbissenen Schmerzes umzuckte ihren Mund, und die schwarzen Augen lagen wie ausgetrocknet in ihren Höhlen und hatten etwas Scheues, Verwundertes und doch Stechendes.

Der Liberi stand auf, nahm schweigend den Arm der Therese und führte sie, sie stützend, zum Tisch hinüber. Sie war keine leichte Last; denn ihr Körper war plump und ihr Schritt so schleppend, als ob sie Ketten trüge.

Der Knecht und die Magd rückten auf ihren Sitzen, und Mabel stellte der Base Teller neben den Platz des Liberi.

„Jetzt bin ich doch noch da," sagte diese. Es war das erste, was sie sprach, als hätte sie bisher keine Kraft zum Reden gefunden. Ihre Stimme war auch heiser und klanglos.

Der Laurenz reichte ihr die schwere Hand über den Tisch. Er hatte schon vorher laut und viel gesprochen und machte jetzt ein Hallo, daß die Kranke noch auf den Beinen stände, ihm zu Ehren. Er prahlte, wie viel er an dem Morgen schon geleistet hätte. In einem Wirtshaus von Sparingen hätten die Kameraden ihm einen Abschiedstrunk geboten. Es sei hoch hergegangen, und er habe wahrhaftig Mühe, seine Gedanken beieinander zu halten, so schweren Wein habe es gegeben. Sein Gesicht war wirklich heiß, und seine Augen schwammen in einer rührseligen Feuchtigkeit. Aber auch die Luft in der Stube war heiß, als sei diese mit Kohle überhitzt. Draußen am Himmel hingen immer noch die stahlgrauen, schimmernden, nie sich öffnenden Wolken. Sie strömten einen Glanz wie von verborgener Sonne aus und eine Hitze wie heiße Eisenplatten.

„Was für ein drückender Tag!“ sagte die Therese.

„Zum Umkommen,“ bestätigte Balz, der Knecht, und wehrte mit beiden Händen den Fliegen, die ihm um die Ohren surrten. „Im Stall fressen einen die Mücken, das Rindvieh ist wie wild davon.“

„Wenn diesmal das Wassertor da oben aufbricht, dann wird es gleich faßweise herausprudeln,“ meinte der Laurenz.

„Wenn das schlechte Wetter nur nicht auf morgen kommt,“ besorgte die Magd und machte ein bedenkliches Gesicht.

Aber der Laurenz lachte laut: „Es soll nur kommen, dann regnet es uns das Glück ins Haus. Gelt, Künftige?“ fügte er mit täppischer Zärtlichkeit hinzu und faßte die Mabel um die Hüfte.

Sie wand sich.

„Nun, nun,“ sagte er und lachte dann.

„Wir sind nicht allein,“ flüsterte sie ihm zu, so daß nur er es hören sollte.

Dann nahm die Mahlzeit ihren Fortgang.

Die Therese, die auf ihrem Stuhl zusammensank, hob manchmal ruckweise den Kopf und sah erst schweigend ihren Mann und dann die bleiche Nichte an. Ihre Lippen bewegten sich in einem hämischen Zucken, als stehe sie im Begriff zu fragen: Was habt ihr, ihr zwei, he?

Zum Schluß nahm Liberi sein Glas und stieß mit allen an: „Auf einen glücklichen Tag morgen,“ sagte er.

Als er es gegen die Mabel erhob, zögerte diese und griff fast mechanisch nach dem ihren. Dann stieß sie das Glas wohl gegen das seine, aber es sah aus, wie wenn sie sprechen wollte, und es lief eine Flamme von Rot über ihr Gesicht. Sie setzte das Glas wieder nieder, ohne getrunken zu haben, und schwieg wie betäubt.

„Du bist fast noch zu jung, Kind,“ sprach der Liberi jetzt ohne Furcht vor der Frau, die neben ihm saß. Er mußte es sagen, denn die Mabel, die sich eben erhob, war ihm noch nie so jung und kinderschlank erschienen.

Sie starrte ihn an, als er das gesagt hatte, und wieder setzte sie zum Reden an, jedoch abermals, ohne Mut oder Worte zu finden. Sie ging dann mit Knecht und Magd aus der Tür, und weil sie nicht wiederkam, machte der lange, blonde Laurenz sich auf die Suche nach ihr.

Der Liberi führte die Therese nach ihrem Stuhl am Fenster.

Es donnerte.

Des Laurenz Schritte gingen die Treppe hinauf.

Die Mabel war nach ihrer Kammer gegangen. Sie war bleich, und Schweiß perlte ihr auf der Stirn. Aber es mochte die Glühhitze im Hause sein, die daran schuld war.

Jetzt kam der Laurenz ihr nach. Die Tür der Kammer stand halb offen, er stieß sie vollends auf und trat ein.

„Es wird schon erlaubt sein,“ sagte er. Er hatte einen kleinen Schwips. Der Wein am Morgen hatte ihn untergekriegt. Er schluckte und grinste ein wenig. Dann ging er geradewegs auf Mabel zu, die sich an ihrer Kommode zu schaffen machte.

Es donnerte wieder.

„Aha," sagte der Laurenz, die Hand um Mabels Arm spannend.

Er lauschte. Das Donnern wollte kein Ende nehmen. Es kam mit einem immer heftiger werdenden Gepolter scheinbar aus der Tiefe herauf, als ob die Erde Steine, schwere widereinander schlagende Blöcke ausspeie. Jetzt zuckte ein Blitz durch den grauen Himmel. Die Stube war einen Augenblick brandrot. Dann klopfte es wieder an die Scheiben. Wie mit schweren, klebenden Fingern. Tack! Tack! Ein paarmal nur, dann hörte es wieder auf.

„Nun kommt das Wetter doch," sagte Laurenz Indergand.

Dann vergaß er das und überhörte den nächsten Donnerschlag. Er umfaßte Mabel und flüsterte ihr zärtliche Worte ins Ohr. Sein heißer Atem streifte ihre Wange. „Morgen, du! Morgen! Freust dich! Hast mich gern?"

Er zog sie auf einen Stuhl. Seine Hände betasteten ihre Arme. Er hatte etwas Gieriges, Herrisches an sich.

Der Mabel war zum Ersticken. Den ganzen Tag schon war ihr wirr zumut gewesen. Was wollte sie eigentlich? Was wollte sie tun? Eines nur schien ihr unmöglich: Morgen mit dem da neben ihr in die Kirche zu gehen.

Wieder flammte eine Brandhelle durch die Stube. Dann krachte es, als wolle das Haus auseinander bersten.

Der Laurenz preßte den Mund auf Mabels Wange. Der Atem versagte ihr, so fest preßte er sie an sich.

Plötzlich brach etwas in ihr los, als ob der Blitz, der eben wieder zuckend über den Himmel fuhr, ihr die Erkenntnis in die Seele geschnellt hätte. Sie riß sich aus den Armen des Laurenz frei. Ein paar Schritte von ihm entfernt blieb sie stehen. „Ich — ich kann dich nicht heiraten," stieß sie heraus.

Er lachte. Dann sah er sie an und merkte, daß es nicht zum Lachen war. Das ernüchterte ihn. „Bist du nicht bei Trost?" fragte er.

Er fühlte vielleicht, daß er sich zu viel herausgenommen und war ganz zahm und demütig.

Sie wandte ihm das Gesicht voll zu. „Ich muß es dir sagen. Ich heirate dich nicht," wiederholte sie fest.

Da packte ihn die Wut. „Mach keine Geschichten," schrie er sie an. „Ich lasse mich nicht wie einen Schuhlappen behandeln."

Sie ging zur Tür. Wie eine, die unter einem Willenszwang steht. Sie wollte jetzt dem Vetter und der Base sagen, wozu sie sich entschlossen habe.

Der Laurenz stampfte ihr nach. Sein Zorn wuchs mit jedem Schritt. Etwas Brutales war an diesem schwellenden Zorn.

Unabläßig folgten sich Blitz und Donner, während sie hintereinander die Treppe hinunterstiegen. Das Haus zitterte.

Die Magd stand in der Küchentür und hatte das Schlottern: „Jesses, wie das tut," sagte sie. „Und kein Regen noch! Ein gefährliches Wetter!"

Sie machte erstaunte Augen. Die beiden liefen ohne ein Wort an ihr vorbei, die Mabel mit schneebleichem, der Laurenz mit zornrotem Gesicht. Hatte die Wetterangst sie so gepackt?

Das Brautpaar erreichte die Stube.

Die Base Thereſe ſaß in ihrem Stuhl und ſchien halb eingenickt. Unter einem neuen Donnerſchlag fuhr ſie auf, als ob ſie einen Stoß erhalten hätte, und öffnete die glaſigen Augen. Eben als ſie ihr wieder zufallen wollten, erblickte ſie die Mabel und den Laurenz.

Das Mädchen trat zögernd ein und mochte nicht gleich ſprechen, aber die Art, wie der Laurenz an ihr vorüberſchoß und mit dem Fuß einen Stuhl beiſeite ſtieß, verriet der Thereſe ſchon, daß etwas nicht in Ordnung war. Sie wurde merkwürdig wach. Mißtrauen machte ihr Geſicht ſpitzig.

„So eine Steckköpfiſchheit," ſchimpfte Laurenz, und abermals hieb er den Schuh an einen Stuhl.

Der Liberi trat aus der Nebenſtube.

„Ich kann ihn nicht heiraten," ſagte Mabel jetzt. Sie ſchaute frei um ſich. Dann trat ſie neben den Liberi, als wüßte ſie, daß der ihr helfen werde.

„Biſt verrückt?" ſagte die Thereſe.

„Sie will mich foppen, das iſt alles," begehrte Laurenz auf.

„Es iſt mein voller Ernſt, ich nehme ihn nicht," wiederholte Mabel laut und trotzig.

Es krachte. Einen Augenblick ſtanden alle geblendet. Der Blitz mußte in nächſter Nähe eingeſchlagen haben.

Da ſprach der Liberi: „Du kannſt dich nicht im letzten Augenblick anders beſonnen haben, Kind. Es iſt alles vorbereitet."

Er ſprach gütig und erſtaunt zugleich.

Die Mabel antwortete: „Ich habe es lange ſagen wollen und habe es nicht gekonnt. Jetzt muß es heraus, bevor es noch zu ſpät iſt. Ich habe mich geirrt. Ich kann nichts dafür. Ich weiß ſelber nicht, wie es gekommen iſt. Ich weiß nur, daß ich ihn nicht nehmen kann! — Nie! Nie!"

Der Laurenz ſah, daß ſeine Sache halb verloren war. Er verlegte ſich aufs Bitten. „Mabel, Mädchen, mach mich doch nicht unglücklich."

Er war auf einmal ein ernſter Menſch. Er ſtreckte die Hand nach Mabel aus. „Du weißt, wie gern ich dich habe," fügte er leiſe hinzu.

Aber die Base Thereſe lehnte ſich über den Stuhl. Sie hatte etwas Raubvogelhaftes im Geſicht, und ſie krächzte, krächzte wahrhaftig mit überſchnappender Stimme. „So etwas, ſo etwas! Meinſt, du kannſt mit einem Menſchen machen, was du willſt! Meinſt, du kannſt ihn und uns im ganzen Dorf zum Geſpött machen! Nichts, nichts! Die Hochzeit ſoll morgen ſein. Und ich will auch gern ſehen, ob ſie nicht iſt!"

„Laßt mich bei Euch," bat die Mabel den Liberi.

„Keinen Tag länger, wenn du nicht beſſer weißt, wie man ſich benimmt," ſchrie die Base dazwiſchen.

Der Liberi ſenkte den Kopf. Was war das? Was ſollte er von dem allem denken? War es doch, daß die Mabel ihn, den Liberi — — —

Sein Herz klopfte. Aber er dachte den Gedanken nicht zu Ende. Drüben ſaß die Thereſe. Was hatte die Krankheit aus der ſtarken Frau gemacht!

„Siehſt, Kind," begann er wieder, „das geht jetzt nicht mehr. Der Laurenz iſt ein rechter Mann. Was würden die Leute ſagen — was —"

Wie nichts bisher machten diese Worte dem Laurenz Eindruck. Das Elend überkam ihn. Er warf sich auf einen Stuhl und schluchzte.

Die Mabel fror mitten in der brutheißen Stube. Sie kam sich plötzlich verstoßen und verloren vor. Was hatte sie denn erwartet? Daß der Liberi sich ihrer annehme? Sie fühlte, daß er nicht anders konnte. Er war doch der Therese da drüben ihr Mann, und die — Herrgott — die keuchte und stöhnte jetzt, als müßte sie der Schlag treffen. Der hatte sie Schaden getan, der kranken Frau! Und — und dem Laurenz? Ja, ja, es war ja nicht zu leugnen, daß er kein unrechter Bursche war. Und daß ihm Unrecht geschehen von ihr! — Was tun? Was sagen? Wohin gehen? Sie fror, fror.

„Überlege es dir, bis morgen," sagte die ruhige Stimme des Liberi.

Die Therese faßte das auf. „Natürlich morgen muß sie zur Vernunft gekommen sein," bestätigte sie.

Und der Laurenz sah vom Tisch empor, auf den er den Kopf geworfen hatte. „Natürlich," sagte er wie in plötzlichem Trost, „natürlich, nicht wahr, Mabel, bis morgen wirst du wieder anderen Sinnes sein? Es kann ja nicht sein, daß du mich fortstößest."

Die Mabel fror. Was wollten sie alle? Sie wandte sich um. Sie ging hinaus. Was sollte sie noch sagen? Sie gehörte zu niemandem.

Wie im Taumel stieg sie in die Kammer hinauf. Sie hörte ein Rauschen und Brausen ringsum. Es regnete jetzt, goß, strömte, und der Wind trieb den gießenden, wilden Regen.

Als die Tür sich hinter Mabel zugetan hatte, sahen die Zurückgebliebenen einander an, wenigstens suchte der Laurenz zuerst den Blick des Liberi und dann den der Therese. Und die Kranke lauerte von der Seite her nach ihrem Mann.

„Wie ist denn das gekommen?" fragte der Laurenz.

Die gleiche Frage lag in den Augen der Therese, nur hatte sie da ein spitzigeres, zornigeres Wesen.

„Ihr habt sie vielleicht zu sehr überrumpelt," sagte Liberi. „Derlei Sachen muß man von innen heraus reifen lassen, das Drängen ist nicht vom Guten."

Die Therese lachte, es klang wie ein kurzes Zischen.

„Erst in den letzten Wochen ist sie so merkwürdig geworden, wie wenn es sie reute," verteidigte sich Laurenz.

Der Liberi meinte: „Laßt ihr Zeit. Ich will mit ihr reden, heute abend. Vielleicht — sicher bis morgen ist alles in Ordnung."

„Du willst mit ihr reden, du?" fragte die Therese. Wenn sie hinzugefügt hätte, daß er an allem schuld sei, so hätte sie es nicht deutlicher machen können.

Er stritt nicht mit ihr, sondern trat ins Nebenzimmer.

Der Laurenz stand auf, nahm seinen Hut und entfernte sich. Es war, wie wenn ihm einer einen Schlag vor die harte Stirne gegeben hätte. Völlig verwirrt lief er hinweg. Er ging nicht heim. Er trieb sich im Dorfe herum und trank auch in den Kummer hinein. Ein paarmal zog es ihn nach dem Arnoldshause, aber er wartete bis auf den Abend, ehe er dort wieder eintrat. Dann fand er den Liberi im Hausflur. Der hieß ihn Geduld haben, er habe

noch nicht mit Mabel reden können, da die Thereſe einen böſen Anfall gehabt. Er hörte einen Schrei aus der Schlafkammer, der ihm einen kalten Schauder über den Rücken jagte, und ſo machte er ſich wieder davon und auf den Heimweg nach Sparingen. „Wenn es mit der Thereſe etwas geben würde, müßtet Ihr die Hochzeit verſchieben," hatte ihm der Liberi beim Abſchied noch geſagt.

Die Thereſe hatte allerdings böſe Stunden. Der Arzt mußte gerufen werden, und zum erſtenmal nach furchtbarer Marter ließ ſie es, vielleicht unbewußt und in der Ermattung, zu, daß ihr die Schmerzen künſtlich erleichtert wurden. Sie ſchlief ſpät ein und hatte eine ruhige Nacht. Erſt als ſie Ruhe gefunden, verließ ſie der Liberi und ging die Mabel ſuchen, die ihm nicht mehr unter die Augen gekommen war, obſchon er hörte, daß ſie mit Knecht und Magd die Abendmahlzeit genommen.

Die Mabel hatte inzwiſchen in ihrer Kammer geſeſſen.

Der Regen rauſchte. Unabläſſig rauſchte er. Und zwiſchen den gleichmäßigen Strömen des Regens und einzelnen fauchenden Windſtößen hörte das Mädchen ein eintöniges Hämmern der Tropfen, die aus den überlaufenden Dachrinnen fielen.

Die Mabel grübelte. Was tun? Was tun? Sie wußte nur, daß ſie alles eher tat, als dem Laurenz nach Sparingen zu folgen.

Der Regen wollte nicht aufhören. Mit der Dämmerung begannen Blitz und Donner von neuem. Die ganze Natur ſchien in Aufruhr. Ein neues Gewitter war aus irgendeinem Tal hervorgebrochen und ließ ſeinen Zorn über Burgweil aus.

Mabels Kammer ſtand alle Augenblicke in weißem Licht.

Und der Regen rauſchte.

Die Nacht kam.

Man hörte den Schachen toſen und mit den Blöcken in ſeinem Bette ſpielen, als ob ſie Kieſel wären.

Und der Regen rauſchte.

Was tun? Was tun? ſann Mabel.

Sie ging einige Male in die Stube hinunter, aber es war niemand dort. Sie hörte nur das Stöhnen der Baſe. Sie hörte auch, daß der Doktor kam. Als Nachteſſenzeit war, deckte ſie mechaniſch den Tiſch und aß mit den andern. Der Liberi und die Thereſe freilich fehlten. Sie aber war nur halb bei Beſinnung. Was tun? Was tun? grübelte ſie. Jeder Gedanke, der ihr Hirn durchzuckte, war wie ein Hammerſchlag. Der Vater, der ſich das Leben genommen! Die Mutter, die in der Welt herum lief! Der Laurenz! — Sie hatte eine Schuld an ihm, denn er hatte wohl meinen können, daß ſie die rechte Liebe zu ihm habe. Auch an dem ſchweren Anfall der Baſe war ſie wohl ſchuld. Wie war nur alles gekommen? Auf einmal ſaß ſie mitten drin in Schuld und Schande.

Manchmal kam etwas Lichtes in ihr Gemüt. Sie mußte an den Liberi denken.

Und wieder manchmal glomm in ihrem Innern eine kleine, warme Hoffnung auf. Vielleicht wußte der Liberi noch eine Hilfe in all dem Wirrſal. Vielleicht ſagte er auf einmal ein Wort, das alles aufhellte.

Aber das kleine Licht losch aus. Die Beklemmung kam zurück und war schlimmer als je.

Sturm und Regen tobten draußen. Die Nacht war finster. Jetzt sah alles noch viel schwerer und dunkler aus.

Mabel hörte immer noch das Stöhnen der Therese. Es zog sie in den Flur hinunter.

Die Magd kam aus der Küche. „Es ist furchtbar, wie sie jammert," flüsterte Mabel ihr zu. Dann fragte sie, was der Doktor wohl sagen werde, und die Magd gab Antwort, sie wisse schon, es sei noch lange nicht das Ende, sie habe das bei einer Verwandten gesehen, wie lange es gehe.

Noch während sie flüsterten, wurde es in der Kammer still. Das war ein so merkwürdiger Wechsel von nervendurchdringendem Jammern zu lastendem Schweigen, daß es Mabel wie ein neuer Stein auf die Brust fiel.

Plötzlich erinnerte sie sich, daß es spät war und die Nacht nur kurz, und daß morgen der Laurenz kommen werde, frühe schon. Ihr Herz begann von einer neuen furchtbareren Erregung zu klopfen. Sie verlor die Sinnenklarheit. Die Angst peitschte sie, und die Angst wuchs zur Verzweiflung. Sie ging in die Kammer zurück, riß ein Fenster auf und sah in die Nacht hinaus. Draußen war es so dunkel, daß sie den Baum nicht erkennen konnte, der doch nahe vor ihrem Fenster stand. Aber der Sturm schlug ihr wütend ins Gesicht. Haar, Stirn und Wangen peitschte ihr der Regen, und im Nacken spürte sie die Nässe, als ob ihr eine kalte Hand da läge.

Aber die kalte, peitschende, kühlende Nacht hatte etwas Ziehendes. Wenn sie, Mabel, da draußen war, so konnte sie morgen der Laurenz nicht holen. Da war ein Ausweg! Wenn sie fortlief! Wer weiß wohin! Nur fort, daß sie einige Zeit sie nicht finden konnten. Später vielleicht einmal half ein glücklicher Zufall, daß alles noch gut wurde. Und wenn nicht, — je nun die Fremde, das Ungewisse war immerhin besser als die enge Kammer, wo sie mit dem Laurenz allein war.

Sie schloß das Fenster. Mit hastigen, zitternden Händen kramte sie allerlei Habseligkeiten und Geld, das sie vom Vater erhalten, zusammen. Es ging ein Zug in der Nacht. Ein Schnellzug! Sie riß ihre kleine Uhr heraus. Noch zwei Stunden, bis der kam! Sie wußte genau die Zeit, denn sie hatte ihn oft in der Nacht gehört und sein Rollen verfolgt, wie es aus den Bergen kam, fern erst, langsam wachsend, jetzt sich zu einem Räderklopfen verdeutlichend und jetzt wieder allmählich verhallend, unten, weit unten am See. Sie hatte Zeit. Sie konnte hinunter laufen bis zur Seestation, niemand kannte sie da.

Schon stand sie unter der Kammertür, ihr Bündel in der Hand. Sie hatte kein klares Bild dessen, was sie wollte. Ihr Kopf schmerzte, ihre Seele war voll fieberhafter, wirrer Gefühle. Aber eine dunkle Gewalt jagte sie.

Sie hörte niemanden unten im Flur. Vorsichtig stieg sie treppab, das Bündel hinter dem Rücken bergend, ebenso das Tuch, das sie draußen umnehmen wollte. Noch war alles still, nur die Stimme des Arztes drüben bei der Therese wurde hörbar; er war immer noch da. Und die Küchentür war nur angelehnt. Ein Lichtschimmer drang heraus. Mabels Atem stockte.

Aber sie durchschritt leise den Flur. Regen und Sturm übertönten das Geräusch, das die Haustür beim Öffnen machte.

Regen und Sturm nahmen sie auf, als sie in die Nacht hinaus trat, kalte, ziehende, reißende Arme. Sie hatte Mühe, das Tuch um Kopf und Schultern zu schlingen. In einem Augenblick war sie so naß, daß ihr das Kleid am Leibe klebte. Aber die Nacht war schwarz, furchtbar. Sie wußte nicht, wohin sie trat. In diese Nacht verlor sie sich.

## Zwölftes Kapitel.

Ja, der Liberi suchte die Mabel. Als der Arzt gegangen war und die Therese schlief, stieg er in die Kammer hinauf. Niemand da! Aber offene, durchwühlte Schubladen. Ein Wirrwarr, als ob jemand geflohen sei. Der Liberi stand in der Tür und sah um sich. Er hatte müde Züge; denn er hatte viele Nächte nicht geschlafen, aber sie belebten sich vor Schrecken. Wo konnte sie sein?

Er stieg wieder hinab und fragte die Magd, die nichts wußte, als daß sie vor kurzem noch mit Mabel gesprochen. Dann suchte er im ganzen Hause, in allen Stuben. Er hastete nicht, sondern tat alles mit ruhiger Überlegung, ging in die Nacht hinaus, rief dort Mabels Namen und klopfte den Schwiegervater aus dem Schlaf. Er hätte selber in den Sturm hinauslaufen mögen. Er hatte bittere Mühe, Unruhe und Angst darnieder zu halten; aber — er konnte doch die Therese nicht allein lassen. So schickte er dafür den Knecht nach der einen, die Magd nach der andern Richtung.

Er selbst setzte sich an das Bett der Therese.

Sie schlief den schweren, unruhigen Schlaf einer künstlich Betäubten.

Der Liberi überlegte. Die Mabel war fort! Er hatte es gewußt, sobald er ihre leere Kammer sah. Sie war entlaufen, dem — dem Laurenz aus dem Wege. „Laßt mich immer bei Euch bleiben," hatte sie gesagt! Sie wäre zufrieden bei ihm gewesen. Er fühlte das, und es war ihm eine leise Linderung in der tiefen Besorgnis, die in ihm war. Was nur mochte sie getan, wohin sich gewendet haben? Der Wildbach? Nein, nein, das tat die Mabel nicht, das tat sie ihm nicht zu leid. — Hätte er selbst anders sich benehmen sollen? Sein Blick streifte das gelbe, spitze Gesicht der Kranken in der weißen Haube. Wenn alles noch einmal so käme, er würde alles noch einmal tun, wie er es getan!

Ein Rollen kam durch die Nacht heran, fernher. Zuerst meinte er, daß es ein verspätetes Donnern sei. Aber das Rollen näherte sich, deutlich klang das Schlagen eiserner Räder herauf. Ein Zug! Er kam aus der Nacht und verschwand in Nacht. Und plötzlich fuhr Liberi vom Stuhl auf. Die Mabel! Mit dem Zug fuhr sie fort! Er wußte nicht, woher ihm die Überzeugung kam. Er empfand nur stärker als vorher ein zehrendes Verlangen, hinaus zu eilen, der Mabel nach. Aber er konnte nicht, durfte nicht.

Nach einer Weile stellte er sich an das dunkle Fenster. Er faltete die Hände. „Herrgott, da fährt nun eine in die Welt hinaus, die nichts von ihr weiß und Gefahr läuft, große Gefahr, um ihrer selbst und um der Welt willen!"

Es war alles, was er jetzt für die Mabel tun konnte, aber es machte ihn ruhig, während er so mit dem großen, unbekannten Kameraden redete.

Rösi, die Magd, kam zurück und tief in der Nacht der Knecht Balz. Sie hatten nichts gehört und nichts gefunden.

„Sie wird doch nicht," — sagte der Knecht und sprach davon, daß er dem Schachenbach nachgegangen, und daß die Mabel ihm manchmal so verstaunt vorgekommen sei.

„Das ist unmöglich," verwies ihm der Liberi das Wort.

Aber am Morgen, als der Laurenz kam, sagte er dasselbe wie der Knecht: „Sie wird doch nicht" —

Der Laurenz war im Feiertagsgewand, in einem nagelneuen schwarzen Anzug und trug den Hochzeitsmaien im Knopfloch. In aller Frühe war er durch den noch regenfeuchten, aber aus blauen Wolkenfenstern blinzelnden Tag mit seinem Wagen ins Dorf und vor den „Adler" gefahren. Die Eltern und die Gäste aus Sparingen wollten nachkommen. Um 9 Uhr sollte der Pater Sigbert die Verlobten trauen. Der Wirt, bei dem Laurenz Pferd und Wagen einstellte, sagte ihm, daß die Mabel vermißt werde. Die Rösi, die Magd, hatte dafür gesorgt, daß es im Dorf bekannt wurde. Der Laurenz rannte wie ein Toller nach dem Arnoldshause. Der Hut flog ihm unterwegs vom Kopfe; aber er hob ihn nicht auf. Er stürmte ins Haus und in die Stube. Alle Türen blieben offen. Den Liberi fand er am Schreibtisch. Trotz der frühen Stunde lagen verschiedene Briefe da, an die Polizei, an Bekannte, wo die Mabel etwa hingeflüchtet sein konnte, an den Stationsvorsteher drunten am See. Der Liberi war in der Nacht nicht zu Bett gegangen.

Der Laurenz, so wild und erregt er blickte, konnte sich eines flüchtigen Gedankens nicht erwehren, daß der Arnold alt aussehe. Er hatte nie vorher bemerkt, daß er an den Schläfen schon ein wenig grau war. Er fuhr aber gleich los. Ob es denn wahr sei, möglich sei? Schweiß stand ihm auf der Stirn, und er stieß den Atem ruckweise hervor.

„Es ist wahr," antwortete der Liberi. Das klang ganz leise und nüchtern gegen des andern verzweifeltes Wesen.

Der Laurenz schlug die Fäuste vor die Augen. Er flennte. Er konnte sich nicht wehren. Ein wütender Schmerz riß ihn fort. Er dachte nicht an das Aufsehen, das entstehen mußte, weil die Braut am Hochzeitsmorgen fehlte. Er dachte nicht an die Schmach, die das ihm und den Seinen brachte. Jetzt war einzig die Qual über den Verlust der Mabel in ihm lebendig. Er schluchzte und stöhnte und lief in der Stube auf und ab. Jede Selbstbeherrschung hatte er verloren.

Der Liberi saß ganz still, die Hände auf den Tisch gefaltet und wartete. Nur manchmal ging etwas wie ein Schmerz um seine Lippen.

Nach einer Weile begann der Laurenz laut zu überlegen. Wäre es der Mabel doch Ernst gewesen, daß sie ihn nicht nehmen könne? Was denn diese völlige Veränderung hervorgerufen haben möge? Wohin sie gegangen sein könne? Was sie beabsichtigte? Sie werde doch nicht — — —

Er sprach mehr zu sich selber als zu Liberi, stieß die Reden in Pausen hervor und lief noch immer in der Stube herum.

Der Pater Sigbert klopfte an die Tür und trat ein. Auch ihn hatte die Nachricht erreicht, und er wollte sich Auskunft holen.

„Herrgott, Herrgott," stöhnte der verzweifelnde Laurenz. Er riß den Rock auf und knöpfte ihn wieder zu. Dann fuhr er sich mit den Fingern in das dichte Haar, und dann wieder schlug er die Hände auf den Tisch: „Herrgott, Herrgott!"

„Es nützt nichts, zu jammern," sagte der Liberi mit seiner leisen, gemachen Stimme.

„Ja, du," fuhr der Laurenz ihn an, „du hast das Mädchen nicht — nicht so zum Verrücktwerden lieb wie ich." —

„Nein," sagte der Liberi und nach einer kleinen Pause gedankenvoll noch einmal — „nein".

Der Pater Sigbert, der Blondbart, mußte ihn anschauen, wie er das sagte. Er war ein merkwürdiger Mensch, der Liberi; man hatte immer das Gefühl, daß tief in seinem Innern große, starke Empfindungen lebten, deren Art man nur ahnen konnte.

„Ich habe alles getan, was ich tun konnte, um das Mädchen zu finden oder in Erfahrung zu bringen, wohin sie sich gewendet haben könnte," sagte der Gemeindeschreiber jetzt wieder. „Wenn die Therese — besser ist, so will ich auch selber mich auf den Weg machen. Du wirst dann mitkommen, Laurenz."

Der Pater fragte nach der Therese, und gleich darauf hörten sie, wie sie aus der Schlafkammer herüber nach Liberi rief.

Die drei Männer begaben sich hinüber. Das kleine gelbe Gesicht der Kranken verschwand fast in der weißen Haube, die Augen hatten noch den glasigen Ausdruck einer aus schwerer Betäubung Erwachenden. Aber das Bewußtsein kehrte ihr zurück. Die Hände, gelb und hager wie das Gesicht, griffen in die Decke. „Aha, Hochzeit," sagte sie, und ein Kichern löste sich aus ihrer schlaffen Brust.

„Es wird keine Hochzeit sein," sagte der Pater.

Es war, als ob ihr einer mit einer langen Nadel ins Fleisch gestochen. Eine Grimasse verzerrte ihre Züge. Dann wendete sie ganz langsam den Kopf, bis sie den Liberi sah, und fragte mit einer von Zorn und fast Haß bebenden Stimme: „Wo hast sie hingebracht, du?"

„Er weiß doch nichts," zürnte der Laurenz.

Der Liberi gab Antwort: „Man wird sie suchen."

Dann ging er hinaus.

Da die Frau sich zur Wand drehte, entfernten sich auch die beiden andern. — — —

Nun folgte der ganze Lärm und das widrige Leutegeschwätz, das die Ereignisse verursachen mußten. Die Verwandtschaft und Bekanntschaft kam, fragte, mutmaßte und bedauerte. Volk sammelte sich vor dem Hause. Tagelang standen Gaffer in der Gasse. Aus Haus und Dorf ging das Geschwätz in die Umgegend, in das weite Land hinaus. Der Gemeindeschreiber war ja

weit herum bekannt. Man suchte nach Mabel. Auch am Schachenbach suchten sie und drunten am See. Aber sie fanden nichts. Es war Laurenz, der dieses Suchen verursacht hatte, Liberius wollte davon nichts wissen. „Das hat sie nicht getan," sagte er mit Festigkeit.

Der Laurenz war das Bild eines mit sich selbst und aller Welt zerfallenen Menschen. Jetzt reiste er fort und stellte an allen möglichen und unmöglichen Orten Nachforschungen an, jetzt hockte er zu Hause in dumpfem Brüten herum, jetzt suchte er im Wirtshaus Vergessen und stand in naher Gefahr, ein großer Trinker zu werden, jetzt endlich lief er dem Liberi das Haus ab, um immer wieder mit ihm zu beraten, wie alles habe kommen können und was zu tun sei.

Der Liberi hörte ihn willig an, ja diese Besuche waren ihm im Innersten seines Herzens lieb, ohne daß er es sich zugestand. Er ergötzte sich dabei an etwas, was vielleicht seine größte Freude war, er konnte von einer sprechen, die Gewalt an seinem ganzen Herzen hatte, obwohl er meinte, sie fern gehalten zu haben. Einmal, als Laurenz wieder jammerte, daß Mabel doch gar keine Ursache zu ihrem Benehmen gehabt, sagte er: „Das wissen wir nicht. Wir haben vielleicht alle Schuld an ihr, du, die Therese und ich, weil wir sie mit Drängen verwirrt und nicht gelernt haben, zu verstehen, was in ihr ist."

Bei diesen Besuchen konnte der Liberi dem Laurenz auch mitteilen, was er nach und nach über das Verschwinden der Mabel in Erfahrung brachte. Er nahm diese Erhebungen ganz im stillen vor. Er konnte jetzt der Therese wegen nicht oft aus dem Hause gehen, aber er war doch auf der Station am See gewesen, hatte dort heraus gebracht, daß ein Wärter statt eines Beamten an dem Abend Dienst getan, an dem die Mabel verschwunden war, und daß er sich zu erinnern meinte, es sei im letzten Augenblick ein Mädchen in den Zug gestiegen, von dem er sich gewundert, daß sie keine Fahrkarte gelöst. Er hatte daraufhin auch in Erfahrung gebracht, daß ein Schaffner im Zuge einem Mädchen nachts eine Fahrkarte ausstellte, das vorgab, keine Zeit mehr zum Lösen einer solchen gefunden zu haben. Der Bedienstete meinte, daß die Reisende nach Basel gefahren sei.

Der Laurenz begab sich darauf nach dieser Stadt, suchte Gasthöfe und Herbergen ab, erließ Inserate in dortigen Zeitungen, tat alles mit mehr aufgeregtem Eifer als Geschick, hatte aber damit ebenso wenig Erfolg wie mit der Polizei, an die er sich wendete, und die wohl eine Weile suchte, dann aber erklärte, es führten viele Wege aus dem Ort wieder hinaus, und wenn jemand mit einem Zug ankomme, so könne er mit zwanzig wieder fort und nach allen Himmelsrichtungen gefahren sein.

So verging Zeit, und je mehr solche verstrich, um so schwerer war es, eine Spur zu verfolgen, die ohnehin so undeutlich war.

„Wir müssen Geduld haben," sagte der Liberi zu Laurenz.

Der ergab sich nach und nach in diesen Trost. Nach Wochen kam sogar sein besseres Selbst wieder zum Durchbruch, und er begann wieder zu arbeiten.

Der Liberi führte ein stilles Leben, soweit es seine Ämter zugaben. Diese

nämlich vernachlässigte er nicht, obwohl es allgemein hieß, daß er die Absicht habe, sie nach Ablauf der Amtsdauer niederzulegen.

Aber er hatte ein Amt, das mühevoller war, als alle, er pflegte die Therese. Die Anfälle der Schmerzen, welche vor Mabels Flucht in größeren Abständen sich eingestellt, wurden häufiger und häufiger. Die Einspritzungen mußten in kürzeren Zwischenräumen wiederholt werden, und infolgedessen war die Therese selten bei ganz klarem Verstand. Sie hatte auch merkwürdigerweise nicht mehr nach Mabel gefragt, nur ihre Augen schienen sie manchmal zu suchen. Die Augen folgten auch dem Liberi jedesmal, wenn er die Krankenstube verließ, und schienen raten zu wollen, was er vorhabe; aber den seinen begegneten sie nie, denn was die Therese dem Liberi zu zeigen hatte, das war, wie es in der Zeit ihrer Ehe immer gewesen, nichts als Verdruß und Groll. Der Liberi war das gewohnt. Er schwieg dazu. Er tat seine Pflicht an der Kranken Tag und Nacht, wie die beste Wärterin. Er hatte die Geduld dazu und die sicheren, fast frauenhaft stillen Hände. Er berichtete regelmäßig dem Arzt, ließ diesen regelmäßig kommen und führte seine Vorschriften bei der Kranken aus. Niemand als er reichte ihr zu essen, stützte sie, wenn sie aufsaß, stand mit dem Pater Sigbert an ihrem Bett und sprach die Gebete, wie es Sitte war, für sie. Auch mit seinen Gedanken versäumte er nichts bei ihr; denn er sah, daß sie unmenschlich litt und um ihrer Zähheit willen noch lange leiden konnte, und es blieb neben dem Mitleid für ihre Marter keine Verstimmung über sie in ihm zurück. Nur manchmal, wenn sie schlief, nachts, oder wenn er in seiner Arbeitsstube saß, gingen seine Gedanken einen andern Weg. Wo war die Mabel? Was mochte sie treiben? Sie lebte, er wußte es, aber was fing das unwissende Kind in der Welt an? Er sah sie jetzt weit fort auf einsamen Wegen, nach unbestimmtem Ziel wandernd, jetzt im Gewühl einer großen Stadt, jetzt an der Arbeit an irgendeiner Stelle, jetzt — verloren — in Sünde. Sein Herz blieb merkwürdig still dabei. Wenn die Zeit kam, würde er sie suchen. Und fand er sie, gleichviel wann, gleichviel wie — wenn sie ihn brauchte, würde er da sein. Eine grenzenlose Liebeskraft war in Liberius Arnold lebendig, ohne daß er es wußte.

Und immer lebte die Therese. Immer litt sie. Sie lebte und litt den Sommer und den Herbst hindurch.

Von Mabel verlautete nichts.

Der Winter kam.

Da war es, als ob die Kranke matter würde. Die Betäubungsmittel hatten ihren Geist zerrüttet. Sie war kaum je mehr wach. Aber als der schwere Winterschnee das große Schweigen über die Erde trug, wurden auch Frau Thereses Schmerzen stiller. Der Arzt sagte, daß es dem Ende zugehe. Zwei Wochen schlummerte sie scheinbar immer, von keinem Anfall geweckt.

Weihnachten stand vor der Tür. Die Therese erwachte eines Tages und lag jetzt viel mit offenen Augen, klareren Sinnes denn seit langem, wenn auch ohne zu sprechen. Sie erkannte den Liberi, der nach wie vor allein die Pflege innehatte. Sie hatte, wenn sie auch keine Unterhaltung begann,

mehr Geduld für seine Darreichungen. Leise und inbrünstig sprach sie die Gebete mit. Man sah, daß sie nachdachte. Sie wußte wohl, daß ihre Zeit nahe war, und das veränderte ihr Wesen. Sie bereitete sich auf etwas vor und war deshalb mit dem ganzen Ernst ihrer strenggläubigen Seele bei den Gebeten. Auch beschäftigte anderes noch ihren Geist.

Einmal fragte sie jetzt: „Mabel, ist sie nicht wieder gekommen?"

Als der Liberi stumm den Kopf schüttelte, lag sie lange mit sinnendem Blick. Sie sprach von da an den Namen des Mädchens nie mehr aus, aber sie grübelte sichtlich immer und immer wieder nach, als ob sie mancherlei Dinge in ihrem Geist nicht zu vereinbaren vermöchte. In ihren Zügen malte sich manchmal ein Erstaunen. Vielleicht lösten sich ihr Rätsel, an denen sie ihr Leben lang vorbeigegangen war, ohne die Lösung zu suchen. Die Rätsel hatten alle mit dem Liberi zu tun. Er war immer da. Er ging nicht fort, der — der Mabel nach. Er ließ sie, Therese, keinerlei Groll oder Unduldsamkeit fühlen, er war immer voll Teilnahme. Hatte sie sich geirrt? Lag die Schuld, daß sie beide nicht hatten zueinander finden können, nicht allein an ihm? Und — liebte er die Mabel nicht? Oder war er so ehrlich und stark, daß er das nicht in sich aufkommen ließ? Ganz klar sah sie wohl nicht. Ihr Kopf war auch dumpf und müde. Aber das Erraten und Vermuten allein genügte, um in ihr Wesen eine Tiefe zu tragen, die nie darin gewesen war.

So wurde es heiliger Abend. Der war weiß und kalt, wie er sein soll, wenn der Winter seine ordnungsgemäße Zeit hat. Es war tagsüber zu dem bereits vorhandenen noch etwas Schnee gefallen, nicht eben viel, denn die Kälte ließ es nicht zu, aber gerade genug, daß er sich als feine, köstlich weiße Flaumdecke auf den härteren, nicht mehr reinen des Bodens legte, als Flaum an Ästen und Zweigen hängen blieb, die Dachrinnen der Häuser umspann und die Fenstergesimse und Fensterkreuze säumte, gerade als sollte die Welt weihnachtlich geschmückt sein.

Die Therese hatte tagsüber viel geschlafen und erwachte nun, als es dunkel war. Der Arzt war dagewesen, hatte, ohne daß sie zum Bewußtsein gekommen, ihren Puls gemessen und gemeint, daß die Erlösung nahe sei! Sie erwachte, kurz bevor es die Christnacht einläutete. Sie war schwach und drehte kaum merklich ein wenig den Kopf dem Fenster zu. Das Zimmer war dunkel, aber gegen die Fenster hin lag ein wenig Helligkeit, als ob von draußen irgendein Lichtschein hereinspinne. Die Scheiben sahen schwarz aus und glänzten wie poliert. Merkwürdige weiße Kränzlein draußen vor diesen Scheiben auf den Gesimsen, auf den Fassungen der Gläser! Sie leuchteten wie etwas Lebendiges in die Stube hinein.

Der Liberi war wohl nicht da, dachte die Therese. Oder? Richtig, dort saß er in der Dunkelheit nahe am Fenster und sah hinaus. Wohin? Was dachte er? Die Therese besann sich. Eine Weile wob sie Gedanken an Gedanken und rührte sich nicht. Auch der Liberi saß ganz reglos. Als sie sich endlich abermals dem Fenster zuwendete, hatte sich dort etwas verändert. Die Scheiben waren nicht mehr so schwarz und undurchsichtig. Hinter ihnen tat sich eine Weite auf. Die Kranke sah weiße Bäume und einen dunkeln

Himmel, aus dem Sterne leuchteten. Jetzt glänzte es weiß auf den Baumästen und auf den Kränzlein am Fensterholz. Wundersam anzusehen! Spinnendes Mondlicht. Immer weiter floß es und wurde immer heller. Jetzt lag es schon im Innern der Stube, dort in der Fensterecke. Ganz weiß wie Schnee, ganz kühl wie Bachwasser. Auch der Liberi war jetzt viel besser zu sehen. Aber er schaute sich nicht um. Er sah noch immer hinaus, weit hinaus. Es war aber doch gut von ihm, daß er so treulich da saß, der doch immer viel Arbeit hatte. Es wurde der Therese weich und seltsam zumut. Und sie wurde auch schon wieder schläfrig. Sie wollte dem Liberi sagen, daß sie gleich wieder einschlafen würde. Sie mußte es ihm wirklich sagen. Vielleicht wollte er dann in die Arbeitsstube hinübergehen. Was — was wollte sie ihm sagen? Sie wußte es nicht mehr recht. Sie streckte die Hand aus, aber diese hatte nicht mehr viel Kraft und fiel daher nur ein wenig nach außen über die Decke.

„Ade, Liberi," sagte die Therese; sie hatte „gute Nacht" sagen wollen.

Der Liberi, der sich umwendete, sah noch, wie ihre Hand nach ihm gesucht hatte. Er stand auf und trat ans Bett. Sie lag ganz still und war sehr bleich. Sie war tot.

Jetzt tauchte ein Klang aus der Nacht auf. Es war nur einer zuerst, der plötzlich in der weißen Mondnacht sang. Dann wurden es mehrere, die sich einander gesellten. Es läutete. Es läutete Christnacht ein.

## Schluß.

Der Liberi, der Laurenz und der Pater Sigbert standen am Grabe der Therese. Gestern hatten sie sie hineingelegt. Der Liberi und der Laurenz trugen schwarze Kleider und Hüte; der Pater hatte seine braune Kutte an. Der Laurenz und der Pater waren zwei Gewaltsmannen, der Pater noch der schönere von beiden mit dem großen, stolzen, blonden Bart. Der Liberi sah ein wenig klein aus neben ihnen, aber wenn sie miteinander sprachen, waren die beiden anderen kleiner, aus unbestimmter Ursache, aber es war so. Seltsam!

Der Tag war hell und kalt, der Himmel blau und die Erde weiß, fleckenlos, wunderhaft weiß.

Der Liberi und der Laurenz waren miteinander nach dem Friedhof gekommen, den Pater hatte der Zufall hergeführt.

„Ihr wollt verreisen?" fragte er jetzt den Liberi.

Der bejahte.

„Alle beide?" erkundigte sich der Pater weiter und fügte hinzu: „Ich weiß schon, der Lehrer besorgt Euch die Schreiberei so lange."

Der Liberi bestätigte, daß sie alle beide gingen.

„Die Mabel suchen," fügte der Laurenz hinzu. Dann erklärte er dem Pater ausführlich, welchen Plan sie sich gemacht und wie sie die Suche zu beginnen gedächten.

Indessen trat der Liberi noch einmal an das Grab. Er nahm den Hut ab. Die kalte Luft fuhr ihm über die hohe, weiße, nachdenksame Stirn und

durch das weit zurückgestrichene Haar. Er nahm von der Therese noch einmal Abschied. Halb und halb war es eine Entschuldigung, daß er schon gehe. Aber seine Gedanken waren jetzt nicht mehr so ganz bei der Toten. Auch nicht mehr bei dem Gespräch mit den beiden Männern, zu denen er sich alsbald wieder wendete. Die Gedanken waren schon auf dem Wege, auf der langen Reise. — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Liberi und der Laurenz kamen nach Wochen von ihrer Fahrt zurück. Sie war erfolglos gewesen. Die Spur war zu schwach. Der Laurenz sagte, vielleicht sei die Mabel doch tot, vielleicht sei sie doch in den Schachenbach gegangen damals in der Erregung.

„Nein," erwiderte der Liberi.

Bei sich selbst sah er die Mabel in der Welt draußen, wie schon oft — verwirrt — verirrt.

Es ließ ihm nicht Ruhe. Bald begab er sich abermals fort.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Liberi Arnold kam wohl immer wieder nach Burgweil zurück, aber er blieb da nie sehr lange. Seine Ämter legte er nieder. Verdienst brauchte er nicht. Seine Kasse war voll.

Manchmal im Anfang begleitete ihn der Laurenz. Dann blieb dieser weg. Er hatte keinen Glauben an den Erfolg dieses Suchens. Vielleicht hatte er nach und nach auch nicht mehr den rechten Eifer. Andere Dinge begannen ihn zu beschäftigen. Es war da oben in Sparingen ein Mädchen, das ihm zu gefallen begann.

So suchte der Liberi allein. Er verlor den Mut nicht. Vielleicht hatte er eine an Eigensinn streifende Sicherheit. Mit den Leuten sprach er nicht viel darüber. Aber mit einem anderen redete er im stillen davon. Herrgott, ich werde sie schon finden. Nur Geduld, nur Geduld. Und wie ich sie auch treffe, ich nehme sie schon mit heim. Schon mit heim.

Und er ging wieder hinaus.

Er tat das planmäßig, alle Hilfsmittel sich dienstbar machend, welche die neue Zeit ihm zu Gebot hielt, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, über Berg und Tal.

Vielleicht wird er die Mabel noch finden. Er glaubt es. Der Herrgott sagt nicht nein, sagt nur Geduld haben. Und gibt ihm Geduld.

Wenn der Liberi manchmal nach Burgweil zurückkommt, sieht er nach dem Grabe der Therese. Es ist immer wohlgepflegt.

# Zur Geschichte der chinesischen Revolution.

## II.

Von

M. v. Brandt.

Als der Schreiber dieser Zeilen an dieser Stelle [1]) vor gerade zwei Jahren einen Aufsatz veröffentlichte, der die Geschichte der chinesischen Revolution vom Tode der Kaiserin Tse-hsi bis zur Vereidigung Yuan Shih-kais als Präsidenten der chinesischen Republik, d. h. vom 15. November 1908 bis zum 10. März 1912, umfaßte, konnte er der chinesischen Republik kein besonders günstiges Prognostikon stellen, und die Geschichte der letzten zwei Jahre hat diese Auffassung vollauf bestätigt. Besser scheinen die Aussichten für Yuan Shih-kai zu liegen, und demselben ist es in der Tat gelungen, der Verhältnisse soweit Herr zu werden, daß er heute als die allein maßgebende politische Persönlichkeit in China angesehen werden muß. Freilich ist auch damit noch kein endgültiger Abschluß der Bewegung geschaffen worden, sondern, wenn man will, ist damit nur der Vorhang über einen weiteren Akt des Dramas gefallen, dem wohl noch viele andere folgen mögen.

Zum Verständnis der Vorgänge, die in Nachstehendem behandelt werden sollen, ist es vor allen Dingen notwendig, sich ein Bild von den verschiedenen Parteien zu machen, die im Nationalrat (der Volksvertretung), in der Öffentlichkeit oder im Geheimen eine politische Rolle gespielt haben. Die älteste und längere Zeit hindurch einflußreichste dieser Parteien war die Tung Meng Hui, die föderative Partei, die bereits 1901 in Japan, damals als eine bloß revolutionäre Partei von Dr. Sun Yat-sen und Huan Hsing, einem Hunanesen, der lange Jahre in Japan zugebracht hatte und an verschiedenen aufständischen Bewegungen gegen die mandschurische Dynastie beteiligt gewesen, gegründet worden war. Ihre Mitglieder bestanden zum größten Teil aus in Japan befindlichen chinesischen Studenten, die meistens schon anderen kleineren revolutionären Geheimbunden angehört hatten. Nach dem Ausbruch der Revolution in Wuchang, Oktober 1911, rekonstruierte sich die Tung Meng Hui als eine politische Partei unter Dr. Sun als Präsidenten und Huang Hsing und General Li Yuan Hung in Wuchang als Vizepräsidenten. Eine große Zahl der bedeutendsten revolutionären Führer, namentlich derer aus den Gebieten südlich vom Yangtse, schloß sich ihnen an, so daß sie, wenn auch nicht nach der Zahl ihrer Mitglieder, so doch nach der

[1]) Deutsche Rundschau, Juni 1912.

Bedeutung der einzelnen für kurze Zeit auch im Nationalrat eine ausschlaggebende Stelle gewann. Ihr politisches Programm faßte die Partei selbst in den nachstehenden acht Punkten zusammen: Zentralisation der Regierungsgewalt, Entwicklung der lokalen Verwaltung, Verschmelzung der fünf Rassen (Chinesen, Mandschuren, Mongolen, Mohammedaner, Tibetaner), vernünftige Anwendung sozialistischer Grundsätze, Ausdehnung der obligatorischen Erziehung, Gleichberechtigung der Geschlechter, obligatorischer Militärdienst, Abschaffung der Likinsteuer und Gleichmäßigkeit und Reform der Besteuerung. Es waren indessen weniger die Ein- und Durchführung dieser Grundsätze, als das Drängen nach und der Kampf um eine reine Parteiregierung, dem die anderen Parteien im Nationalrat einen scharfen Widerstand entgegensetzten, die bereits im August 1912 die Auflösung und die Rekonstruktion der Partei unter einem anderen Namen und mit einem anderen Programme herbeiführten.

Eine zweite Partei war die Kung Ho Tang, die republikanische Partei, die nach der Einführung der republikanischen Regierungsform aus dem Zusammenschluß einer ganzen Anzahl kleinerer Verbindungen entstand. Es waren dies im wesentlichen: die Min-she, ursprünglich durch den General Li Yuan-hung aus den Anhängern der Revolution in Hupeh gebildet, die Ming Kua Kung Hui in Suchau, die Kuo Ming Hsieh Chin Hui, ursprünglich in Peking gebildet, aber im ganzen Norden sehr einflußreich, die Kuo Ming Tang in Shanghai (nicht zu verwechseln mit der später gegründeten Partei desselben Namens), die Tung Yi Tang, durch Chang Ping-lin, den Herausgeber der chinesischen Zeitung Minpao in Tokio, gegründet. Chang war ursprünglich Mitglied der Tung Meng Hui gewesen, hatte dieselbe aber wegen Zerwürfnissen mit Dr. Sun und Huang Hsing verlassen und eine eigene Partei gegründet, deren Mitglieder hauptsächlich der konstitutionellen Partei unter dem alten Regime angehört hatten. Die Tung Yi Yang und die Min-she hatten sich schon früh von der Tung Meng Hui getrennt und bereits im Mai 1912 in Shanghai unter dem Namen der Kung Ho Tang eine neue Gesellschaft gegründet, der sich bald die Tung Yi Yang und etwas später die von Liang Ch'i Ch'ao, dem hervorragendsten Schüler Kung Yu-kais, der sich nach dem Staatsstreich von 1898 aus Peking gerettet und bis zum Ausbruch der Revolution in Tokio gelebt hatte, gegründete Minchu Tung anschlossen. Der Kung Ho Tang gehörten viele Beamte der alten Regierung sowie Anhänger Yuan Shih-kais an, und die Partei, an deren Spitze General Li Yuan-hung stand und die ihren Sitz in Peking und ihr Einflußgebiet hauptsächlich im Norden hatte, hat treu zu Yuan Shih-kai gehalten und ihm in seinem Kampfe gegen den Nationalrat manche Dienste erwiesen.

Eine dritte Partei war die Tung Yi Kung Ho Tang, die vereinigte republikanische Partei, die noch aus der Zeit stammte, in der der Nationalrat seinen Sitz in Nanking hatte. Sie wurde von dem damaligen Tutuh (Militärgouverneur) von Yünnan gegründet und ging anfänglich mit der Tung Meng Hui, trennte sich aber später von derselben und spielte dann im Nationalrat

die Rolle einer Mittelpartei, die bald mit der einen, bald mit der anderen Partei stimmte und dadurch eine nicht unbedeutende, aber freilich mehr negative als positive Rolle spielte; sie hat sich aber nie entschließen können, für die reine Parteiregierung der Tung Meng Hui zu stimmen. Als die Streitigkeiten im Nationalrat zur Rekonstruktion dieser letzteren Partei führten, trat sie der infolgedessen neugegründeten Partei Kuo Ming Tang, der demokratischen Partei, bei.

Die Ursachen, die zur Gründung die Veranlassung gaben, verdienen ein etwas näheres Eingehen. Der Stillstand in den Geschäften des Nationalrats, der tatsächlich durch die Zersplitterung der Parteien und, wenn man will, durch den Kampf aller gegen alle und die Regierung herbeigeführt worden war, hatte in der Tung Meng Hui selbst schon lange zu dem Gedanken und dem Versuch geführt, durch eine Verbindung mit anderen Parteien eine umfassendere Organisation der republikanischen Partei und damit eine Arbeitsmehrheit im Nationalrat zu schaffen. Der Widerstand des extremsten Flügels der Tung Meng Hui ließ die in der Richtung mit anderen Parteien angestellten Besprechungen scheitern, und es war erst Anfang Juli 1912, als die dieser Gesellschaft angehörigen Mitglieder des Kabinetts Tang Shao-yi demissionierten, daß solche Besprechungen zu einem Ergebnis führten. Die Partei, um die es sich in erster Linie handelte, war die Kuo Min Kung Chin Hui, an die sich dann die Tung Yi Kung Ho Tang, die Kuo Ming Kung Tang (Öffentliche Partei der Bürger) und die Kung Ho Hsich Chin Hui (Union und Fortschritt-Gesellschaft) anschloß, mit denen man sich schließlich auf einen neuen Namen, die Kuo Ming Tang, und ein Programm einigte, das die Aufrechterhaltung der Verbindung zwischen Norden und Süden, der Förderung der lokalen Verwaltung, der Hinwegräumung von Rangunterschieden, der Verbesserung der Lebensweise und der ökonomischen Bedingungen des Volkes und der Aufrechterhaltung des internationalen Friedens (des Friedens mit dem Auslande) umfaßte. Nach der Unterzeichnung der Vereinbarung benachrichtigten Dr. Sun und Huang Hsing die Zweigämter der Tung Meng Hui von derselben. Das Schriftstück, in dem dies geschah, wirft ein eigentümliches Licht auf die Absichten, mit der die alten Führer in die neue Gesellschaft eintraten. Es beginnt damit, zu erklären, daß, ob eine Regierung gut oder schlecht sei, von der Macht abhänge, die hinter ihr stände. Wenn dieselbe stark sei, würde auch die Regierung stark sein, und schwach, wenn diese Macht schwach sei. Das passe auf jede Regierung, ob monarchisch oder republikanisch. China sei jetzt aus einer Monarchie eine Republik geworden, und die Macht, die hinter ihm steht, sei vom Kaiser auf das Volk übergegangen. Die Verantwortlichkeiten, denen wir gegenüberständen, seien groß und zahlreich, und da nicht jeder von uns an den Angelegenheiten des Landes teil haben könne, müßten Führer anerkannt und eine Organisation geschaffen werden, die sich arbeitsfähig erweise. Seit der Proklamierung der republikanischen Regierung seien politische Parteien wie die Pilze in die Höhe geschossen, und während einige von ihnen gut organisiert und geleitet seien, verdienten andere nicht den Namen einer

politischen Partei. Ihre Handlungsweise entspreche nicht ihren Grundsätzen, und sie arbeiteten mehr für gemeinen Gewinn als für das öffentliche Wohl. Je größer die Zahl der Parteien sei, desto heftiger werde der Kampf entbrennen. Wie sehr habe der Zank der Parteien schon die Bildung der Kabinette und den Fortschritt des Landes verzögert. Bekümmert über die gegenwärtige Lage hätten die vorgenannten fünf Parteien beratschlagt und es für weise und vorteilhaft erkannt, sich die Hände zu reichen, um für das Wohl der neuen Republik zu arbeiten. Sie würden die nachstehenden Ziele verfolgen:

1. Eine starke und einige Regierung zu unterstützen und ein System der Zentralisation zu schaffen, so daß alle grundlegenden Maßregeln in ein System und in Übereinstimmung gebracht werden.

2. Die Lokalverwaltung zu fördern und zu unterstützen und in unserem Volk eine solche Macht der Selbstregierung zu entwickeln, wie sie für eine Republik und um die Mängel der Zentralregierung zu verbessern erforderlich ist.

3. Erfolgreich alle Maßregeln zu treffen, um die verschiedenen Rassen in China zu einigen und wirkliche Gleichheit und Bildung durchzuführen, damit unser Volk bald stark und geeint werde.

4. Die Grundsätze sozialer Bestrebungen anzunehmen und den Weg für die Einführung des Sozialismus vorzubereiten, damit das Maß der Lebenshaltung leichter und besser gemacht werde, und alle Kraft und Macht der Regierung anzuwenden, um die Hilfsmittel unseres Landes schnell und gleichmäßig zu entwickeln.

5. Freundliche Beziehungen zu den fremden Mächten zu unterhalten und unseren Verstand für die Leitung derselben und unsere Achtung für dieselben zur Geltung zu bringen, damit wir das Gleichgewicht zwischen ihnen halten und einen guten Teil unserer Aufmerksamkeit auf unsere eigene Vervollkommnung verwenden können.

Der auf diesen Grundsätzen geschlossenen Vereinigung gehörten 240 Mitglieder der Nationalversammlung an, und ihre Zweigvereine erstreckten sich hauptsächlich über das Gebiet südlich des Yangtse und die Mandschurei. Die Zahl ihrer Anhänger wurde auf über 40 000 in ihren fünf verschiedenen Verwaltungsabteilungen angegeben, deren jede ihre besonderen Leiter hatte. Da unter ihren Mitgliedern viele bedeutende politische Persönlichkeiten waren, so bewahrte sie eine gewisse Lebensfähigkeit, während die meisten anderen politischen Parteien eingingen. Positive Erfolge hat sie in der Nationalversammlung nicht aufzuweisen gehabt; sie hat sich damit begnügt, alle Versuche des Präsidenten Yuan Shih-kai, geordnete Verhältnisse zu schaffen, zu vereiteln oder wenigstens zu bekämpfen. Dieser Haltung und noch mehr wohl ihrer agitatorischen Tätigkeit im Lande ist der Ausbruch des großen Militäraufstandes im Juli August 1913 zuzuschreiben, der die Regierung und das Land in die Hände der südlichen Revolutionäre und ihrer sonstigen radikalsozialistischen Anhänger bringen sollte. Wie derselbe ausbrach und wie er unterdrückt wurde, wird an anderer Stelle erzählt werden, hier mag aber vor-

weg genommen werden, daß er auch das Ende der Kuo Ming Tang herbeiführte. Gegen Ende Juli hatte ein Teil der hervorragendsten Führer der Partei Peking verlassen und sich offen den Rebellen angeschlossen; am 30. des Monats verlangte der Präsident daher auf Veranlassung des Kriegsgerichts, daß die Partei die Mitglieder, die sich einer solchen Handlungsweise schuldig gemacht hätten, ausstoße; die Partei zögerte anfangs, diesem Verlangen nachzukommen, aber als sie sah, daß der Präsident entschlossen war, seine Forderung durchzusetzen, gab sie nach und stieß Huan Hsing, einen ihrer Gründer, und einige der hauptsächlichsten Führer des Aufstandes, die zu ihren Mitgliedern gehörten, aus. Am 10. Oktober 1913 wurde Präsident Yuan Shihkai als wiedererwählter Präsident eingeführt, und in der Nacht vom 4. auf 5. November erschien dann sein Dekret, durch das die Kuo Ming Tang aufgelöst und die ihr angehörigen Mitglieder der Nationalversammlung aus derselben ausgestoßen wurden. Anfang Januar 1914 endlich wurde die Nationalversammlung aufgelöst. Damit hört die öffentliche Tätigkeit und Wirksamkeit der Parteien auf; was jetzt noch fortbesteht und zum großen Teil im Auslande (Japan, Hongkong, Hinterindien und die Vereinigten Staaten) mehr agitiert als agiert, fällt unter die Kategorie der geheimen Gesellschaften, die durch ein Dekret des Präsidenten vom 29. September 1913 verboten sind und unzweifelhaft mit verdoppeltem Eifer verfolgt und aufgelöst worden waren.

Diese Skizze der öffentlichen lärmenden Tätigkeit, der politischen Tätigkeit der politischen Parteien und ihres Mißerfolgs, der zielbewußten und energischen Haltung des Präsidenten der Republik gegenüber bedarf nur noch einer Auffüllung des so gegebenen Knochengerüsts durch die täglichen Ereignisse, um auch dem mit der Materie nur unvollkommen bewanderten Leser ein verständliches lebendiges Bild der ersten zwei Jahre des Bestehens der chinesischen Republik zu geben. Die vielen Nebenfragen, die dabei hineinspielten, wie die finanzielle, die tibetanische, die mongolische und die der Beziehungen zu den Nachbarländern, Japan, Rußland und England, werden dabei besonders behandelt werden müssen, da sonst das Bild auch für den Kenner der Verhältnisse ein zu kaleidoskopisches werden dürfte.

An dem Tage der Inauguration des provisorischen Präsidenten der Republik, 10. März 1912, nahm der Nationalrat in Nanking die provisorische Verfassung in 56 Artikeln an, die bis zur Einführung einer endgültigen durch die einzuberufende Nationalversammlung in Kraft bleiben sollte. Diese Tatsache wurde dem Volk von China gleichzeitig mit der Einsetzung des provisorischen Präsidenten durch den Nationalrat mitgeteilt und damit von vornherein die Veranlassung zum Streit der Gewalten gewissermaßen in Permanenz erklärt, denn die vier ersten Artikel dieser Verfassung lauteten: 1. die Republik von China ist durch das Chinesische Volk eingesetzt; 2. die Souveränität (Oberherrschaft über) der Chinesischen Republik ruht in der gesamten Masse des chinesischen Volkes; 3. das Gebiet der Chinesischen Republik besteht aus den zweiundzwanzig Provinzen (des eigentlichen Chinas), der inneren und äußeren Mongolei, Tibet und Chinghai (Kokonor); 4. die

Souveränität der Chinesischen Republik wird ausgeübt durch den Nationalrat, den provisorischen Präsidenten, das Kabinett und den Richterstand (wohl in Nachahmung des Obersten Gerichtshofes der Vereinigten Staaten). — Damit, d. h. mit der Gleichstellung der vier Gewalten und der Voranstellung des Nationalrates, gewissermaßen als der Quelle aller Macht, war die Veranlassung zu den unvermeidlichen Konflikten bei der weiteren Entwicklung gegeben. Die erste Aufgabe des Präsidenten war die Ernennung des Premierministers (Chefs des Kabinetts). Seine Wahl fiel auf Tang Shao-yi, einen Südchinesen aus Kuangtung, der Yuan schon seit seiner koreanischen Zeit, wo er dessen Sekretär gewesen war, näher gestanden hatte und auch 1900 während des Boxeraufstandes bei ihm in Shantung gewesen war. Trotzdem mußte es auffallen, daß Yuan gerade Tang, von dessen politischer Unzuverlässigkeit er sich, wenn nicht früher, so doch jedenfalls, als er ihn zur Verhandlung mit den Shanghai-Revolutionären nach dort geschickt, hatte überzeugen müssen, für diesen wichtigsten Posten wählte. Vielleicht läßt sich die Erklärung dafür darin finden, daß er bis auf weiteres den südlichen Revolutionären gewisse Zugeständnisse machen mußte und Shang genügend kannte, um zu wissen, daß derselbe nicht Rückgrat genug besäße, um ihm selbst, so lange er ihn in der Nähe hatte, gefährlich werden zu können.

Die Bildung dieses ersten republikanischen Kabinetts war keine leichte Aufgabe. Tang Chao-yi selbst mußte sich nach Nanking begeben, wo er vom 24. bis 29. März weilte, um mit den südlichen Mitgliedern des Nationalrates zu einer Verständigung zu gelangen. Die größten Schwierigkeiten bereitete die Besetzung der Posten des Kriegs- und des Finanzministers. Für den ersteren hatten die Südlichen Huang Hsing, einen der Gründer der Tung Meng-Hui, bestimmt, von dem der Präsident aber nichts hören wollte, der seinerseits den General Tuan Chi-jui als Kandidaten für das Amt aufstellte, der schon, als Yuan Generalgouverneur von Chili gewesen, sein hauptsächlichster Berater in militärischen Dingen war und seitdem stets mit dem Präsidenten in engen Beziehungen blieb. Schließlich setzte der Präsident seinen Willen durch. Tuan wurde Kriegsminister, und Huang Hsing erhielt, gewissermaßen als Entschädigung, die Stellung als General-Resident in Nanking wie den Oberbefehl über die See- und Landstreitkräfte des Südens, und gleichzeitig wurde ein Südlicher Weng Chih-sang zum Tutuh von Chili ernannt. Huang Hsing bekleidete seinen Posten indessen nicht lange und gab ihn schon am 1. Juni auf, indem er seine recht erheblichen Machtvollkommenheiten dem Tutuh der Provinz übertrug. Auch in der Frage des Finanzministers blieb der Präsident Sieger. Der Kandidat der Südlichen war Dr. Chen Chien-tao, der, im Auslande erzogen, einen bedeutenden Ruf als Finanzmann in China besaß. Yuan Shi-kai hatte ihm bereits im November 1911 den Posten als Vizeminister der Finanzen angeboten, den er aber abgelehnt hatte; auch diesmal lehnte er die Ernennung ab, weil er mit den finanziellen Plänen Tang Chao-yis nicht einverstanden sei. Für ihn wurde Hsing Hi-ling aus Honan Finanzminister, der seine Stellung aber auch im Juni zusammen mit Tang aufgab. Nachdem die präliminaren Besprechungen

in Nanking erledigt waren, legte Tang, der bei dieser Gelegenheit von Dr. Sun Yat-sen begleitet wurde, am 29. März dem Nationalrat, von dem 39 Mitglieder anwesend waren, seine Ministerliste vor. Von den zehn auf derselben enthaltenen Ministern wurden neun mit starken Mehrheiten bestätigt, nur einer, der Wege-(Post-)Minister, wurde abgelehnt. Tang Chao-yi, der in Nanking Mitglied der Tung Meng-Hui geworden war, kehrte mit seiner Ministerliste nach Peking zurück. Der Nationalrat, der aus fünf Mitgliedern für jede Provinz, die beiden Mongoleien und Tibet und einem für Kokonor bestehen sollte, wurde nach Peking verlegt, der General Li Yuan zum Vizepräsidenten der Republik gewählt, und der Nationalrat, dessen Verlegung noch zu allerhand Schwierigkeiten Veranlassung gegeben hatte (die südlichen Mitglieder verlangten unter anderem, daß er von einer Eskorte südlicher Truppen begleitet werden sollte), hielt am 29. April seine erste Sitzung ab, der der Präsident beiwohnte und die er mit einer sehr verständigen, sich ganz auf den Boden der Wirklichkeit und der tatsächlichen Bedürfnisse des Augenblicks stellenden Rede eröffnete.

Die ersten Wochen vergingen mit der Erledigung ziemlich gleichgültiger Fragen. Ein Mitglied stellte den Antrag auf eine Revision der provisorischen Verfassung, der aber mit der Begründung abgelehnt wurde, daß es wichtiger sei, sich über die Wahl der Mitglieder der Nationalversammlung zu einigen, da die Aufgabe, die Verfassung zu revidieren, füglich derselben überlassen werden könne. Nach dem Muster europäischer Regierungen wurden für die Republik drei Fahnen geschaffen, eine nationale, eine Militär- und eine Marinefahne, und auch die Vertretung der im Auslande lebenden Chinesen (die bekanntlich das meiste Geld für die Umtriebe gegen die Mandschurei-Dynastie beigetragen hatten) nahm viel Zeit in Anspruch, ohne zu einem Ergebnis zu führen. Wichtiger, wenigstens in ihren Folgen, waren die Erörterungen über ein nationales Kostüm, die Ausgabe eines uneinlösbaren Papiergeldes, die Zusammensetzung des Kabinetts (Parteiregierung), die Organisation der Nationalversammlung und die Wahlvorschriften für die beiden Kammern, aus denen sie bestehen sollte. Dabei nahm die Reibung zwischen den Parteien im Nationalrat immer mehr zu, während die Position der Regierung immer schärfer angegriffen wurde, so daß der Ministerpräsident, ohne seine Kollegen oder den Nationalrat zu benachrichtigen, am 15. Juni nach Tientsin verschwand. Alle Versuche, ihn zur Rückkehr zu bewegen, waren vergeblich, und ehe die Mitglieder des Kabinetts, die der Tung Meng-Hui angehörten, erklärten, dem Beispiel des Präsidenten folgen zu wollen, nahm Yuan am 27. Juni Tangs Entlassungsgesuch an und ernannte am 29. den Minister des Äußeren Lu Chen-hsiang zu seinem Nachfolger. Lu hatte seine diplomatische Tätigkeit als Dolmetscher bei der chinesischen Botschaft in St. Petersburg begonnen und 1907 China in Holland und 1911 in Rußland vertreten. Als Ursache von Tang Chao-yis Rücktritt wurde von ihm selbst einem fremden Journalisten gegenüber angegeben, daß der Präsident sich einerseits geweigert habe, Wang Chih-hsing (Mitglied des Nationalrats für Heilungkiang, Mandschurei) zum Tutuh von Chili zu er-

nennen und andererseits nicht habe anordnen wollen, daß General Chang Hsun, der von den Revolutionären gezwungen worden war, Nanking zu verlassen, seine Stellungen an der Tientsin-Yangtse-Bahn, an der er sich festgesetzt habe und Verstärkungen heranziehe, aufgebe. Es handelte sich also ersichtlich darum, daß Yuan Shih-kai sich geweigert hatte, sich der Mittel zu entledigen, die er besaß, um sich der Revolutionäre zu erwehren und damit deren Spiel zu spielen. Inzwischen fuhr der Präsident unbeirrt fort, mit Maßregeln aufzuräumen, die er selbst für veraltet ansah. So dekretierte er Anfang Juni die Aufhebung der Hanlin Yuan, der sogenannten Pekinger Akademie, und der Tucha-yuans, des Censorats, während er auf der anderen Seite die Tutuhs der Provinzen ermahnte und sie antrieb, in dem Kampf gegen Opium nicht zu erlahmen. Zugleich benutzte er die Gelegenheit am 24. Juni, ebenfalls durch Vermittlung der Tutuhs, die Bevölkerung darüber aufzuklären, daß er aus Überzeugung ein Anhänger der Republik sei und nicht daran denke, die Rolle eines Napoleon zu spielen.

Alles dies aber vermochte nicht, dem Drängen der Tung Meng Hui auf die Einführung einer neuen Parteiregierung, d. h. in diesem Falle einer aus Mitgliedern ihrer Partei gebildeten, Einhalt zu gebieten. Der Präsident Yuan blieb jedoch fest bei seiner Weigerung, sich auf einen solchen Versuch einzulassen, und so gelang es, allerdings erst nach einem vergeblichen Versuch, ein Koalitionsministerium zusammenzubringen, gegen dessen Präsidenten aber bald darauf im Nationalrat eine Anklage eingebracht wurde. Die Gründe, auf welche sich dieser Schritt stützte, waren so eigentümlicher Art und so bezeichnend für das Gebahren der Parteien, daß sie eine nähere Erwähnung verdienen. Es waren die folgenden: Der Ministerpräsident sei jetzt schon zwanzig Tage im Amt und habe noch nichts getan; die Bildung des Ministeriums habe ungebührlich lange gedauert, weil die vorgeschlagenen Kandidaten für den Nationalrat unannehmbar gewesen seien; als der Ministerpräsident zum ersten Mal einer Sitzung des Nationalrates beigewohnt und die Ernennungen der Regierung für das Kabinett mitgeteilt, habe er auch seines eigenen persönlichen Verhaltens Erwähnung getan und damit Mißachtung des Rats bewiesen; der Ministerpräsident habe einen Offizier zum Minister für Handel und Industrie ernannt, eine unverständliche und ungehörige Handlungsweise. Endlich hätten Soldaten und Polizisten anonyme Briefe an den Nationalrat gerichtet, und der Ministerpräsident habe erklärt, nichts davon zu wissen; er werde daher angeklagt, die Soldaten und die Polizei zu einer Nötigung des Rats benutzt zu haben. Die Anklage fiel durch, weil in den beiden ersten Sitzungen kein Quorum, 81 Abgeordnete, zusammengebracht werden konnte; dieser Mißerfolg wurde den Mitgliedern der Kung Ho Tang zugeschrieben.

Inzwischen mehrten sich die durch die Truppen hervorgerufenen Unruhen in allen Provinzen; in Tsinanfu, der Hauptstadt von Shantung, in Mukden, in Tschifu, in Wuchang, in Wuhu wurden die Kaufleute geplündert oder sonstiger Unfug getrieben, den die Regierung teilweise erst, nachdem größerer Schaden angerichtet worden war, unterdrücken konnte. Auch in Peking schien Ähnliches

zu drohen. Zwei Führer der südlichen Revolutionäre, Chang Chen-wu und Feng Wei, denen man vielleicht nicht unrecht tut, wenn man annimmt, daß sie an den Ende Juli in Wuchang unterdrückten Unruhen beteiligt gewesen waren, kamen Anfang August nach Peking, wo die Behörden durch Li Yuan-hung auf ihre Gefährlichkeit und auf die Notwendigkeit, ihrem Treiben ein Ende zu machen, aufmerksam gemacht worden waren. Am 15. August wurden die beiden, Chang auf dem Nachhausewege von einem Diner im Fremdenviertel, plötzlich verhaftet, vor das schon versammelte Kriegsgericht gestellt, noch in der Nacht auf von dem Ministerpräsidenten beigebrachte Beweise verurteilt und am Morgen erschossen. Die Erregung, die diese Vorgänge in Peking hervorriefen, war sehr groß, besonders unter den revolutionären Mitgliedern des Nationalrats, die fühlen mochten, daß das Geschick, das ihre Gesinnungsgenossen ereilt, auch ihnen drohen könne. Am 19. August wurde mit 52 Stimmen gegen 11 ein Antrag angenommen, durch den der Präsident aufgefordert wurde, der Versammlung volle Aufklärung zu geben und die Beweise gegen die Gerichteten beizubringen. Yuan erwiderte darauf, daß die Hinrichtung allerdings ein willkürliches Verfahren gewesen sei, fügte aber hinzu, daß er Beweise für die Schuld der Leute in Händen habe; die Leute seien nach Kriegsrecht behandelt worden, und da so viele Interessen in Frage kämen, empfehle es sich nicht, Angaben über die genaue Art ihrer Schuld zu veröffentlichen. Diese Antwort rief einen neuen heftigen Sturm in der Versammlung hervor, die am 20. beschloß, die Anwesenheit des Ministerpräsidenten und des Kriegsministers zu verlangen. Am folgenden Tage erschien ein Delegierter der Regierung im Rat, der eine Mitteilung derselben überbrachte, des Inhalts, daß es noch unangebracht erscheine, das Anklagematerial zu veröffentlichen, und die beiden Minister nicht in der Versammlung erscheinen könnten. Als der Delegierte dieser Mitteilung weitere Ausführungen hinzufügen wollte, wurde er niedergeschrieen, und der Nationalrat trat in eine geheime Sitzung ein. Gleichzeitig ließ der Präsident die Abgeordneten von Hupeh zu sich bitten und setzte ihnen auseinander, daß der V. Präsident Li Yuan-hung zehn Anklagepunkte gegen Chang und Feng vorgebracht habe, daß er die Beweise besäße, daß sie nach Peking gekommen seien, um ihre verräterischen Pläne zu fördern, und daß Li wegen des Einflusses, den Chang in Wuchang besäße, nicht gewagt habe, dort gegen ihn vorzugehen, um nicht den Ausbruch der Krisis zu beschleunigen. Diese Mitteilungen schienen zwar einen gewissen Eindruck auf den Nationalrat nicht zu verfehlen, trotzdem beschloß die Mehrheit die Anklage gegen die Regierung zu erheben und auch das Erscheinen des Kriegsministers im Rat zu verlangen, der auch erschien und Telegramme von den Offizieren, Soldaten und Studenten, wie von der Vereinigung der Bürger in Wuchang und von der Handelskammer in Hankau vorlegte, die das Verhalten der Regierung billigten und sie baten fest zu bleiben und den angebotenen Rücktritt des V. Präsidenten nicht anzunehmen. Der Kriegsminister fügte noch hinzu, daß bei der Lage der Dinge jede Maßregel, die zum Schutz der Republik ergriffen würde, gerechtfertigt erscheine und die Verweisung der Angeklagten, die beide militärischen Rang gehabt hätten, vor

das Kriegsgericht durchaus ordnungsmäßig gewesen sei. Einen praktischen Erfolg hatte die Haltung der Mehrheit des Nationalrats, die trotzdem bei ihrer Ansicht blieb, aber auch diesmal nicht, denn die der Regierung freundlich gesinnten Mitglieder wußten durch ihr Fernbleiben von den Sitzungen zu verhindern, daß die für die Erhebung einer Anklage erforderliche Mehrheit zusammen kam.

Auch ein anderes Ereignis mag zur Beruhigung der erhitzten Gemüter beigetragen haben. Dr. Sun Yat-sen kam nach Peking. Zwar hatten seine besorgten Freunde alles getan, um ihn daran zu verhindern, und Huang Hsing, der ihn hatte begleiten wollen, hatte den Dampfer, auf dem er sich schon zur Reise eingeschifft gehabt hatte, im letzten Augenblick verlassen, aber Dr. Sun blieb fest. Es ist nicht unmöglich, daß die gerade erfolgte Auflösung der Tung Meng Hui und ihr Aufgehen in der Kuo Min Tang es Dr. Sun besonders wünschenswert erscheinen ließen, gerade in diesem Augenblick durch seine persönliche Gegenwart den Mut seiner Parteigenossen zu beleben; jedenfalls hatte er die Lage richtig beurteilt. In Peking, wo er am 24. August mit Yuan Shih-kai zusammentraf, war alles eitel Freude und Einigkeit. Sun erklärte Yuan für einen großen Mann, der sich durchaus zum Präsidenten eigne und die Unterstützung der Nation verdiene, und erklärte sich ganz mit der Auflösung der Tung Meng Hui und deren Vereinigung mit den andern Parteien einverstanden, während Yuan bereitwillig auf Suns großartige Eisenbahnpläne einging und demselben den Vorsitz in einer zu bildenden Gesellschaft übertrug, die beauftragt sein solle, sich mit fremden Finanzmännern in Verbindung zu setzen, um Suns Riesenpläne zur Ausführung zu bringen. Zugleich stellte er ihm sehr bedeutende Geldmittel, 100000 Taels monatlich, zur Verfügung. Diese Verständigung zwischen den Vertretern des Südens und Nordens machte im Lande einen sehr guten Eindruck, war aber auch durchaus notwendig, denn die politischen Unruhen der letzten Jahre hatten Handel und Gewerbe sehr gestört und geschädigt und einige der großen chinesischen kommerziellen und industriellen Unternehmungen an den Rand des Verderbens gebracht. So besonders die China Merchants Steam Navigation Company und die Hanyehping Eisenwerke. Beide Gesellschaften waren recht eigentlich Schöpfungen des bekannten Sheng Kungkao, der später als Sheng Hsuan-huai Post- und Verkehrsminister gewesen und von der Mandschuregierung in schmählicher Weise 1911 den Forderungen der Szechuen-Aufständischen geopfert worden war. Die eine, die Chinesische Dampfschiffahrt-Gesellschaft, bestand seit 1872, konnte aber auf keinen grünen Zweig kommen, bis Sheng 1885 als Generaldirektor an ihre Spitze trat und sie so hob, daß sie bis 1904 für ihre Aktionäre günstige Geschäftsabschlüsse ergab. Dann unter von der Regierung ernannten Direktoren ging die Sache wieder zurück, bis 1911 Dr. Wu Ting-fan zum Direktor ernannt wurde. Aber die Ansprüche der Revolutionäre an die Gesellschaft, die sie mit Geld unterstützen mußte, waren so erhebliche, daß der Plan auftauchte, die Gesellschaft zu verkaufen. Dagegen aber erhob sich ein Sturm der Entrüstung, weil angeblich die Gesellschaft an Japan verkauft werden sollte, was sich dann als irrtümlich

herausstellte; aber die Regierung sah sich genötigt, jeden Verkauf der Gesellschaft zu untersagen und hilfreich einzugreifen. Die Han Yeh Ping-Gesellschaft, die Vereinigten Hanyang-Eisenwerke, Ta Yeh-Eisenminen und Tinghsiang-Kohlengruben waren ursprünglich eine Schöpfung des Generalgouverneurs Chang Chih Tung in Wuchang gewesen, der sie aber bei einer gänzlichen Unkenntnis fremder Betriebs- und Rechnungsmethoden auf keinen grünen Zweig bringen konnte; schließlich kamen sie unter verschiedene fremde Leiter, auch ohne besonderen Erfolg, bis Sheng Kung-pao ihre Verwaltung in die Hand nahm und günstige Erfolge erzielte; die Revolution hat auch dieses Unternehmen in große Schwierigkeiten gestürzt und die Gesellschaft gezwungen, sich mit der Bitte um Unterstützung an die Regierung zu wenden, die sie ihr auch gewährte.

Die Art Fusion zwischen dem Süden und Norden, die durch Dr. Suns Besuch in Peking angebahnt worden war, fand ihren Abschluß in einem Besuch, den auch Huang Hsing und Chen Chi-kai dort machten. Der letztere war ursprünglich Lehrling in einem Leihamt, später in einem Seidengeschäft, ging dann nach Japan, wo er studierte und 1907 nach China zurückkehrte. Beteiligte sich an allen aufständischen Bewegungen, besonders durch Beschaffung von Geld und Munition für die Revolutionäre in Hankau, Wuchang, Suchau und Nanking, wurde nach dem Erfolg der Revolutionäre in Shanghai zum dortigen Generalgouverneur gewählt und später zum Minister für Handel und Industrie in dem ersten republikanischen Kabinett, ein Posten, den er aber nie angetreten hat. Bei dem Besuch wurden große Feste gefeiert und viele Reden gehalten. Bei dem ersten dieser Feste, das am 11. September in dem Hause des Vizepremierministers in dem Kabinett des Prinzen Ching Na Tung stattfand und bei dem Prinz Tu Lun präsidierte und Prinz Tsai Hsun, der Bruder des Exregenten, und Dr. Sun Yat-sen zugegen waren, wurden Reden gewechselt, in denen die Führer der Revolution und der Exkaiser und die Exkaiserin-Witwe abwechselnd lobend gepriesen wurden. Dr. Sun Yat-sen besuchte dann verschiedene Plätze in China, unter anderen auch Tsingtau (28. September), wo er von S. k. H. dem Prinzen Heinrich von Preußen empfangen wurde.

Der Besuch der südlichen Führer in Peking hatte, wie schon erwähnt, die innere politische Lage etwas gebessert. Die nachstehend aufgeführten acht Punkte müssen als das Ergebnis der zwischen Yuan Shih-kai, Dr. Sun Yat-sen und Huang Hsing geführten Verhandlungen angesehen werden, das später auch von Li Yuan Hung bestätigt wurde. 1. Eine starke Zentralregierung. 2. Die Aufrechterhaltung von Ehrlichkeit und Rechtlichkeit, um für das Volk bessere Ideale und Überlieferungen zu schaffen. 3. Die zeitweilige Herabsetzung der militärischen Ausgaben auf ein geringes Maß und die Auswahl und Ausbildung von Leuten für die Armee und die Marine als ein erster Schritt für jedes Verteidigungssystem. 4. Die Politik der offenen Tür, um das Zuströmen fremden Kapitals für den Bau von Eisenbahnen zu erleichtern, die Eröffnung von Bergwerken und die Schaffung von Eisen- und Stahlwerken zum Zweck der Hebung der wirtschaftlichen Lage des

Volkes. 5. Um den industriellen Unternehmungsgeist des Volkes zu heben, muß der Landwirtschaft, der Industrie und dem Handel Aufmerksamkeit zugewendet werden. 6. Bei der Verwaltung der militärischen und auswärtigen Angelegenheiten, der Finanzen, der Rechtspflege und der Verbindungswege muß eine Politik der scharfen Zentralisation durchgeführt werden; in allen anderen Angelegenheiten muß jeder Provinz freie Hand gelassen werden, sie nach Maßgabe der lokalen Umstände und in Übereinstimmung mit lokalen Verwaltungsvorschriften wahrzunehmen. 7. Die Feldwirtschaft muß auf eine sichere Unterlage gestellt werden. 8. Es muß darauf hingewirkt werden, ein besseres Verständnis zwischen den verschiedenen Parteien herzustellen und die Ruhe aufrecht zu erhalten, als ein sicheres Mittel, die förmliche Anerkennung durch die fremden Mächte zu erlangen.

Während die Verständigung zwischen den konservativen und radikalen Führern der republikanischen Partei so über den Austausch von allgemeinen Sätzen nicht hinauskam, bei denen jeder Teil sich das denken konnte, was ihm am besten zu seinen Grundsätzen oder zu seinem Programm zu passen schien, hatte der republikanische Gedanke andererseits einen nicht unerheblichen Fortschritt gemacht und recht erhebliche Stärkung erhalten. Trotz der fortwährenden Parteizänkereien im Nationalrat hatte diese Versammlung es doch fertig gebracht, die Wahlgesetze für die neue Volksvertretung, die bestimmt war, sie abzulösen und an ihre Stelle zu treten, fertig zu stellen. Man irrt wahrscheinlich nicht, wenn man annimmt, daß das scheinbare Entgegenkommen der südlichen Führer im wesentlichen darauf zurückzuführen war, daß dieselben sich in der Hoffnung wiegten, daß die neue Volksvertretung mit ihrer geschlossenen Kuomintang-Mehrheit besser und leichter als die alte Tung Meng Hui-Partei in der Lage sein würde, den Widerstand des Präsidenten und seiner Anhänger zu brechen. Das Material dazu war unzweifelhaft in der neuen Versammlung vorhanden, aber die südlichen Führer hatten die Zähigkeit und die Energie des Präsidenten der Republik und auch wohl den Halt unterschätzt, den er an allen Staatsmännern der alten Schule und damit an allem in China besaß, das die Bezeichnung Konservativer verdiente.

Die neue Volksvertretung bestand aus dem Senat (Tsan Yi Yuan) mit 274 Mitgliedern und dem Haus der Abgeordneten mit 596 Mitgliedern. In beiden Häusern waren Vertreter der Mongolei, Tibets und der Kokonor. Die Bestimmungen über die Organisation der Nationalversammlung und die Wahlen zu derselben wurden im August 1912 veröffentlicht. Die Senatoren wurden von den Provinzialversammlungen für sechs Jahre gewählt, von denen je ein Drittel nach zwei Jahren zurückzutreten hatte. Für das Haus der Abgeordneten fanden die Wahlen nach Maßgabe der Bevölkerung für die einzelnen Provinzen für drei Jahre statt, für je 800000 Bewohner ein Abgeordneter, mindestens aber je zehn für eine Provinz. Außerdem wurde für jede gewählte Person ein Ersatz gewählt, um etwa im Laufe der Session eintretende Abgänge zu ersetzen. Die Wahlen für die beiden Kammern fanden im Dezember 1912 statt.

Die Beschäftigung mit der Wahl der Nationalversammlung brachte auch

eine andere Frage, die des Tragens des Zopfes, zur Erörterung. Der Zopf war auf Befehl der mandschurischen Dynastie eingeführt worden und galt daher als ein Zeichen der Unterwürfigkeit derselben gegenüber. Es konnte aber nicht Wunder nehmen, daß, wie die Taipingrebellen (die ja auch in China selbst die Chang mao, die „langhaarigen" Rebellen, genannt wurden) auch die modernen Aufständischen gegen die Regierung des Kaisers sich den Zopf abschnitten und nach diesen sogenannten Revolutionären viele Leute im Reich diesem Beispiel folgten. Trotzdem war es dem freien Ermessen jedes einzelnen überlassen geblieben, über seine Haartracht selbst zu entscheiden; es erregte daher allgemeines Aufsehen, als der Tutuh von Shantung alle Personen, welche den Zopf weiter trugen, ihrer Rechte als Staatsbürger verlustig erklärte, so daß der Präsident sich gezwungen sah, am 29. Oktober gegen diese Auffassung einzuschreiten; um so mehr, als auch aus anderen Provinzen ähnliche Eingriffe in die persönliche Freiheit des einzelnen gemeldet wurden. Yuan Shih-kai ließ sich des weiteren darüber aus, daß, wenn es auch Sache der Behörden sein müsse, darauf hinzuwirken, daß die Bevölkerung diese Haartracht ablege, dieselbe doch nichts mit dem Wahlrecht zu tun habe und daß jedes Eingreifen in dieser Beziehung als ungesetzlich angesehen werden müsse.

Die letzten Monate des Jahres waren hauptsächlich mit den Angelegenheiten der Mongolei angefüllt, auf die an anderen Orten zurückgekommen werden soll; sonst dürften nur einige Kundgebungen des Präsidenten, betreffend den Schutz von Beamten des früheren Regimes, die nicht belästigt werden dürften, oder die Aufforderung an die Bürger, die aus Furcht vor Unruhen ihre Wohnstätten verlassen hatten, ruhig in dieselben zurückzukehren und ihren Beschäftigungen nachzugehen, Erwähnung verdienen. Am 8. Dezember wurden die Wahlen für die Nationalversammlung für das eigentliche China auf den 10. Februar, für die Mongolei und Kokonar auf den 20. Januar festgesetzt, was auch deswegen notwendig war, als das Interesse der Mitglieder des Nationalrats an ihren Aufgaben sehr gesunken war und es nur noch selten zu Sitzungen kam, in denen wirklich etwas geschah. Angeblich sollten über 300 Gesetzvorlagen vergeblich der Erledigung harren; die Zahl der in dem Jahre seines Bestehens (März 1912 bis April 1913) erledigten Sachen betrug 55.

Am 9. Januar wurde ein Dekret des Präsidenten veröffentlicht, daß die für die Nationalversammlung gewählten Personen sich im Laufe des Monats März in Peking einfinden sollten und die Eröffnung der Nationalversammlung stattfinden würde, sowie mehr als die Hälfte der Mitglieder jedes Hauses dort eingetroffen seien. Wenige Tage darauf aber erhielt der Kriegsminister den Befehl, Truppen nach Shani zu entsenden, wo Unruhen ausgebrochen seien. Dieselben wurden ohne Mühe unterdrückt, aber im Februar fanden ernste Ruhestörungen in Kiangsi statt. Die Regierung hatte einen Zivilgouverneur für die Provinz ernannt; aber der Militärgouverneur Li Lien-chun weigerte sich, dem Befehl nachzukommen und denselben anzuerkennen, kaufte Waffen in Shanghai an und verstärkte die Garnisonen in den

Hukan-Forts. Die Regierung konfiszierte die Waffen, wagte aber noch nicht, den Tutuh Li abzusetzen. Auch in anderen Provinzen gährte es. Jehol wurde von Räuberbanden geplündert. Die Garnison von Yangthai stand auf und drohte die Stadt zu plündern, was die Kaufleute durch beträchtliche Zahlungen verhinderten. Ein Versuch, in Fuchan den Zivilgouverneur zu ermorden, mißglückte; an einer anderen Stelle der Provinz mußte die Regierung den Anbau von Mohn, der wieder großen Umfang angenommen hatte, mit Gewalt unterdrücken, wobei die Truppen unter den aufständischen Banden, die so weit gegangen waren, einen Kaiser zu proklamieren, plünderten und mordeten. In diese Zeit der Unruhen fiel der Tod der Kaiserin-Witwe, die am 23. Februar plötzlich starb, sowie auch eine Reise von Sun Yat-sen nach Japan, wo er versuchte, eine chinesisch-japanische industrielle Gesellschaft zu gründen, deren Aufgabe sein sollte, die Entwicklung von Eisenbahn- und anderen Unternehmungen mit eigenen Mitteln in die Hand zu nehmen.

In der Zwischenzeit verschärfte sich der Gegensatz zwischen der Kuo Ming Tang im Nationalrate und dem Präsidenten; die ersteren lehnten mehrere Vorlagen der Regierung ab; und als viele der Tutuhs die Wahl eines Ausschusses dringend empfahlen, dessen Aufgabe die Ausarbeitung einer Verfassung sein sollte, wurde nicht nur dieser Vorschlag von dem Nationalrat abgelehnt, sondern auch der Präsident auf das heftigste angegriffen, weil er mit der Einbringung eines solchen Vorschlages weit über seine Prärogative hinausgehe. Die südlichen Führer in Shanghai traten dieser Kritik des Präsidenten bei.

Ein neues Vorkommnis, die Ermordung des anerkannten Führers der Kuo Ming Tang, Sun Chiao-jen, welcher am 21. März in Shanghai erschossen wurde, als er eben den Zug bestieg, der ihn zur Teilnahme an der Nationalversammlung nach Peking bringen sollte, brachte die Aufregung in den parlamentarischen Kreisen auf eine bedrohliche Höhe. Der tatsächliche Mörder war ein junger Chinese, Wu Fok-ming, der wenige Tage nach seiner Einlieferung im Gefängnisse in Shanghai auf unaufgeklärte Weise starb; als wahrscheinlicher Anstifter wurde ein gewisser, in politischen Kreisen nicht unbekannter Ying Kuei-shing verhaftet, unter dessen Papieren sich Schriftstücke befanden, die einen Sekretär im Ministerium des Innern stark zu belasten schienen. Letzterer entfloh, ehe er verhaftet werden konnte, nach Tsingtau. Der Premierminister und Minister des Innern Chao Ping-chun, der von dem Gericht in Shanghai vorgeladen worden war, entzog sich der Ausführung dieser Maßregel, veröffentlichte aber ein Zirkular an den Vizepräsidenten der Republik und die höheren militärischen und Verwaltungsbeamten der Provinzen, in welchem er seine Beziehungen zu Ying Kuei-shing zugestand, der mit der Nachforschung nach dem Bestehen und den Maßregeln zur Auflösung geheimer Gesellschaften in Shanghai beauftragt gewesen sei; mit der Ermordung Tangs aber habe er, der Minister, nichts zu tun gehabt. Da es Ying bei den Kämpfen, die sich im August in und bei Shanghai abspielten, zu entfliehen gelang, ist die Angelegenheit nie aufgeklärt worden, obgleich der

Tutuh von Kiangsi, Chen Te-chuan, sein Bestes tat, um den Premierminister als schwer kompromittiert hinzustellen, und noch dazu die Tatsache, daß der Mord jedenfalls für die Regierung von Nutzen gewesen sei, von den Feinden derselben eifrig verbreitet wurde.

Am 8. April wurde die Nationalversammlung förmlich eröffnet. Der Präsident der Republik hatte die Absicht gehabt, bei dieser Gelegenheit die Versammlung zu begrüßen; ihm war aber eröffnet worden, daß er nach der Ansicht der Mitglieder der Kuo Ming Tang, die die Mehrheit bildeten, der Sitzung nur als Privatmann beiwohnen könne; und seinem Sekretär, den er mit einer schriftlichen Begrüßung an die Versammlung abgesandt hatte, wurde nicht gestattet, sie zu verlesen. So ließ alles von vornherein auf einen scharfen Zusammenstoß zwischen der Versammlung und dem Präsidenten schließen, und der Verlauf der Session strafte diese Annahme nicht Lüge. Zänkereien, die manchmal die Form von Tätlichkeiten annahmen, und die Frage, ob und wie die Täter zu bestrafen seien, füllten eine große Anzahl von Sitzungen aus, endlose Diskussionen über die Wahl der Sprecher, über die Billigung der von der Regierung abgeschlossenen Anleiheverträge, über die Ernennung einer Kommission zur Prüfung und Abänderung der Verfassung, über das Jahresbudget nahmen ebenfalls viel Zeit in Anspruch, ohne daß die Arbeiten der Versammlung dadurch wirklich gefördert worden wären; dagegen konnte die Regierung insofern einen Erfolg verzeichnen, als es dem Premierminister gelang, drei der im Parlament vertretenen Parteien, die Min-chu-tang, die Tung-yi-tang und die Kun-ho-tang, in eine einzige Partei, die Chin-pu-tang, zu vereinigen und damit wenigstens den Kern einer als Regierungspartei zu charakterisierenden Organisation zu schaffen, die, wenn auch noch entschieden in der Minderheit, doch gestattete, der Kuo Ming Tang-Partei einen nicht zu unterschätzenden Widerstand entgegenzusetzen.

Die tatsächliche Veranlassung zum Anbruch des offenen Kampfes, der seit Monaten in der Luft lag und wohl von einer der beiden Parteien, der südlichen, wenn nicht von beiden gewünscht und gewollt wurde, lag aber nicht in den parlamentarischen oder sonstigen Gegensätzen, sondern mehr, wenn nicht ausschließlich, in einer Personenfrage. Der schon früher erwähnte Tutuh von Kiangsi, Li Lieh-chun, wurde in einer Anfang Juni von regierungsfreundlicher Seite eingebrachten Interpellation wegen seiner trotzigen Haltung gegen die Regierung angeklagt, und Yuan benutzte dies als Grund oder Vorwand, ihn am 9. Juni abzusetzen, nach Peking zu beordern und dem Vizepräsidenten Li Yuan-hung die Wahrnehmung der Geschäfte in der Provinz zu übertragen. Der abgesetzte Tutuh folgte aber nicht dem Ruf nach Peking, sondern begab sich nach Shanghai, wo er seine Umtriebe gegen die Regierung fortsetzte. Es mag hier gleich erwähnt werden, daß neben seiner Beteiligung an der Kuo Ming Tang seine Verdienste und Erfahrungen, die ihn zu einer so hohen Stellung im Staatsdienste wie die eines Militärgouverneurs einer Provinz berechtigten, ein sechsjähriges Studium in Japan waren. Auch die Tutuhs von Anhui und Kuangtung, die ebenfalls hervorragende Mitglieder der Kuo Ming Tang waren, erwiesen sich als ganz unzuverlässig und wurden von ihren

Posten entfernt. Fast gleichzeitig wurden verschiedene Militärverschwörungen in Wuchang und der Umgegend entdeckt, die aber alle durch Li Yuan-hung im Keime erstickt wurden. Yuan hatte die Verschwörer wiederholt gewarnt, und kleine Abteilungen nördlicher Truppen waren in die Yangtse-Provinzen entsandt worden, worauf aber der Oberbefehlshaber der Kiangsi-Provinz gegen die Anwesenheit der nördlichen Truppen Protest einlegte. Li war im Begriff, demselben zu entsprechen und die Regierungstruppen zurückzusenden, als er am 12. Juli die Nachricht erhielt, daß die Garnison der Hukan-Forts sich empört und ihre Unabhängigkeit proklamiert habe. Bald darauf empörten sich die Truppen in Shanghai und in Nanking und die Führer der südlichen Bewegung. Dr. Sun Yat-sen, Huang Hsing, Chen Chi-mei und andere Mitglieder der Kuo Min Tang erließen Aufrufe, in denen der Präsident Yuan als Tyrann und Verräter bezeichnet und die Absendung einer Expedition, die ihn bestrafen sollte, angezeigt wurde. Inzwischen ergriff der Aufstand auch Canton, aber Fukien, Hunan und Yunnan blieben, wenn auch nicht treu, so doch verhältnismäßig ruhig, so daß gegen Ende des Monats Juli nur vier Provinzen, die beiden Kiangs, Anhui und Kuangtung sich in offenem Aufstande gegen die Regierung befanden. Trotzdem war die Lage der Regierung eine recht schwierige, besonders da sich das Gerücht verbreitete, daß von Anfang an Japan die Revolutionäre tätig unterstützt habe. Beruhigend wirkte allerdings, daß die kaufmännischen Klassen sich der Bewegung ganz fernhielten und sich weigerten, derselben finanziell unter die Arme zu greifen. Yuan ging mit vieler Entschlossenheit vor. Truppen wurden gegen die Aufständischen von allen Seiten in Bewegung gesetzt, die Zivilgouverneure erhielten die Ermächtigung, überall da, wo es sich notwendig erweisen sollte, den Belagerungszustand zu erklären, Sun Yat-sen wurde seiner Stellung als Direktor der Nationalen Eisenbahngesellschaft verlustig erklärt, und, wie schon an anderer Stelle erzählt, wurde die Kuo Ming Tang gezwungen, diejenigen ihrer Mitglieder, die einen tätigen Anteil an der Revolution genommen, auszustoßen. Andere ihrer Mitglieder, so der Präsident des Senats, die sich bedroht glaubten, flüchteten aus Peking, andere wurden verhaftet, einer in Tientsin hingerichtet, was zu heftigen Auftritten in der Nationalversammlung Veranlassung gab.

Schon im August konnte es kaum einem Zweifel unterliegen, daß der Aufstand aussichtslos sei, da die Regierungstruppen sich überall im Vorteil befanden. Das Arsenal in Shanghai hatte allen Angriffen der Aufständischen widerstanden, die Wusung-Forts hatten sich am 15. August den Regierungstruppen ergeben, ebenso Nanking, Sun Yat-sen, Huang Hsing und andere Führer der Südlichen waren auf der Flucht, meistens nach Japan, Neachang, die Hauptstadt von Kiangsi, war von den Rebellen gegen eine recht erhebliche Baarzahlung von seiten der Kaufleute geräumt, Canton war von den nördlichen Truppen besetzt worden. Nur in Nanking war am 12. August durch einen der wenigen zurückgebliebenen südlichen Führer, Ho Hui-ming, die Fahne des Aufstandes wieder erhoben worden, und obgleich bald darauf durch die nördlichen Truppen unter Chang Hsun investiert, dauerte es doch

bis zum 1. September, daß die Stadt nach heftigem Widerstande in die Gewalt der Nördlichen fiel, ein Ereignis, bei dem drei sich angeblich ins Konsulat flüchtende Japaner getötet wurden, was zu entrüsteten Reklamationen der japanischen Regierung Veranlassung gab.

Der Nachgiebigkeit der chinesischen Regierung und wohl mehr noch der durch dieselbe stark beeinflußten siegreichen Generäle und Soldaten war es zuzuschreiben, wenn die Frage gütlich beigelegt wurde; aber es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die dem chinesischen Nationalgefühl durch das Vorgehen Japans zugefügte Wunde noch lange unvergessen bleiben und ihren Einfluß auf die weitere Entwicklung der Dinge in Ostasien ausüben wird.

Bald nach der Unterdrückung des Aufstandes setzte eine starke Bewegung in Peking ein, die Wahl des definitiven Präsidenten zu beschleunigen. Yuan mußte um so mehr daran liegen, seine Stellung durch seine Wiederwahl gewissermaßen legalisiert zu sehen, als er wußte, daß die offizielle Anerkennung der chinesischen Republik durch das Ausland — nur die Vereinigten Staaten und einige kleinere Staaten hatten der allgemeinen Entscheidung Europas vorgegriffen — von dem Ausfall der Wahl abhängig sei. Aber auch die Mitglieder der Kuo Ming Tang mochten noch an die Möglichkeit glauben, die Niederlage ihrer militärischen Parteigenossen auf dem parlamentarischen Gebiet wieder gutmachen zu können. Am 6. Oktober 1913 fand die Wahl des Präsidenten der chinesischen Republik statt. Nach Art. 57 der revidierten chinesischen Verfassung muß dieselbe durch eine aus den Mitgliedern der beiden Häuser der Nationalversammlung bestehende Konvention stattfinden, bei der mindestens zwei Drittel der Wähler gegenwärtig sind. Die Wahl hat durch geheime Abstimmung stattzufinden, und gewählt ist, wer drei Viertel der abgegebenen Stimmen erhält. Erhält keiner der Kandidaten die erforderliche Stimmenzahl, so muß die Wahl in derselben Weise wiederholt werden, und erst beim dritten Wahlgang entscheidet die einfache Stimmenmehrheit zwischen den beiden Kandidaten, die bei dem zweiten Wahlgange die größte Stimmenzahl erhalten hatten. Bei dieser Wahl wurde es notwendig, dreimal abzustimmen. Beim ersten Wahlgang erhielt Yuan Shih-kai 471 Stimmen, der bisherige provisorische Vizepräsident General Li Yuan-hung 151, Wu Ting-fan 33 und Sun Yat-sen 13 desgleichen; beim zweiten Wahlgang waren die für Yuan abgegebenen Stimmen auf 497 angewachsen und die für Li auf 162, während die für Wu und Sun auf resp. 23 und 12 heruntergegangen waren. Endlich im dritten Wahlgange erhielten Yuan 507, Li 179 Stimmen, so daß Yuan zum Präsidenten der Chinesischen Republik auf fünf Jahre gewählt war. An dem Wahlakt hatten sich von den dazu berechtigten 274 Senatoren und 596 Abgeordneten im ganzen 759 beteiligt. Am folgenden Tage wurde Li Yuan-hung im ersten Wahlgange mit 610 von 710 Stimmen zum Vizepräsidenten der Republik gewählt.

Am 10. Oktober fand in dem großen Audienzsaal des kaiserlichen Schlosses, dem Tai Ho Tien, die feierliche Inauguration des Präsidenten statt, der außer den Mitgliedern der beiden Häuser der Nationalversammlung

die Minister, das diplomatische Korps und Prinz Pu Lun als Vertreter der kaiserlichen Familie beiwohnten. Den Beschluß der Feierlichkeit machte eine Parade der Garnison von Peking. Der Präsident scheint an dem Tage nur dadurch einem Anschlag auf sein Leben entgangen zu sein, daß der Attentäter, einer der höheren Polizeibeamten aus der Umgebung des Präsidenten, am Abend vorher durch die Militärbehörde verhaftet wurde. Er wurde am 31. Oktober hingerichtet. In seiner Inauguraladresse erklärte der Präsident ausdrücklich, daß die Regierung alle mit den fremden Mächten bestehenden Verträge und Abkommen bestätige sowie auch alle durch die jetzige wie alle vorhergehenden Regierungen mit fremden Gesellschaften oder Personen abgeschlossenen Verträge anerkenne und den Fremden alle Rechte, Privilegien und Befreiungen verbürge, die ihnen durch internationale Vereinbarungen, die Gesetzgebung und den Gebrauch zugestanden seien.

Die Veranlassung zu dem mit der Nationalversammlung wohl unvermeidlichen Konflikt gab die mit der Revision der Verfassung beauftragte Kommission der Nationalversammlung, die am 26. Oktober ihre Arbeiten beendete. Einige der Bestimmungen des neuen Entwurfs gaben dem Präsidenten Veranlassung, sich ganz entschieden gegen dieselben auszusprechen; und da die Kommission sich weigerte, seine Bevollmächtigten anzuhören, wandte er sich an die höheren Provinzialbeamten, um deren Ansichten einzufordern. Das Ergebnis war ein Sturm des Unwillens gegen die neue Verfassung und gegen die Nationalversammlung, deren sofortige Auflösung von vielen Seiten empfohlen und verlangt wurde. Der Konflikt wurde noch dadurch verschärft, daß am 31. Oktober acht Mitglieder der beiden Häuser durch das Kriegsgericht in der Hauptstadt verhaftet wurden und angeblich zur Aburteilung nach dem Süden geschickt werden sollten. Die Nationalversammlung protestierte lebhaft gegen dieses Verfahren und verlangte die Aburteilung der Verhafteten durch den obersten Gerichtshof. Der Präsident befand sich dieser Forderung gegenüber in einer nicht zu verkennenden schwierigen Lage; er hatte soeben erst bei seiner Inauguration erklärt, daß er nach den bestehenden Gesetzen regieren wolle, und das Vorgehen der Militärbehörden entsprach demselben nicht; aber er mußte sich ebenso darüber klar sein, daß mit der bestehenden Nationalversammlung ein gedeihliches Zusammenwirken zur Wiederherstellung der Ruhe und geordneten Zustände nicht möglich sei; er griff also nach der von ihm während der letzten Jahre wiederholt angewandten Methode zu einer Entschließung, die ihm nicht nur den Weg zu weiteren Maßregeln öffnete, sondern zugleich die Gelegenheit ließ, den getanen Schritt teilweise zurückzumachen, wenn sich die öffentliche Meinung zu scharf dagegen ausspreche. Statt die Nationalversammlung aufzulösen, befahl er in der Nacht vom 4. auf den 5. November die Auflösung der Kuo Ming Tang im ganzen Lande als einer revolutionären Organisation und die Ausstoßung aller Mitglieder der Partei, die den beiden Häusern der Nationalversammlung angehörten. Durch diese Maßregel wurden 123 Senatoren und 306 Abgeordnete ihrer Sitze beraubt; aber die Maßregeln der Regierung waren so geheim getroffen und mit solcher Schnelligkeit und Energie ausgeführt worden, daß die Auf-

lösung der Kuo Ming Tang und die „Reinigung" der Nationalversammlung sich in der Hauptstadt und den Provinzen ohne Schwierigkeiten und Zwischenfälle vollzog. Die von dem Präsidenten getroffene Maßregel ließ ihm die Möglichkeit, die bereits bei der Wahl der Senatoren und Abgeordneten gewählten Ersatzmänner einzuberufen und mit der so wieder stimmfähig gewordenen Versammlung den Versuch der parlamentarischen Regierung fortzusetzen; aber die allgemeine Stimmung des Volkes, die in zahlreichen Zuschriften von Behörden, Beamten und Privaten ihren Ausdruck fand, war der Verlängerung des Versuchs, auf der revolutionären Grundlage weiter zu wirtschaften, so entgegen, daß der Präsident nicht umhin konnte, diesem Gefühl, das wohl seiner eigenen Überzeugung entsprach, Rechnung zu tragen. Die wichtigste dieser Kundgebungen war wohl eine von den Tutuhs an den Präsidenten gerichtete Eingabe, die die Bitte enthielt, die Nationalversammlung aufzulösen. Sie ging ihm am 18. Dezember zu; aber schon war von ihm ein Schritt geschehen, der zeigte, nach welcher Richtung hin er dem beratenden Element einen Einfluß auf seine Entschließungen zu gestatten gedenke. Am 26. November hatte er die Einberufung eines inneren politischen (Verwaltungs-) Rats (Beirats wäre vielleicht richtiger) beschlossen, der ganz aus von dem Präsidenten und den Provinzialbehörden ernannten Mitgliedern bestehen sollte und am 20. Dezember unter dem Vorsitz eines Sohnes von Li Hung-chang, Li Ching-hai, seine Tätigkeit begann. Bei dieser Gelegenheit sprach sich Präsident Yuan sehr scharf über die Notwendigkeit aus, in China Ordnung zu machen. Er führte aus, daß seit den zwei Jahren, die die Republik bestanden, Grundsätze und Gesetze im Staube herumgezogen worden seien, während Moralität, Selbstbeschränkung und Rechtlichkeit in den Rinnstein gefegt wurden. Einige der Nationen in der Welt verdankten ihre Größe ihrer militärischen Tüchtigkeit, andere dem Handel oder der Industrie; aber wenn man auf China blicke, so sei sein Zustand kaum von dem der unvernünftigen Tiere verschieden. Wie könne man erwarten, daß eine Nation, die auf einen solchen Zustand heruntergekommen sei, dem Schicksal der Aufteilung durch andere Hände entgehen könne? Darum müsse man es aufgeben, hinter hochtönenden Phrasen herzulaufen, und von Anfang an die Aufgabe praktischer Rekonstruktion in die Hand nehmen. Mit den Worten „Gleichheit", „Freiheit", „Republik", „Volksrechte" und „Patriotismus" sei viel Mißbrauch getrieben worden, dieselben bedeuteten etwas ganz anderes, als was die Ruhestörer in sie hineinlegten. Mit den Schlagworten Demokratie und zweite und dritte Revolution hätten solche Leute das Volk ausgeplündert und sich mit ihrem Raube ins Ausland zurückgezogen, wo sie ihre Beute in Ruhe verzehrten. Es würde viel zu viel mit leeren Phrasen gearbeitet und zu schnelle Folgen von ihnen erwartet. Er selbst sei ein Reformer gewesen, aber er habe gefunden, daß Männer und Geld wichtiger seien als Theorien. Man brauche bloß die Finanzen anzusehen; China schulde den Fremden einige 15 Millionen Pfund, und der letzte Aufstand habe weitere drei gekostet. Man stehe dicht vor dem Bankrott; aber während die Regierung zu den verzweifeltsten Mitteln greifen müsse, um die beiden Enden sich er-

reichen zu machen, treibe die Nationalversammlung in ihrer überschäumenden Achtung vor dem Buchstaben des Gesetzes ihre Opposition bis zum äußersten. Er schloß mit den Worten: „Wenn unsere Finanzen unter fremder Aufsicht stehen und unser Gebiet in Einflußsphären aufgeteilt sein wird, werden wir das Schicksal von Annam und Korea geteilt haben, und es wird zu spät für Reue sein. So hat die provisorische Verfassung uns eingeengt und nach jeder Richtung beengt. Als die Regierung von Nanking nach dem Norden verlegt wurde, haben wir Änderungen in dem Instrument vorgeschlagen; aber wir wurden angeschuldigt, einen Vorwand für eine zweite Revolution zu brauchen. Ich habe damals nicht geahnt, was sich vorbereitete; aber heute bin ich mir klar darüber, daß keine Strafe zu schwer für solche Rebellen sein kann. Schultheorien sind keine genügenden Grundlagen für nationales Wohlergehen. Männer und Geld im Zusammenwirken sind notwendig, bevor solche Resultate erzielt werden können. Es hängt von euch ab, euren Patriotismus zu zeigen und in eurem Eifer für die Rettung des Reichs alles der Förderung des Fortschritts hintanzusetzen. Die Zukunft Chinas liegt in euren Händen."

In dem Sinne der in dieser Rede ausgesprochenen Ansichten hat Präsident Yuan Shih-kai seine Politik der Vereinigung aller konservativen Elemente weiter geführt. Er hat Anfang Januar, nachdem der politische Rat sich mit dieser Maßregel einverstanden erklärt hatte, die Nationalversammlung aufgelöst und die Verfassung im Sinne der größeren, nur durch beratende, aus ernannten Mitgliedern bestehende Beiräte beschränkten Machtbefugnisse der Zentralregierung (des Präsidenten) amendiert. In Ausführung dieses Gedankens wurden durch Dekret vom 27. Mai 1914 siebzig Mitglieder für den Tsang Cheng Yuan, den nur beratenden Rat, ernannt, und der politische Rat, der bis jetzt die dieser neuen Behörde übertragenen Funktionen ausgeübt hatte, aufgelöst. Nach den bis jetzt eingegangenen Nachrichten besteht dieser neue Rat fast ganz aus bereits unter der Mandschu-Dynastie in höheren Stellungen befindlich gewesenen, im Lande vorteilhaft bekannten Persönlichkeiten, zu denen auch eine kleine Anzahl der in den letzten Jahren erprobten jüngeren Staatsmänner kommt. Man geht wohl nicht fehl, wenn man den neuen Rat als durchweg aus Anhängern Yuan Shih-kais bestehend bezeichnet, auf deren Treue bei seiner angeblich nur konservativen, nicht reaktionären Politik er glaubt sich verlassen zu können. Die Wahl der Mitglieder des gewählten Rats, des Lifa Yuan, die von den Provinzen gewählt werden sollen, steht noch aus. Jedenfalls scheint Yuan entschlossen, sich auf alle die Elemente zu stützen, welche die neue Politik der Sammlung auf der Grundlage der alten Beziehungen zu inaugurieren bereit sind; so hat er nicht angestanden, sich bei den jüngsten Verhandlungen mit der Mongolei an die Prinzen des Kaiserlichen Hauses um ihre Unterstützung zu wenden.

Wenn Präsident Yuan in seiner vorerwähnten Rede an den inneren politischen Rat erwähnte, daß das, was China gebrauche, Männer und Geld seien, so hat er damit unzweifelhaft recht. Ob es ihm mit seinem Suchen in den früheren, wohl disziplinierten Beamtenkreisen gelingen wird, die Männer zu finden, die er gebraucht, um die Wunden zu heilen, die die republikanische

Revolution dem Lande geschlagen hat, und dasselbe einer sicheren und besseren Zukunft entgegenzuführen, muß dahingestellt bleiben; jedenfalls steht fest, daß die Beschaffung der für die Regeneration Chinas unentbehrlichen Gelder schon bisher eine sehr schwierige Aufgabe gewesen ist und den chinesischen Staatsmännern schon viele schwere Stunden bereitet hat und später wohl viele noch schwerere bereiten wird. Es kann und soll hier keine Abhandlung über die chinesischen Finanzverhältnisse geschrieben werden; dazu würde schon, abgesehen von allem anderen, der verfügbare Raum und vermutlich auch die Geduld der Leser nicht ausreichen. Hier soll nur der Versuch gemacht werden, kurz die Finanzlage der chinesischen Republik zu skizzieren, die Ursachen ihrer schwierigen Lage anzugeben und zu sehen, auf welchem Wege wohl eine Lösung angestrebt und erreicht werden könnte.

Die Republik hatte von ihrer Vorgängerin, der Mandschu-Dynastie, eine schwere, zum größten Teil unproduktive Schuldenlast übernommen. Zwei politische Verwicklungen, der japanisch-chinesische Krieg und der Boxeraufstand, hatten das Land tief in äußere Schulden gestürzt, und die glorreiche Revolution hat dazu einen sehr erheblichen weiteren Beitrag geliefert, ganz abgesehen von dem Schaden, der der Regierung dadurch zugefügt worden ist, daß während der Dauer der revolutionären Bewegung die Steuern aus den einzelnen Provinzen zum Teil gar nicht, zum Teil in sehr vermindertem Maße eingegangen sind. Nach einer Zusammenstellung des Finanzministeriums betrugen die Schulden Chinas Mitte 1913 für Kriegs- und Kriegsentschädigungsanleihen ca. 150 Millionen Pf., Eisenbahnanleihen ca. 50 Millionen Pf., allgemeine Anleihen 10 Millionen Pf., kurzfristige innere und äußere Anleihen 76 Millionen M. Dollars. Der Betrag dürfte heute um ein Beträchtliches höher sein. Die erste Hilfe wurde der Republik von dem vierstaatlichen Syndikat, England, Deutschland, Frankreich und Vereinigte Staaten, geleistet, denen sich bald russische und japanische Bankkreise anschlossen, worauf dann wieder die amerikanische Gruppe ausschied, weil nach Ansicht der Regierung der Vereinigten Staaten das Geschäft der Vorschüsse kein rein finanzielles war, sondern ein politisches zu werden drohte. Außer den mit diesen Gruppen abgeschlossenen Anleihen wurden aber von chinesischer Seite noch mit allen möglichen Gruppen, Syndikaten und Banken größere und kleinere Anleihen abgeschlossen, so mit den britisch-chinesischen, britisch-französischen, japanischen, belgischen, britisch-dänischen, deutschen Gruppen und nicht zuletzt mit der britischen Firma Birch-Crisp et Co. Abgesehen von dem ewigen dringenden Bedürfnis der Chinesen nach Geld, war der Hauptgrund, warum sie sich nicht ausschließlich an die Vier-, resp. Sechs- oder Fünf-Mächte-Gruppe hielten, von denen sie sehr gut und billig bedient worden waren, daß dieselben nicht mit Unrecht eine Aufsicht über den Dienst ihrer Anleihen und damit über die gesamte chinesische Finanzwirtschaft beanspruchten. Da sie leichtsinnigere oder weitherzigere Geldgeber fanden, kann man es den Chinesen nicht verdenken, daß sie in ihrer Bedrängnis sich auch an diese, wenn man sagen darf, unregelmäßigen Quellen wandten, besonders da dieselben sich ihre Dienste nicht viel teurer bezahlen ließen, als die gewissermaßen offiziellen Syndikate.

Trotz dieser etwas verwirrten und verwirrenden Wirtschaft würde man unrecht tun, die Lage der chinesischen Finanzen als ungünstig zu betrachten. Man darf nicht vergessen, daß, wie die Verhältnisse heute liegen, die chinesische Regierung nicht imstande ist, zu dem besten Mittel, um ihre Einkünfte zu erhöhen, greifen zu können, d. h. die Grundsteuer zu erhöhen, wie das Sir Robert Hart gleich nach der Beendigung des Boxeraufstandes vorgeschlagen hatte. Eine solche Maßregel würde wohl unter der Landbevölkerung Unzufriedenheit und Unruhen hervorrufen, und dem kann sich die chinesische Regierung unter den gegenwärtigen Umständen nicht aussetzen. Sie wird daher beim besten Willen gezwungen sein, weiter zu wursteln, bis sich ihr dauernde steigende Einnahmequellen eröffnen. Es war gewiß falsch von der kaiserlichen Regierung, die Einnahmen aufzugeben, die sie aus den Zöllen und Steuern auf Opium bezog; aber es gibt Fragen, in denen auch der Vernünftigste nicht gegen die Stimmung der breiten Masse aufkommen kann. Jetzt wird von der Reform des Salzhandels, der ein Regierungsmonopol ist, viel erwartet, und etwas wird wohl auch durch dieselbe einkommen; aber die sicherste Abhilfe wäre eine Erhöhung der auf dem Handel lastenden Zölle, zu der die chinesische Regierung gewissermassen ein Recht hat. An ihr und den Fremden rächt sich jetzt der Fehler, den man 1900—1901 gemacht hat, die Frage der Aufhebung des Likinzolles und der Erhöhung der Ein- und Ausgangszölle nicht gemeinschaftlich in die Hand zu nehmen und zu lösen, sondern England die Verhandlungen allein führen zu lassen, die als einziges Ergebnis nur den abortiven Vertrag von Shanghai aufweisen können. Man muß auch in diplomatischen Geschäften verstehen gerecht zu sein, das ist immer die beste Politik.

Die fremden Mächte haben sich im allgemeinen den innerpolitischen Vorgängen gegenüber einer strengen Neutralität befleißigt, obwohl kaum bezweifelt werden dürfte, daß sie dem Vorgehen Yuan Shih-kais mit einem wohlwollenderen Interesse gegenüber gestanden haben dürften als den phantastischen demagogischen Plänen Sun Yat-sens und Genossen. Schon ihre Handels- und finanziellen Interessen in China müssen ihnen Ruhe und geordnete Verhältnisse in dem räumlich gewaltigen Reiche erwünscht erscheinen lassen. Ausgenommen sind, man könnte fast versucht sein hinzuzufügen, selbstverständlicherweise die Nachbarstaaten, die der Versuchung nicht haben widerstehen können, im Trüben zu fischen. Ich übergehe die Versuche, die gemacht worden sind, der chinesischen Regierung Daumschrauben zur Erlangung kleiner Vorteile und Zugeständnisse aufzusetzen, und will nur die größeren gewissermaßen internationalen Fälle anführen.

Die Schwierigkeiten zwischen China und Tibet waren eine Erbschaft, die die republikanische Regierung von der mandschurischen übernommen gehabt hatte. Vor der englischen Expedition nach Tibet war der Dalai Lama 1904 aus Lhasa nach Urga in der Mongolei geflohen und hatte sich von da über Sining und Taiyuenfu nach dem heiligen Berge Wutaishan in Shani begeben. Dort traf ihn ein kaiserliches Edikt vom 19. Juli 1908, das ihn nach Peking berief, wo er am 28. September 1908 eintraf. Dort wurde ihm von

den chinesischen Behörden sein Standpunkt der Schutzmacht gegenüber klar gemacht; dann verließ er Peking am 21. Dezember desselben Jahres, zog langsam über Tungkuan, Sianfu, Gankau und das Kloster Kumbun nach Lhasa zurück, wo er am 25. Dezember 1909 wieder eintraf. Dort hatte sich indessen manches geändert. Auf Grundlage der am 7. September 1904 in Lhasa von dem Leiter der englischen Expedition, Oberst Younghusband, und dem Vertreter des Dalai Lama unterzeichneten Konvention war am 27. April 1906 zu Peking ein Übereinkommen zwischen England und China abgeschlossen worden, wie gewöhnlich, um den Abschluß überhaupt zu ermöglichen, in möglichst unklaren Ausdrücken. Indessen wurde in dem letzteren Schriftstück die Oberhoheit Chinas über Tibet ausdrücklich anerkannt, während England sich verpflichtete, in Tibet keine Annexionen vorzunehmen. Inzwischen hatte der sehr energische Gouverneur von Ost-Tibet (d. h. von den zwischen China und dem eigentlichen Tibet liegenden Grenzgebieten, Marschen) Chao Erk-fong es unternommen, die Unruhen, die in den Marschen unter den halb unabhängigen Häuptlingen und Klostergemeinden gegen die Chinesen ausgebrochen waren, zu unterdrücken und die chinesische Autorität in denselben wieder herzustellen, was ihm nach schweren Kämpfen auch gelang. Der Erfolg ermutigte ihn, weiter in das eigentliche Tibet vorzudringen und eine kleine Truppenabteilung von einigen Hundert Mann nach Lhasa vorzuschieben, was den Dalai Lama veranlaßte, seine Hauptstadt am 12. Februar 1910 zu verlassen und sich nach Indien zu flüchten, wo er nach einem Besuch in Kalkutta in Darjeling seine Residenz aufschlug. Der Kaiser entsetzte ihn seiner Stellung und befahl die Wahl eines neuen Dalai Lamas; das betreffende Dekret blieb aber ein toter Buchstabe, und als bei dem Eintreffen der Nachricht von den Erfolgen der Revolutionäre in Lhasa die chinesischen Truppen meuterten und anfingen, die Einwohner zu plündern, empörten sich diese, vertrieben die Chinesen, und der Dalai Lama kehrte im Juni 1912 nach Lhasa zurück. Die Republik beeilte sich, Frieden mit Tibet zu schließen und durch ein Dekret vom 28. Oktober 1912 den Dalai Lama wieder in seine frühere Stellung einzusetzen. Vorher waren aber chinesische Truppen gegen Tibet in Marsch gesetzt worden, um den Tibetanern entgegenzutreten, die in die chinesischen Grenzbezirke einzudringen versuchten. Dies benutzte England, um in Peking am 17. August 1912 Einspruch dagegen zu erheben, da von chinesischer Seite versucht werde, seine Autorität in Tibet wieder herzustellen, und forderte die chinesische Regierung auf, zu einer Verständigung mit England über die tibetanische Frage zu kommen. Daß dies geschehe, wurde als Vorbedingung für die Anerkennung der Republik durch England bezeichnet. Von chinesischer Seite lehnte man die Verhandlungen ab, da China sich streng innerhalb der durch den Vertrag von 1906 gezogenen Grenzen gehalten habe und halten werde. Der Dalai Lama benutzte aber die Gelegenheit, sich am 11. Januar 1913 für unabhängig zu erklären und am gleichen Tage ein Schutzbündnis mit der Mongolei abzuschließen. Im Frühjahr begannen die Kämpfe zwischen Tibetanern und Chinesen aufs neue, hauptsächlich wieder in den chinesischen Marschen. Im Mai erneuerte die englische Regierung ihren Vorschlag, daß

China zu einer Verständigung mit Tibet kommen sollte, und am 13. Oktober 1913 trat eine diesbezügliche Konferenz in Simla zusammen. Eine beinahe komische Färbung erhalten diese ganzen Vorgänge dadurch, daß von chinesischer Seite die Tibetaner noch immer zu den fünf Rassen gezählt werden, die die Bevölkerung Chinas ausmachen, und tibetanische Abgeordnete in der Nationalversammlung saßen.

In der Mongolei hatte sich schon in den letzten Jahren vor dem Ausbruch der politischen Unruhen in China eine gewisse Animosität gegen die chinesische Regierung gezeigt, die teils auf die höchst mangelhafte Organisation der chinesischen Verwaltung in der Mongolei selbst und die davon unzertrennliche Bedrückung und Aussaugung der eingeborenen Bevölkerung durch die Organe derselben, teils auf die von Osten immer weiter vordringende chinesische Einwanderung zurückzuführen war, durch deren größere Intelligenz und Regsamkeit die wirtschaftliche Lage der Mongolen entschieden geschädigt wurde. Es spielte sich hier eben wieder der alte Kampf zwischen dem chinesischen seßhaften Ackerbauer und dem mongolischen nomadisierenden Viehbesitzer ab, der natürlich mit der Schädigung und dem Unterliegen des letzteren enden mußte. Zugleich wird wohl auch von russischer Seite nicht wenig gegen die Chinesen gehetzt worden sein. Man braucht dabei nicht an eine direkte Schuld oder Beteiligung der russischen Regierung zu denken. Wer die Verhältnisse in Zentralasien und an der chinesischen Grenze während der letzten 60 Jahre mit offenen Augen verfolgt hat, weiß, daß das russische Vordringen dort nach Süden und Osten viel mehr der Initiative der russischen Lokalbehörden, richtiger vielleicht der russischen Generäle zuzuschreiben gewesen ist, als der der Zentralregierung. Der lokale Impuls war eben einmal gegeben, jeder wollte dem verwalteten Besitz ein Stück neuen Landes hinzufügen und das Georgskreuz oder etwas anderes der Art verdienen, und so dehnten sich russischer Einfluß und Besitz immer weiter aus, wie ein Ölfleck, ohne sichtbare weitere Veranlassung, wie ein russischer Diplomat mir das Problem einmal erklärte. Russische Diplomaten, Konsularbeamte, Schutzwachen, Minenbesitzer u. a. m. werden auch in modernster Zeit, vielleicht ohne es zu wissen und zu wollen, in diesem älteren Sinne gewirkt haben. Der Hauptplatz der Intrige war wohl Urga (Kurun) in der Mongolei, die Residenz des Chep'tsun dampu Hu'tukht'u (des wiedergeboren werdenden, vulg. lebenden Buddha) der Patriarchen des Khalkha-Stammes, gewissermaßen des geistlichen Oberhaupts der Mongolei. Um dieser Tätigkeit entgegenzuarbeiten, hatte der letzte kaiserliche Gouverneur in Urga die Verlegung einer starken chinesischen Garnison nach dort ins Auge gefaßt und den Bau der dafür erforderlichen Kasernements beginnen lassen, was wieder eine geheime Sendung der chinesenfeindlichen Stammesfürsten nach Petersburg im Juli 1912 zur Folge hatte, die die Hilfe Rußlands für ihre Schritte zur Wahrung der mongolischen Selbständigkeit anrufen sollten. Es kann daher nicht wundernehmen, daß bald nach dem Siege der republikanischen Partei in China am 1. Dezember 1911 ein Staatsstreich in Urga stattfand. Der chinesische Gouverneur wurde gezwungen, mit allen Beamten und Truppen das Gebiet zu verlassen, und der

Hu'tukht'u wurde als Herrscher der Mongolei proklamiert. Die Sache machte sich aber nicht so leicht, wie die Urheber der Bewegung wohl gehofft hatten. Die Stammesfürsten waren weder einig unter sich noch mit den Lamas, nur einzelne Stämme schlossen sich der Bewegung an, die ausgehobenen mongolischen Soldaten verbanden sich mit den einheimischen Räuberbanden und plünderten die Bevölkerung, und Rußland kam der Bewegung wohl aus internationalen Gründen nicht so weit entgegen, wie die Mongolen dies wohl erwartet hatten. Als die im äußersten Nordostwinkel der Mongolei angesessenen Barguten, die als auf chinesischem Gebiet befindlich angesehen werden konnten, sich empörten und russische Hilfe verlangten, wurde dieselbe von Rußland abgelehnt, das dem Stamme direkte Unterhandlungen mit den Chinesen empfahl. Da diese Verhandlungen erfolglos blieben, schloß sich der Stamm der Konföderation von Urga an. Dagegen hatte Rußland von Anfang an seine Vermittlung zwischen China und der Mongolei angeboten und dann am 3. November 1912 mit den Hutukhtu in Urga ein Abkommen abgeschlossen, durch das Rußland der Mongolei (es ist in dem Schriftstück nur von der ganzen Mongolei die Rede) russische Unterstützung zusagte, damit die Mongolei ihre Unabhängigkeit und ihre eigene Organisation aufrecht erhalten könne, sowie nationale Truppen unterhalten und den chinesischen Truppen und chinesischen Einwanderern den Eintritt verwehren könne. Durch den Vertrag werden russischen Untertanen und russischem Handel alle Vorteile und Rechte gewahrt, wie sie sie früher besessen, und es wird bestimmt, daß, wenn die Mongolei mit China oder einem fremden Staate Verträge abschlösse, dadurch dieser Vertrag nicht berührt oder abgeändert werden könne, ohne zuerst die Zustimmung Rußlands erlangt zu haben. An demselben Tage wurde ein Protokoll, enthaltend die Bestimmungen, unter denen der Handel getrieben werden könne, unterzeichnet. Weitere Verhandlungen zwischen Rußland und China führten endlich am 5. November 1913 zur Unterzeichnung eines Abkommens durch die beiden Mächte, in welchem Rußland erklärt, daß die Äußere Mongolei unter der Oberhoheit Chinas stehe (Art. I), und China, daß es die Autonomie der Äußeren Mongolei anerkenne (Art. II), sowie das Recht derselben, die innere Verwaltung und alle industriellen und kommerziellen Fragen selbst zu regeln, aber für sich das Recht in Anspruch nehme, einen Würdenträger zu entsenden, der befugt sein solle, in Urga zu residieren, und Handelsagenten für andere Plätze in der Mongolei (Art. IV). China erklärt sich außerdem bereit, die guten Dienste Rußlands anzunehmen, um seine Beziehungen zu der Äußeren Mongolei nach Maßgabe der Bestimmungen dieses Abkommens und des russisch-mongolischen Handelsprotokolls vom 3. November 1912 festzustellen (Art. V). Am Tage der Unterzeichnung dieses Abkommens haben die beiderseitigen Bevollmächtigten Noten ausgetauscht, in denen die Äußere Mongolei als das Gebiet bezeichnet wird, das die früheren Jurisdiktionsbezirke des chinesischen Gouverneurs von Urga, des Tataren-Generals von Uliassutei und des chinesischen Gouverneurs von Kuldscha umfaßt hätten. — Eine Konferenz der drei Mächte soll in diesem Sommer zur Erledigung dieser und wohl auch anderer Fragen in Kiachta zusammengetreten

sein. Die Frage der Innern Mongolei wird wohl durch die gemeldete schwere Erkrankung des Hutukhtu von Urga und die angeblich dem Anschluß an China günstigen mongolischen Fürsten beeinflußt werden. Wie weit die Auffassung richtig ist, daß Rußland bei seinem Vorgehen in der mongolischen Frage hauptsächlich den Zweck verfolge, einen Pufferstaat zwischen seinen asiatischen Besitzungen und China zu schaffen, mag dahingestellt bleiben. Vielleicht ist dieser Gedanke auch nur für England in den Vordergrund geschoben worden.

Die Frage der Mandschurei, d. h. der Stellung, die Rußland und Japan sich nach dem Frieden von Portsmouth in dem Gebiet der an dem Kriege unbeteiligten Dritten zu verschaffen gewußt haben, ist zu bekannt, um hier noch einer besonderen Besprechung zu bedürfen. Es wird aber immerhin interessant sein, eine Veröffentlichung des japanischen auswärtigen Amts von Mitte Juni d. J. anzuführen, die die japanischen Ansprüche auf die südliche und innere Mongolei, d. h. tatsächlich einen Teil der Mandschurei, feststellt. Dieselbe lautet: „Nach Zeitungsmeldungen haben britische Kapitalisten gewisse Eisenbahnkonzessionen in der südlichen Mongolei und im Osten der Inneren Mongolei, wo Japan Sonderrechte besitzt, erlangt. Da die Regierung die Mächte benachrichtigt hat, daß Japan andauernd mit der Erschließung und Nutzbarmachung dieser Rechte beschäftigt ist, und die Mächte diese Rechte anerkannt haben, so glaubt Japan, daß keine Macht Kapitalisten ihren Beistand leihen sollte, Konzessionen zu erlangen, die Japans ökonomische und strategische Interessen berühren, ohne daß Japan seine Zustimmung gibt. Im Februar 1913 ließ eine englisch-chinesische Korporation bei der japanischen Regierung betreffs einer gewünschten Konzession für eine Zweiglinie der Peking-Mukden-Linie sondieren. Da die projektierte Linie nur 80 Meilen lang und von einer teilweise mit britischem Kapital arbeitenden Linie abhängig ist, so gab Japan seine Zustimmung zu der Gewährung der Konzession. Sie hat jedoch von der britischen Regierung die Zusicherung verlangt, daß Japan in Betreff jeder zukünftigen Ausdehnung der Linie befragt werden und daß, wenn nicht britisches Kapital hinzugezogen würde, die Japaner die gleichen Vorrechte genießen sollten. Großbritannien hat das zugesichert."

Ernster und verderbenschwangerer für die Zukunft Chinas ist die Zuflucht, welche die Verschwörer gegen Chinas Ruhe und das Leben des Staatsmannes, der als das Symbol und die Garantie desselben gelten muß, in den Nachbarländern Chinas finden. Die eigentümlichen Auffassungen, die das englische Staatsrecht über die Behandlung und den Schutz sogenannter politischer Verbrecher hat, machen Hongkong und Hinterindien zu einem gesuchten Asyl für politische Verbrecher aller Art und machen es für die chinesische Regierung schwer, wenn nicht unmöglich, den Umtrieben derselben entgegenzuwirken. Viel gefährlicher aber für Chinas Ruhe ist das Asyl, das Japan den Teilnehmern an den Umtrieben gegen die Bemühungen Yuan Shih-kais bietet, geordnete Verhältnisse in China wiederherzustellen. Selbst wenn man von den Aussichten absieht, die neue Umwälzungen in China den japanischen Staatsmännern bieten können, die von einer Union Chinas und Japans träumen, in der das letztere natürlich die Führung beanspruchen und über-

nehmen würde, ist der Boden Japans die wahre Brutstätte für Gedanken und Pläne, wie sie in den Köpfen der japanischen Lehrer und Freunde der chinesischen Schüler spuken, die eben ihre Unfähigkeit zu einer praktischen Reformtätigkeit im Interesse ihres Vaterlandes bewiesen haben. Die North China Daily News (Shanghai) brachte vor kurzem einen angeblichen Brief Sun Yat-sens an einen japanischen Freund, der auch in die deutsche Presse übergegangen ist (Frkf. Z. 18. Juni). In diesem Schreiben heißt es: „Wenn Yuan Shih-kai beseitigt wird und die Jungchinesen zur Macht kommen, werden sie Japan eine Monopolstellung für seinen Handel in ganz China durch eine Zollunion beider Länder sichern, wodurch Japan, das an der Grenze seiner Hilfsmittel angekommen ist, ohne Schwertstreich und selbst ohne Garnisonen unterhalten zu müssen, sich ein zweites Indien schaffen könne, durch das allein England seine Weltmachtstellung errungen habe." Solche Gedanken klingen sehr phantastisch, aber es ist das Schicksal jeder politischen Emigration, den praktischen Boden aus den Augen und unter den Füßen zu verlieren, und der Köder, der den Japanern hingehalten wird, ist weit entfernt davon, dumm zu sein. Erweckt er doch in den Japanern die Erinnerung an die Träume Hideyoshis, der China über Korea erobern wollte, und unter den Mitgliedern der verschiedenen Gesellschaften, die seit 1896 unter der Ägide des jetzigen Premierministers Grafen Okuma daran arbeiten, Japan zum Freunde und Führer Chinas zu machen, wie unter den Vertretern der großen chinesisch-japanischen Handelsgesellschaft, wie sie sich augenblicklich in China zur Verwirklichung dieser Idee aufhalten, befinden sich gewiß manche, vielleicht viele, die um so weniger abgeneigt sein würden, auf die Ideen Sun Yat-sens einzugehen, als die Japaner in China immer den Parteien nahegestanden haben, deren Vorgehen ihnen die Möglichkeit einer Einmischung als Ratgeber oder Führer zu bieten schien. Das Ausland kann nicht vergessen, daß, was China vor allen Dingen gebraucht, Ruhe und Ordnung ist, und daß, wer diese beiden Existenzbedürfnisse stört, ein Feind nicht nur Chinas, sondern aller derer ist, die ein kommerzielles oder finanzielles Interesse an der Aufrechterhaltung geordneter Zustände in China haben. Man würde sich in Japan sehr täuschen, wenn man aus dem Verhalten Europas in der Balkanfrage Schlüsse auf sein etwaiges Verhalten, von den Vereinigten Staaten von Nordamerika ganz abgesehen, in einer ostasiatischen Frage ziehen wollte. Die Interessen Europas in China sind heute ganz andere als vor dem Boxeraufstande, und das Gebaren Jung-Chinas, wenigstens recht vieler der unter dieser Bezeichnung Einbegriffenen, hat Europa sehr wenig Respekt vor den staatsmännischen Eigenschaften dieser Herren einzuflößen gewußt. Außerdem darf man nicht vergessen, daß Yuan Shih-kai bis jetzt, wenn er als Fanatiker der Ordnung auftritt, sich durchaus nicht grundsätzlich von derjenigen Partei losgesagt hat, die ihre Bildung im Auslande suchte und fand; er hat sich nur gegen die Auswüchse dieser Richtung gewendet, die Prinzipien für Taten nehmen und bis jetzt wenig Beweise von ihrem staatsmännischen Können gegeben haben. Für das Ausland beruhen die Hoffnungen für eine gedeihliche Entwicklung Chinas auf der Erhaltung der Persönlichkeit Yuans am Ruder

des Staats; und China werden hoffentlich die Folgen erspart bleiben, die ein Verschwinden dieser Persönlichkeit unbedingt haben müßte. Glück in der Erfüllung seiner schweren Aufgabe muß ihm von allen denen gewünscht werden, die den geregelten Fortschritt Chinas im Auge haben. Man darf nicht vergessen, daß die republikanische Revolution im wesentlichen eine Militärrevolte gewesen ist und daß ein großer Teil der republikanischen Führer dem Soldatenstande angehören. Solche Erscheinungen haben meistens böse Folgen in der länger andauernden Unzuverlässigkeit der Truppen. Daß dies auch in China der Fall ist, beweisen die jüngsten Vorgänge in Kalgan. Aber auch die republikanischen Führer sollten nicht vergessen, daß nur ein absolut treues und zuverlässiges Heer China seine Stellung unter den anderen Mächten gewährleisten kann.

Ein Wort mag zum Schluß den deutschen Interessen in China gewidmet werden, die manchen nicht genügend vertreten erscheinen, unter anderen, weil Deutschland bei der Verteilung von Ratgebern in chinesischen Diensten zu kurz gekommen sei. Ich möchte das letztere kaum als einen Nachteil bezeichnen. Vor kurzem, am 18. Juni dieses Jahres, ist in dem literarischen Beiblatt der „Times" unter der Überschrift „Pflügen des Sands in Peking" eine sehr amüsante und lehrreiche Kritik eines Buches erschienen, das ein solcher Ratgeber, der Präsident der Bank der Niederlande, Dr. Vissering, der zwei Jahre als Berater der chinesischen Regierung in Sachen der Münzreform in Peking tätig gewesen war, über seine Arbeit veröffentlicht hat. Der Besprecher des Buches läßt dem Inhalt desselben und den Intentionen seines Verfassers das höchste Lob zuteil werden, aber er ist der Ansicht, daß eine nähere Bekanntschaft mit dem chinesischen Leben und besonders mit der eingefleischten Liebe des Volks für die Chancen des Geldumtausches bei den chaotischen Zuständen des jetzigen Münzsystems Dr. Vissering wahrscheinlich zu der Überzeugung geführt haben würde, daß die chinesische Regierung ebensowenig imstande sein würde, aus sich selbst heraus eine radikale Reform des Münzwesens vorzunehmen, als die Likinsteuer aufzuheben oder eine Einkommensteuer einzuführen. In der Kritik liegt der Grund, warum, abgesehen von einigen Bestellungen bei der Industrie ihres Vaterlandes, die fremden Berater wenige Erfolge aufzuweisen haben werden, sondern mehr als Angriffspunkte für internationale Eifersüchteleien und Streitigkeiten dienen dürften. Darüber zu wachen, daß die Bevorzugungen der Industrie der Länder, denen die Berater angehören, nicht übermäßig zunehme, wird Sache der Kaufleute sein, und der diplomatische Vertreter wird um so mehr Aussichten haben, mit seinen Vorstellungen durchzudringen, je weniger er selbst dauernde Angriffspunkte bietet. Was Deutschland zu tun hat, ist, dafür zu sorgen, daß es in den Stand gesetzt wird, an den Handels- und Kulturfragen seine Stelle auszufüllen. Nach beiden Richtungen hin sind wir unseren Konkurrenten, besonders Engländern und Amerikanern, gegenüber im Nachteil. In Handelsfragen deswegen, weil unser Handel keine Stapelartikel aufzuweisen hat und auch keine aufzuweisen haben wird, bis unsere Baumwollenfabrikanten von den alten Wegen abgehen und neue Methoden einschlagen, die es ihnen er-

möglichen könnten, auf dem Gebiet in Ostasien als Konkurrenten aufzutreten. Was die Kulturfragen anbetrifft, d. h. die Einrichtung von Schulen, technischen und anderen Instituten, wie sie alle heißen mögen, so fehlen uns die Multimillionäre, die von Zeit zu Zeit einmal eine größere Anzahl von Millionen für solche Zwecke und Gründungen stiften. Trotzdem brauchen wir uns nicht zu schämen. Wir haben in Shanghai eine sehr brauchbare und nützliche Medizinschule, und Ähnliches soll in Südchina in Angriff genommen werden; wir haben in Tsingtau eine Universität mit den erforderlichen Vorschulen und vor allen Dingen dort ein großes Versuchsfeld, auf dem wir den Chinesen die Ergebnisse unserer Kultur vorführen können. Wir brauchen nur Geld und die erforderlichen Männer, die sich nicht auf große spekulative Pläne einlassen und damit womöglich die ganze Welt oder wenigstens ganze Reiche umfassen wollen, sondern die klare praktische Zwecke verfolgen und im Kleinen Großes zu leisten imstande sind. Tsingtau ist der gegebene Boden für Forstakademien, Ackerbauschulen, technische Institute und alles, was wir den Chinesen lehren und sie von uns lernen können, und wenn wir kein Geld dazu haben, sollte es nicht möglich sein, von der Boxer-Entschädigung einige Millionen in diese Kanäle zu lenken? Der Eindruck auf die Chinesen würde ein ausgezeichneter sein, und warum sollten deutsche Gelder nicht auch einmal für solche Zwecke Verwendung finden können?

Weimar, im Juni 1914.

# Das Viktorianische England.

Von

**Charlotte Lady Blennerhassett.**

---

(Schluß.)

## IV.

## III. Wanderjahre.

Wer die Erde nicht umschifft oder durch Wüsten und Urwälder Entdeckerbahnen gezogen hat, darf, ich weiß es, nicht von Reisen sprechen. Mit einer Ausnahme sind die meinigen auf Europa beschränkt geblieben und sollen nur deswegen hier Erwähnung finden, weil sie, der Menschen viel mehr als fremder Länder wegen gemacht, manche interessanten Erfahrungen brachten.

Im Jahr 1889 erfolgte die Ernennung meines Bruders zum Generalkonsul in Kairo. Im nächstfolgenden Jahr, nach Wiederherstellung unserer Mutter von schwerer Erkrankung, beschlossen die Meinigen, mir die Freude des Wiedersehens mit meinem besten Freund durch eine Fahrt nach Ägypten zu gewähren. Anfang Februar 1891 wurde sie angetreten. Nach Italien war ich öfters, zuerst in den Kinderjahren im Wagen meiner Eltern, später wiederholt mit ihnen oder mit meinem Mann nach Oberitalien, nach Rom, dann wie erwähnt, nach Neapel mit meiner Gönnerin, Prinzessin Therese von Bayern, gekommen. Jetzt führte die Bahn über den Brenner, Bologna und Ankona nach Brindisi, wo der österreichische Lloyddampfer unser harrte. Von dieser Fahrt ist nichts in Erinnerung geblieben als der Anblick der Orangenwälder der Küste entlang, deren noch mit Früchten beladene Zweige unter der Last des Schnees trübselig genug herabhingen. In Brindisi stürmte es. Der „Achill" tanzte auf grau sich türmenden Wogen, auf die der Regen herabströmte. Würden wir uns einschiffen können? Das „wir" bezieht sich auf den Reisegefährten, Dr. Guido Jochner, unsern Freund und Arzt, der mit zwei verwandten Damen seine glücklich genesene vortreffliche Gemahlin aus Ägypten zurückbringen wollte. Die Frage wurde dadurch gelöst, daß wir nach vierundzwanzigstündiger Verzögerung von einer Dampfbarkasse an Bord des „Achill" gezogen wurden. So ging es denn fort in die Nacht. Am Abend des 16. Februar raste der Orkan mit solcher Wut, daß ein Boot sich loslöste und gegen die Wand unserer Kabine geflogen kam, in der die zwei Damen und ich, eine sehr schlechte Seefahrerin, uns den Qualen der Seekrankheit preisgaben. Der Stoß war so heftig, daß der eiserne Ring, an den ich mich hielt, um nicht von meiner Liegestatt herabzugleiten, plötzlich

in meiner Hand blieb und mit mir nach einigen Flugkünsten auf dem Boden der Kabine landete, wo ich etwas beschädigt liegen blieb, ohne meine Lage bessern zu können. Alles flog und klapperte um uns herum, haushohe Wellen schlugen über Deck, die Steuerkette lockerte sich, die Maschine keuchte mit letzten Kräften und drohte, den Dienst zu versagen. Endlich gelang es dem Kapitän, der diese Überfahrt für seine schlimmste erklärte, in der Nähe von Kandia verhältnismäßig ruhigere See zu gewinnen. An Landung konnte nicht gedacht werden; die von Zeit zu Zeit erscheinende Cameriera aus Triest sah aus wie ein Gespenst und schilderte die Dinge an Bord in den schwärzesten Farben. Es blieb nichts übrig, als wieder ins offene Meer zu steuern, das sich nach und nach etwas beruhigte. Nach dreitägigem Fasten trieben mich Hunger und Neugierde auf Deck. Dank der frischen Luft gelang der Versuch, mich senkrecht zu stellen, und von da an betrat ich die schreckliche Kabine nicht wieder. Die letzte Nacht erhellten Sterne; gegen Morgen wurden auf dem nun tiefblauen Meer zahlreiche Boote mit roten lateinischen Segeln gesichtet, dann gewahrte man die flache Küste und wie nach Lüften des Theatervorhangs enthüllte sich der Orient in einem bunten Gewimmel von Menschen aller Hautfarben in den verschiedensten Trachten, die lärmend und schreiend die Landung des „Achill" mit ansahen. Dann ein wohlbekanntes, herzerfreuendes Antlitz. Sein Eigentümer, unser Hausfreund Graf Marogna, einst im bayrischen Beamtendienst und nun seiner außerordentlichen Sprachkenntnisse und sonstiger Fähigkeiten wegen Richter am internationalen Tribunal zu Alexandrien, der Schrecken aller Bösen und Helfer aller übrigen, nahm mich in Empfang. Einmal und nicht wieder kam zu gleichem Zweck auch eine offizielle Persönlichkeit, der deutsche Vizekonsul Helwig, aus Rücksicht auf meinen Bruder. Im Hotel Khedival, nach Wiedergewinnung menschlichen Ansehens, feierte Marogna bei festlichem Mahle meinen schon ziemlich ehrwürdigen Geburtstag. Dann zeigte er mir Alexandrien, eine schöne, etwas enttäuschend europäische Stadt, in deren entzückenden Privatgärten tropische Pflanzen den Süden offenbaren. Am nächsten Morgen dreistündige Bahnfahrt nach Kairo. Dazwischen endlich eine rein orientalische Stadt, Tanta, um so reizender, weil halb zerfallen. Nicht weit davon, der erste Blick auf die Pyramiden! Man kennt sie aus den ersten Bilderbüchern, sie sehen aus der Ferne auch gar nicht anders aus. Und doch. In dieser Luft von paradiesischer Reinheit, in der die Landschaftsbilder in allen Farben des Opals schillern, vergoldet das Licht, was es berührt. Längs des Schienenweges, auf Saumpfaden, Züge von Kamelen, ritterlich selbstbewußt ein kleiner Esel ihnen voran; auf den Äckern wohlbekanntes Unkraut zwischen den Halmen, tout comme chez nous. In Kairo eine kleine Enttäuschung: mein Bruder mit Grafen Herbert Bismarck in Audienz beim Khedive. Auch das ging vorbei, wir sahen uns wieder und es begann eine glückliche Zeit.

Reisebeschreibungen erinnern leider recht oft an Bädeker. Mit dieser Mahnung vor Augen soll hier von Kairo nicht weiter die Rede sein, nur erwähnt werden, daß die Stadt von damals noch das orientalische Ansehen hatte, das ihr mehr und mehr verloren geht. Was bleibt, sind wunderbare

Moscheen, die Kalifengräber, die Pracht blutroter Sonnenuntergänge am Nil, mit dem in der Wüste versinkenden Feuerball, die vieltausendjährige Vergangenheit. Was nicht mit dieser Vergangenheit zusammenhing, schien Zeitverlust. Und doch mußten im Haus eines Diplomaten die Pflichten der Gastfreundschaft vor allem erfüllt werden, was denn auch durch den Herrn Generalkonsul im weitesten Sinn des Wortes geschah. Wir waren fast nie allein. Fuhren wir aus, so bahnte der Nubier Osman, ein goldbestickter Kawasse, den Weg durch die Menge, nicht selten indem er mit seinen stets blanken, weißen Glacéhandschuhen Ohrfeigen austeilte, die von den Empfängern mit fröhlichem Lachen quittiert wurden. Ein junger Ägypter, mit achtundzwanzig Jahren Vater einer zwölfjährigen Tochter, die trotz unserer Bitten und ihrer Tränen aus einem Klosterinstitut in den Harem gesteckt wurde, ein christlicher Syrer, beide ebenfalls Kawassen, aber nicht so prächtig anzuschauen wie der Liebling Osman, verliehen dem Generalkonsulat den erwünschten Glanz. Hier regierte mit Weisheit, Energie und Geduld die Haushälterin Mrs. Smale, der Typus der besten alten Engländerin, die nie über irgend etwas klagte, ihren Herrn anbetete und ihm mit fünfundsiebenzig Jahren nach Japan folgen sollte. Sie wurde eine so bekannte Figur, daß vorüberziehende Prinzessinnen es selten versäumten, sie aufzusuchen, die ihre Zeit zwischen Wohltun, Erlernung des Französischen und Teppichklopfen teilte. Ihr Stolz war die Wäscheanstalt auf dem flachen Dach des Hauses, um das Falken kreisten, die die Straßenreinigung von Kairo tadellos besorgen. Zigaretten rauchende Fellachinnen saßen auf gekreuzten Beinen, während sie ihre Arbeit unter blauem Himmel verrichteten, von dem Palmen, Kuppeln und Minarette sich leuchtend abhoben. Von all der Herrlichkeit sind bestimmte Bilder geblieben. Die Besuche im Museum in Gesellschaft des bewährtesten Führers Brugsch Pascha. Im Glassarg, wo sie sich verflüchtigen wird, die Mumie des Pharaonen aus vieltausendjähriger Ruhe gestört, ganz schwarz, mit Zäsarenprofil. Dann am Eingang das uralte, gut erhaltene, lebenswahre, ja porträtähnliche Holzbild des Haushofmeisters Sheik-el-Beleb, eines behäbigen, freundlich blickenden Herrn, der an den darüber empörten Freund Malsen erinnerte. Die erste Mondnacht an den Pyramiden, in Begleitung des mir aus London wohlbekannten Grafen Herbert Bismarck, wurde uns vergällt. Er war nicht in der Stimmung; die jüngsten Ereignisse wirkten begreiflicherweise nach und verdarben dem Mann, den ich so lebensfroh gekannt, die einstige gute Laune. Das ließ sich nachholen. Unvergeßliche Stunden wurden vor dem Sphinx verbracht, dessen von Kugeln zerschmettertes Antlitz so rätselhaft lächelnd am Wüstenrand gegen Sonnenaufgang blickt, als warte er, an dem die Jahrtausende und die Völker vorübergezogen, auf noch Größeres als sie.

Zu unserer Beschämung sei es gesagt. Ohne die freudige Überraschung des Erscheinens unserer lieben Freunde, des bayrischen Gesandten in Wien, Grafen Bray und seiner Tochter, der Jugendfreundin Gräfin Thurn, wären weder mein Bruder noch ich in die Cheopspyramide gekrochen. Aber mit dem Achtzigjährigen kam Leben unter uns. Nachdem er im engen Schlauch

verschwunden war, der abwärts in die Grabkammer des Pharao führt, so eng, daß Gabriele Thurn auf die Möglichkeit durchzukommen von vornherein verzichtete, gebot die Ehre, ihrem Vater zu folgen. Das schwarze Loch, in das wir endlich gelangten, lohnte die überstandenen Beschwerden nicht, und die Art, wie Fellachen die Eindringlinge wieder ans Tageslicht befördern, ist unästhetisch. Der Tatendurst Brays war damit nicht erschöpft. Er bewog uns zu einem Kamelritt in die Wüste, der mich in der Vorliebe für Ausflüge auf Eselsrücken bestärkte. Mit dem berühmten Professor Koch besuchte ich bald nachher das Serapeum und die Grabkammer des Ti, mit Baron Richthofen, dem späteren Staatssekretär, dessen Freundlichkeit sich nie erschöpfte, die Straußenfarm, und zwar am einzigen Tag, an dem der Wüstenwind uns die Kehlen austrocknete und die Sonne brannte.

Eine Audienz bei der Khediva ließ ich mir nicht entgehen. Der Harem der Fürstin besteht, wie bei vornehmen Muhammedanerinnen überhaupt, aus einer Reihe europäisch in schlechtem Pariser Geschmack möblierter Zimmer, in denen sich, wie Statistinnen auf einem Vorstadttheater, sonderbar gekleidete Mädchen mit gekreuzten Armen bewegen. Die Khediva, einst schön, mit dunklem Teint, eher schlank und noch sehr angenehm zu betrachten, empfing sitzend, von einem Kreis von Besucherinnen aus Kairo umgeben, die gemischteste Gesellschaft, selbst dort, wo Levantinerinnen und ähnliches, durch schon nicht mehr zweifelhafte Elemente aus Europa verstärkt, vorherrschen. Die auf französisch geführte Konversation stockte häufig. Die Fastenzeit des Rhamasan war eben vorüber; eine der Anwesenden fragte, ob die Khediva nicht darunter gelitten? Sie antwortete freundlich: „on reste couchée, mais on sent mauvais." Niemand lachte über die eigentümliche Mitteilung, die besagen sollte, ihr sei aus Hunger übel geworden. Mit einem Gefühl der Erleichterung verließ man die harmlose Nachfolgerin Kleopatras, um derentwillen kein Kuß die Welt gekostet hat.

Ungleich schöner als die eleganten und chokanten, in Shephards Hotel verkehrenden Frauenzimmer sind die armen, säulenähnlich gewachsenen Fellachinnen, ihr Jüngstes auf der Schulter, Grazie in jeder Bewegung, die herzigen nackten Kinderchen an der Hand. Sie kauen Zuckerrohr, leben von einigen Datteln, und verdienten Besseres als die Beispiele, die von so vielen sogenannten Christen geboten werden.

Das Glück, von dem ich sprach, blieb auch in Kairo treu. An meines Bruders Tisch und bei anderen Gelegenheiten war der jetzige Lord Kitchener häufig mein Nachbar. Der vorläufig letzte seiner berühmten Kamelritte durch die Wüste hatte ihn so gebräunt, daß seine lichtblauen Augen gar nicht mehr zu seiner Hautfarbe stimmten. Gegen die Gepflogenheit von Helden ist Kitchener hochgewachsen; etwas wortkarg, um so hörenswerter, wenn er klipp und klar seine Meinung äußert, sprach man bereits von ihm als von dem kommenden Mann, wenn auch nicht vorauszusehen war, daß er einst Ägypten regieren würde.

Er ging durch die beste Schule. Der Schöpfer des neuen Reichs am Nil, einer der Prokonsuln, denen England, was es ist, und Ägypten den

Übergang vom Regime eines Ismael zu den Segnungen geordneter Zustände verdankt, Sir Evelyn Baring Lord Cromer, hatte in Indien die schwere Kunst des Verständnisses für die orientalische Psyche gemeistert. Wer den wenn auch zumeist unbewußten Erben uralter Glaubensformen, Kulturen und Staatsgebilde den Weg zu einer besseren Zukunft bahnen will, muß ihnen imponieren. Sie lieben den Glanz und die Macht, sie folgen nur starken Gebietern. Es ist schwer und bedarf der Arbeit von Generationen, ihnen auch nur einiges Vertrauen zur Gerechtigkeit und Ehrlichkeit ihrer europäischen Herren einzuflößen, nur ein paar Zeichen der Schwäche dagegen, und die Empörung ist da. In der starken Hand Lord Cromers war nichts Ähnliches zu fürchten. In der Muße der bescheidenen Existenz in seinem kleinen Haus zu Wimpole-street in London hat er nach seinem Rücktritt die Geschichte seiner langen, erfolgreichen Verwaltung am Nil erzählt. Er hatte Empörungen niederzuwerfen, Kriege zu führen, eine verrottete Verwaltung durch gesetzliche Ordnung und ehrliche Finanzwirtschaft zu ersetzen, ein ausgesogenes Land in einen ackerbauenden Staat zu verwandeln. Durch Unkenntnis der Verhältnisse bei der Regierung in London ungleich mehr, als er eingestehen will, behindert, von den früheren Machthabern verdächtigt und durch fortwährende Intrigen bedroht, ist es ihm dennoch gelungen, die doppelte Gegnerschaft zu überwinden und das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Der Zufall lenkte das Gespräch in Kairo an seiner Seite bei einem Souper unter Zelten inmitten der Esbekieh auf französische Zustände und auf die Folgen der Revolution von 1789. Der Gegenstand, der mich so lange beansprucht hatte, fesselte ihn; von da an übertrug er die Freundschaft für meinen Bruder auch auf mich, korrespondierte mit mir und hat mit nachsichtiger Zustimmung meine Arbeiten auf diesem Gebiete verfolgt. Die bewundernde Achtung, die auch Feinde ihm nicht verweigern, vertrug sich mit Teilnahme für die zwei ägyptischen Staatsmänner Nubar Pascha und dessen Schwiegersohn Tigrane Pascha, zwei armenische Christen, die den Erfordernissen der Lage weichen mußten. Sie empfahlen sich durch vortreffliche Manieren, erwiesen aufs liebenswürdigste orientalische Gastfreundschaft und pflegten ihren Fez mit der Handbewegung des Mohammedaners, „Gottes Wille geschehe", ehrfurchtsvoll zu lüften.

Es war Zeit, Ägypten zu verlassen; fern von Gatten, Mutter und Kindern bedurfte es dazu keiner Mahnung des Gewissens; das Herz drängte zu ihnen zurück. Die letzte Episode spielte sich an Bord des Kriegsschiffs „Undaunted" im Hafen von Alexandrien ab. Der tapfere Irländer, Lord Charles Beresford, sein flotter Kapitän — „the swell of the Ocean" lautete das unübersetzbare, auf ihn gemünzte Wortspiel — gab uns das Schaustück der Abschießung eines Torpedo und streift mit seinen weißen Glacéhandschuhen über die metallenen Flächen im Maschinenraum; die Handschuhe wiesen keine Flecken auf.

Dann kam der Abschied vom besten Bruder und die Einschiffung auf dem türkischen Dampfer „Charkieh", mit dem Kurs nach Athen. Das Meer hatte seine Schrecken für mich verloren; bei strahlender Morgensonne erblickten wir das Parthenon. Vor die Wahl gestellt, entweder acht Tage oder eben-

soviele Stunden in Athen zu verweilen, wurde, um niemandem zur Last zu fallen, das letztere gewählt. Vier Stunden auf der Akropolis, zwei Stunden im Schliemannmuseum, die übrige Zeit in rasender Eile zu den Monumenten in der Stadt und dann zur Königin, die auf mich wartete, um einen Auftrag von Prinzessin Therese in Empfang zu nehmen. Dank einem Mißverständnis schickte mich ihre Oberhofmeisterin unverrichteter Dinge fort, und so konnte ich noch den Piräus erreichen. Das nächste Ziel war Smyrna, wo das Schiff einen halben Tag vor Anker lag. Die zauberhafte Landschaft lockte noch mehr als Basars und Karawanenzüge. Ich mietete einen jungen ägyptischen Teppichhändler und begab mich auf eine Fußtour, zunächst zum bekannten Kirchhof spanischer Juden, dann so weit ins Land, wie die Zeit es gestattete. Bei der Rückkehr an Bord empfing mich unsere Reisegesellschaft mit Verwünschungen. Man glaubte mich ermordet und erwog bereits alle daraus sich ergebenden Unannehmlichkeiten. Neue erweckte dieser liebenswürdige Empfang nicht; einer der schönsten Spaziergänge des Lebens war gelungen, die Erinnerung blieb. Die Fahrt nach Konstantinopel, vom schönsten Wetter begünstigt, entzückend. Mit jeder Stunde wechselten unvergeßliche Bilder. Am Morgen des 5. April, vom goldenen Duft eines leichten Nebels verschleiert und doch erkennbar, ein Gewirr von Masten, Kaminen, Chaiken im Hafen, hoch oben auf Hügeln, aus dem Dunst emporragend, Kuppeln, Minarette, Zypressen. Welche Kuppel deckt die Hagia Sophia? Die Frage auf aller Lippen fand keine bestimmte Antwort. Hierauf wieder ein Kawasse, diesmal im Auftrag der französischen Botschaft, wo Graf und Gräfin Montebello mich erwarteten. Seit ihrer Mission in München mit ihnen befreundet, habe ich keine treueren, liebenswürdigeren Menschen gekannt. Die mit ihnen verlebten vierzehn Tage gestalteten sich zu einem ununterbrochenen Fest. In Tragsesseln wurden wir, wo Straßen unfahrbar, zu Diners, in den zu Gebot stehenden Stationären auf die Inseln und den Bosporus entlang gebracht. Herr von Radowitz, auch ein alter Bekannter, war deutscher, Sir William White, bekanntlich durch seinen Vater, den Fürsten Adam Czartorisky, ein Pole, britischer Botschafter. Er hatte von der Pike auf gedient und galt mit Recht für einen der besten Kenner des Orients. Seiner Einwirkung verdankte Bulgarien der Großmächte Anerkennung jenes fait accompli der Annexion von Ostrumelien. Beide Botschafter waren Katholiken und fanden sich, in Abwesenheit ihrer Gemahlinnen, um so öfter auf der französischen Botschaft ein, dessen heitere Geselligkeit durch ihre Anwesenheit noch gewann.

Vom diplomatischen Korps waren so viele Mitglieder in London und München gewesen, daß die mir zuteil gewordene Begrüßung „unsere Charlotte" die lieben Gastfreunde sehr amüsierte. Eines Tages kam Hamdy-Bey, der Entdecker der Sarkophage von Sidon, zum Diner. Neben seinem Gedeck lag ein sorgfältig in Seidenpapier gewickeltes Paketchen. Es enthielt das einzige Köpfchen, das am unvergleichlichen, noch mit den ursprünglichen Farben geschmückten Alexandersarkophag fehlte. Graf Montebello hatte es von einem Händler erworben und war glücklich, dem Bey die Überraschung zu bereiten.

Die Aussicht von meinen Fenstern hätte allein die Reise gelohnt. Sie umfaßte das herrlichste Panorama der Welt, vom Blütenkranz des Frühlings umschlungen, der überall Blumen und Farben streute. Dank der Güte unserer Freunde sah ich alles, was in Konstantinopel und Umgegend zu sehen ist, und kehrte, so oft ich konnte, ins geheimnisvolle Dunkel der einst mit dem Kreuz gekrönten, von Christenblut gefärbten Sophienkirche zurück. Über dem Haupteingang ist noch im Nimbus das Bild des Heilands erkenntlich.

Mit den dankbarsten Empfindungen wurde die Rückreise über Adrianopel und Sofia nach Belgrad angetreten, wo ich einen Tag mit dem deutschen Gesandten Grafen Hyppolit Bray, auch einem Jugendgespielen, und seiner uns ebenfalls so lieb gewordenen Frau verbrachte. Ich konnte ihnen die besten Nachrichten vom Vater und den mit ihm bestandenen Abenteuern in der lybischen Wüste bringen und erlebte mit ihnen einen historischen Moment. Um vier Uhr morgens, am Bahnhof, verabschiedete sich König Milan für immer von Serbien, das er in den unerfahrenen Händen des Sohnes ließ. Der junge König Alexander kehrte allein in den Konak zurück, wo ein so entsetzliches Schicksal seiner wartete.

Damit fiel der Vorhang über die „Cosas de Oriente". Im Schnee hatte ich Bayern verlassen, mit Schnee auf den Feldern sah ich es wieder. Der so oft in meinem Herzen aufgetauchte Wunsch, unseren Kindern wenigstens solle es einst vergönnt sein, Byzanz, die Akropolis und den Nil zu schauen, ist überreich in Erfüllung gegangen. Während ich das niederschreibe, ist der älteste Sohn seit bald zwanzig Jahren in Indien, wo er für das Heil von Millionen von Menschen haftbar ist, die einzige Tochter seit ein paar Monaten in Südaustralien, Frau des Gouverneurs der Provinz, fest entschlossen, auch da ihr bestes zu tun. Die Mutter, die uns immer so freudig beim Wiedersehen in die Arme schloß, der Gatte, der so gern mir Feiertage gönnte, sie sind fort und ich bin allein:

„Dein höchstes Glück, o Menschenkind,
Gedenke wie mit nichten
Es die erfüllten Wünsche sind,
Es sind erfüllte Pflichten."

Ein eigentümliches Zusammentreffen von Umständen veranlaßte die letzte der größeren Reisen, abwegs der gewohnten Fahrten zwischen London, zuweilen über Paris, und Süddeutschland.

Sir Robert Morier und Sir Rowland waren innig befreundet. Morier, ein Riese von Gestalt und entsprechend wuchtiger geistiger Veranlagung, galt für den fähigsten Kopf im britischen diplomatischen Dienst. Sein Vater, den wir noch gekannt haben, hatte Lord Castlereagh in der Eigenschaft eines Sekretärs auf den Wiener Kongreß begleitet. Im hohen Alter noch rüstig und heiter, gewährte er den wohltuenden Anblick des frommen christlichen Weisen. Sein einziger Sohn, der ihn vergötterte, ging andere Wege. Er dachte frei, liebte Deutschland, aber nach dem Rezept der Nationalliberalen, von denen viele seine Freunde waren. In München, wohin er 1871 berufen wurde, war er bald wie zu Hause und ein großer Verehrer Döllingers. In

Bismarcks Regierungsmethoden wollte er sich nicht finden und ist offener Gegnerschaft mit ihm nicht aus dem Weg gegangen. Eine Kontroverse, die Graf Herbert heraufbeschwor, bestand Morier mit den Ehren des Sieges; sein Gegner hatte ihn ganz ungerechterweise angegriffen. Damals war er bereits Botschafter in Petersburg, einem der wichtigsten Posten, den er einzig seiner unzweifelhaften Überlegenheit verdankte. Er galt für einen streitbaren Mann. Tatsächlich gab es keinen leidenschaftlicheren Anwalt des Weltfriedens, auch keinen gemütvolleren, hilfreicheren Menschen. Die Schale nur war rauh; selbst uns Frauen, die er in der Furcht des Herrn hielt, täuschten seine polternden Reden nicht. Dabei hatte er eine rührende Art, sich selbst anzuklagen, wenn ihn seine Lebhaftigkeit fortgerissen hatte. In einem seiner Briefe lese ich: „Mein ganzes Leben war ein Leben von Idealismen." Die ihn kannten und liebten, wissen, wie wahr er sprach. Über diesen starken Mann brach das Unglück herein. Sein einziger Sohn, das Bild jugendlicher Schönheit und Kraft, entsprach den Erwartungen des Vaters, wenn ihn dieser auf Forschungsreisen nach Nordsibirien oder ins afrikanische Veldt schickte. Im Luxus der Zivilisation drohte ihm Unheil. So wurde er noch einmal für Südafrika bestimmt. Auf der Überfahrt erlag er einem Herzschlag, und die Leiche wurde ins Meer versenkt. Lady Morier hielt ihr starker Glaube aufrecht, ihr Gatte fühlte sich zu Tode getroffen. Er bedurfte der Hilfe, zunächst um seine massenhaft angehäuften Papiere in Ordnung zu bringen. Mein Mann, der so gern geholfen hätte, war durch ein offizielles Amt im irischen Unterrichtswesen gebunden und brachte mich in Vorschlag. Im Oktober 1892 ging ich nach Petersburg. Es gelang, Morier einigen Trost zu bringen; er hat es wenigstens geglaubt. Der gleichfalls mir zugedachten Aufgabe, seine Denkwürdigkeiten herauszugeben, hätte ich in keiner Weise gerecht werden können. Moriers Tochter hat sie nach ihrer Heirat mit Admiral Wemys übernommen und vortrefflich gelöst.

In der in tiefe Trauer versenkten britischen Botschaft waren weltliche Vergnügen ausgeschlossen, aber für geistige Nahrung sorgten der Hausherr und sein offizieller Stab. Unter der Regierung Alexanders III. begann die Russifizierung der Gesellschaft. Ältere Leute, vorwiegend Damen, sprachen noch deutsch und französisch und interessierten sich für das Ausland. Über russische Zustände, auch religiös-kirchliche Verhältnisse sich zu informieren, hielt schwer. Dagegen fanden wir zu unserer Freude Graf Montebello und seine Frau wieder, die, von Konstantinopel an die Newa versetzt, hier bald ebenso populär wurden, wie sie es am goldenen Horn gewesen, aber viel mehr als dort von höfischen Verpflichtungen in Anspruch genommen wurden. Während meines Petersburger Aufenthalts lernte ich auch Baron Ährenthal, damals österreich-ungarischer Botschaftsrat, später Minister des Äußern in Wien kennen und mehr und mehr schätzen und verehren.

Die Stadt Petersburg imponiert außerordentlich; sie durchströmt der herrlichste der Flüsse, und kein Monument Europas läßt sich mit Falconets Reiterstatue, dem sich bäumenden Roß und der stolzen Inschrift vergleichen: „À Pierre le Grand Catherine". Diese beiden Namen umfassen die Ge-

schichte des in die europäische Völkerfamilie eingetretenen Reiches. Vor ihnen Barbarei. Sie schufen das neue Rußland, bauten ihm Städte, Häfen, Museen, Paläste, Kirchen, Bibliotheken, erweckten eine Welt aus dem Chaos und beherrschten sie mit eiserner Faust. Kein Wunder, daß die importierte Kultur auf der Oberfläche haften blieb und noch heute nicht viel tiefer gedrungen ist. Das russische Volk ist wohl das geduldigste von allen. Wir konnten beobachten, wie schnell, emsig und geschickt die Muschiks Brücken über die Newa schlugen, an deren Ufer das englische Botschaftshotel, ein Teil des Palais Soltikow, steht. Die vom Ladoga herabtreibenden Eisschollen, deren Rauschen tagelang gehört wird, gefrieren zu einer Fläche, dann beginnt die Überbrückung des Stroms. Ein zweites Mal, so wurde versichert, wagte ich das Leben, diesmals durch einen Kirchgang bei 35% Kälte auf dem Wasser. Die Luft war regungslos; erst durch Berührung der metallenen Türklinke mit bloßer Hand kam der Stand der Temperatur zum Bewußtsein. Es ist alles relativ: erkrankte Renntiere wurden des milderen Klimas wegen aus dem hohen Norden an die Newa gebracht. Die Winterfreuden, Schlittenfahrten und Rutschbahnen blieben ein unerschöpflicher Genuß. Den Russen ging nichts über das Ballett. Bei einer solchen vier Stunden dauernden Vorstellung in Anwesenheit des Kaiserpaares fiel Schnee in Gestalt von Papierschnitzeln auf ein lebendes Bukett von mehreren hundert, Blütenzweige schwingenden, jungen Balletteusen. Dafür spielte Sarah Bernhardt die „Phädra" vor leerem Haus.

Nicht in der Hauptstadt, in ihrer Umgebung ward uns Einblick in russisches Leben. Seit dem Eisenbahnattentat von Borki, dem die kaiserliche Familie wie durch ein Wunder entging, verbrachte der Zar mit den Seinen einen Teil des Jahres im Schloß Gatschina. Für ihre Sicherheit verantwortlich war der Chef der Polizei, General Sch., dessen Treue und Tapferkeit ebenso fest beglaubigt standen wie seine Liebe zur Flasche. Dieser Herr, der übrigens sehr liebenswürdig war, lud eine kleine Gesellschaft, zu der Miß Morier und ich gehörten, zu Besuch nach Gatschina, wo wir einen ganzen Tag zubrachten.

Der erste Anblick des Parks mit seinen Seen, den Birken- und Nadelholzwäldern in unabsehbarer Ferne gestaltete sich um so malerischer, als eine sechsspännige Staatskarosse mit rotlivriertem Kutscher und Lakaien über die Schneefläche rollte. Es war die des deutschen Botschafters von Schweinitz, der eben seine Abschiedsaudienz erhalten hatte. Das von Kaiser Paul erbaute Gatschina, ein im Viereck aus Sandstein errichtetes, schmuckloses Gebäude, gleicht viel mehr einer Festung als einem Palast; es ist durch niedere Wälle und tiefe Gräben geschützt und von Wachen umstellt. Da die kaiserliche Familie im rechten Flügel kleine niedere Gemächer bewohnt, konnten wir den Mittelbau besichtigen. Auf den Gängen kehrten uns bekannte Minister, das Portefeuille unter dem Arm, vom Vortrag beim Zaren zurück; hier und da Kosakenoffiziere und Tscherkessen, schöne martialisch aussehende Leute in prächtigen Uniformen. Das erste Stockwerk ist mit Kästen besetzt, in denen die Gewänder unzähliger Mitglieder des Kaiserhauses sorglich unter Glas aufbewahrt hängen. Die Kapelle ist schön und reich mit

Ikonen geschmückt. In einigen Zimmern steht das Mobiliar des in Petersburg ermordeten Kaisers Paul. Er muß auffallend klein gewesen sein; das Bett, aus dem die Verschwörer ihn rissen, wäre nicht groß genug für einen Erwachsenen. Unter einigen von ihm gebrauchten Büchern bemerkten wir Fénelons Werke, Büschings „Erdbeschreibung", „Tristram Shandy". Das Ganze so melancholisch wie möglich. Die Vorliebe der Russen für peinliche Erinnerungen äußert sich auch darin, daß im Winterpalais die Matratze gezeigt wird, auf der Kaiser Alexander nach dem Bombenattentat langsam verblutete. Die dem Palast gegenüberliegende Peter-Paul-Festung mit ihrer vergoldeten Turmspitze und den Unheil bergenden Kasematten an der Newa gewährt dem Herrscher ebenfalls kein freundliches Bild und gibt zu denken.

Aber wir sind in Gatschina. Nach einem reichlichen, jedoch verhältnismäßig einfachen Frühstück aus der kaiserlichen Küche führte General Sch. uns ins Freie. Ein ganzes Dorf, von Jägern bewohnt, enthält kaiserliche Meuten; auf Wölfe und Bären dressierte sibirische Hunde, weiße Windspiele, aber auch hinter Gittern fürchterlich anzusehende, fast mannshohe Ungetüme, von denen eins, das auf des Kaisers Befehl sogleich erschossen wurde, dem mit der Knute spielenden Knaben eines Försters den Hinterkopf abgerissen hatte. Da es um drei Uhr dunkel wird, sahen wir nur noch die Pferdeställe, in denen kleine, aber ausdauernde kaukasische Tiere die Mehrzahl stellten. Es war bitter kalt, wir waren froh uns zu wärmen, bis Tee serviert wurde. Während wir ihn tranken, klopfte es am Fensterladen. Unser Gastgeber sprang plötzlich auf einen Tisch, riß den Laden auf und begann ein von Frauenstimmen unterhaltenes Gespräch. Es war die Kaiserin, die sich mit ihren Kindern und einigen anderen Personen bei Laternenschein im Park Bewegung machte. Ansichtig wurden wir ihrer nicht, da wir uns selbstverständlich gleich zurückzogen.

Bald nach dieser denkwürdigen Fahrt verließ ich Petersburg. Alle Versuche Moriers, mich zum Besuch Moskaus zu bewegen, scheiterten. Uns fiel die Trennung schwer genug. Sterbenskrank nur sah ich ihn noch einmal in Reichenhall mit dem Freiherrn von Roggenbach wieder, dann schickten ihn die Ärzte nach Montreux, wo er im November 1893 starb. Noch wenige Tage zuvor hatte uns der treue Freund geschrieben. Er ruht bei seinem Sohn in der heimatlichen Erde, die nun auch seine Frau deckt.

Mir wurde 1893 noch die Freude, unsere fast achtzigjährige Mutter bis Wien auf dem Weg nach Bukarest zu begleiten, wo sie den Hausstand ihres Sohnes, nunmehr deutscher Gesandter in Rumänien, zum ersten und letzten Mal kennen lernte. Sie setzte, die sie sahen, durch ihre Rüstigkeit, Liebenswürdigkeit und die überdauernde Schönheit ihrer Züge in Erstaunen. Als ich bald nachher ebenfalls nach Bukarest zu Besuch kam, fand ich die frische Erinnerung an sie lebendig, auch bei dem Königspaar, von dem wir alle mit der Überzeugung schieden, es sei den Völkern kein besseres Los zu wünschen, als von solchen Fürsten regiert zu werden.

## IV. Zurück nach Irland.

Seit 1886 regierten in England, wie bereits gesagt, die Konservativen im Bunde mit den liberalen Unionisten. Sie verloren den genialen aber unberechenbaren Führer der demokratischen Tories, Lord Randolph Churchill, der nach seinem plötzlichen Rücktritt vom Schatzamt durch Mr. Goschen glänzenden Ersatz fand.

Lord Randolphs Stellungnahme in der irischen Frage, sein damaliger Ausspruch, Home Rule würde Irland in zwei Lager spalten, der reiche, aufblühende, durch die Provinz Ulster vertretene protestantische Teil der Bevölkerung lieber zu den Waffen greifen als einem nationalistischen Parlament in Dublin sich unterordnen, „Ulster will fight and Ulster will be right," sollte prophetische Bedeutung gewinnen.

Der vielseitigste und überlegenste Geist im konservativen Lager, Mr. Arthur James Balfour, übernahm 1887 den Kampfesposten eines Staatssekretärs für Irland. Es bestand kein Zweifel darüber, wie er seine Pflicht verstand. Die revolutionäre Nebenregierung der Landliga, die jetzt unter dem Namen „Plan of Campaign" in Schlachtordnung stand, wurde kraft einer neuen Zwangsakte mit aller Energie entwaffnet. Der „Plan" sei mit den Grundsätzen von Gesetz und Ordnung unvereinbar, erklärte Gladstone, die Schuld dafür aber trage die Regierung. Mr. Balfour ließ sich nicht beirren, er stellte die gesetzliche Ordnung wieder her und verbesserte zugleich die Landgesetze: „Niemals," schreibt Gladstones Apologet, „war eine Agrarbewegung in Irland freier von Verbrechen"[1]). Mit Balfours Administration wurde eine so erfreuliche Tatsache nicht in Verbindung gebracht, sondern dieser nach wie vor unablässig angegriffen.

Da kam ein Intermezzo, das London in eine heute wohl nur denjenigen begreifliche Aufregung versetzte, die sich erinnern, welchen Haß die verletzten Interessen der einen, die getäuschten Hoffnungen anderer, das beleidigte Rechtsbewußtsein und die patriotischen Überzeugungen einer noch überwiegenden Mehrzahl gegen den wo nicht alleinigen Urheber, so doch mächtigsten Führer der Revolution in Irland angehäuft hatte. In einer Serie von Artikeln, die anfangs 1887 erschienen, erhob die „Times" Anklage gegen Parnell, an den Verbrechen der Landliga direkt beteiligt gewesen zu sein. Im April des Jahres beschloß sie die Reihe dieser Korrespondenzen und Beschuldigungen durch Veröffentlichung des Faksimile eines angeblich von Parnell geschriebenen letzten Briefes vom 15. Mai 1882, in dem die Mordtaten vom Phönixpark entschuldigt wurden. Parnell verneinte unverzüglich im Parlament die Urheberschaft sämtlicher Briefe, fand Gehör bei Gladstone und seinen Kollegen, überzeugte seine Gegner nicht, stellte Klage auf Schadenersatz wider die „Times" und suchte die nun von der Regierung einberufene Kommission zur Prüfung der ganzen Angelegenheit auf die Frage wegen Echtheit oder Unechtheit der mitgeteilten Briefe zu beschränken. Mit diesem Verlangen, das ihn sicher

[1]) John Morley, „Life of Gladstone", III, p. 373.

gestellt haben würde, drang er nicht durch, aber der Fälscher entzog sich bald darauf durch Selbstmord seinen irdischen Richtern. Mit vorschneller Begeisterung erklärten Gladstone, Morley und einige andere Liberale, die Unschuld Parnells sei erwiesen. Dieser besuchte Gladstone im Dezember 1889 auf seinem Landsitz zu Hawarden. Auf die Frage der Tochter des Hauses, wen er für den größten lebenden Schauspieler halte, erfolgte die bündige Antwort: „Ihren Vater!" Von ihm erhielt er die weitgehendsten Zugeständnisse für Irland, die er nach dem Bruch mit Gladstone vor die Öffentlichkeit brachte, und deren Richtigkeit in Abrede gestellt wurde. Es habe sich um Erwägung von Möglichkeiten, nicht um bindende Versprechungen gehandelt[1]). Immerhin geschah es in vollem Einverständnis zwischen dieser englischen Opposition und Parnell, wenn Balfours Verwaltung um so schonungsloser verdächtigt und seine Reformvorschläge vereitelt wurden.

Die Untersuchungskommission arbeitete jedoch fort; Sir Henry James, Anwalt der „Times", sprach allein zwölf Tage hindurch, nachdem er 273 Zeugen verhört hatte[2]). Erst im Februar 1890 gelangte ihr Endurteil vor das Unterhaus. Direkte Beteiligung an agrarischen Verbrechen konnte Parnell nicht nachgewiesen werden; dagegen hatte er das System empfohlen und geduldet, von dem er wußte, daß es zu Verbrechen führen mußte, die Schuldigen verteidigt und um diesen Preis seiner alleinigen Kontrolle unterstellte Gelder aus Amerika zur Unterstützung der Agitation und Besoldung der irischen Deputierten erhalten. Das Begehren Gladstones, einem zum mindesten moralisch so schwer kompromittierten Mann eine öffentliche Ehrenrettung angedeihen zu lassen, lehnte das Unterhaus ab. Jedoch Parnell hatte immerhin die Genugtuung, öffentlich verkünden zu können, Gladstone werde nach Wiederkehr zur Macht eine Homerule-Bill einbringen, in der das irische Volk „eine genügende Lösung" finden könne. Es war Parnells Schwanengesang: das Drama, an dessen Spitze er eine ebenso enigmatische wie mächtige Rolle gespielt, endigte im Melodram, und was kein Feind vermocht hatte, tat die Liebe.

Im Jahr 1914 erst hat sich der Schleier, der über dieser Episode gebreitet lag, völlig gelüftet und die Psychologie um eines jener denkwürdigen Kapitel bereichert, die der Unzulänglichkeit aller menschlichen Voraussetzungen die Überraschung gänzlichen Nichtwissens bereitet[3]). Seit 1880 war der unnahbare, einsame, willensstarke Parnell Sklave einer Frau, für die er nicht nur alles, was sein war, für die er auch Irland zu opfern bereit stand. Ihr Verdienst war es, wenn das nicht geschah, denn aus seinem Gefängnis in Kilmainham schrieb er ihr, der Gattin eines andern, die sein — Parnells — Kind unter dem Herzen trug, er werde ihr folgen, wohin sie wolle, sein Ekel vor den Verpflichtungen der Politik sei unbeschreiblich. Aber Mrs. O'Shea,

[1]) John Morley, „Life of Gladstone", III, p. 445—446.

[2]) Sir Henry James Q. C. (später Lord James of Hereford), „History of the Irish Conspiracy," 1878—1888.

[3]) Katharine O'Shea (Mrs. Charles Stewart Parnell), „Charles Stewart Parnell. His Love Story and political Life". 2 vol. 1914. Für Einzelheiten hier benützt.

die bis zur Raserei geliebte, fühlte ein Talent zur Diplomatie, das sie in den Verhandlungen mit Gladstone und Morley glänzend bewährte.

Es besteht nicht der geringste Zweifel darüber, die beiden Herren kannten das Liebesverhältnis zwischen ihr und Parnell, sie hätten es erraten müssen, auch ohne das Geständnis darüber, das schon 1882 Gladstone von ihr vernahm. Welche Rolle Kapitän O'Shea dabei zufiel, hat sie mit rücksichtsloser Offenheit erzählt. Er war Parnells politischer Bundesgenosse und ließ sich nach wie vor durch dessen Einfluß wählen. 1881 war von einem Duell, das nicht stattfand, die Rede. Der Gatte begnügte sich, Zusammenkünfte des Liebespaares unter seinem Dach zu verbieten. Von da an betrachteten sich die beiden „ohne Skrupeln" frei, ihre Begegnungen anderswo fortzusetzen. In den kritischsten Momenten, wenn Parnell nicht zu finden war, legte er, zuweilen verkleidet, lange Strecken auf der Bahn zurück, um wenige Stunden bei ihr, „seinem Weib, seiner Königin" zu verbringen. „You are no coward," Du bist kein Feigling, mit diesen Worten hatte sie des Geliebten Rücktrittsgedanken vereitelt. Jetzt, 1890, mehrten sich die Anzeichen eines Umschwungs der öffentlichen Meinung zugunsten der Liberalen. Wenn er erfolgte, triumphierte Parnells Politik. Da brachte Kapitän O'Shea ihn zu Fall. Infolge eines mit dem ertappten Rivalen offenkundig gewordenen Skandals hatte der Ehemann bereits Ende 1889 die Scheidung von seiner Frau wegen Ehebruchs mit Parnell verlangt. Am 17. November 1890 sprach das Gericht ihn, der sich kaum verteidigte, schuldig. Sechs Monate später wurde das Paar getraut. Die Katastrophe, die alle Welt in Aufregung versetzte, ließ Parnell selbst anscheinend kalt. Mit der zynischen Verachtung des irischen Pöbels, des „rabble", die seine Briefe füllt, sprach er jetzt „von den irischen Narren, die aufrichtig glauben, durch Formeln und Dogmen könne man das Leben und die Menschen regieren. Sie sind Kinder, ich bin ein Mann. Das Geheul der übrigen Heuchler ist gleichgültig und wird sich beschwichtigen lassen." Der irische „rabble" enttäuschte im ersten Moment nicht; einstimmig erneuerte die Partei das Mandat ihres Führers. Anders die Katholiken, die Nonkonformisten, die Mehrheit der englischen Liberalen. Gladstone „horchte auf die Gesinnung im Lande" [1]). Sie belehrte ihn, daß Parnell die Führerschaft niederlegen müsse, wenn die Aussichten der Liberalen nicht rettungslos gefährdet werden sollten. Parnell verweigerte den Rücktritt, Gladstone, von seinen Anhängern gedrängt, sagte sich von ihm los, und Parnell erließ das „Manifest an das irische Volk", in dem sein Haß gegen England noch einmal aufflammte. Es fehlte ihm nicht an Waffen. Sein Zorn ergoß sich vor allem über den Bundesgenossen Morley, den er tief verachtete, der „Agitation von ihm verlangt hatte, um die Leute aufzuwecken", dem er überdies vorhielt, ihm und anderen Nationalisten, um sie zu kaufen, Staatsämter angeboten zu haben, was Morley empört verneinte. Gladstone gestand, nie einen schwereren Schlag als den Niederbruch des Mannes erlitten zu haben, auf den er so fest gebaut hatte. Aber Parnells verzweifelte

[1]) John Morley, „Life of Gladstone", III, p. 432.

Gegenwehr war aussichtslos geworden, nachdem seine eigene Partei sich in zwei Lager gespalten und seinen Rücktritt erzwungen hatte. Charakteristischerweise blieben nur die revolutionärsten Elemente, die des Clan-na-gael, ihm treu. Sie ahnten sämtlich nicht, daß sie einem Sterbenden gegenüberstanden. Er verbrauchte seine letzten Kräfte, um immer wieder aus Volksversammlungen und Wahlkampagnen zu ihr, der sein stürmisches Herz gehörte, zurückzugelangen; er starb, drei Monate nachdem er ihr seinen Namen gegeben und bat ein letztesmal um ihren Kuß, dann werde er schlafen!

Wir, die Zeugen jener Vorgänge, die durch alle Überlieferungen und persönlichen Anschauungen von einem der unversöhnlichsten und erbittertsten Feinde, die jemals England im Innern bedrohten, getrennt waren, wir kannten die tragische Geschichte nicht, die Parnells Witwe der Welt zu offenbaren den Mut fand. Hätten wir darum gewußt, so würden wir nicht versagt haben, was seiner Natur wohl das Peinlichste gewesen wäre, ein Gefühl des Mitleids für einen so ungeheuren Schiffbruch.

Wir waren bloße Zuschauer gewesen, und während einer Zeit schien es, als ob die unter sich uneinige liberale Partei auf aggressives Vorgehen werde verzichten müssen, eine optimistische Anschauung, die wir nicht teilten. Sir Rowland hatte seit 1890 ein Amt im irischen Unterrichtswesen angetreten, dessen Verpflichtungen die Aufsicht über katholische Lehranstalten in ganz Irland einschlossen. In seinem Beruf sehr populär, ließen Angriffe politischer Gegner ihn völlig gleichgültig. Dagegen trafen uns beide zwei schmerzliche Verluste. Am 10. Januar 1890, während wir uns noch um des teueren Sohnes willen in London befanden, erreichte uns die Trauerkunde von Döllingers Tod. Dem langjährigen väterlichen Freund und Lehrer ein seiner würdiges Denkmal zu setzen, fiel anderen, zunächst Lord Acton zu. An ihn richtete Gladstone einen Brief, der in Kürze manch wahren Zug über den großen Gelehrten, der auch sein Freund war, enthält: „Er sprach stets mit äußerster Freiheit zu mir, aber unser Briefwechsel war ein zufälliger, seine geistige Richtung mehr historisch wie theologisch. Bei unserer ersten Begegnung, 1845, erwies er mir die Ehre eines langen, auf theologische Dinge gerichteten Gespräches, durch das ich wertvolles, befestigendes Wissen gewann. Und wieder 1874, auf einem langen Spaziergang, der Erschütterungen und Aufregungen der Zeit gedenkend, sagte er mir, die Vatikanischen Dekrete hätten ihn zu erneuter Prüfung seiner ganzen Gedankenarbeit veranlaßt. Er dünkte mir liberaler in Theologie als in Politik, wollte aber nie zugeben, daß die Frage der Entstaatlichung, über die er sich auszusprechen stets vermied, von zwei Seiten beurteilt werden konnte. Ich möchte ihn einen Antijesuiten, aber in keinem anderen, in gar keinem Sinn einen Jansenisten nennen. Niemals entdeckte ich die leiseste Hinneigung dazu.“ [1]). Lord Acton würdigt den Historiker Döllinger [2]). Ich habe später nur versucht, persönliche Erinnerungen

[1]) John Morley, „Life of Gladstone“, III, p. 422—423.
[2]) Lord Acton, „Historical Essays and Studies“.

an ihn festzuhalten und so einen kleinen Teil der ihm bewahrten Dankesschuld abzutragen[1]).

Bevor das Jahr 1890 zur Rüste ging, schloß auch Kardinal Newman, ein anderer Neunzigjähriger, die müden längst auf das Jenseits gerichteten Augen. Er hat bestimmend auf meinen Mann gewirkt, der in stetem Verkehr mit ihm nie aufhörte, sich seinen Jünger zu nennen. Auf seinen Wunsch und mit seiner Beihilfe entschloß ich mich, wenn auch im peinlichen Gefühl der Unzulänglichkeit, aber in Ermanglung berufener Stimmen, sein großes gesegnetes Lebenswerk in Deutschland den Seelen näher zu bringen. Sollte das, wenn auch in bescheidenem Maß, gelungen sein, so halte ich mich reichlich für die aufgebotene Mühe entschädigt[2]).

Auch Gladstone stand 1892 im vierundachtzigsten Lebensjahr. Mit einer Mehrheit von vierzig Stimmen siegte im Juli die liberale Partei bei den allgemeinen Wahlen; das Ministerium trat zurück und mit der Erklärung, er wolle seine letzten Kräfte für die Durchführung von Homerule in Irland, und zwar auch gegen den Willen der Lords, durchsetzen, übernahm der Greis noch einmal die Leitung der Geschäfte. Von jüngeren Kräften, Mr. Asquith im Staatssekretariat des Innern, Sir Edward Grey an zweiter Stelle im Auswärtigen Amt unterstützt, leisteten einige liberale Führer wie Lord Rosebery nur widerwillig Gefolgschaft. Die Regierungsmehrheit war zu schwach, um Aussicht auf Erfolg zu versprechen. Der Mantel Parnells war auf die Schulter Mr. John Redmonds gefallen, eines irischen Nationalisten von persönlicher Ehrenhaftigkeit und gänzlichem Mangel an staatsmännischen Eigenschaften. So unwahrscheinlich es klingt, Redmond hat bis heute die Tatsache niemals in ernste Erwägung gezogen, daß Irland kein homogenes Ganze, sondern ein aus zwei sich feindlich gegenüberstehenden Nationen bestehendes Land ist, von denen die eine verwirft, was die andere begehrt. Lord Hartington, nunmehr nach seines Vaters Tode Herzog von Devonshire, warnte 1893 in gewohnt bestimmter und ruhiger Weise vor dem gefährlichen Irrtum, die Manifestationen in Ulster, seinen 1886 geschlossenen „Covenant" zur Verteidigung der Reichseinheit, mit bloßer Prahlerei zu verwechseln. Mr. John Morley, der ebenso mannhaft wie bald ernüchtert[3]) den Posten eines Staatssekretärs für Irland zum zweitenmal übernommen hatte, entgegnete dem Herzog im Unterhaus, seine Behauptung, Ulster habe, wie in den Tagen Jakobs II., das Recht des Widerstandes gegen eine ihm aufgedrungene Regierung, „eine solche Behauptung sei der Höhepunkt der Raserei, zu der unionistischer Fanatismus und Aberglaube Männer von Verstand zu bringen vermöge"[4]). In diesem Sinn wurde Irland von Mr. Morley

[1]) „J. J. v. Döllinger, In Memoriam", Deutsche Rundschau, 1. März 1899.

[2]) „John Henry Newman", Deutsche Rundschau, 1. Januar 1891. — „John Henry Kardinal Newman. Ein Beitrag zur religiösen Entwicklungsgeschichte der Gegenwart." Berlin, Gebrüder Paetel, 1904.

[3]) Lord Acton, „Letters to Mary daughter of W. E. Gladstone", 1913. p. 196.

[4]) Bernard Holland, „The Life of Spencer Compton eighth Duke of Devonshire", II, 250.

verwaltet, aber zur Erhebung in Ulster, deren Gefahr selbst dieser Bundesgenosse der Nationalisten zugab, fiel diesmal jeder Anlaß weg. Gladstones zweite Homerule Bill war totgeboren. Sie rief, im Gegensatz zur ersten, achtzig irische Deputierte nach Westminster zurück, wo sie nur in ausschließlich britischen Angelegenheiten nicht stimmberechtigt sein sollten. Diese Bestimmung mußte fallen gelassen werden; trotzdem focht Gladstone seine letzte Schlacht mit der Energie, Beredsamkeit und Schlagfertigkeit, der Freund und Feind bewundernde Anerkennung zollten. Er gewann der Bill die schwache Mehrheit von vierunddreißig Stimmen in den Commons und verlor sie im Oberhaus, das die Bill verwarf. Auch jetzt noch wich der alte Kämpe nicht von der Stelle. Er würde einen Appell an das Land gewagt haben, hätten seine Kollegen ihm zugestimmt. Sein letzter Widerstand galt der Erhöhung des Budgets für die Marine, einem Zugeständnis an den Militarismus, den er zeitlebens bekämpft hatte. Seine letzte Rede enthielt die Kriegserklärung an die Lords. Noch 1884 war er der Meinung, es sei besser für ihn, aus dem öffentlichen Leben zu scheiden, als eine organische Umwälzung des Oberhauses zu vertreten[1]). Jetzt nannte er die Gegensätze zwischen beiden Häusern nicht länger haltbar und hinterließ Nachfolgern die Durchbrechung der verfassungsmäßigen Ordnung.

Seine Zeit war zu Ende; „das Werkzeug der Sinne" versagte dem fast Erblindeten, der sich mit ruhiger Würde ins Unvermeidliche ergab. Die Königin empfand den Rücktritt Gladstones wie eine Erlösung. Sie befragte ihn, was er bitter fühlte, wegen des Nachfolgers nicht mehr[2]) und berief am 3. März 1894 Lord Rosebery. Von da an entschwand der einflußreichste, redemächtigste und ruheloseste Zeitgenosse dreier Generationen den so lange auf ihn gerichteten Blicken der Welt. Am 19. Mai 1898 ist er fromm gestorben. „Es wird lange seiner gedacht werden", so rief ihm der politische Gegner Lord Salisbury in die Gruft von Westminster nach: „Nicht so sehr wegen der Sache, die er zur seinigen machte, oder wegen der politischen Pläne, die er begünstigte, sondern weil er ein großes Beispiel gegeben hat, wie es die Geschichte kaum zum zweitenmal aufweist, das Beispiel eines großen, nach dem höchsten sittlichen Ideal ringenden, christlichen Staatsmannes."

Oft haben wir nach Gladstones Scheiden die Bemerkung gehört, bald sei er in verhältnismäßige Vergessenheit geraten. Gründe dafür fehlten nicht. Noch in seinem Todesjahr warf der Burenkrieg seine Schatten voraus, und die Ursachen, die dazu führten, fielen nicht zum wenigsten ihm zur Last. Der Idealismus, um dessentwillen so viele seiner Mißgriffe Nachsicht gefunden hatten, deckte seine Nachfolger nicht. Der gewandteste Stratege in Ausnützung der populären Strömungen hatte den letzten seiner Gradmesser falsch eingestellt. Noch einmal fanden sich die Lords, nicht er, in Übereinstimmung mit dem Volkswillen, der nach Demission des Kabinetts Rosebery und Be-

[1]) John Morley, „Life of Gladstone", III, 130, 511.
[2]) John Morley, „Life of Gladstone", III, 510, 511—515.

rufung Lord Salisburys im März 1895 den vereinigten Unionisten und Konservativen bei den nun folgenden Wahlen die überwältigende Majorität von hundertundzweiundfünfzig Stimmen brachte. Diese konservative letzte Regierung unter Königin Viktoria blieb sieben Jahre im Amt. Erst 1906, nach einer nicht weniger heftigen radikalen Reaktion, hat die Parteiführung, die ihr Programm entwarf, Gladstones Erbe angetreten. Ob er es in allen Teilen gutgeheißen hätte? Die Beantwortung dieser durch die glänzenden Sophismen seiner oft wechselnden Taktik verdunkelten Frage ist nicht erfolgt und von anderen Sorgen zurückgedrängt. Sein bleibt der Sieg der radikalen Demokratie in England und Schottland, sein die Verantwortung für das Wirrsal in Irland, für die zukünftigen Geschicke des vom nunmehrigen „Viscount" Morley mitregierten Indien, wo Experimente gefährlich und Machtverzichte todbringend sind:

„By all You cry or whisper,
By all ye leave or do,
These sullen, silent peoples
Shall weigh Your Gods and You."

## V. Der Ausgang der Königin Viktoria.

Eine willkommene Wendung brachte das neue Regime für Sir Rowland durch seine Ernennung zum Präsidenten des Queens College in Cork. Von da an konnte er literarisch tätig sein und alljährlich auch in Vorträgen an der Universität sein reiches historisches Wissen verwerten. Wir hatten Sturmesjahre zusammen bestanden und sollten nun die Erfahrung bestätigt finden, wie auch glücklichere Lose ihre Opfer fordern.

Nicht volle zwei Jahre, nachdem sie aus der klösterlichen Erziehung uns wiedergegeben worden, schloß die lichte Freude unseres Hauses, die achtzehnjährige Tochter, einen Herzensbund mit dem ältesten Sohn des Bankiers Baron Erlanger. Er war Doktor, wurde außerordentlicher Professor der Biologie an der Universität Heidelberg und freite um die Hand unseres Kindes mit den Worten, er habe die Zuversicht, wir würden ihn und die Verpflichtungen seines Gelehrtenberufes verstehen. Das gleiche konnten wir in ihrem Namen verbürgen, die keine der schweren Aufgaben, die ihr das Leben stellen sollte, ungelöst ließ. Bei der Hochzeit in München, die wir nicht lange verzögerten, war wenigstens einer unserer alten, erprobten englischen Freunde, Lord Goschen, anwesend. Ein Jahr später, auf dem Weg zu ihr, die die Geburt des ersten Kindes erwartete, begleitete mich zu langem Abschied unser ältester Sohn auf die Bahn. Er war glücklich durch die Dornhecke der indischen Examina gedrungen und im Begriff, sein erstes Amt in den Zentralprovinzen des Kronreiches anzutreten.

Nach drei schweren Dienstjahren durch heftige Malaria zu etwas verfrühter Rückkehr nach Europa veranlaßt, bot ihm die Familie ein verändertes Bild. Das junge ungetrübte Glück seiner Schwester war dahin, ihr Gatte kurz nach der Geburt der kleinen Tochter in wenigen Tagen einer Lungenentzündung

erlegen. Vor ein paar Monaten hatte der vortreffliche Sohn bei gefährlicher Erkrankung liebevoll mir beigestanden, die ihn sterben und das Leid des eigenen Kindes und der Seinen mit ansehen mußte. Eine nicht minder schmerzliche Pflicht rief mich unverzüglich nach München zurück. In ungebrochener Gesundheit hatte unsere teure Mutter der Trauung ihrer Enkelin beigewohnt, und noch in Heidelberg des Großenkels und des Glückes seiner Eltern sich erfreuen dürfen. Im Januar 1897 überfiel sie plötzlich die schwere Nervenkrankheit, von der sie zwar genas, ohne jemals wieder gehen zu können. Ein Jahrzehnt hindurch hat sie, bis zuletzt im ungetrübten Besitz ihrer geistigen Fähigkeiten, die mit ihrem Zustand verbundenen Schmerzen standhaft erduldet. Von treuen Freunden getröstet und umgeben, von den Ihrigen so selten wie die Umstände es zuließen, getrennt, hat sie nicht nur in Freud und Leid ihre volle Teilnahme für sie bewahrt, sie ist auch den Zeitereignissen mit unentwegtem Interesse gefolgt. Sie war es, die ihren mit der ganzen Glut ihres Herzens geliebten Sohn veranlaßte, nicht, wie er es um ihretwegen wollte, den Gesandtenposten in Japan auszuschlagen. Von allen mit ihr geteilten Schmerzen ist keiner gegenwärtiger geblieben als der Winterabend, an dem diese beiden herzzerreißenden Abschied voneinander nahmen. Keines von uns hielt ein Wiedersehen für möglich, das Gott in seiner Barmherzigkeit dennoch gewähren sollte.

Im selben Jahr 1899 ging unser Sohn Arthur nach Indien zurück. Aber zu seinem Heil und zum unsrigen nicht mehr allein, sondern mit einer lieben, vortrefflichen Frau, die, wie er selbst, zwei Nationalitäten angehörte. Ihre Mutter war die Tochter lieber alter Freunde und Gönner, Sir Henry und Lady Howard, ihr gleichfalls verstorbener Vater, der Freiherr von Aretin, ein Kamerad meines Bruders im Feldzug von 1870. Diesmal wurde auf Schloß Haidenburg in Niederbayern Hochzeit gefeiert, der unmittelbar das Lebewohl durch Abreise des jungen Paares nach seinem fernen Bestimmungsland folgte.

Noch blieb der Großmama und der Mutter ein Kind, unser jüngster, uns ganz besonders ans Herz gewachsener Benjamin, der fröhliche, begabte, auch uns innig zugetane Willy. Das Jahr der Trennungen war nicht zu Ende, da erklärte auch er, seiner Schwester nach London folgen und dort unter ihrem Schutz sich frühe Unabhängigkeit erringen zu wollen. Die Geschwister hielten treulich Wort, die Eltern blieben allein, und über dem ergrauten Scheitel rauschte die Verkünderin des Alters, die Vereinsamung, in dem von Kindern verwaisten Haus.

„Was du in der Jugend gewollt, das hast du im Alter die Fülle," das von Goethe seinen Lebenserinnerungen vorausgesetzte Motto kam mir in den Sinn, nachdem die Nachricht von der mir zugedachten Ehrung durch Verleihung des Doktortitels h. c. der Universität München durch unseren lieben Freund, Professor Krumbacher, mich gänzlich unvorbereitet überraschte. Ich leugne keinen Augenblick, daß die Auszeichnung, hätte ich überhaupt, was nicht der Fall, an eine solche gedacht, die unter allen einzig mir wünschenswerte erschienen wäre, und daß sie mich hoch erfreute. Wer mir Ähnliches

in der Jugend voraus verkündet hätte, würde mich in eine jener Stimmungen versetzt haben, die die Erfahrungen des Lebens zu unserem Besten dämpfen und in die zurückzufallen ich bei aller Dankbarkeit nicht Gefahr lief.

Unter den vielen teuren oder berühmten Namen, deren in diesen Aufzeichnungen gedacht ist, fehlt mit so manchen andern der Name der Kaiserin Friedrich. Bevor ich schließe, fühle ich Veranlassung, ihrer zu gedenken. Im Jahre 1878, bei Gelegenheit eines kurzen Aufenthalts mit Gatten und Bruder in Berlin, erhielt ich Befehl der damaligen Kronprinzessin, mich zur Audienz bei ihr in Potsdam zu melden. Ich fand sie leidend, schmerzlich erregt durch den Tod eines geliebten Sohnes, um den sie noch Trauer trug. Sie kannte mich vorher nicht, aber sie wußte uns mit Sir Mountstuart Grant Duff, mit Mr. Morier, mit den drei Brüdern Russell, mit andern ihrer englischen Freunde in stetem Verkehr; es war der hohen Frau augenscheinlich sympathisch, gemeinsame Bekannte und Vorgänge in England zu besprechen. Von da an wechselte sie nie wieder in ihrer Gewogenheit und Güte, sie rief mich bei jedem Anlaß zu sich, in München, in Windsor, in Berlin. Ein einziges Mal glaubte ich mich berechtigt, ungerufen zu kommen. Es war im Mai 1888 und zu Charlottenburg, wo Kaiser Friedrich bereits mit dem Tode rang. Sie empfing mich gütig wie immer und erwog noch die Möglichkeit, mich zu ihm zu führen, was aber nicht mehr geschah. Sie selbst schien unerwartet ruhig, noch zu völlig von der nächsten Pflicht beansprucht, um nicht den Augenblick festzuhalten. Als ich sie nach dieser kurzen, unvergeßlich ergreifenden Begegnung wiedersah, trug sie längst den Witwenschleier. Auf einer Fahrt zu Wagen nach Tirol mit den Prinzessinnentöchtern weilte sie zu Besuch in Hohenschwangau bei Prinzessin Therese, in deren Umgebung ich mich befand, und allein mit mir und ihren Töchtern speisten wir im alten Schloß. Am nächsten Morgen besichtigte sie Schwanstein, wo das Entzücken über den äußeren Bau und die zauberhafte Landschaft mit entrüstetem Erstaunen über den Widersinn der inneren Ausstattung der Burg wechselte. Ihr Kunstgefühl, ihr ganz hervorragendes Verständnis für architektonisches Detail äußerten sich in den zutreffendsten Bemerkungen, die fachmännisch geschultes Wissen verrieten. Um ihre Töchter war sie mütterlich besorgt, die Vergangenheit berührte sie nicht; wenn kein äußeres Interesse sie beschäftigte, fiel sie in Gedanken zurück. Einige Zeit nachher wurden mein Mann und ich nach Schloß Friedrichshof gerufen, wohin auch unsere Kinder aus Heidelberg befohlen wurden. Es war dem Schönheitssinn der Kaiserin gelungen, den Musterbau eines Schlosses, in dem Kunstwerke aus allen Zeiten und Ländern geborgen wurden, und dazu einen Rosenhain, Gartenanlagen und den Park zu schaffen, die fortan zu Deutschlands Sehenswürdigkeiten gehören.

Nichts konnte gastlicher und von einfacherer Vornehmheit sein als das Leben, das sie dort führte, bis ins kleinste um alle Bequemlichkeit ihrer Gäste besorgt. „Margarethe, jetzt haben die Mädchen schon wieder nasse Gläser auf die neuen Servierbretter gestellt," bemerkte sie in einer der kleinen, jeder Wohnung zugewiesenen Küchen zu ihrer liebenswürdigen Hofdame, Fräulein von Faber, und wollte nicht begreifen, warum ich darüber lachte. Der Verkehr

mit ihr, in den Gärten, während sie aquarellierte, auf Spaziergängen und Ausflügen, bei den Mahlzeiten, war völlig ungezwungen. Wir konnten nicht umhin, zu bemerken, daß es ihrer Umgebung zur Gewohnheit geworden schien, ihr beständig zu widersprechen, was sie mit erstaunlicher Langmut hinnahm. Der kleine Zug verdient Erwähnung, denn auch bei ernsten Diskussionen, und obwohl sie nach bekannt lebhafter Art mit ihrer persönlichen Meinung nie zurückhielt, fiel es ihr nicht bei, Zustimmung zu erwarten oder gar zu begehren. Schon deswegen nicht, weil sie die Frauen so selten verliehene Gabe des Humors besaß und eine damit verbundene stichhaltige Kritik vergnügten Sinnes hinnahm. Nur wo sie Übelwollen und die Absicht durchfühlte, ihr das Recht auf selbständiges Urteil abzusprechen, kam, oft zu ihrem Schaden, das stolze Selbstbewußtsein ihrer Natur zur Geltung. Dieser Charakterzug hat die Überzeugung bei mir geweckt, daß sehr viele Mißverständnisse und selbst prinzipielle Gegensätze aufgeklärt oder gemildert worden wären, hätte man ihm Rechnung zu tragen und kränkende Gegnerschaft zu vermeiden gewußt oder gewünscht. Anklänge zu einem solchen Verfahren finden sich gerade in den Aufzeichnungen des Fürsten Bismarck, dem die großzügige Veranlagung ihres Wesens bei allen peinlichen Auseinandersetzungen zwischen ihnen nicht entging. In den kritischen Tagen seines Abgangs hat er ihr die Genugtuung bereitet, durch das Begehren einer Privataudienz, die sie gern aber vor Zeugen gewährte, Verständnis für seine Lage bei der hohen Frau zu finden. Sein Vertrauen wurde nicht getäuscht, wenn auch selbstverständlich ihre Haltung durchaus passiv blieb.

Unsere Beziehungen zur Kaiserin Friedrich hatten dreiundzwanzig Jahre hindurch gewährt, als ich anfangs Januar 1901 zum letztenmal die einst so frohe Fahrt nach Kronberg-Friedrichshof antrat. Die stilvollen, farbenprächtigen und doch wohnlichen Empfangsräume standen verwaist, an Stelle der hohen Gastherrin empfing unser Freund, ihr Oberhofmeister Graf Seckendorff. Sie selbst lag, von tödlicher Krankheit ergriffen, auf ihrem Schmerzenslager, und ließ schon bei dem ersten Verweilen an demselben keinen Zweifel darüber, daß sie die Hoffnungslosigkeit ihres Zustandes kannte. Die unleugbar sehr bedeutende intellektuelle Begabung der Kaiserin Friedrich hat in bezug auf Objektivität des Urteils und Menschenkenntnis gewisse Einschränkungen erfahren. Wohl mit Recht, denn posthume Veröffentlichungen erweisen, wie bitter sie sich zuweilen und aus den edelsten Motiven in der Wahl von Vertrauten getäuscht hat, deren Niedrigkeit sie, zu ihrer Ehre sei es gesagt, nicht durchschaute. Ihre Herzensgüte ist dagegen nicht genug gepriesen worden. Ihr verdanke ich ein persönliches Zeichen gnädiger Erinnerung der Königin Viktoria, die nur durch ihre Tochter von meiner Existenz wußte. Ohne unser Zutun hatte sie Schritte für unseres ältesten Sohnes Zukunft getan, die ihr Unannehmlichkeiten zuzogen. Trotzdem bot sie sich auch jetzt noch an, die Sache wieder aufzunehmen, was ich, aufs tiefste ergriffen, zu unterlassen bat. Auf eine von mir gewagte Bemerkung entgegnete sie ernst und wehmütig, ich sei katholisch, was die Erwägung der letzten Dinge vereinfache. Am Vorabend des Abschieds ließ sie sich ankleiden, in den Roll-

stuhl bringen und durchmusterte noch einmal mit uns die Räume, die ihr Schönheit verdankten. Um meinetwillen, sagte sie, sei es geschehen. Ihre Züge waren unverändert, der Glanz ihrer blauen Augen nicht völlig erloschen. Noch sechs Monate hat sie gelitten, wiedergesehen habe ich sie nicht, wohl aber in treuem, dankbarem Herzen behalten.

Kaum acht Tage später zu München, an einem kalten Abend des 22. Januar gingen mein Mann und ich zu Fuß nach Hause. Am Wittelsbacher Platz holte uns ein Freund ein: soeben sei das Telegramm mit der Todesnachricht der Königin Viktoria eingetroffen. Schweigend setzten wir unsern Weg fort. Eine dreiundsechzigjährige Regierung, die längste, seitdem der fünfjährige Ludwig XIV. dem Namen nach die seinige angetreten hatte, gehörte jetzt der Geschichte an. Sie kann vor ihrem Richterstuhl bestehen.

Die kleine Prinzessin Viktoria, ein damals zehnjähriges Kind, konnte in der „Times" von 1830 den Nekrolog Georgs IV. lesen, der dem Monarchen nachrief, er habe weder eine Tugend noch einen Freund gehabt, nie sei ein Mensch weniger betrauert worden. Die greise Königin Viktoria ging einundachtzigjährig und gegen den Rat ihrer Minister nach Dublin, inmitten einer Bevölkerung, von der patriotische Loyalisten feindliche Demonstrationen fürchteten. Sie erweckte Begeisterung, weil sie ungeschützt die entlegensten Vorstädte durchzog und mit Wahrung aller Würde der Majestät sich auch Gegnern gnädig zeigte. Ein alter Diener ihres Hauses lobte ihre Geduld. Geduldig, entgegnete sie, sei sie von Natur aus nie gewesen, habe aber die Kunst endlich und in ihren alten Tagen gelernt. Ihr rief die „Times" im Namen ihrer Völker und im Gegensatz zu 1830 nach, die Mutter von Königen sei die Mutter von Nationen geworden, das Reich gefestigt und, dank dieser Frau, die Monarchie geachtet, erhöht und geliebt.

Für die angelsächsische, den fünften Teil der Erde umspannende Welt ist der Name der Königin Viktoria das Symbol und der höchste Ausdruck der Arbeit, der Errungenschaften und der Kultur eines ganzen Zeitalters. Große Dichter, große Entdecker, große Staatsmänner, große Gelehrte, große Patrioten haben im Schutz ihres Thrones ihr Lebenswerk getan. Verdunkelt hat die Königin keiner von ihnen allen, denn ihr war beschieden, der Welt zu zeigen, was ein ehrlicher Wille, ein unbeflecktes Leben, eine gereifte Einsicht, ein treues, großartiges Pflichtbewußtsein im Dienst der Menschheit und an der Spitze des Staates vermögen.

Neue Aufgaben sind neuen Generationen gestellt. Heil ihnen, wenn sie neidlos auf das Geschlecht zurückblicken können, das mit Königin Viktoria zu Grab gegangen ist.

# Mailand unter Lodovico Sforza.

Von

W. v. Seidlitz.

Einen eigenen Reiz übt auf uns das 15. Jahrhundert aus, als die Zeit, welche in der Politik von der Despotie des Mittelalters zu dem Großstaat der Neuzeit, in der Kunst von der mageren, charaktervoll-eckigen Frührenaissance zu der üppigen, weltmännischen Hochrenaissance überleitete. Einfach und anspruchslos waren noch die Lebensgewohnheiten, roh und barbarisch die Sitten; aber der Wohlstand, der in allen Kulturstaaten durch das Aufkommen der Industrie und das Aufblühen der Städte hervorgebracht war, hatte eine Prachtentfaltung ermöglicht, welche auf Grund sicherer Überlieferung und nie versagender Erfindungskraft allen Kunsterzeugnissen bis zu den Gegenständen des täglichen Gebrauchs hinab eine höhere Weihe zu verleihen wußte. Auf dem Fortwirken der gotischen Überlieferungen, die eine festgefügte allgemeine Kultur hervorgebracht hatten, beruhte noch die Größe dieser Kunst; ihre Schönheit aber verdankte sie bereits dem allmählichen Eindringen des Renaissanceempfindens, das zu der Kraft des Mittelalters die Harmonie der Antike fügte.

Man braucht nur der prachtvoll gewebten Stoffe zu gedenken, die zu dieser Zeit in einer unerschöpflichen Mannigfaltigkeit der Muster hergestellt wurden, der mit Miniaturen geschmückten Handschriften, der Niellen, Bronzegüsse und Goldschmiedearbeiten, um sich zu fragen, ob je wieder eine gleich gediegene Verschönerung des Lebens möglich sein wird, nachdem die gleichmachende Maschinenarbeit die schöpferischen Kräfte gelähmt und die Anforderungen auf eine Befriedigung von Augenblicksbedürfnissen herabgedrückt hat. Frankreich hatte in dieser Beziehung im 14. Jahrhundert den Ton angegeben; dann war der burgundische Hof gefolgt, dessen Kunst als die großartigste Verkörperung der späteren Gotik erscheint; Mailand endlich führte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts diese Entwicklung zu Ende. Während der kurzen Herrschaft der Sforza, die genau von 1450 bis 1500 dauerte, war dort immer mehr das Streben aufgekommen, durch eine wechselnde Bündnispolitik die großen Nebenbuhler Neapel und Venedig einen nach dem andern zu beseitigen und dann die Oberherrschaft über das zersplitterte Italien anzutreten. Das gefährliche Spiel scheiterte an dem Hereinziehen Frankreichs in die italienischen Händel. Lodovico il Moro, dessen Herrschaft durch die Wirksamkeit Leonardo da Vincis ihren Glanz erhalten hatte, vermochte

das reiche Erbe der Visconti nicht aufrechtzuerhalten und verlor in jähem Sturz seinen Staat wie sein unermeßliches Vermögen.

Diesem Hofe der Sforza hat die zu früh dahingeschiedene Olga von Gerstfeldt in dieser Zeitschrift (Mai 1903) eine anregende Studie gewidmet, worin sie, von dem berühmten Bildnis einer vornehmen jungen Frau in der Ambrosiana ausgehend, die einzelnen Persönlichkeiten, deren Leben in dem Mailänder Kastell, ihre reichen Gewänder schildert, um endlich mit Leonardo und jenen ornamentalen Verschlingungen, den Vinci, zu schließen, die der Meister mit unübertroffener Meisterschaft zu handhaben wußte und die in allen Verzierungen jener Zeit immer wiederkehren. Eine großangelegte Veröffentlichung des Hoeplischen Verlages in Mailand, worin F. Malaguzzi-Valeri es unternimmt, mit Hilfe eines reichen Bildermaterials das Leben der Zeit zu schildern[1]), bildet eine erwünschte Ergänzung dazu, deren Ergebnisse im folgenden kurz zusammengefaßt sein mögen. Der erste bereits erschienene Band schildert die Einrichtung des Staates, den Hof, die Sitten und Lebensgewohnheiten; ein zweiter wird die künstlerische Entwicklung behandeln.

Mailand war damals die größte Stadt Italiens und nach Venedig die reichste. Die Zahl seiner 18600 Häuser läßt auf eine Bevölkerung von mindestens 125000 Einwohnern schließen, die zum größten Teil von einer blühenden Industrie, besonders der Herstellung von Samt und Seide sowie Waffen, daneben auch von einem ausgedehnten Handel lebte. Lodovico il Moro hatte viel zur Verschönerung der Stadt getan, wie die Hofpoeten rühmten, ein neues Athen geschaffen, indem er eine runzlige Alte in eine liebreizende Jungfrau umwandelte. Die Häuser hielten noch durchweg an der gotischen Bauweise fest, hatten im Erdgeschoß Bogenöffnungen für die Läden, im Hauptgeschoß wenig große Fenster und darüber kleine quadratische Öffnungen, waren aber in einzelnen Fällen mit den wirkungsvollen lombardischen Fenstereinfassungen aus Backstein geziert, wie das Haus der berühmten Waffenschmiede Missaglia, wovon sich Reste in der Sammlung des Mailänder Kastells erhalten haben. Nur an dem von Säulen oder Pilastern eingefaßten Hauptportal hatten frühzeitig schon Renaissanceformen Anwendung gefunden, so an der Mediceerbank; dann aber wurde seit Bramantes Wirksamkeit besonders der Säulengang des Hofes in diesen neuen Bauformen gestaltet. Von fünfzehn Türmen war die Stadtmauer überragt, zwischen denen sieben Tore den Verkehr mit der Umgegend vermittelten; im Innern der Stadt dagegen erhoben sich nur einige Altane, offene von Säulen getragene Loggien, über das Häusermeer, wie deren eine noch die Casa Bazzero zeigt; denn neben dem gewaltigen Schloß, das die Stadt beherrschte, durften keine anderen Befestigungen bestehen. Eines der größten und schönsten Gebäude war das Ospedale Maggiore mit seinen gotischen Doppelfenstern in reichen Terrakottaeinfassungen; 1600 Menschen wurden dort täglich außer den Kranken gespeist; außerhalb der Stadt aber ragte durch seinen Umfang das jetzt bis auf wenige

[1]) Francesco Malaguzzi-Valeri, La Corte di Lodovico il Moro. La vita privata a l'arte a Milano nella seconda metà del Quattrocento. Mailand, U. Hoepli, 1913.

Reste verschwundene Lazaretto hervor, das, nach außen geschlossen, innen mit einem Säulenumgang geziert war.

Was der Novellist Bandello von den Mailändern zu Anfang des 16. Jahrhunderts sagt, wird auch noch von der Zeit der Sforza gelten: „Mailand ist heute die reichste und üppigste Stadt Italiens und diejenige, wo man am meisten auf einen reichlich und gut besetzten Tisch achtet. Außer seiner Größe, die die Einwohnerschaft vieler Städte in sich faßt, besitzt es eine Fülle außerordentlich reicher Edelleute, deren einer schon hinreichen würde, einer Stadt zur Ehre zu dienen. Wären etwa hundert der mailändischen Edelleute, die ich kenne, im Königreich Neapel, so würden sie dort alle Barone, Marquis oder Grafen sein; die Mailänder aber legen mehr Gewicht auf das, was sie sind und wie sie leben, als auf den Schein. Durch ihre Neigung zu verliebten Abenteuern übertreffen sie die aller anderen Städte; dabei kommen ihnen die Frauen in gleichem Maße entgegen, wie sie sich um sie bemühen. Daher sieht man den ganzen Tag Männer aller Art auf mit Samt und Zierat geschmückten Mauleseln, auf rasch laufenden Türkenpferden, auf den leichtfüßigen schnellen Berberpferden, auf lebhaften kühnen spanischen Pferden, auf wilden Rennpferden und sanften Tieren hierhin und dorthin durch die Stadt reiten." Mit Wagen war es damals weniger gut bestellt, doch zählt man immerhin neben zahlreichen zu zwei Pferden gegen sechzig zu vier Pferden. Sie waren bald zwei-, bald vierrädrig und vielfach mit Reifen überdeckt, die mit Stoff bezogen wurden. Viele Gasthöfe, worunter der „Zu den drei Königen" bei der Porta Romana der vornehmste war, sorgten für die Unterkunft der Fremden.

Das Kastell, wo die Herzöge wohnten, zählte zu den Wundern Italiens. Die Visconti hatten es angelegt, die Sforza ausgebaut. Mit zwei dicken, runden Türmen an den Ecken öffnete es sich nach der Stadt zu; an der Rückseite wurde es durch zwei noch gewaltigere eckige Türme eingefaßt, die nach lombardischer Art nur je ein riesiges gotisches Fenster an jeder Seite enthielten. 62 Zugbrücken führten über den rundum fließenden Graben, 1800 Geschütze verteidigten das Schloß, 800 Menschen fanden hier ihre Behausung, darunter 500 Soldaten. Die vordere Hälfte des Schlosses war in ihrer ganzen Breite durch den Waffenplatz eingenommen, die hintere enthielt links das feste Schloß, die Rocchetta, mit einem Hof, der 70 Meter an jeder Seite maß und von einem offenen Säulengang umgeben war, über dem sich die zwei Geschosse mit Spitzbogenfenstern erhoben; rechts öffnete sich die anmutige, nur an drei Seiten geschlossene Corte Ducale, die in zwei Stockwerken die der Repräsentation dienenden Prunkgemächer enthielt, mit ihren reichen Deckenmalereien, welche sich noch bis heute erhalten haben. In der Rocchetta bildete die Hauptsehenswürdigkeit die große Sala della Balla, der durch zwei Geschosse gehende, von beiden Seiten belichtete Ballspielsaal, 48 Meter lang und zwölf breit; der Turm in der Ecke der Corte Ducale enthielt die an jeder Seite 15 Meter messende Sala delle Asse, deren Decke von Leonardo mit den kunstvollen Verschlingungen eines Laubwaldes ausgemalt war. An die Rückseite des Kastells schloß sich der drei italienische Meilen im Umfang messende Park, der zu Jagd- und Vergnügungszwecken benutzt wurde.

Daneben besaßen die Sforza noch eine Menge fester Plätze im Lande, die meist von den Visconti errichtet waren und im Hauptgeschoß, besonders an den Ecktürmen, jene großen gotischen Fenster enthielten, welche den Bauten dieser Zeit nicht nur ein stolzes, sondern auch ein schönes Aussehen verleihen. Das gepriesenste darunter war das Schloß von Pavia mit seinem Ballspielsaal von 200 Fuß Länge, worin Bänke für 6 bis 700 Personen bei Vorstellungen errichtet werden konnten, und dem Säulenumgang im Hofe, worüber sich ein breiter gedeckter Gang mit reichen viergeteilten Fensteröffnungen erhob. Noch mehr wurde der dortige Park bewundert, der bei einem Umfang von 20 Meilen ganz von Mauern umgeben war, die neun Tore mit Zugbrücken enthielten. Hier wurden die Jagdtiere in Verwahrung gehalten, bis die Ernte eingebracht war, um dann auf die Felder losgelassen zu werden, wo sie den Saaten keinen Schaden mehr antun konnten. Demselben Typus mit dicken Ecktürmen gehörte das Schloß von Galliate im Gebiet von Novara an, das ebenso wie die unweit Mailand gelegenen Schlösser von Binasco und Cusago als Jagdaufenthalt beliebt war. In Vigévano, einem Lieblingsort Lodovico il Moros, den er mit einem an den Markusplatz erinnernden geschlossenen Platz geschmückt hatte, wurde der 163 Meter lange und 7 Meter breite gedeckte Gang bewundert, der das neue Schloß mit dem alten verband. In der Nähe befand sich die herzogliche Musterfarm La Sforzesca, aus deren Viehherden Lodovicos Gemahlin Beatrice ein Jahreseinkommen von 12000 Lire zog, wozu noch die dortige Seidenzucht weitere 7000 Lire abwarf. Endlich hatte Lodovico sich in Venedig und Ferrara prachtvolle Schlösser bauen lassen.

Das Geschlecht, welches hier hauste, hatte es wohl verstanden, die unbegrenzten Machtmittel, die das Land bot, sich zu eigen zu machen und seine Stellung unerschütterlich zu befestigen; aber die Notwendigkeit, im Innern die Großen gewaltsam niederzuhalten, und nach außen sich durch Ränke und wechselnde Bündnisse gegenüber dem Erweiterungsstreben der Nachbarstaaten zu behaupten, hatten zu einer Tyrannis und einer Großmachtpolitik geführt, die weit über die Kräfte des Landes hinausging und mehr vom Abenteuertum als von besonnener Zielstrebigkeit an sich hatten. Francesco Sforza hatte seine Herrschaft als Heerführer begründet und für eine geordnete Verwaltung gesorgt; sein Sohn Galeazzo Maria war nach zehnjähriger Regierung einer Verschwörung zum Opfer gefallen, nachdem er den Glanz seiner Hofhaltung durch unmenschliche Bedrückung erkauft hatte. Dessen Bruder Lodovico il Moro hatte die Zügel der Regierung freilich nur als Vormund des minderjährigen Giovan Galeazzo ergriffen; da aber diesem jegliche Selbstbeherrschung und Willenskraft fehlte, fiel es Lodovico nicht schwer, die Macht völlig in seiner Hand zu behalten, auch nachdem sein Neffe zur Volljährigkeit gelangt war. Der frühe Tod Giovan Galeazzos bot ihm die Möglichkeit, unter Beiseiteschiebung des rechtmäßigen Erben die Herzogswürde an sich zu reißen und nun als unumschränkter Herrscher zu regieren. Die wenigen Jahre, während deren Giovan Galeazzo dem Namen nach die Herrschaft führte, hatten Verhältnisse herbeigeführt, die auf die Dauer unerträglich gewesen

wären. Während er mit seiner jungen Frau Isabella, der Tochter des Königs von Neapel, in der Rocchetta des Mailänder Kastells von aller Welt abgeschnitten lebte, bewohnte Lodovico nebenan die Corte Ducale und hielt mit seiner Frau, der ehrgeizigen Beatrice, Hof, als ob es keinen rechtmäßigen Herrscher gebe. Giovan Galeazzo hatte schon von Kindheit an am Wechselfieber gelitten, das bald nach seiner Verheiratung und dann kurz vor seinem Tode besonders stark hervortrat. Mag er auch durch Übermaß im Liebesgenuß seine Gesundheit noch weiter geschwächt haben, so erscheint es immerhin verständlich, wenn das häufige Erbrechen, das sich in der letzten Zeit vor seinem Tode einstellte, auf Gift zurückgeführt wurde, das der Onkel ihm habe beibringen lassen. Unaufgeklärt ist die Sache bis heute geblieben.

Lodovico war kein Kraftmensch, sondern ängstlich und verschlagen. Die zahlreichen Bildnisse, die sich von ihm erhalten haben, weisen in den scharfgeschnittenen Zügen auf eine gute Anlage, die er von seinen Eltern geerbt: zu der aufrechten Haltung passen die gebogene Nase, das feine Kinn, der beredte Mund; von seiner fahlen Gesichtsfarbe hatte er den Beinamen des Mohren erhalten; starkes, schwarzes Haar bedeckte seine Stirn bis zur Hälfte und fiel hinten tief in den Nacken. Die Jahre hatten aber seine guten Eigenschaften zurückgedrängt, die bösen entwickelt. Ein Unglück war es für ihn, daß ihm die hochmütige und hinterhältische Beatrice zur Seite stand, die er als 16jährige geheiratet hatte und bereits in ihrem 23. Jahre verlor. Wohl besaß sie, wie ihre gewöhnlichen, etwas bäurischen Züge zeigen, ein ganz anderes Temperament als er, war nicht nur tanzlustig, sondern auch eine unerschrockene unermüdliche Reiterin, besonders bei Jagden auf Sauen und Hirsche; aber ihre Verschwendungssucht kannte keine Grenzen, und ihrem Drängen wird es wesentlich zuzuschreiben sein, daß Lodovico sich in politische Verwicklungen begab, die ihm schließlich seinen Staat kosteten. Hätte es das Geschick gefügt, daß er seinem Wunsche gemäß ihre ältere Schwester Isabella zur Frau erhalten hätte, die später als Markgräfin von Mantua ganz Italien mit dem Ruhm ihres Geschmacks und ihres feinen Taktes erfüllte, so wären ihm aller Voraussicht nach diese bitteren Erfahrungen erspart geblieben.

Von dem Leben seines Hofes, das ganz dem Vergnügen und der Repräsentation gewidmet war, geben uns zahlreiche Bilder wie schriftliche Aufzeichnungen Nachricht. Besonders anschauliche Schilderungen sind den Berichten des langjährigen Gesandten Trotti zu entnehmen, die im modenesischen Archiv aufbewahrt werden. War auch die Einrichtung noch einfach und wegen des häufigen Ortswechsels im wesentlichen leicht beweglich, so verraten doch einzelne Stücke, die sich bis auf unsere Zeit erhalten haben, wie die niellierten Messergriffe im Besitz der Trivulzi und die gemalten Kartenspiele bei den Visconti und in der Galerie von Bergamo, welch vollendete Kunst auf ihre Herstellung verwendet wurde. Eine große Rolle spielte von jeher das Bett mit seinem Baldachin, der entweder von Säulen getragen wurde oder von der Decke herabhing. Das war auch nicht zu verwundern bei der Schwierigkeit, die ungeheuren Räume während des Winters durch Kaminfeuer und zu Hilfe genommener Feuerkörbe zu erwärmen, wodurch die Bewohner

veranlaßt wurden, auch einen großen Teil des Tages im Bett zu verbringen. Derselbe Grund erklärt die Häufigkeit des Pelzwerks in diesen südlichen Gegenden, wobei besonders die Felle des Bibers, des Hermelins, des Zobels, des Marders, der wilden Katze und des Fehs bevorzugt wurden. Außerordentlich vielgestaltig erwiesen sich die Gewänder dieser Zeit, die von denen aus der Mitte des Jahrhunderts, wie sie uns durch die Fresken der Zavattari im Dom von Monza und die im Palazzo Borromeo zu Mailand überliefert sind, sich dadurch unterschieden, daß die Frauen nicht mehr die hochgegürteten langwallenden Kleider mit bis zur Erde reichenden Flügelärmeln trugen, sondern festgeschnürte mit langer Taille und steifem Rock, während die Männer wiederum ihre Röcke gegen früher wesentlich verlängert hatten. Ist es auch nur in wenig Fällen möglich, diese verschiedenen Trachten mit den vielen Bezeichnungen, die uns dafür überkommen sind, in Verbindung zu bringen, so setzen uns die zahlreichen mit äußerster Sorgfalt gemalten Bildnisse in den Stand, alle Einzelheiten uns genau zu vergegenwärtigen. Wichtig ist auch das Borromeosche Gebetbuch, welches in der Ambrosiana bewahrt wird.

Außer für die Frauen der Senatoren, der Grafen, Marchesi und Barone, der Offiziere, Ärzte und Gelehrten galten strenge Verbote des Luxus, besonders in bezug auf das Tragen von Perlen, Goldketten usw., die mit der Konfiskation bis zum vierten Teil des Schmuckes drohten. Wie wenig aber hier wie anderwärts damit erreicht wurde, verstehen wir, wenn wir hören, daß Beatrice bei der Begegnung mit Karl VIII. von Frankreich ein Mieder trug, das vorn und hinten mit Perlen besetzt war; wenn wir an die Edelsteine denken, die die Prinzessinnen als Kopf- und Brustschmuck und am Gürtel trugen; und wenn uns berichtet wird, welcher Aufwand bei einem Maifest in Vigévano getrieben wurde. Mit vierzig Hofdamen ritten da die beiden Herzoginnen, die Frau des unglücklichen Giovan Galeazzo und die Lodovico il Moros, sowie die Nichte des letzteren, Bianca Maria, ins Grüne hinaus, alle in grün gekleidet mit französischen Hörnerhauben, auf weißen, mit grünem Samt bedeckten Rossen, die Prinzessinnen mit Perlen geschmückt, deren größte und schönste Beatrice, die Gemahlin Lodovicos, trug. Nachdem sie Blumen gepflückt, kehrten sie zum Frühstück heim; darauf aber ritten sie drei Meilen weit zur Falkenjagd hinaus und beendeten schließlich den Tag mit einem Maientanz, wobei ein ungeheures Gefolge sie im Triumph begleitete.

Dieser Luxus wurde durch die Sammet- und Seidenfabrikation gefördert, die bereits seit der Mitte des 15. Jahrhunderts in Mailand blühte und ihre Erzeugnisse, besonders die schweren Gold- und Silberbrokate, bis weit ins südliche Deutschland hinein vertrieb, während die Einfuhr solcher Stoffe streng verboten war. Der Preis der kostbarsten dieser Gewebe ging bis zu zwölf Dukaten (gegen 480 Mark) für die Elle, ja konnte deren sogar vierzig erreichen. Für die geschorenen Sammete, die vielfach mit Sinnbildern geziert waren, haben sich Proben noch an den Einbänden erhalten, womit die Werke der herzoglichen Bibliothek in Pavia geziert waren, die als Beute nach Frankreich gebracht wurden und in der Pariser Bibliothek bewahrt werden.

Die Mittel zur Bestreitung dieses Aufwandes lieferte die herzogliche Schatzkammer, die damals die reichste innerhalb der Christenheit war. Freilich war sie durch erdrückende Auflagen zusammengebracht worden; 600000 Dukaten jährlicher Ausgaben, also nach heutigem Geldwert gegen 24 Millionen Mark, mußten durch rücksichtslose Besteuerung der notwendigsten Lebensmittel in dem nur mäßig bevölkerten Lande gedeckt werden, um seine Großmachtpläne fördern zu helfen, während nach dem Urteil einsichtiger Leute 500000 Dukaten genügt hätten. Schon Galeazzo Maria hatte seine Überschüsse in barem Metall angelegt, darunter viele Heilige aus massivem Gold, acht aus Silber, zwölf silberne Leuchter von doppelter Manneshöhe, zehn goldene Medaillen mit seinem und seiner Gemahlin Bona Bildnis im Werte von 10000 Dukaten eine jede. Zur Zeit Lodovico il Moros wurde der Wert dieser Schatzkammer auf anderthalb Millionen Dukaten geschätzt. Auf Teppichen von 16 Ellen Länge und 3 Ellen Breite lagen dort gegen 100000 Golddukaten, meist in Geprägen zu zwei und drei Dukaten, so daß sie eine Schicht von drei Fingern Dicke bildeten; in einer Ecke des Gemachs auf der Erde so viel Silbermünzen, daß es der Schnellkraft eines Rehes bedurft hätte, um darüber zu springen; in einem besonderen Raum war das ungeprägte Silber aufgeschichtet; auf Tischen endlich lagen die Juwelen und die Goldsachen. Was von dem Wert dieser Juwelen berichtet wird, grenzt ans Fabelhafte; ein Rubin von violetter Tönung, die Narde genannt, wurde auf 25000 Dukaten geschätzt, ein Diamant auf ebenso viel, eine einzige große Perle auf 10000; wenigstens hatte Lodovico hier Werte liegen, auf die er, als er in Kriegsbedrängnis geriet, sofort Geld von der venezianischen Republik aufnehmen konnte.

Dabei wurde unausgesetzt an der Entwicklung der produktiven Kräfte des Landes gearbeitet. Zu dem Seidenbau gesellte sich die Reiskultur, die anfangs nur als ein Luxus angesehen worden war, nun aber beträchtlich ausgedehnt wurde. Aus Sümpfen machte Lodovico Weideplätze und ließ für seine Farm, die Sforzesca, Schafe aus der Provence und dem Languedoc kommen, um die Wollkultur in großem Maßstab zu betreiben. Silber war schon unter seinem Vorgänger abgebaut worden; Eisenlager befanden sich in den Bergtälern und am Ortasee und wurden auf herzogliche Konzession hin ausgebeutet. Mit der Steigerung der Bedürfnisse vermehrten sich die Zünfte, deren Anfänge bereits in das 13. Jahrhundert zurückgehen. Spinnereien und Webereien gab es für Seide, Lein, Hanf, Baumwolle; über 100 Waffenschmiede trieben ihr Handwerk und hatten ihre Erzeugnisse in einer besonderen Straße reihenweise ausgestellt, Rüstungen sowohl für die Reiter wie für die Rosse; 80 Läden der Schmiede zählte man, 30 der Glockengießer; die Musikinstrumentenmacher stellten Violen, Harfen, Lauten, Orgeln her. Dem Handel widmeten sich auch viele Vornehme aus den ersten Geschlechtern der Stadt. Ein getreues Bild dieser Handwerker aus dem Ende des 15. Jahrhunderts bieten die schönen Miniaturen des Traktats de Sphera in der modenesischen Bibliothek.

Zur Verwaltung dieses blühenden Gemeinwesens bedurfte es eines großen Aufwandes von Beamten, wie zur Aufrechterhaltung seiner Machtstellung

eines beträchtlichen stehenden Heeres. Die oberste Leitung stand in der Hand eines aus 20—30 Mitgliedern gebildeten geheimen Rates, während die Rechtsangelegenheiten durch eine besondere Behörde von drei bis acht Räten und vier Sekretären geregelt wurden. Die Ausübung der Justiz lag in der Hand des Podestà und seiner Kurie mit ihren vier Richtern. An der Spitze der Finanzverwaltung, deren Beamte besonders sorgfältig vorgebildet wurden, stand eine Behörde von fünf Mitgliedern; eine besondere Stelle hatte die Einkünfte aus dem Salz, das aus der Saline von Bobio geholt wurde, zu verwalten. Die Hofhaltung ruhte in der Hand des Oberkammerherrn, dem 40 Kammerherren und 10 weitere zum Ersatz beigegeben waren; eine besondere Vertrauensstellung bildete natürlich die des Schloßverwalters und weiter des Schatzmeisters sowie des Garderobenverwalters. Die herzogliche Kapelle, aus 33 ausländischen Sängern gebildet, die jährlich einen Aufwand von 5000 Dukaten verursachte, war nächst der päpstlichen die beste, die Italien besaß. Der Unterhalt all dieses Personals erforderte nicht weniger als 51 000 Dukaten im Jahr. Das Heer war teils herzoglich, teils bestand es aus Truppen der mit Mailand verbündeten Staaten. Etwa 20 Fürsten und Heerführer teilten sich in seinen Befehl und erhielten für den Unterhalt der Truppen bestimmte Jahresbeträge, die in Kriegszeiten erhöht wurden. Die Gebrüder Sanseverino z. B. bezogen jährlich 12000 Dukaten und 6000 weitere für die Pferde. Besonders gut ausgerüstet war die Artillerie.

Daß in einem so hoch entwickelten Staate die Künstler lohnende Beschäftigung fanden, läßt sich erwarten, zumal die gewaltigen noch von den Visconti begründeten Bauwerke des Mailänder Domes und der Certosa von Pavia der Tätigkeit einen festen, dauernden Rückhalt boten. Was hier die Baumeister und Bildhauer unter Aufwendung gewaltiger Mittel leisteten, spricht noch vernehmlich bis in unsere Tage hinein und erfreute sich damals eines solchen Ansehens, daß Pietro Solario nach dem fernen Moskau berufen wurde, um den Kreml zu bauen. Doch begann der entscheidende Aufschwung für die Lombardei erst mit der Berufung Bramantes und dann Leonardos in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts. Der Urbinate und der Florentiner haben hier den Grund für die Hochrenaissance mit ihrem vollendeten Schönheitsgefühl und ihrer wirkungsvollen Formensprache gelegt; durch den Sturz des Sforza sahen sie sich freilich dann genötigt, ihre Tätigkeit wieder nach Mittelitalien zu verlegen.

# Im Bergland der Sphakioten auf Kreta.

Von

Albert Thumb.

I.

Die Insel des Minos lenkt seit Jahren unsere Aufmerksamkeit in zwiefacher Weise auf sich. Aus ihrem Boden stiegen jene Zeugen einer uralten Epoche ans Licht empor, die uns durch die Arbeit der Archäologen, besonders des Engländers Evans, seit etwa fünfzehn Jahren mehr und mehr erschlossen wird; wer die Schätze des Museums von Kandia gesehen und das Ausgrabungsgebiet des Palastes von Knosos durchwandert hat, steht staunend vor den Resten einer hochentwickelten Kultur des dritten und zweiten Jahrtausends vor Christus, wodurch die durch Schliemanns Ausgrabungen bekannt gewordene Kulturwelt nicht nur ergänzt, sondern überboten wird. Die Grabungen und Funde der Archäologen eröffneten uns den Blick in eine ferne Vergangenheit, wo Kreta als ein Kulturzentrum zwischen Asien, Afrika und Europa eine Rolle spielte, die ihm seither nicht mehr zu spielen vergönnt war; und diese Bereicherung unseres geschichtlichen Wissens begann just zu einer Zeit, als Griechenland (1897) den Kampf mit den Türken aufnahm, um die Insel zu gewinnen, die dem griechischen Volk seit dem Freiheitskampfe teuer war. Wie den Archäologen die neuen Funde in fortwährender Spannung hielten, so den Politiker und Freund des heutigen Griechenlands die Nachrichten, die uns von Kretas Autonomie (1898) und den inneren Wirren des jungen, staatlichen Gebildes, von seinem Verlangen nach der Vereinigung mit Griechenland und vom Widerstreben der Großmächte erzählten, bis der Balkankrieg die Entscheidung brachte und die bald hundertjährigen Wünsche der Kreter und des griechischen Volkes erfüllte.

Als ich im März des Jahres 1912 nach Kreta kam, war die Bevölkerung in ungewisser Erwartung dessen, was die Zukunft bringen würde. So erfuhr ich manches von der Stimmung des kretischen Volkes, von seinen Plänen und Anschlägen. Doch meine Reise diente einem anderen Zweck; sie sollte mich mit einem abgeschiedenen Bergland bekannt machen, dessen Bewohner das Interesse des Ethnographen und Sprachforschers in mannigfacher Weise erregen. Das kleine Gebiet der Sphakioten, das mit rund 450 qkm etwa den zwanzigsten Teil der Insel bildet, ist so abgeschieden von der übrigen Welt, wie wenige Teile Europas. Kein Telegraph oder Telephon verbindet es mit Canea, der Hauptstadt Kretas, auch keine Ansichtskarten gibt es dort, und nur der Hauptort hat ein Postamt, dessen Verkehr so gering ist, daß ich

mit fünf oder sechs Postkarten den ganzen Bestand erwarb. Keine Fahrstraße zieht in und durch das Gebiet: zu Fuß oder auf dem Rücken eines berggeübten Maultieres vollzieht sich der Verkehr, der sich allerdings in ganz bescheidenen Grenzen hält. Was draußen in der Welt vorgeht, dringt nur langsam in die Berge, obwohl der Bewohner ein lebhaftes Interesse an den Vorgängen der Welt hat, wie alle Griechen. Durch Hörensagen kommt gelegentlich schneller als durch die Zeitung eine Nachricht zu den Ohren der Leute. Als ich auf dem Rückweg die Schlucht von Nimbros durchritt, erzählte uns ein Bauer, der von der Hauptstadt kam, vom Wahlsieg des Ministers Venizelos und von der Ermordung des Fürsten von Samos: der Ermordete wie der Mörder stammten aus der Sphakia, so wurde mir gesagt — die Nachricht mag infolge ihres lokalen Interesses schneller als üblich in das Bergland gelangt sein, denn es waren erst drei Tage, glaube ich, seit dem Geschehnis verflossen. Aber über die politischen Vorgänge in der kretischen Hauptstadt war am schwersten etwas zu erfahren, so z. B. über die neue Regierungsform, die die revolutionären Zustände auf der Insel beenden sollte. Am Tag nämlich, bevor ich den Boden des Eilandes betrat, war die Regierung — eine Art Triumvirat — gestürzt worden: ein revolutionäres Parlament, das nicht auf dem geordneten Weg gewählt war, regierte — oder vielmehr dessen Präsident Michelidakis, ein prächtiger, liebenswürdiger alter Herr, voll jugendlichen Temperaments, mit frischer, blühender Gesichtsfarbe, zu der der weiße Vollbart eigenartig kontrastierte, der Typus eines griechischen Parteiführers, der wie ein Fürst über die Seinen gebot.

Der italienisch-türkische Krieg um Tripolis und Revolution in Kreta — es konnte scheinen, als ob der Zeitpunkt für eine Tour in das entlegene Bergland der Insel schlecht gewählt gewesen wäre. Aber der Krieg machte sich überhaupt nicht fühlbar, denn die Insel war neutralisiert worden; sie gehörte ja doch schon den Türken nicht mehr, und die Revolution sah in der Nähe nicht so schlimm aus. Die Nachricht von einer Schlägerei zwischen Mohammedanern und Christen in Canea, die in unserer Presse zu einem regelrechten Massaker geworden war, schreckte mich nicht; denn ich wußte aus Erfahrung, wie unsere Presse seit Jahren übelwollend alles übertreibt, was das griechische Volk betrifft. Meine Beurteilung der Dinge behielt recht, ein bißchen Optimismus half über leichte Bedenken hinweg.

Ich wählte den direkten Seeweg, der in vierundeinhalb Tagen von Triest längs der albanischen Küste nach Korfu und von da geradewegs nach Canea führt. Ich wunderte mich, daß der österreichische Lloyd für diese Strecke ein so schönes und großes Schiff bestimmt hat, wie es der Dampfer „Karlsbad" war; denn von dem jetzt so oft genannten Valona an war ich der einzige Passagier I. Klasse, und auch vorher waren es niemals mehr als vier bis fünf gewesen. Alte liebe Erinnerungen stiegen in mir auf, als ich im Dunkel der Nacht das kleine Inselfort der Stadt Korfu passierte, und im Glanz der südlichen Sonne die Insel Zante, die Westküste des Peleponnes mit dem dahinter mächtig aufragenden Chelmos und schneebedeckten Taygetos, die Berglinien der Maina mit dem Kap Matapan an mir vorbeiziehen sah. Dieses Berg-

land hatte ich achtzehn Jahre vorher durchwandert, um die Sprache der freiheitsliebenden und viel geschmähten Maniaten, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Lebensweise und ihre Überlieferungen aus eigener Anschauung kennen zu lernen[1]). Ich zog einem ähnlichen Ziele entgegen, einen Volksstamm in den Bergen Kretas zu studieren, der wie die Maniaten als ein Abkömmling der alten Dorier gilt. Und wie mir einst die „wilden" Maniaten trotz Blutrache und angeblichem Fremdenhasse nur Freundlichkeiten erwiesen hatten, so erwartete ich eine gleiche Aufnahme bei ihrem Brudervolk, den Sphakioten.

Früh am Morgen stoppte der Dampfer vor Canea. Von Sonnenlicht überstrahlt lag vor mir eine Stadt halb italienischen, halb orientalischen Gepräges, im Hintergrund überragt von mächtigen, schneebedeckten Bergen, den Gipfeln der „Weißen Berge", hinter denen das Ziel meiner Reise lag. Ein landschaftlich großartiges Bild, viel eindrucksvoller, als ich mir vorgestellt hatte. Die Festungsmauern der Venezianer umschließen die Stadt und den kleinen Hafen, der für die modernen Dampfer nicht mehr genügt: sie halten außerhalb der Molen, den Nordwinden schutzlos preisgegeben. Der einzige Hafen der kretischen Nordküste, die Sudabucht, ist so nahe der Stadt Canea, daß man nicht versteht, warum diese große Bucht nicht schon längst zum Mittelpunkt des Schiffsverkehrs gemacht worden ist. Denn der Seeverkehr leidet unter den ungünstigen Verhältnissen: wenn starker Nordwind die Wogen so hoch aufpeitscht, daß man von dem Gebirgsgrate Kretas aus die weißen Wogenkämme sieht, dann können die Dampfer in Canea nicht löschen und suchen Schutz in der nahen Sudabucht. Doch Poseidon meinte es gut mit mir: über völlig glatte See fuhr ich auf kleinem Boot in den mauerumschlossenen Hafen, der einst die Galeeren und Handelsschiffe Venedigs aufnahm, an dessen türkische Vergangenheit eine kleine malerische Moschee nahe der Zollstation erinnert. Zoll- und Paßschwierigkeiten gab es nicht; um möglichst wenig behelligt zu werden, bedurfte es nicht des Backschisch, der zu einem integrierenden Bestandteil der Türkei, nicht Griechenlands gehört. Als ich dem Zöllner erklärte, daß der Phonograph, den ich bei mir hatte, dazu dienen sollte, griechische Volkslieder zu wissenschaftlichen Zwecken aufzunehmen, schien er gar nicht verwundert und meinte nur: „polý kalá", „sehr gut"! Der Grieche hat ein außerordentliches Verständnis für alles, was sein Land betrifft: er fühlt sich geehrt, wenn der Fremde um des modernen Volkes willen zu ihm kommt, denn es sind ja so wenige, die über den antiken Schätzen des Landes daran denken, daß auch das heutige Griechenland des Studiums wert sei.

Canea (neugriechisch Chaniá) ist mit seinen Vororten eine Stadt von 51 000 Einwohnern; innerhalb der venezianischen Wälle sind die Menschen eng zusammengedrängt; in einigen engen, unregelmäßigen Straßen mit schlechtem Pflaster spielt sich das rege Geschäftsleben ab. Orient und Okzident, Mittelalter und Gegenwart berühren sich auf kleinem Raum. Neben einem fadenscheinig, europäisch zugestutzten Geschäft, in dem die schlechteste Ramschware Europas verkauft wird, steht die orientalische Garküche, die mehr oder

[1]) Vgl. A. Thumb, „Die Maniaten". Deutsche Rundschau XCV, S. 110 ff. April 1898.

weniger wohlduftende Gerüche auf die Straße sendet, oder eine offene Werkstatt, wo ein Schuster halb auf der Straße Schuhe verfertigt oder ein Schreiner eine Kommode zurechtzimmert. Eine Fülle bunter Bilder stürmt auf den Ankömmling ein, verwirrend selbst für den, der mit dem Orient bereits vertraut ist. Flüchtet man sich aber aus dem Getriebe in die ruhigeren Teile der Stadt, dann findet man da einen malerischen Winkel, der von einem alten venezianischen Festungstor abgeschlossen ist, dort einen zierlichen türkischen Kiosk, in dessen Nachbarschaft ein paar Philister mit der Ruhe des Orientalen ihren Kaffee schlürfen, oder man kommt an die versonnenen Häuser am Rande der Wälle, wo vom Balkon eine Levantinerin den Fremden neugierig mustert oder vergitterte Fenster eine türkische Frauenwohnung verraten.

Die heutige Stadt ist über die Wälle hinausgewachsen; eine Fläche im Südosten mit ein paar kümmerlichen Bäumen und einigen einfachen Kaffeeschenken nennt sich einen Stadtgarten. Dort versammelten sich in zwanglosen Gruppen die Mitglieder des revolutionären Parlaments, um sich über die neue Regierungsform zu beraten, die an Stelle des eben gestürzten Dreimännerkomitees treten sollte. Dort lernte ich auch den Präsidenten des Parlaments kennen, der zurzeit die faktische Regierungsgewalt innehatte; dort erfahre ich endlich von einer Kundgebung, die Kretas Abgeordnete eben an die Vertreter der Mächte gesandt: die Konsuln hatten gedroht, Truppen ans Land zu setzen, weil Kreta unfähig sei, sich selbst zu regieren; und geschickt antworteten die Kreter: „Wir wissen das, eben deshalb wünschen wir den Anschluß an Griechenland." Die Regierungsmaschine stockte — in den hellen hohen Räumen des stattlichen Regierungsgebäudes, das von den Türken als Spital gebaut war, blieben die Ministersessel und Pulte der Beamten leer. Von der Anhöhe aber, auf der sich das Gebäude erhebt, erfreute ich mich eines schönen Blickes: um mich die fruchtbare Ebene, die im Süden durch den Fuß der Weißen Berge, im Norden durch die Küstenlinie begrenzt wird; inmitten des üppigen Blütenflors ländlicher Gärten die malerischen Villen und Häuschen der Vorstadt Chalépa, die sich im Osten von Canea längs der Küste hinzieht. Dort residieren die Konsuln der Mächte, mit Ausnahme des deutschen Konsuls, eines angesehenen Kaufmannes, der in seinem Geschäftshaus nahe beim Hafen wohnt. Alle anderen Mächte sind durch Berufskonsuln vertreten; aber die deutschen Interessen scheinen mir durch den Wahlkonsul besser gewahrt, als wenn ein junger Konsulatsbeamter die Geschäfte besorgte. Denn Herr Krüger spricht die Sprache des Landes und kennt dessen Verhältnisse durch langjährigen Aufenthalt. Und ohne bureaukratische Umstände nahm er sich meiner an, obwohl die offizielle Empfehlung des Auswärtigen Amtes noch nicht eingetroffen war — was sich hinterher sogar als ein Vorteil für mich erwies. Er empfahl mich dem Chef des kretischen Militärs, der für die als notwendig erachtete Gendarmeriebegleitung sorgte. Denn wenn auch die politische Verwaltung stockte, so funktionierte doch der Sicherheitsdienst in ausgezeichneter Weise. Das Gendarmeriekorps, das dem königlich griechischen nachgebildet ist, besteht nur aus Kretern — es sind prächtige und intelligente Menschen, soweit ich nach

dem durchreisten Gebiet urteilen kann. Einzelne Stationen von etwa acht bis zehn Mann sind in allen wichtigeren Orten postiert und in gemieteten Häusern untergebracht. Da ich jeweils in diesen Stationen Unterkunft fand, so war es mir nicht gleichgültig, daß diese Häuser im allgemeinen ganz gute Typen der einheimischen Bauweise waren.

Die Gendarmen waren nicht nur in rührender Weise für mein materielles Wohlergehen besorgt, sondern dienten mir auch als treffliche, stets hilfsbereite Führer. Aber im Interesse meiner persönlichen Sicherheit hätte ich sie sehr gut entbehren können, wie der Verlauf meiner Reise gezeigt hat. Freilich die Kreter selbst waren sich über die Zustände der Berge ganz im ungewissen, und der Chef der Gendarmerie hielt es nach meiner Abreise in die Berge für notwendig, den deutschen Konsul darauf aufmerksam zu machen, daß er für meine Sicherheit nicht unbedingt garantieren könne, so sehr er auch dafür Sorge tragen werde. Wäre ich nicht schon unterwegs gewesen, so hätte sich der Konsul verpflichtet gefühlt, gemäß der glücklicherweise zu spät gekommenen Anordnung des Auswärtigen Amtes mich von der Ausführung meiner Tour abzuhalten.

II.

Die Insel Kreta wird von Gebirgszügen gebildet, die zu den jungen Faltengebirgen der Balkanhalbinsel und des übrigen Mittelmeers gehören. Schroff nach Süden zum Meere abfallend, erheben sie sich in der Mitte der Insel, in der mächtigen Pyramide des Ida bis zu 2500 m, im Osten bis gegen 2200 m und in den Weißen Bergen oder der Madára im Westen bis zu 2438 m. Dieser Gebirgsstock der Madára mit seinen südlichen Verzweigungen zum Meere ist die Landschaft der Sphakioten. Rund 5400 Menschen wohnen in drei politischen Gemeinden und 37 Dörfern auf diesem Gebiete, so daß kaum zwölf Einwohner auf den Quadratkilometer kommen (gegenüber dem kretischen Durchschnitt von 32). Die größeren Siedelungen liegen in Hochtälern oder kesselförmigen Hochebenen; so ist der Talkessel von Asfyphu auf der Ostseite des Gebirges (670 m) von sieben kleinen Dörfern, die kleine Hochfläche oder der Kampos von Anópoli (584 m) — unmittelbar unter dem Thodoris, dem höchsten Gipfel der Weißen Berge — von acht kleinen Dörfern besetzt. Alle diese Dörfer schmiegen sich dem Bergrand an. An der Küste ist nur im östlichen Teil eine nennenswerte schmale Randebene; von den vier Quartieren des Hauptortes Sphakiá klettern drei malerisch vom Meere an den Bergen empor, und das Dorf Aja Roméli (im Westen) hat sich in einer Schlucht unweit des Meeres angesiedelt. Diese Schlucht ist von dem einzigen wirklichen, d. h. ständig wasserführenden Fluß durchzogen: das erschwert im Winter und Frühjahr den Verkehr, da der Weg durch die Schlucht den Flußlauf teilweise benützt; alle übrigen Flußläufe haben nur nach Regenfall Wasser: tief eingerissene enge Schluchten, die meist bis unmittelbar an die Küste reichen, führen das Wasser rasch von den Bergen herab.

Der einzige natürliche Hafen, den die ganze Südküste Kreta besitzt, liegt im Sphakiotengebiet: er wird aber kaum irgendwelche Bedeutung gewinnen, da der Strand keine größere Siedelung erlaubt — ein paar Häuser (fünf bis

sechs Familien) sind alles — und da geeignetes Hinterland fehlt; denn die Berge steigen unmittelbar von der Küste in die Höhe, und die Siedelungen, für welche der Hafen in Betracht kommt, liegen auf der schon genannten Hochfläche von Anópoli. Obwohl in unmittelbarer Nähe des Meeres, hat doch dieses Bergland geringen Nutzen davon, und gegen Norden ist es durch einen Gebirgskamm abgeschlossen, der nur an zwei Stellen einen Zugang offen läßt. Davon scheint derjenige auf der Westseite der Weißen Berge der schwierigere; Schnee und Regen ließen es mir nicht rätlich erscheinen, ihn zu benützen: von der unbewohnten Hochfläche von Omalós (1050 m) führt ein Pfad, Xylóskalo oder „Holzweg" genannt, an so steilem Abhang hinab, daß die Sphakioten einmal türkischen Truppen den Weg versperrten, indem sie am Fuß der Bergwand mächtige Feuer entzündeten und durch den beizenden Rauch den Abstieg unmöglich machten. Und ebenso ist es für Truppen kaum möglich, durch den östlichen Zugang, die Schlucht von Nimbros, bis zur Südküste vorzudringen.

Ich selbst wählte den eben genannten Weg. Er führte mich von Canea aus zunächst östlich an der Küste zur berühmten Sudabai, der schönen bergumrahmten Bucht, an deren Südgestade Matrosenschenken mit englischen, französischen und russischen Aufschriften uns anzeigen, daß fremde Kriegsschiffe oft und lange hier Anker werfen — sechs oder sieben Kreuzer lagen gerade in der ruhigen Bucht und bewachten die winzige Sudainsel, wo die türkische Fahne inmitten der Fahnen der Schutzmächte die türkische Souveränität verkündete, das einzige, praktisch bedeutungslose Zeichen fremder Oberherrschaft. Ein Bergzug, der in steilen Felswänden zur Bucht abfällt, trennt die Ebene von Canea von einer Strandebene mit sanft ansteigendem Hügelgelände. Im Dorf Kalýves, unweit der Mündung eines wasserreichen und eine Mühle treibenden Flüßchens, herrschte um die Mittagsstunde reger Verkehr bei den beiden Schenken des Dorfes: es ist der Endpunkt einer guten Fahrstraße in fruchtbarem Oliven- und Weingelände; die Straße landeinwärts ist erst im Bau; auf teilweise schlechtem Weg — aber immerhin noch Weg — gelangt man durch das Hügelland in kaum zwei Stunden zu dem Städtchen Vamos, auf einem Bergrücken von etwa 200 m Höhe, der einen prächtigen Blick in die Berge gewährt. Es ist ein Städtchen mit Amtsgericht, soll im ganzen 1400 Einwohner zählen, macht aber einen fast ruinenhaften Eindruck, da es im Aufstand von 1896 von türkischen Truppen zerstört wurde. Daß die Wellen der „Europäischen Kultur" bereits dorthin gelangt sind, bewies ein ganz guter Wanderkinematograph, der lehrreicher war, als die Kinos unserer Städte zu sein pflegen. Weiter in die Berge hinein ist jedoch diese Errungenschaft der Kultur noch nicht gedrungen. Ich kann also sagen, daß ich mit Vamos die letzte Etappe Europas verließ.

Dem entsprach es, daß ich von nun an unter militärischem Schutze reiste. Auch der Agojat, ein junger aufgeweckter Sphakiote aus Askýphu, der sich trefflich bewährte und mir in meinen Erkundungen sehr nützlich war, wurde erst in Vamos von mir in Dienste genommen.

Von Vamos mußte ich zunächst auf steinigen Wegen hinab in ein

anmutiges Tal. Besser ist der Weg hinauf zu dem Dorfe Brósnero (500 Einwohner, 270 m über dem Meere), dessen Häuser zerstreut um die Kuppe einer Anhöhe liegen. Die Reste eines schönen venezianischen Kastells mit kunstvollem Portal krönen die Höhe; das Kastell gehörte einst einem türkischen Bey, von dessen Reichtum der Agojat viel zu erzählen wußte, und birgt jetzt in seinen Mauern die Gendarmeriestation. Obwohl das Dorf noch diesseits der Berge liegt und zum Bezirk Apokóronas gehört, kann es ethnographisch bereits zur Sphakiá gerechnet werden, da es Ende der achtziger Jahre von Sphakioten besiedelt worden ist. Hinter dem Dorf kommt man in ziemlich ödes und kaum bewohntes Bergland: die Ölbäume und selbst die Charupen (Johannisbrotbäume) sind verschwunden, nur ab und zu ein lichter Hain von mächtigen Steineichen, deren Holz zum Kohlenbrennen verwendet wird. Als die Grenze der Sphakia kann eine Paßhöhe bezeichnet werden, von wo man in das kleine Hochtal von Krapi gelangt; aber der Hauptpaß Xylódema, etwa 800 m über dem Meere, wird erst nach einer weiteren Stunde erreicht. Von da eröffnet sich mit einem Mal ein Ausblick auf die geräumige und nicht unfruchtbare Hochebene von Askýphu: zwei Bergkegel steigen daraus empor — sie tragen die Ruinen türkischer Zwingburgen. In einem der sechs kleinen Dörfer am Westrand (Ammudári) mache ich halt. Nur wenige Einwohner waren zurzeit anwesend; denn die Siedelungen hier oben sind sogenannte Sommerdörfer, d. h. nur im Sommer bewohnt, während man im Winter nach dem Ort Sphakia hinabzieht. Aber die wenigen Männer, die oben geblieben sind, scharen sich bald um mich und begrüßen mich lebhaft. Der nötige Kontakt zwischen mir und den Bewohnern ist rasch hergestellt, und es gelingt mir leicht, nicht nur allerlei Auskünfte zu erhalten, sondern auch phonographische Aufnahmen zu machen: ein Mann von angeblich achtzig Jahren erzählt mir von Kämpfen mit den Türken, ein anderer singt ein Volkslied, und zwei Sphakioten führen gar ein Zwiegespräch vor dem Trichter des Phonographen. Die Leute zierten sich weder hier noch sonst, wenn ich solche Aufnahmen zu erhalten wünschte. Noch mehr aber wunderte es mich, daß die Leute so gar kein Erstaunen zeigten, wenn sie den Apparat sprechen hörten. Sie amüsierten sich vielmehr und nahmen dieses Wunder moderner Technik gelassen hin. Nur eine Frau im Peliongebirge in Thessalien dachte anders: als sie ihre Stimme hörte, schien ihr das eine Zauberei, und sie bekreuzigte sich.

Südwärts von Askýphu liegt die kleine Ebene von Nimbros, jenseits eines spärlich mit Steineichen bewachsenen Höhenzuges. Das Dorf Nimbros ist das höchstgelegene in der Sphakia (778 m) und vielleicht auf der ganzen Insel, daher nur im Sommer bewohnt. Die zeitweiligen Bewohner fand ich wohl alle in der einfachen Schenke (Chani) vereinigt. Unmittelbar südlich des Dörfchens beginnt die schon erwähnte Schlucht (Farándzi) von Nimbros. Die Szenerie ist wild und großartig. Man wandert über Felsen und Gerölle zwei Stunden lang zwischen einem Gewirr steiler Felsen hindurch, deren senkrechte Wände sich an zwei Stellen bis auf $1\frac{1}{2}$ m nähern und kulissenartig verschränken, so daß man überhaupt nicht weiter zu kommen glaubt.

Mit einem Male erscheint im Rahmen der Schlucht das blaue Meer, das an die Gestade Afrikas hinüberreicht, und θάλασσα! so rief ich in der Tat ganz unwillkürlich meinen Begleitern zu, überrascht von dem plötzlichen Wechsel des Bildes. Aber es dauerte noch eine geraume Weile, bis wir unweit des Meeres zum Ausgang der Schlucht gelangten; bei einer Kirche, die zur Rechten in eine natürliche Höhle hineingebaut ist, biegt mein Weg nach Westen. In richtiger Mittagshitze zogen wir träge an dem sonnigen Berghang entlang, der sanft zu einer schmalen Strandebene führt. Aber der Weg wird bald wieder steiler, und der Hang muß wieder erklommen werden; von der Höhe erblickt man unvermutet den malerisch gelegenen Hauptort des Gebietes, das Städtchen Sphakiá, dessen blendend weiße, flach gedeckte Häuser sich zur zerklüfteten Abrasionsküste hinabziehen. Im Vordergrund liegen auf einem steilen Vorgebirge die Trümmer einer Burg, die von den Venezianern erbaut, von den Türken erweitert und von den Sphakioten im Jahre 1896 zerstört wurde; um diese verhaßte Burg rankt sich die Legende von einer Gewalttat, die zum Kampf gegen fremdes Joch führte. „Im Orte lebte einst — so erzählte mir der liebenswürdige Gendarmerieleutnant — ein sehr schönes Mädchen, wegen ihres reichen blonden Haares Chrysomallúsa ‚Goldhaar' genannt, aus dem Hause der angesehenen Familie der Vurdubás. Als sie eines Tages mit ihrer Dienerin unterhalb des Kastells wusch, wurde sie von einem Venezianer der Burg, Kapulétos, gesehen; er näherte sich ihr und machte ihr Liebesanträge, wurde aber zurückgewiesen. Als er sie küssen wollte, stieß sie ihn zurück, worauf er aus Wut ihr das schöne Haar abschnitt. Sie floh nach Hause. Die Mutter wollte das Geschehene dem Vater verbergen. Als aber der Vater die Tochter vermißte, fragte er nach ihr, und als er sie sah, wollte er wissen, was mit ihrem Haar geschehen sei. So erfuhr er die Sache. Er machte sich mit seinen Verwandten auf und tötete den Venezianer, mußte aber fliehen und begab sich in seine Burg bei Samariá, wo er von den Venezianern fünfzehn Monate lang belagert wurde; während der Belagerung starben Frau und Tochter. Den Belagerten gelang es schließlich, bei einem Ausfall die Reihe der Belagerer zu durchbrechen und zu entkommen. Von jener Zeit begannen die Sphakioten sich immer wieder gegen die Herrschaft der Venezianer zu erheben." Das Städtchen war immer ein Mittelpunkt sphakiotischer Geschichte; 1821 und 1867 wurde es von den Türken zerstört. Vor dem Aufstand von 1821 soll es 6000 Einwohner gehabt haben (heute zählt es gegen 600). Man erzählt zum Ruhm des Ortes, daß er früher 101 Kirchen gehabt habe, und mag das auch eine runde Zahl der Vielheit sein, so bestätigen doch die vierzehn Kirchen, die noch im Gebrauch sind, zusammen mit Ruinen anderer, daß Sphakia durch die große Zahl seiner Gotteshäuser bemerkenswert war. Auch Familien aus anderen Teilen Kretas liebten es, hier Kirchen zu bauen, weil es die Türken ihnen in ihrem eigenen Gebiet nicht erlaubten, und vornehme Familien aus ganz Kreta suchten Zuflucht in diesen Bergen, wo die Freiheit wohnte. Hier wurde die Erhebung des kretischen Volkes im Jahre 1821 beschlossen. Am westlichen Strand, in einem Küstenwinkel am Ausgang der tiefen Schlucht Ílingas — der Ort heißt

nach einer Quelle „zu den süßen Wassern" — versammelten sich die angesehensten Führer der Sphakioten, um den Anschluß an den griechischen Aufstand zu beraten; in der kleinen Kirche des Heiligen Antonis beschworen die Kapitäne ihren Entschluß, sich zu erheben — eine Rütliszene, die eine ebenso erhabene Natur zum Hintergrund hat wie der Eidschwur der Schweizer.

Die Schlucht, die ich eben genannt habe, mußte ich queren, als ich von der sonnigen warmen Küste nordwärts wieder in die kühlen Berge hinaufstieg. Der Abstieg in die Schlucht versperrt bald jede Aussicht. Ein guter Weg, — für Menschen und Saumtiere, nicht für Wagen — der an Stelle des alten, ganz schwierigen Saumpfades unlängst angelegt worden war, zieht sich jenseits der Schlucht in zahlreichen Windungen zum Teil durch Felssprengungen hindurch steil in die Höhe. Nur Felsen und Steine, spärliche Kräuter, kein Baum in dieser fast unberührten Wildnis. Wenn man die Höhe erklommen hat, dann grüßt noch einmal die langgestreckte Küste und das weite Meer, bald aber tritt man (kaum $1^1/_2$ Stunden nach dem Verlassen von Sphakia) in die bergumschlossene Hochebene von Anópoli am Fuß des Hauptgipfels der Weißen Berge. Hier mag das Volkslied entstanden sein, das dem Bergriesen den Siegespreis vor den anderen Bergen Kretas zuerkennt; denn ein bekanntes Motiv, den Wettstreit von Olymp, Ossa und Pelion variierend, singt der Sphakiote von seinem Berge: „Drei Berge streiten sich auf den Tod, der Kentros und der von Sphakia und der Psiloritis. Zu den beiden anderen spricht der von Sphakia: ‚Hört, ihr Berge, wie ich seid ihr doch nicht, denn auf meinem Gipfel, ihr Berge, hausen die Adler und lassen schwarze Raben (nämlich die Türken) dort nicht wohnen.'"

Die kleinen Dörfer von Anópoli und ihre Häuser stecken in Olivenhainen, denn die Ebene ist gut bebaut und fruchtbar. Das Dorf Kampos mit der Schule und der nicht unansehnlichen Kirche ist der geographische und politische Mittelpunkt der Dörfer, die die Gemeinde Anópoli („Hochstadt") bilden; es ist im Sommer und im Winter bewohnt. Hier ist Daskalojannis (Schulmeister Johann) geboren, der im Jahre 1770 die Sphakioten zum Aufstand führte; der blutjunge Lehrer, der heute die Jugend des Dorfes in die Anfänge der Weisheit einführt, ist ein Urenkel dieses Freiheitskämpfers.

In Anopoli bot sich mir die beste Gelegenheit zu volkskundlichen und sprachlichen Ermittelungen. Von hier aus machte ich überdies bequem in einem Tag einen Ausflug nach dem ganz abseits in den Bergen gelegenen Dorf Ajos Joannis im Nordwesten. Der Westrand der Ebene von Anópoli ist durch einen niedrigen kahlen Höhenzug begrenzt, der zu dem tiefen Cañon von Arádena abfällt. Denn so müssen wir diese imposante Schlucht nennen, um sie geographisch richtig zu charakterisieren. Am jenseitigen Rand hart über den senkrechten Felswänden liegt wie auf einer Platte das kleine Dorf Arádena (das alte Aradén), dessen byzantinische Kuppelkirche aus Olivenhainen herübergrüßt: aber so kurz die Entfernung in der Luftlinie ist — vielleicht 500 Meter — so braucht man doch eine volle Stunde, um hinüber zu gelangen. Denn man muß an der Felswand auf schwierigem Zickzackweg bis zur Sohle hinab und auf eben so schwierigem Weg an der anderen Seite hinauf. Ein

gelinder Schauer überkam mich, als ich in die Tiefe blickte. Aber viermal habe ich im ganzen diese Schlucht passiert, und da verlor sie von ihren Schrecken; denn sicher und bedächtig ging das Maultier seinen Weg. Hinter dem Dorf Arádena geht es allmählich in die Höhe über einen öden Berghang und dann durch einen lichten Wald von Kiefern und wilden Zypressen. Wie ein Grenzturm steht im Westen der zweithöchste Gipfel der Weißen Berge, der Gingilos (2048 m), dort, wo man über den „Holzweg" zur Hochebene von Omalós aufsteigt. Das kleine (25 Familien zählende) Dorf Ajos Joánnis liegt auf einem Höhenzug in einem Winkel der Berge und in wenig fruchtbarer Gegend. Die Bewohner schienen vom Anblick der Gendarmen nicht erfreut, weil sie wohl ein böses Gewissen hatten, und ganz gegen die allgemeine Erfahrung war fast nichts aus den Leuten herauszubringen, die sich in der Schenke des Dorfes sammelten. Doch mein Agojat wußte mir zu helfen, er führte mich zu seinen Freunden in ein Nachbarhaus, wo ich die gewohnte freundliche Aufnahme fand. Aber als ich wieder in die Schenke zurückkam, verstummten die Insassen völlig, denn sie lagen seit Jahren mit den Bewohnern jenes anderen Hauses in heftiger Fehde, wobei es selbst zu Mordtaten gekommen war. Nur der Wirt blieb dienstfertig und liebenswürdig — ja er wollte nicht einmal Bezahlung annehmen, als ich den Ort verließ.

An einem herrlichen klaren Morgen verließ ich Anópoli, ich wünschte bis an den Westrand der Sphakia zu gelangen. Hinter dem schon erwähnten Arádena biegt der Weg südwestlich ab zu dem Rand des Plateaus, das steil nach der Küste abfällt. Ein dünner Kiefernwald bot eine kurze Abwechslung. Gleich hinter dem Wald ($1^1/_2$ Stunden nach dem Aufbruch von Aradena) befand ich mich am Rand der Steilküste; Sarúda, d. h. Sellúda „Sattel" heißt die Stelle. Nebelwolken, die vom Gingilos sich herwälzten, zogen den Bergen zu und ließen mich glücklicherweise im Sonnenschein. Unter senkrechten Felswänden schien das Meer zu liegen; selbst das Maultier erschrak, da mit einem Mal das Meer 600 m tief unter uns erschien, und wurde etwas nervös, als es die steilen Zickzacklinien an der Felswand hinabstieg. Erst wenn man zu dem Geröllabhang kommt, wird der Weg zwar nicht besser, aber minder bedenklich. Mit der Annäherung an den Meeresspiegel ändert sich wieder der Charakter der Vegetation, sie ist im Schutz der Bergwand besonders üppig; Charupen und Mastixsträucher und das wohlduftende Ladanum (oder Cistusröschen), die ehemals berühmte Arzneipflanze, bilden zusammen mit Kiefern und vereinzelten Steineichen eine anmutige und eigenartige Vegetationszone, über welcher der kahle Fels emporragt. Warme Luft und Sonnenglanz, das wundervoll tiefblaue Meer und die schönen Linien der Küste vervollständigen den Reiz einer von der Kultur unberührten Mittelmeerlandschaft.

Inmitten dieser schönen Wildnis hielt ich angenehme Mittagsrast. Von einem Kleften(Räuber)nest sprachen lachend meine Leute — ich dachte an ein bekanntes Kleftenlied:

Mit meiner Flinte zieh' ich aus, ich will ein Klefte werden,
Will wohnen auf den hohen Bergen und in den Felsenklüften,
Die Wälder will ich zu Gefährten, die Tiere zu Genossen,
Der Felsen sei mein Bettgestell, der Schnee sei meine Decke.

Aber meine Situation war doch um vieles behaglicher. Mein Diener und die Gendarmen gaben mir ungefährliche Proben ihrer Schießkunst, denn die leere Weinflasche diente als Ziel.

Der Ritt längs des schmalen Küstensaums bis zum Dorfe Aja Roméli nahm noch zwei Stunden in Anspruch. Wir wanden uns durch wilde Felstrümmer und üppiges Buschwerk oder zogen über grobes Strandgeröll und weiche Sanddünen. Nicht einmal von einem Pfad war zu sprechen, und das Maultier hatte bisweilen Schwierigkeit, sich zurecht zu finden. Zwei Berge flankieren wie Torpfeiler den Eingang der Schlucht von Samariá, aus der ein wasserreicher Bach sich ins Meer ergießt; eine neue Bogenbrücke führt hinüber. Oleanderbüsche in reicher Fülle säumen die Ufer. Man möchte glauben, daß der Name der Landschaft Sphakia, d. h. Oleanderland (zu altgriechisch σφάκος), von diesem Gebiet ausgegangen sei. Die Gendarmeriestation und ein paar Kramläden (magaziá) haben sich auf der kleinen Strandebene vor der Schlucht angesiedelt, das Dorf selbst liegt drinnen in der Schlucht, eine Viertelstunde entfernt, mitten unter Oliven-, Zitronen-, Orangen-, Feigen- und Granatbäumen; die warme feuchte Luft des windgeschützten Schluchtkessels läßt die Vegetation wie in einem Treibhaus gedeihen. Gleich hinter dem Dorf treten die Felswände eng zusammen; die Schlucht führt zu dem Fuße des Paßes von Omalós. Obwohl Leute aus dem Dorfe Samariá mir zuredeten, mich ihnen anzuvertrauen, — ein Bursche von siebzehn Jahren, der Typus eines rassigen schönen Griechenjünglings, versprach mir im Hause seines Vaters, des Bürgermeisters, die beste Aufnahme — so entschloß ich mich doch, nicht leichten Herzens, dem Rate der Gendarmen zu folgen und die schlimmen Wege über den Omalós nicht zu versuchen, die durch frischgefallenen Schnee und Regen noch schwieriger geworden waren. Ich kehrte um; in $2^1/_2$ Tagen legte ich den Weg zurück, den ich gekommen war. Die Strecke durch die Schlucht von Nimbros und über das Gebirge lernte ich bei Regengüssen und heftigem Gegenwind kennen. Der Gegensatz zwischen der warmen Küste und den rauhen Bergen war noch empfindlicher. In Canea aber empfingen mich die Griechen und der deutsche Konsul mit unverhohlener Freude, daß ich heil und mit den besten Eindrücken aus den Bergen zurückgekehrt war — ein Stein schien ihnen vom Herzen zu fallen.

## III.

Meine Reiseschilderung sollte eine Vorstellung von Landschaft und Vegetation geben. Beides ist durch den Wechsel von Küste und Bergland bedingt. Auf der Nordseite der Insel blühten der Mandelbaum und der wilde Birnbaum, der Asphodelos und die blaue Iris, die rote und violette großblumige Anemone; an der Südküste war die Vegetation schon weiter, die Mandel setzte Früchte an. Maulbeere und Plantane waren in der Höhe von Anópoli noch laublos, am südlichen Gestade in vollem Laubschmuck. Die Rebe aber zeigte erst Ende März, als ich vom Gebirge nach Canea zurückkehrte, beginnende Belaubung. Warmes, bisweilen sogar heißes Frühlingswetter herrschte im Küstengebiet der Sphakia (ist doch die mittlere Januar-

temperatur Kretas 11°); in den Bergen aber war es kühl, wenn die Sonne fehlte oder der Nordwind über die Bergkämme blies. Der März ist im Mittelmeer noch ein richtiger Regenmonat, aber ich empfand davon nur wenig und nur in den Bergen; denn die Südküste Kretas gehört zusammen mit Ägypten und Tripolis zu den regenärmsten Teilen des Mittelmeergebietes.

Die Lebensweise der Menschen ist in erster Linie durch das Klima bedingt. Über die Sommer- und Winterdörfer habe ich schon gesprochen, es ist eine Siedelungsweise, die sich auch sonst in Griechenland findet, die ich selbst aber in so ausgesprochener Weise z. B. im Bergland der Maniaten (Taygetos) nicht beobachtet habe. Der Ackerbau gedeiht in den kleinen Hochebenen, liefert aber z. B. in Anopoli an Oliven und Wein, Obst (Orangen, Feigen), Hülsenfrüchten nur das für den eigenen Bedarf Notwendige, während im übrigen Kreta Öl oder die daraus gewonnene Seife, Korinthen und Feigen überreichlich zur Ausfuhr vorhanden sind. Doch Käse, Honig und Seide können aus dem Bergland ausgeführt werden; Anopoli z. B. sendet jährlich etwa 100 Oka = 130 Kilo Seide nach auswärts. Die Bienenzucht, die in Anopoli und Aja Roméli besonders gepflegt wird, produziert einen Honig von wundervollem Aroma und Wohlgeschmack, des berühmten Hymettoshonigs würdig. Im Weinbau kann unser Berggebiet mit dem übrigen Kreta nicht konkurrieren, weder an Qualität noch an Quantität; trotzdem wird ihm große Sorge gewidmet nach alter Sitte. Am Feste der vierzig Heiligen (9./22. März) pflanzt man die neuen Rebschößlinge; die jungen Triebe werden um Steine gewickelt, vermutlich um sie vor der Kälte zu schützen, deshalb häufelt man auch im März die Erde um die am Boden liegenden Rebstöcke, die selbst im hochgelegenen Anopoli schon im September ihre Trauben zur Lese bieten. Im Winter breitet man aus dem Wein eine warme Bowle mit Pfeffer und Lauch oder Pfeffer und Honig — ich habe kein Verlangen darnach getragen, dieses Getränk zu probieren.

An der Küste zwischen Sphakia und Aja Roméli ist Ackerbau nicht möglich, die steilen Hänge bis hoch hinauf sind nur zur Weide für Schafe und Ziegen geeignet; Seefahrt und Handel geben außerdem einen bescheidenen Gewinn. Was vielleicht am besten sich rentieren könnte, der Holzhandel, steckt noch ganz in den Anfängen, weil die Verkehrsmittel fehlen. Denn im höheren Gebirge gibt es große Waldbestände von Kiefern und Zypressen. Das Holz der Steineiche brennt man in den Bergen zu Holzkohle. Aus den Waldungen im Gebiet von Samaria trägt man die fertigen Balken einzeln zur Küste, aber zwei Männer, die dazu zwei volle Tage brauchen, erlösen zusammen für die gesamte Arbeit nur 1½ Frank! Daraus mag man auch ersehen, daß das Leben nicht teuer sein kann; freilich lebt der Sphakiote wie alle Griechen sehr einfach, Fleisch ist keine häufige Nahrung, und wer, wie ich, gar zur Zeit der Osterfasten reist, muß auf die Gelegenheit passen, ob gerade einige weniger Skrupulöse ein Lamm schlachten.

Trotz oder vielmehr wegen der Einfachheit des Lebens ist es falsch, von Armut der Bevölkerung zu sprechen. Ich habe auf dem Lande unter den Griechen überhaupt nie Bettler getroffen, denn jeder hat, was er braucht.

Und in der Sphakia hatte ich den Eindruck, als ob die Bewohner in besseren Verhältnissen lebten als z. B. in dem Bergland der Maina, das ich vor zwanzig Jahren besucht habe. Daher gibt wohl der Sphakiote mehr als der Maniate auf sein Äußeres und hat im Gegensatz zu ihm seine Tracht festgehalten. Es ist die allgemeine kretische Tracht: die weiten sackartig fallenden blauen Hosen, eine blaue Weste über dem Hemd und ein vier bis sechs Meter langer Gürtel aus Wolle oder Seide, der um die Hüfte geschlungen wird, sind die Hauptbestandteile der Kleidung; eine kurze Jacke mit Ärmeln und ein weiter Mantel aus Wolle oder Schaffell vervollständigen sie. Aber den roten Fes (etwa in der Form der phrygischen Mütze) sah ich nur einmal bei einem festlich geschmückten jungen Mann, der als Brautwerber reiste; im übrigen trugen alle Männer ein schwarzes Tuch um den Kopf als ein Zeichen der Trauer, weil die Insel noch nicht mit dem Mutterland vereinigt sei. Auch die Frauen tragen ein ähnliches Kopftuch, haben aber im täglichen Leben keine besondere Tracht; doch wurden mir aus Truhen buntfarbige Gewänder aus Wolle und Seide hervorgeholt, die an Festtagen Verwendung finden. Sie sind ein Stolz der Hausfrau, besonders wenn sie samt den Stoffen im Hause angefertigt sind. Denn die Hausindustrie spielt wie in homerischer Zeit eine wichtige Rolle. Ein ungelegener Besuch ist freilich auch der Sphakiotin wie der deutschen Hausfrau unerwünscht, darum ward ich, bevor ich ein Sphakiotenhaus betrat, erst angemeldet.

Im ummauerten Hof begrüßt mich die Großmutter mit natürlichem Anstand; sie macht die Honneurs und gibt Auskunft auf meine Fragen; die jüngeren Frauen und Mädchen stehen bescheiden dabei. Nachdem mir zum Willkomm eine Masticha (Mastixschnaps) geboten ist, trete ich durch einen weiten Bogen in den Vorraum (exósti) und zur Rechten in den Wohn- und Schlafraum, dessen Hintergrund ebenfalls durch einen weiten Bogen von der vorderen Hälfte abgetrennt ist. Zur Linken steht das Bett; die lange Wand im Hintergrund ist durch eine mit Teppichen belegte Bank eingenommen. Kleinere Decken hat man wohl für meinen Besuch darüber ausgebreitet, um mir das Haus im Festschmuck zu zeigen. Alles, was ich sehe, sind Handwebereien aus Wolle oder Leinwand; im Hause gesponnen, gefärbt und gewebt, sagt stolz die Hausfrau; die einheimischen Muster sind von einfachem, aber gutem Geschmack.

Die Küche zur Linken des Vorraums enthält den Backofen mit dem Herd, einer Aufmauerung, auf die man einen eisernen Dreifuß stellt. Der Rauch entweicht durch einen ausgehöhlten Baumstamm über das Dach. Ein ähnlicher Herd kann sich (für den Sommer) auch an der Außenwand der Küche befinden. Von dem großen Vorratsraum (katóji), wohin man geradeaus von der Vorhalle gelangt, führt eine hölzerne Treppe ins Obergeschoß (anóji), das im Sommer als Wohnraum dient. Da steht (außer einem weiteren Herd) der Webstuhl — er ist das, was der Nähtisch unserer Frauen. Die Wolle wird an Ort und Stelle gesponnen, nur die Fäden für das Muster kommen aus Europa. Alle die Decken und Teppiche, die ich gesehen habe, auch das Leinen und die Stoffe entstammen dem häuslichen Webstuhl.

Denn Spinnen und Weben ist Pflicht der Hausfrau und Töchter. Ich sehe zu, wie zwei Nichten der Alten, die mich führt, an einem großen Teppich arbeiten: er gehört zur künftigen Aussteuer. Vom Obergeschoß treten wir hinaus auf die Terrasse, die das Dach der übrigen Räume des Hauses bildet.

Ich habe ein Haus mittlerer Art beschrieben; es gibt noch entwickeltere Formen. Als Grundtypus kann gelten, daß ein rechteckiger Raum im rechten Winkel an einen gleichen anderen Raum stößt; der Wohnraum kann durch hölzerne Galerien an den Schmalseiten gegliedert werden: auf der einen Galerie steht Bett und Webstuhl, und das Obergeschoß mag bisweilen fehlen.

## IV.

Wir dürfen die Sphakioten eine Edelrasse nennen. Durch ihre Körperhöhe (175 cm im Durchschnitt) überragen sie alle Europäer, wie jüngst der Berliner Anthropologe von Luschan festgestellt hat. Man ist aber besonders überrascht von blonden und braunhaarigen Erscheinungen, die ich auf gegen 50% schätze; unter den Schulkindern zählte ich 12% ausgesprochen blonde Typen. Ein französischer Geograph hat behauptet, die Kreter seien überhaupt meist blond; aber ein Gang durch die Klassen des Gymnasiums von Canea zeigte mir rasch, daß blonde und braune Typen eine Ausnahme sind, daß sie dem Gebirge angehören. Es unterscheidet sich eben der Sphakiote von den Bewohnern der meisten übrigen Gebiete, die den allgemeinen Habitus der Griechen haben. Die hohen und schlanken Gestalten mit blondem Haupt- und Barthaar muten uns wie Germanen aus dem Norden an. Schöne und oft feingeschnittene Gesichtszüge sind nicht selten. Die würdigen Greise mit ihren Vollbärten bewahren die Feinheit der Züge. Die Frauen sind, wie meist im griechischen Orient, nicht die schönere Hälfte der Menschheit, aber ich sah unter den Sphakiotinnen manch zartes schmales Gesicht; auch ältere Frauen sehen nicht verwittert und frühzeitig gealtert aus, und junge Frauen bewahren nicht selten etwas Mädchenhaftes oder haben sympathische Madonnenzüge.

Der körperlichen Erscheinung entsprechen geistige Qualitäten. Die hohe Intelligenz der Griechen ist auch den Sphakioten eigen. Die Art, wie man mir unbefangen und natürlich Auskunft gibt, wie man sich gewandt gegenüber dem Phonographen verhält, verrät es. Ich bin daher über den Lerneifer der Schuljugend nicht überrascht; denn ich habe ihn allenthalben bei den Griechen beobachtet. Diese wohlgesitteten Büblein und Mägdlein, die ruhig und respektvoll dem ganz jungen Lehrer kluge Antworten geben, sind die Kinder der Sphakioten, die in wildem Trotz den Nacken nicht beugten dem türkischen Eroberer! Die Schulhäuser sind besser als in manchen Teilen Griechenlands, einfach, aber würdig. Das Schulsystem ist, wie ich nebenbei bemerke, nicht ganz dem des Königreichs gleich; es ist ausgearbeitet von Herrn Generalis, dem gegenwärtigen Chef des Unterrichtswesens, der mit den deutschen Schulverhältnissen wohl vertraut ist. Das griechische System der Trennung in eine Volksschule mit vier, eine „Hellenische" Schule mit vier

und ein Gymnasium mit drei Klassen, ist nicht adoptiert: auf die sechs Klassen der Volksschule folgen die sechs Klassen des Gymnasiums.

Mit den intellektuellen Vorzügen verbindet sich ein sympathisches Benehmen. Unbefangen und ritterlichen Sinnes treten die Bauern dem Fremden gegenüber; dienstwillig und gastfreundlich, wie die Griechen überhaupt, sorgen sie um mein körperliches Wohl, wie um meine wissenschaftlichen Interessen; ich fühle mich in ihrer Mitte geschützt und geborgen. Auch bei festlichem Gelage bewahrt der Sphakiote gute Haltung. Ich habe das bei einem Taufseste im Dorfe Aja Roméli beobachtet. Es bestand aus einer fortlaufenden Reihe von Schmausereien, beginnend morgens um 11 Uhr im Hause des Täuflings und fortgesetzt bis in die Nacht in den Häusern der Verwandtschaft. Was es da alles gab! Der Leser mag sich danach zugleich einen Begriff machen von dem Speisezettel eines Sphakiotenhauses: Pilaf (Reis) mit Tintenfisch, Lammgulasch mit einer Sauce aus Zitronen und Ei, klein geschnittenes Schweinefleisch, rötlichen Kaviar (taramás) mit Zitronen und Öl, Reis mit Dickbohnen, Bohnenbrei (fava), Lammbraten, Lammkopf mit Zunge und Hirn, harte Eier, Rebhuhn und Rühreier, Jaúrti (Yoghurt), Honig und Honiggebäck, Nüsse getaucht in Lukúmi (eine klebrige, zuckrige Masse), dazu Wein in Fülle. Aber der frohe Gesang und das Zutrinken, wobei des Vaterlandes immer wieder gedacht wurde, arten nicht aus, die Freude wurde nicht zur Ausgelassenheit; das gilt selbst von den jungen Burschen, die mir unter Flintenschüssen, Liedern und Hochrufen auf Kreta, Deutschland, Griechenland das Geleite zum Dorf hinaus gaben. Die Zahl der Lieder, die man bei einer solchen Gelegenheit singt, die Trinksprüche, die man ausbringt, sind ein Maßstab für die Schätzung des Gastgebers, ein Dank für das Gespendete. Die Lieder werden gemeinsam oder mit Responsion in Gruppen gesungen: Lieder der Lebenslust — „Laßt uns trinken und essen, bevor wir sterben" — treten zurück vor jenen, die nationale Gefühle zum Ausdruck bringen. „Es war einmal ein Papás (Priester), der war traurig, daß die Türken so viel Christen töteten. Darum zog er mit einem Messer bewaffnet hinaus und tötete sieben Türken. Die Türken stürmen sein Haus und stecken es in Brand; der Priester stürzt heraus und tötet den besten der Türken — dann fällt er selbst als freier Mann." Der Gesang ist zum Teil schon in europäischen Melodien; aber das echte Volkslied tönt uns in den eigenartigen griechischen Weisen entgegen, deren Rhythmus und Melodie fremd anmuten. Es ist manchmal wie alter Kirchengesang, gerade dann, wenn die Leute am fröhlichsten sind. Und während die Männer sich der Lustigkeit hingeben, bleiben die Frauen in ruhiger Zurückhaltung, keinem frivolen Wort ausgesetzt, auch nicht zu sklavischer Unterwürfigkeit verpflichtet.

Die Stellung der Frau scheint mir bei den Sphakioten überhaupt höher zu sein als bei den übrigen Griechen und bei den sonstigen Völkern der Balkanhalbinsel. Die Frau muß da im allgemeinen sehr hart arbeiten; auf dem Felde sieht man hauptsächlich Frauen in Tätigkeit. Man kann beobachten, wie der Mann stolz auf seinem Maultier sitzt und die Frau demütig nebenher geht, oder wie sie gar mit einer schweren Last sich

schleppt. Aber in der Sphakia verrichtet sie keine schwere oder niedrige Arbeit, so versichert nicht nur ein eingeborener Schriftsteller, sondern so beobachtete ich es selbst. Die Frau wird gut behandelt, ist nicht Arbeitstier, sondern die fleißige Herrin des Hauses: über ihre Tätigkeit am Webstuhl habe ich schon gesprochen; besonders gerühmt wird ihre Geschicklichkeit im Backen des Brotes, und von ihrer Kochkunst habe ich gute Proben gekostet. Das Mädchen kommt zwischen fünfzehn und zwanzig Jahren unter die Haube; sehr frühe Heiraten (zwischen zwölf und sechzehn Jahren) scheinen ehemals üblich gewesen zu sein. Die Männer aber schließen erst spät eine Ehe, zwischen dreißig und vierzig oder gar fünfundvierzig, doch kommt jetzt früheres Heiraten mehr und mehr auf. Der Ehebruch gilt als ein unverzeihliches Verbrechen; die Jungfrau, die einen Fehltritt begeht, setzt sich der Gefahr aus, getötet zu werden. Die Werbung und Hochzeit vollziehen sich in den auch sonst in Griechenland bekannten Formen. Der Brautwerber, ein Verwandter des Freiers, erledigt die äußeren Formalitäten: es ist ein Fest, wenn er der Braut den Ring überbringt und den Tag der Hochzeit mit den Eltern verabredet. In feierlichem Aufzug begibt er sich in das Haus der Braut; ich sah einmal einen solchen Zug, der sich gerade wieder heimwärts nach Askýphu begab; unter den jungen Männern, die das Gefolge des Brautwerbers bilden, fiel dieser selbst, ein schmucker Pallikare, durch seine glänzende Festtracht auf. Während der Zeit der Verlobung darf der Bräutigam seine Braut nicht besuchen. Mitgift ist selbstverständlich; vom Brautkauf, wie bei den Maniaten, gibt es keine Spur. In mittleren Kreisen gelten sechstausend Frank für eine gute Mitgift; die Frau behält ein gewisses Verfügungsrecht darüber und darf im Verhältnis zur Mitgift gewisse Ansprüche machen, z. B. einen Dienstboten halten. Mit der Mitgift aber sind die Pflichten der Eltern gegen die Töchter erfüllt; denn diese sind nicht erbberechtigt. Doch mit der Versorgung der Töchter nimmt es der Sphakiote wie alle Griechen sehr ernst; darum pflegen die Brüder nicht zu heiraten, bevor die Schwestern ausgestattet und an den Mann gebracht sind. Der Ehemann sichert seinerseits die Zukunft der Gattin durch Geschenke in Gold- oder Silbermünzen; sie sind ein totes Kapital, das in die Tausende gehen kann, denn die Frau trägt bei Festlichkeiten die Münzen an Schnüren aufgereiht als Halsschmuck.

Wir schilderten zuletzt Dinge, die den Sphakioten ziemlich mit allen Griechen gemein sind. Aber als ein besonderer Zug in Sitte und Brauch gilt die Blutrache. Ich habe ein sehr eingehendes, wenn auch ungeschriebenes Gesetz der Blutrache in der Maina kennen gelernt und erwartete in den Bergen Kretas ähnliches zu finden, gewann aber den Eindruck, als sei hier ein altes Gewohnheitsrecht im Schwinden begriffen, und als ob die einzelnen Bestimmungen des Blutrechts allmählich vergessen würden. Doch ein Dorf (Ajos Joannis) fand ich im Zustand der Blutfehde; die Feindschaft von zwei Familien und ihrem Anhang hatte an einem einzigen Tage zu vier Morden zwischen je zwei Brüdern geführt. Aber — sagte mir ein alter Mann in Anopoli — die Blutrache geschieht mehr aus Leidenschaft als aus

dem Gefühl einer durch die Sitte geforderten Pflicht. Immerhin weiß man an verschiedenen Orten übereinstimmende Einzelheiten anzugeben, so daß z. B. die Pflicht der Blutrache sich auf Eltern, Brüder, Vettern ersten und zweiten Grades, wohl auch auf die nächsten Freunde erstrecke. Man tötet den Mörder oder ein anderes Mitglied der Familie. Dann sucht man die Feindschaft durch eine Heirat zwischen den beiden Familien beizulegen, entweder direkt oder durch die Vermittlung einer dritten Familie. Verständigt man sich aber auf diese Weise nicht, so geht die Fehde weiter, ja man traut nicht immer den durch eine Heirat geknüpften Banden. Was ich also erfuhr, sind Bruchstücke eines Gewohnheitsrechtes von der Art, wie ich es bei den Maniaten in voller Entwicklung kennen gelernt habe. Aber Einzelheiten über Waffenstillstand, Wergeld, Schutz vor einem feindlichen Anschlag durch die höhere Pflicht des Gastrechtes scheinen vergessen zu sein. Wenn es daher einmal einen festen Kanon des Blutrechtes gegeben hat, so ist er doch jedenfalls nicht mehr in Übung; der Geschädigte rächt sich eben, getrieben von dem Instinkt der Vergeltung. Aber Gewalttat und Mord müssen in den letzten Jahren zeitweise stark überhand genommen haben, da der Bischof von Sphakia 1911 die Priester nach Frankokástello (an der Küste nahe der Ostgrenze der Landschaft) berief, um den Bannfluch des Himmels gegen alle auszusprechen, die sich des Raubes und des Mordes schuldig machten. Und diese Drohung mit den Strafen des Himmels habe eine heilsame Wirkung ausgeübt, während die ungeregelten politischen Verhältnisse die Handhabung der Justiz erschwerten.

Die Wirkung dieses kirchlichen Machtspruches zeigt, daß der Sphakiote seiner Kirche treu ergeben ist; darum hält er auch z. B. sehr streng die nicht wenigen Fastenzeiten der griechischen Kirche, wenngleich ich Ausnahmen gesehen habe, so bei dem Tauffest, wo sich nur der Priester der verbotenen Speisen enthielt. Auch gegenüber dem Aberglauben verhalten sich wenigstens die Männer recht aufgeklärt. Denn als ich mich z. B. über den Vampyrglauben erkundigte, der über die ganze Balkanhalbinsel verbreitet ist und nach älteren Berichten auch in der Sphakia seinen unheilvollen Einfluß ausübte, wurde mir lachend gesagt, das sind alberne Geschichten, an die die Frauen wohl noch glauben. Denn jene mythologischen Volksvorstellungen, die wir aus ganz Griechenland kennen, und die dem Volksglauben der antiken Griechen entstammen, sind auch in den Weißen Bergen bekannt. Die Schicksalsgöttinnen oder Miren, die bei der Geburt das Schicksal des jungen Erdenbürgers bestimmen, macht auch der Sphakiote für das Unglück verantwortlich, das ihn verfolgt, und die Gestalt des Todesgottes oder Charos ist mir in einigen Liedern entgegengetreten, die bekannte Motive, die grausame Härte des Gottes und den erfolglosen Kampf des Jünglings mit ihm, behandeln. Mancherlei Dämonen schrecken den abergläubischen Sinn. Besonders viele Dämonen hausen in der Schlucht von Samariá. Weibliche Geister, die Nereïden, die in Flüssen wohnen, schrecken die Kinder. Ungetaufte Kinder gelten für besonders gefährdet: böse Dämonen nehmen sie in die Berge, um sie dort zu erwürgen. Wenn man daher ein solches Kind aus dem Hause

bringt, so glaubt man es zu schützen, indem man ihm ein Stück Brot auf die Brust legt. Der Sünder wird nach seinem Tode zum Vampyr (katachanás, sonst vrikólakas), der besonders die Frauen belästigt. Er sitzt drückend auf der Brust des Schlafenden, aber er saugt nicht Blut, sondern erbricht Blut — ein Zug, der mir anderswoher nicht bekannt ist. Man glaubt, verhindern zu können, daß ein Toter zum Vampyr wird, wenn man ihm einen Ziegelstein auf die Brust legt mit der Aufschrift „Jesus Christus siegt", und indem man den Priester beschwörende Gebete sprechen läßt. Zauber und Vorausbestimmung der Zukunft zeigen die üblichen Formen. Eine Besonderheit Kretas (nicht nur der Sphakioten) ist die magische Kraft, die den antiken Gemmen aus der ältesten, sogenannten Minoischen Zeit Kretas zugeschrieben wird: sie heißen Milchsteine und werden von den Frauen auf der Brust getragen, damit für den Säugling reichlich Milch vorhanden sei. Eine Fata Morgana, die am Meer bei Frankokástello an schönen Sommertagen kurz vor Sonnenuntergang oder -aufgang gesehen wird, gilt als Vorzeichen eines neuen Aufstandes: Ein älterer Steuerbeamter erzählte mir, er selbst habe gesehen, wie Soldaten mit blitzenden Waffen am Horizont erschienen; freilich, fügte er hinzu, er habe die Erscheinung oft gesehen, ohne daß ein Aufstand ausgebrochen sei.

## V.

Die sphakiotische Eigenart läßt sich nicht einfach aus dem geographischen Milieu erklären, und daher sind wir berechtigt, nach der Herkunft des Bergvolkes zu fragen.

Die Vorstellungen des heutigen griechischen Volkes über seine antiken Vorfahren sind unbestimmt, obwohl das Altertum selbst im neuen Volkstum fortlebt. Wie die übrigen Griechen, so stellen sich auch die Sphakioten unter Hellenen Riesen der Vorzeit vor. Wo sie einst wohnten, ist fruchtbares Land, das man ihnen zuschreibt und daher Hellenenäcker (Hellenikó) nennt. Aber die Sphakia gehörte nicht zu den von den alten Hellenen bevorzugten Gebieten: wir sehen das schon aus den kümmerlichen Resten des Altertums. Der Archäologe sucht darum diese Gegenden selten auf. Ein charakteristisches Relief mit der kretischen Doppelaxt, das ich in einer Mauer vor der Gendarmeriestation von Aja Roméli fand, bezeugt indes, daß die sogenannte minoische oder altkretische Kultur, deren Denkmäler wir im Osten der Insel bewundern, auch hier einmal bestanden hat. Mauerreste der alten Stadt Tarrha finden sich auf der kleinen Strandebene östlich vom Ausgang der Schlucht von Samaria. Bedeutender sind die bis zwei Meter hohen Zyklopenmauern auf der Höhe im Süden von Anopoli (die Stätte des alten Lappa): die Fläche des Berges, die einen schönen Ausblick über die Ebene von Anopoli und hinab zum Hafen Lutró bietet, trägt auch noch andere antike Spuren. Ein kleiner rechteckiger Mauerzug soll der Rest eines griechischen Tempels sein, so habe vor Jahren ein Archäologe gesagt. Wer der Archäologe war, weiß niemand; aber was er sagte und tat, blieb im Gedächtnis der Menschen haften. Denn in dieser abgeschiedenen Welt lebt die Geschichte

in mündlicher Überlieferung fort. Nicht einmal Grabmäler halten die Erinnerung an Tote fest — man schaufelt das Grab im Kirchhofe zu und ebnet es aus, und keine Spur bleibt von den Toten; doch Männer, die sich verdient gemacht haben, z. B. als Freiheitskämpfer für die Heimat, leben im Gedächtnis ihrer Landsleute fort, vielleicht lebendiger als in Leichensteinen.

Die Spärlichkeit antiker Funde macht es von vornherein wahrscheinlich, daß die Landschaft im Altertum geringes geschichtliches Leben hatte — und daraus dürfen wir weiter schließen, daß hier keine großen Umwälzungen in der Besiedelung stattgefunden haben. Auch späterhin war das nicht anders: die venezianische und türkische Kultur, die uns in Canea und Candia entgegentritt, hat hier keine Wurzeln geschlagen; es gab keine venezianischen und türkischen Siedelungen. Denn die paar Burgen fremder Herren blieben Fremdlinge in ihrer Umgebung. So liegt die Vermutung nahe, daß die Sphakioten die Nachkommen einer Bevölkerung sind, die zu den vorhistorischen Ansiedlern gehörte. Auch die Ortsnamen lassen keinen römischen, slawischen oder gar türkischen Einschlag erkennen. Der rein griechische Charakter der Flurnamen, die ich an Ort und Stelle aufgezeichnet habe, ist geradezu frappierend, wenn man ähnliche Berggebiete in Griechenland damit vergleicht. Der Dialekt der Sphakioten gibt freilich keine Auskunft über ihre Vorfahren, oder nur die, daß sie eben Griechen sind. Zwar hebt sich die Mundart in einigen lautlichen Eigentümlichkeiten von derjenigen der übrigen Kreter ab, und Dilettanten haben gefabelt, daß die Sphakioten noch den dorischen Dialekt sprächen. Aber der sphakiotische Dialekt ist aus derselben (attischen) Grundlage erwachsen wie die übrigen Dialekte Kretas und der Inseln. Immerhin illustriert die Mundart der Sphakioten ihre Eigenart. Noch deutlicher tritt diese uns in der anthropologischen Beschaffenheit des Volksstammes entgegen: von der äußeren Erscheinung der großen blonden Gestalten habe ich bereits gesprochen. Dazu kommt, daß die Sphakioten mit ihren Nachbarn im Osten und Westen zu einer kleinen Minderheit der kretischen Bevölkerung gehören, die sich durch die breite Schädelform (Brachykephalie mit dem Index 81—82,4) von der schmalschädeligen Form der meisten Kreter deutlich unterscheidet: das ist das wertvolle Ergebnis ausgedehnter Messungen, die der Berliner Anthropologe v. Luschan im Jahre 1912 vorgenommen hat. v. Luschan hat glaublich gemacht, daß die breitschädeligen Typen nicht zur allerältesten (vorgriechischen) Bevölkerung der Insel gehören — diese ist ausgesprochen schmalschädelig —, anderseits spricht aber nichts für eine Einwanderung dieser blonden Breitköpfe in historischer (antiker oder mittelalterlicher) Zeit. So bleibt uns nichts übrig, als in den Sphakioten Reste einer vorhistorischen griechischen Siedelung zu sehen: v. Luschan entscheidet sich für die Achäer, d. h. für die ersten Griechen, die am Ende der Minoischen Zeit nach Kreta kamen. Ich selbst vermute in ihnen vielmehr die Dorier; denn da die Achäer im Zentrum der Insel die stärksten sprachlichen Spuren (im alten dorischen Dialekt Kretas) hinterlassen haben, so schließe ich: die ersten griechischen Einwanderer, nämlich die vorhergenannten Achäer, haben sich in den besten Fluren inmitten der Insel niedergelassen, sind aber kaum in die abgelegenen

Berge der Sphakia gelangt. Die eindringenden Dorier dagegen besiedelten auch die von den Achäern übriggelassenen Teile und bewahrten dort ihre anthropologische Eigenart. Daß freilich die Dorier, die am spätesten aus dem Norden der Balkanhalbinsel nach Griechenland gelangten, blonde Brachykephalen gewesen seien, ist erst noch zu beweisen: doch spricht manches dafür.

Das Bergland der Sphakia stand niemals im Mittelpunkt weltgeschichtlichen Geschehens. In seiner Abgeschlossenheit wurde es von den Wellen der großen Geschichte nur berührt; gegen die fremden Eroberer behaupteten die Sphakioten nach Kräften ihre Selbständigkeit. Als die Araber für eine Weile (824—961) die Insel Kreta dem byzantinischen Reich entrissen, ließen sie der Sphakia Selbstverwaltung und Steuerfreiheit. Auch die Venezianer, die im Jahre 1204 Kreta besetzten, übten nur zeitweise eine wirkliche Herrschaft aus. An den 27 Aufständen der Kreter, die während der Herrschaft Venedigs (1204—1669) gezählt werden, nahmen die Sphakioten jedenfalls regelmäßig teil. Auch die Türken mußten ihnen Steuerfreiheit gewähren. Die Sphakia wurde ein Herd neuer Aufstände. Die Reihe der größeren Erhebungen beginnt 1770. In diesem Jahre rief der Sphakiote Daskalojánnis aus Anopoli zum Kampf gegen die Türken auf; da geschah es zum erstenmal, daß türkische Truppen in das Gebiet der Sphakioten einfielen, sie in verschiedenen Gefechten besiegten: der Aufstand wurde im Blut erstickt, Daskalojánnis fiel in die Hände der Türken und wurde grausam getötet. Die Gestalt dieses Freiheitskämpfers ist der Erinnerung seiner Landsleute tief eingeprägt. Ein würdiger Greis erzählte mir von ihm mit einer Kunst, die zeigt, daß die Überlieferung über Daskalojánnis im Munde des Volkes eine gewisse literarische Formung erhalten hat. Auch im Jahre 1821 ging der kretische Aufstand von der Sphakia aus, und an allen weiteren Aufständen (es sind sieben von 1833 bis 1896) waren die Sphakioten selbstverständlich beteiligt. Vom jüngsten Aufstand wurde mir allenthalben erzählt, und die zahlreichen Ruinen von Häusern sind noch heute Zeugen davon. Auch der Aufstand von 1866 ist noch im Gedächtnis lebendig; noch begegnete ich Leuten, die mir von den Verwüstungen der 70000 Türken erzählen konnten. Episoden aus den Aufständen von 1866 und 1896 sind ein beliebtes Thema der Erzähler: ich ließ sie gerne solche Geschichten in meinen Phonographen hineinsprechen, und selbst vor dem Trichter des Apparates verloren die Leute nicht von ihrer Lebhaftigkeit.

Die Freiheitsliebe der Sphakioten betätigte sich im Interesse der griechischen Stammesgenossen sogar außerhalb Kretas. In kleinen Abteilungen unter einem Kapetanios vereinigt, stellten sie sich 1904 dem griechisch-mazedonischen Komitee zur Verfügung, um gegen die bulgarischen Banden für die Vorherrschaft der Griechen zu kämpfen. Mein Agojat war als sechzehnjähriger Bursche Glied eines solchen Sphakiotenkorps. Er rühmte die türkischen Truppen; aber gegen die bulgarischen Banden äußerte er lebhaft seinen Haß. „Wir haben die Bulgaren aufgehängt, wenn wir ihrer Herr wurden, aber wir haben sie nicht gefoltert, wie sie es mit den Unserigen getan haben."

## VI.

Die Sphakioten sind glühende Freunde des griechischen Einheitsgedankens. Seit 1770 streiten sie für ihre Freiheit, seit 1821 hoffen sie zusammen mit ihren kretischen Landsleuten auf die Vereinigung mit Griechenland. Diese einfachen Menschen können es nicht verstehen, daß die Großmächte nicht schon längst ihren Wunsch erfüllten, daß der Christ nicht dem Christen gegen den Mohammedaner beisteht. Diese Denkweise wird durch eine Geschichte illustriert, die mir über Daskalojánnis erzählt wurde. Er sei einmal auf eine russische Korvette gekommen, die in der Sudabai lag. Der Kapitän begrüßt ihn mit den Worten: „Bist du Christ?" — „Ja; und du?" — „Ich bin auch Christ." — „Nein," antwortet lebhaft Daskalojánnis, „du bist kein Christ, und ich kann es dir beweisen. Wir erhoben uns zum Aufstand gegen die Türken, aber als man uns Christen schlug, da habt ihr Russen uns nicht geholfen." — Und bitter sagte ein junger Gendarm, der mich aus den Bergen zurückgeleitete: „Ist das Gerechtigkeit, daß die Großmächte unsere Wünsche nach der Vereinigung mit dem Mutterland zurückweisen, da man es doch geschehen ließ, daß Österreich Bosnien annektierte? Ja, weil wir klein sind, werden wir so ungerecht behandelt."

Ich führe diese Züge an, weil sie zeigen, wie tief die nationalen Wünsche im Volk eingewurzelt sind. Kreta ist faktisch seit 1898 frei; 1908 hat es seinen Anschluß an Griechenland erklärt und verwaltete sich seitdem gewissermaßen im Namen des Königs von Griechenland. Ich hatte daher geglaubt, daß nur die berufsmäßigen Politiker unzufrieden weiter drängten; aber überall bei den sphakiotischen Bauern war die nächste Zukunft des Vaterlandes ein Gesprächsthema, das sie gern und eindringlich behandelten. Und obwohl die Kreter wissen, daß der Anschluß an Griechenland zunächst manche Nachteile wirtschaftlicher Art (z. B. Verteuerung der Lebensmittel, höhere Zölle) bringen wird, so ist doch die Vereinigung mit dem größeren Vaterland ein patriotischer Herzenswunsch des Volkes, von dessen Erfüllung es die Festigung der unsicheren innerpolitischen Verhältnisse und eine Blüte der Insel erwartet. Die Intelligenz der Sphakioten verrät sich auch in ihrer politischen Einsicht. In ihrer bäuerlichen Einfalt glauben sie freilich, daß der Fremde, der ihr Land bereist und studiert, die geheimen Absichten der europäischen Politik kennen müsse und daher sichere Auskunft geben könne. Und doch habe ich auch von den Sphakioten etwas erfahren, was in unserer deutschen Presse aus mir unbekannten Gründen völlig ignoriert oder verschwiegen wurde, was aber auf Kreta und in Griechenland communis opinio war: England verzögere eine Lösung der kretischen Frage, weil es auf die Sudabucht, diesen erstklassigen Flottenstützpunkt, reflektiere und auf eine günstige Gelegenheit warte. Immer und immer wieder hörte ich diese Ansicht, die ich ins Gebiet der Fabel verweisen wollte. Aber es muß etwas daran gewesen sein, denn sie wurde mir von sehr hoher Seite in Athen bestätigt. Es schmerzte die Sphakioten, daß die Sudabai ein Hindernis ihrer nationalen Wünsche sein sollte. „Mögen die Engländer die Bucht haben," sagten sie, „oder noch besser, jeder Kreter trage

so lange Steine in die Bucht, bis sie ausgefüllt ist und aufhört, von einer fremden Macht begehrt zu sein."

Die Wünsche der Kreter sind viel eher in Erfüllung gegangen, als sie hoffen konnten. Von dem Balkankrieg, der schon ein halbes Jahr später ausbrechen sollte, hat niemand in Kreta gesprochen, niemand wohl auch etwas geahnt. Inzwischen ist Kreta ein Glied des griechischen Königreichs geworden. Ein Kreter, der Minister Venizelos, hat das und noch viel mehr zustande gebracht. Die Kulturarbeit, die von den Türken, wie überall, aufs gröbste vernachlässigt worden ist, hat schon in den wenigen Jahren, seit die Insel autonom wurde, bemerkenswerte Ansätze gemacht, z. B. in der Anlage guter Straßen. Das Bergland der Sphakia wird allerdings nicht so schnell von der europäischen Kultur überflutet werden — trotzdem aber ist zu befürchten, daß die Eigenart des Bergstammes bald schwinden wird. Denn der Sphakiote ist bildungs- und anpassungsfähig. Ist doch schon heute sein Dialekt in Gefahr, der Gemeinsprache zu weichen, selbst in einem so entlegenen Winkel wie Ajos Joannis. Aber der Kulturfortschritt ist doch das höhere Ideal, vor dem die besonderen Interessen des Ethnographen und Philologen nicht bestehen können. Nur möchte man wünschen, daß Kreta selbst es als eine seiner ersten Aufgaben betrachtete, sein Volkstum nach allen Seiten zu erforschen und dessen Denkmäler zu verzeichnen, bevor die nivellierende Kultur sie zerstört haben wird.

# Albert Welti.

Von

Adolf Frey.

## I.

Das Leben Albert Weltis zeigt aufsteigende Linie. Erfolg, Anerkennung, selbst der Ruhm stellten sich im letzten Viertel ein. Aber es hat etwas beinahe Zerstückeltes. Es fehlen die entschiedenen Umrisse, die sich leicht einprägen; die bestimmten Einschnitte, die sich aufzwingen; die Situationen, auf denen das Auge ausruht. Und ein vorzeitiger Tod hat es abgebrochen.

Den 18. Februar 1862 in Zürich geboren, besuchte er nach der Volksschule das Realgymnasium und trat hierauf in die kaufmännische Abteilung der Industrieschule über, allenthalben mit fragwürdigen Leistungen. Weil er zu Hause seine Malersehnsucht nicht zu offenbaren wagte, so wurde er bei einem Onkel in Lausanne Photographenlehrling. Aus dieser mißlichen Lage rettete er sich, um mit väterlicher Einwilligung Illustrator zu werden, nach München, wo er im Frühling 1882 an die Akademie und unter die künstlerische Leitung von Strähuber, Gysis und Loefftz kam. 1886 endgültig in die Vaterstadt zurückgekehrt, in der er während der Münchener Studienzeit regelmäßig die Sommermonate verbracht hatte, erreichte er durch Böcklins Fürsprache einen Aufenthalt in Venedig (Winter 1887—1888) und wurde ein halbes Jahr später in das Atelier des verehrten Meisters aufgenommen, das er nach zwei Jahren in Minne verließ. 1894 setzte er sich mit Emeline Wildbolz an den eigenen Herd; 1895 ließ er sich in München nieder. Erst 1908 kehrte er in die Schweiz zurück, die er freilich inzwischen häufig besucht hatte, und siedelte sich vor den Mauern Berns an, fast ausschließlich beschäftigt mit den Studien und Kartons zum fünfteiligen Wandgemälde des Ständeratsaales. Im Oktober 1911 raffte der Tod plötzlich seine Frau, den 7. Juni des folgendes Jahres ihn selbst dahin nach langem und schwerem Herzleiden.

## II.

Albert Welti ist ein Gedankenmaler.

Die deutsche Schweiz hat in wenig mehr als einem Jahrhundert vier bedeutende Maler dieser Art hervorgebracht: Erst Heinrich Füßli (1741—1825), den wir ungenügend kennen, weil seine Bilder meistens in England blieben, wo er lebte und arbeitete, und den wir noch heute nicht vollwertig einschätzen, weil eine unzureichende Maltechnik die ungehemmte Entfaltung seines ungewöhnlichen Talentes beeinträchtigte. Der zweite ist Arnold Böcklin, geb. 1827; der dritte Ferdinand Hodler, geb. 1853; der vierte Albert Welti, geb. 1862. Drei davon sind also in der kurzen Spanne von dreieinhalb Jahrzehnten ans Licht getreten.

Es gibt zu denken, daß den Deutschschweizern, denen die übrigen deutschredenden Stämme Nüchternheit vorzurücken pflegen, in so kurz bemessener Frist drei solche Künstler geschenkt wurden, deren Wert und Bedeutung hauptsächlich auf der schöpferischen Phantasie beruht.

Sollte der vielfach herbe, nüchterne Schweizergeist und eine unbestreitbare Enge der Verhältnisse die Bildkraft der Maler vom Boden der Wirklichkeit weg ins Reich der Gesichte und Märchen gedrängt haben? Sollte die alemannische Neigung, Gefühl und Empfindung zu verhalten, der Phantasie zugute kommen? Sollte in diesem aus Keltenblut und Allemannenblut gemischten Volke ein so reicher und unausschürfbarer Hort erfindenden, gestaltenden Vermögens ruhen, daß ein Dämon seine hervorragenden Maler zwingt, der herrschenden Richtung die Gefolgschaft zu verweigern, um die Schätze heraufzuholen, die in den Schächten der eigenen Seele lagern?

III.

Heinrich Füßli hat, da er so weit zurückliegt — sein Leben endigte ungefähr zu der Zeit, wo dasjenige Böcklins begann — und da von seinen Schöpfungen bei uns so gut wie nichts zu sehen ist, auf Böcklin, Hodler und Welti, die vielleicht kaum von ihm wußten, nicht gewirkt. Hodler empfing schwerlich einen Einfluß Böcklins. Aber ohne Böcklin ist Welti schlechtweg nicht denkbar.

Allerdings darf man als Weltis Geistesverwandten den von ihm hochgestellten Ludwig Richter ansprechen; noch mehr den Vollblutromantiker Moritz v. Schwind, der freilich in höherem Maße als der ernste Schweizer dem heitern Traum und der behaglichen, lachenden Seite des Lebens zuneigte und seine Gesichte leichter in hellen Kompositionen ausspann als dieser. Welti hat ihn und Richter stellenweise ins Dämonische getrieben, so in seiner „Mondnacht" und in seinem „Alten Geiger".

Doch sein eigentlicher und auserlesener Vorfahr im Geist ist Arnold Böcklin, das entscheidendste und wichtigste Ereignis seines Lebens. Im Lichte seines Namens wuchs er auf und blickte er auf. Es hat ihn gewaltig zu Böcklin gezogen von Jugend auf. Vierzehn Tage vor seinem Tode erzählte er mir, es habe ihn ein Schauer überrieselt, als er zur Zeit, da er Böcklin noch nicht kannte, beim Fraumünster in Zürich einen Mann sah, den er glaubte für diesen halten zu müssen.

Es stand ein günstiger Stern über dem jungen Zürcher, als ihm des Meisters lobendes Urteil und dann der Vorzug beschieden wurde, zwei Jahre in seiner Werkstatt arbeiten zu dürfen. Das Schaffen und Werken unter dem gleichen Dache mit Böcklin schlug Welti zum Segen aus, wie er immer und immer wieder anerkannte. Böcklin, der die Kunst durchgedacht und sich noch über manches andere seine Gedanken gemacht hatte, spendete mit vollen Händen aus der Schatzkammer seiner Erfahrung, Meinung und Einsicht. Er nahm Welti nicht nur ins Atelier, um an ihm einen Gehilfen und insbesondere einen Farbenreiber zu haben; er hatte im Sinne, ihm zu vermachen und zu vererben, was sich im Laufe beinahe eines halben Jahrhunderts an

Theorien und Techniken bei ihm aufgespeichert hatte. Beide waren von Grund aus wohlwollend und verträglich, dazu einig über die Hauptrichtlinien der Kunst, und zwar kraft des eingeborenen Bedürfnisses, nicht etwa, weil der Meister den Jünger beredet und zu sich herübergezogen oder auch nur durch sein mächtiges Lebenswerk eingegarnt hätte.

Indessen gestaltete das Zusammensein und Zusammenmalen sich wesentlich anders, als Welti sich's vorgestellt. Böcklins Gewaltherrschaft und unduldsame Subjektivität machte vor den Entwürfen und Bildern des Schülers zu keiner Zeit halt, sondern kritisierte ihm, wenn er auch nie eine seiner Arbeiten anrührte, heute dies und morgen jenes in Grund und Boden hinein, so daß gewöhnlich nur Trümmer davon übrigblieben. Es entspann sich zwischen den beiden ein hartnäckiger, aber latenter Kampf, da Welti schwieg. Er schied nach Ablauf von zwei Jahren, ohne daß seine Verehrung für Böcklin die geringste Einbuße erlitten hätte, doch überzeugt, es sei besser, sich nunmehr auf eigene Füße zu stellen.

Die Verwandtschaft hatte ihn zu Böcklin geführt; die Gegensätze lösten das Schülerverhältnis.

Er hatte geträumt, Hand in Hand mit dem verehrten Meister und Vorbild die Höhen der Kunst zu erklimmen. Nun stellte sich sofort heraus, daß er nicht einfach seinen Geist und seine Malweise fortpflanzen konnte. Er strebte einem ähnlichen Ziele zu, allein er mußte eigene Wege gehen. Er war ein Böcklin ähnlicher Typus; doch er war eine ausgeprägte, von ihm verschiedene Individualität.

Die Geistesnähe, die Geistesverwandtschaft mit Böcklin hat Welti in der Frühzeit gefördert und beschwingt und ihm später immer von neuem die Gewißheit eingeflößt, auf rechten Wegen zu gehen. Aber sie hat zugleich seine Entfaltung erschwert, ja mühsam gemacht. Ihm war nicht auferlegt, das, was sein Meister gelehrt und gewollt, einfach zu bewahren oder, völlig Neuem, völlig Andersgeartetem zustrebend, schließlich zu verwerfen. Sondern seine sich immer wieder erneuernde Aufgabe bestand darin, alles das herauszuarbeiten, was ihn von Böcklin, innerhalb der Gemeinschaft, trennte. Daß er das mit Aufbietung aller Kräfte leistete und, immer dem Eigensten nachringend, sich selber treu blieb, darin liegt mit seine Bedeutung.

Von allen den Ungezählten, die der Magier Böcklin in seine Kreise zog, ist Welti der einzige echte und wirkliche Schüler, weil er als verwandter Geist die dämonischen Mächte des Meisters tiefer empfand als ein anderer und dennoch seine Freiheit bewahrte.

Einmal trennt ihn von Böcklin die Neigung zur Schwarzweißkunst, die ihn von früh auf lockte, während der Lehrer sie gering schätzte, durchaus auf die Farbe gestellt und stets betonend: „Bilder soll man malen!"

Böcklin war von Haus aus Landschafter, und man hat mit Recht bemerkt, seine Figuren seien eigentlich die Blüte, die Seele seiner Landschaften. Welti war, so starken und wundervollen Akzent häufig bei ihm das Landschaftliche bildet, von Haus aus mehr auf die Figur organisiert. Böcklin zielt mehr auf Stimmung und Situation, Welti mehr auf Handlung, Geschehnis.

Vor allem aber: Welti ist ein ins Germanische gewendeter Böcklin. Nicht die südliche Landschaft mit ihren Pinien und Zypressen, nicht der blaue Schimmer des Mittelmeers, nicht die Götter und Halbgötter der alten Griechen und Römer, nicht die Wunder ihrer versunkenen Kultur, nicht ihre Kunstherrlichkeit schwebten ihm vor und füllten ihm Herz und Augen, sondern die heimische Landschaft, das deutsche Märchen, der ziehende, rieselnde, raunende Spuk deutscher Sage. „Was nun die Entstehung und den Ideengang bei der ‚Deutschen Landschaft' betrifft, will ich Ihnen gern das Nähere mitteilen. Nachdem die Arbeitszeit für Herrn Rose (die $3^1/_2$ Jahre) verstrichen war, schoß er mir noch weiter Geld vor, und ich sollte ihm auf einer italienischen Reise Landschaften malen. Die Reise machte ich wohl, aber die Muse für die italienischen Landschaften wollte sich nicht einstellen. Ich fand unsere deutsche Landschaft mindestens ebenso schön" [1]).

Die krausen Gebilde und gespenstischen Zauber der deutschen Romantik waren seine Welt. Daneben aber das alltägliche bürgerliche Leben und Treiben. Gerade infolge dieser Hinneigung, ja Andacht zum kleinbürgerlichen Dasein und seinen Gemüts- und Phantasiereizen öffnet sich wohl die tiefste Kluft zwischen Weltis und Böcklins Wesen. Und weil er dieses Bürgerliche zu schmücken und poetisch zu erhöhen trachtete, empfand er ein so entschiedenes und glückliches Bedürfnis nach der Kleinkunst, wovon bei Böcklin nichts zu finden ist. Böcklins Nebentrieb drängte zur Plastik und Architektur, derjenige Weltis zum Kunstgewerbe.

Beide empfanden starke literarische Neigungen, und ihre Stoffwahl ist davon nicht unberührt geblieben. Böcklins Höchstes war die antike Kunst, so auch die antike Literatur, vorwiegend ihre Epik, vor allem Homer. Welti dagegen liebte den echten Romantiker Eduard Mörike, noch mehr aber Eichendorff. Ebenso den Landsmann Gottfried Keller. Von ihm hat er ein starkes Erbe angetreten.

## IV.

Albert Welti und Gottfried Keller teilen die häufig absonderliche Beleuchtung des Wirklichen, die eigentümliche Mischung von Realismus und Romantik, die barocken Grillen und Einfälle, zuweilen die Verklärung des Alltags und Kleinlebens und das nachdenkliche Sinnen. Auf den Maler treffen des Dichters Verse zu:

Die Phantasie tut wie ein Kind,
Das einsam Kränze windet,
Bald lacht und plaudert mit dem Wind,
Bald einen Schwank erfindet
Und wunderliche Märchen spinnt,
Dann inne hält und traurig sinnt.

Auch den Humor haben die beiden gemein. Aber der Jüngere besitzt wohl das Originelle, Bizarre des Humors, selten das Goldige, Lachende. Er ist der weniger Starke und Gelassene, er hat weniger Daseinsfreude und Weltbehagen. Deshalb gerät sein Humor oft und leicht zur Satire. Seine

[1]) Bericht der Gottfried Keller-Stiftung für 1911.

Wirklichkeiten wie seine Traumgesichte tragen gar häufig einen spukhaften, ja dämonischen Zug.

Das Dämonische gehört zu den Elementen seines Wesens und zieht ihn bei andern an, zieht ihn besonders bei Meister Gottfried an. Der fahrende Musikant und Geiger der Romantiker, der in Eichendorffs „Taugenichts", ehe sein Reich zu Ende geht, noch einmal in lachender Glorie aufersteht, schrumpft bei Gottfried Keller zum spukhaften schwarzen Geiger zusammen. Gerade dieser verkommene Fiedler hat es Welti angetan. Er taucht vor seinem inneren Auge wieder auf, er sitzt und spielt in einer Mondnacht am Grabe einer Frau. Und dann erscheint er, auch seltsam und eigen, und musiziert dem Hochzeitszug auf der Brücke voran. Am stärksten und erschütterndsten kommt die gespenstische Gestalt zum Ausdruck, wenn sie, in armseliger Silhouette vom fahlen Abendhimmel sich abzeichnend, am Eingang zur Unterwelt steht und, auf die Fiedel vorgebeugt und leidenschaftlich schmerzlich den Bogen führend, den Zug der in den Hades wandernden Toten beschließt.

Das Märchen „Spiegel das Kätzchen" übte auf Welti einen besonderen Schaffensanreiz. Hier war ein Bezirk aufgetan, wo seine Phantasie allen Launen und Sprüngen des Dichters ungehemmt nachstieg und nachsprang. Seine „Walpurgisnacht" — er hat sie gemalt und radiert —, die aus dem Schornstein auffahrenden Hexen, drängt den Gedanken auf, der Dichter habe hier den Maler angeregt und nachgezogen.

Es ist unanfechtbar, daß ohne Gottfried Keller eines der bedeutendsten und markantesten Bilder Weltis, „Der Auszug der Penaten", nicht entstanden wäre. Die Bestätigung habe ich aus des Malers eigenem Munde. Er besuchte mich einmal zur Zeit, da diese Schöpfung gerade auf der Staffelei stand. Als ich mich erkundigte, was er unter dem Pinsel habe, erwiderte er: „den Auszug der Penaten aus dem Hause eines Toten". Vor langen Jahren sei in irgendeinem Züricher Blatt ein Nachruf auf den Dekorationsmaler Witt[1]) erschienen, von dem unter anderem die Fresken der Gartenhalle und des Pavillons der Wirtschaftsgebäude „Zur Weid" oberhalb Wipkingen bei Zürich herrühren. In diesem Nachruf hätten ein paar wunderschöne Verse gestanden, die eben diesen Auszug der Penaten darstellten. Aber er habe sie nicht im Gedächtnis behalten, nie wieder auftreiben und, aller Nachfrage zum Trotz, den Verfasser nirgendwo erkunden können, was ihm um so schmerzlicher sei, als sie ihm ganz eigentlich den Anstoß zum Bilde gegeben hätten und ihm fortwährend sehnsüchtig vorleuchteten.

Ich holte Gottfried Kellers Gesammelte Gedichte vom Bücherbrett herunter, schlug den „Poetentod" auf und wies ihm die drei letzten stimmungsstarken, ergreifenden Strophen:

Und wie durch Alpendämmerung das Rauschen
Von eines späten Adlers Schwingen webt,
Ist in der Todesstille zu erlauschen,
Wie eine Geisterschar von hinnen schwebt.

[1]) Johann Witt, 1834 geboren in Lübeck, kam 1869 nach Zürich, starb daselbst 1886.

Sie ziehen aus, des Schweigenden Penaten,
In faltige Gewande tief verhüllt;
Sie gehn, die an der Wiege einst beraten,
Was als Geschick sein Leben hat erfüllt!

Voran, gesenkten Blicks, das Leid der Erde,
Verschlungen mit der Freude Traumgestalt,
Die Phantasie und endlich ihr Gefährte,
Der Witz, mit leerem Becher still und kalt.

„Ja," bestätigte er freudig, sobald er gelesen, „das ist's!" Nach kurzem Besinnen fügte er indessen hinzu: „Aber, wie ich's im Sinne habe, war es noch etwas anders. Hier heißt es: ‚In faltige Gewande tief verhüllt.' Wie ich's gelesen habe, da war die Rede von Purpurkleidern oder so etwas." Er hatte recht: ich legte ihm die Ausgabe der lyrischen Erstlinge von 1846 vor. Da glänzen die Worte, die ihn so eigen berührt und denen er mit seinen Farbenzaubern nachgetrachtet:

Sie ziehen aus, des Seligen Penaten,
In reiche Prachtgewande tief verhüllt.

Nun lachte er wie ein Kind, dem man ein sehnsüchtig erharrtes Spielzeug reicht, kramte ein Notizbüchlein kleinsten Formats und einen Bleistiftstummel aus der Tasche und schrieb sich, nachdem er ihn im Munde genetzt, die Dichterzeile ab. —

Gottfried Keller definiert einmal Poesie als Wirklichkeit in größerer Fülle und richtet seine epischen Hervorbringungen nach diesem Satze. Ähnlich verfuhr Welti, gewiß nicht unter dem Einfluß des Dichters, sondern weil auch ihn der innere Reichtum dazu drängte. Der Entwurf zu einem Wandbrunnen in Majolika von 1887, also aus dem fünfundzwanzigsten Lebensjahr des Künstlers, eine hochrechteckige, auf einen Breitfries gestellte, von einem Bogen gekrönte und von Pilastern eingefaßte Nische, mit feiner Raumempfindung in sechs Felder geteilt, die ihrerseits wieder reichlich voneinander abgesetzt sind durch Zwickel, Leisten und Rahmen, schüttet, ohne doch den organischen Aufbau zu stören, eine solche Masse verwegener, aus echter Märchenfabulierlust erzeugter Einfälle aus, sprudelt einen solchen Schwall barocker Erfinderlaune hervor, wie sie lediglich dem aus unerforschlichen Gründen mühelos aufquellenden Segen zu Gebote steht, der endlich das Feld findet, worauf er sich fesselos ergießen kann.

Der nämlichen Zeit gehört der Entwurf einer Hausfassade an, wohl etwas weniger ursprünglich, aber ebenfalls reich an fast ungezügelt sich auswirkender vehementer Phantasie, die beinahe rücksichtslos die Architektur vom Boden hinauf bis zu den Kaminen nur als Arena für eine ungebundene Auslage und Entfaltung von Raumproblemen und originellen Figuren und Situationen verwendet.

Den einen der Horizontalfriese dieser Wandfassade radierte er später, stark umbildend. Es ist ein Siegeszug der Fortuna, ein zahlreiches Gefolge, das der vom Teufel kutschierten Glücksgöttin nachstürmt. Und wie hier lärmen eine Menge von Figuren auf den von einem ungeheuren Monstrum

vorwärts geschobenen Wagen, die ins 20. Jahrhundert über eine von Giganten getragene Brücke hinüberrollen.

Das Mittel der Häufung verwendet Welti am eindrucksamsten, weil in rein künstlerischer Weise, im „Auszug der Penaten", wo die Fülle der Gewandmotive, des Schmucks und Zierats, des Kopfputzes und der Geräte, erhöht von leuchtender Schönfarbigkeit, unvergleichlich märchenmäßig wirkt.

Bei Gottfried Keller wie bei Albert Welti fließt aus Häufung und Fülle die Neigung zum Zyklischen.

Diese Neigung verrät sich beim Dichter wiederholt, am deutlichsten in „Lebendig begraben" und in der „Feueridylle"; in seiner Novellistik vorab im „Sinngedicht".

Welti hat seine zyklische Lust nur im „Ehestandsfries" gebüßt. Dieser Fries besteht aus einer regelrechten Serie von durchaus selbständigen Bildern. Sonst begnügt er sich mit der Häufung, so im „Siegeszug der Fortuna" und in der „Fahrt ins zwanzigste Jahrhundert", wo er so viele Variationen häuft, daß die Blätter sich leicht in eine Folge auflösen ließen.

Einen Überreichtum von Motiven und Motivchen hat er in seiner umfänglichsten Radierung aufgestapelt, im „Ehehafen". Die Übersicht ist beeinträchtigt, der Genuß am Einzelnen erschwert. Zusammenhang hin, Zusammenhang her, er hätte vielleicht besser daran getan, die Kostbarkeiten wenigstens der oberen Partien einer Reihe selbständiger kleinerer Platten anzuvertrauen, dann vermochte der Betrachter unbekümmert um Verflechtung und Verzahnung behaglich bei jedem einzelnen der reizenden Vorfälle zu verweilen.

Allein er wollte sich offenbar wieder einmal an der Fülle gütlich tun, der er sich seit Jahren enthalten. Er suchte dabei — und hier lag wohl gerade das Problem — nach einer für ihn neuen Raumaufteilung für die reichlich anderthalbhundert Figuren. Bis jetzt nämlich hatte er in vielfigurigen Schöpfungen Gruppen und Figuren neben oder hintereinander gestellt. Nunmehr stellte er sie übereinander. Zu diesem Behufe ersann er während der Arbeit eine abenteuerlich gestaffelte Terrainfiguration, auf die ihn Abbildungen orientalischer Felsenklöster u. dgl. gebracht haben mögen, vielleicht auch irgendein von einer Schlucht durchrissener Steilhang. Unwillkürlich denkt man auch an Schwinds Ritter Kurts Brautfahrt und wohl mit mehr Grund noch an Memlings Leidensweg Christi.

## V.

Das Vaterhaus, die Heimatstadt und ihre landschaftliche Umgebung haben in Weltis Geist und Werk unauslöschliche Spuren hinterlassen. Sein Vater betrieb an der Bärengasse in Zürich eine ausgedehnte Fuhrhalterei mit vierzig Knechten und Mägden, doppelt soviel Pferden und Dutzenden von Fuhrwerken. Darauf ist es zurückzuführen, daß der Sohn so häufig Pferde bringt, daß er sie trefflich und jedenfalls weit besser zeichnet, als man bei seiner ganzen Anlage und Abneigung gegen genaue Wiedergabe der Wirklichkeit voraussetzen sollte. Er kennt sie nicht nur in Ruhe und gemessener Gangart, er kennt namentlich das rennende, ausschlagende, das durchgehende Tier, das begreiflicherweise in einer Fuhrhalterei ganz besonders den Blick auf sich lenkt.

Die Rassen weiß er wohl auseinander zu halten und zu charakterisieren, und der abgetriebene Klepper vor dem Fuhrwerk, womit er samt Frau und Kind über das Brücklein sprengt, sticht sehr ab von dem edlen Geschöpfe, das die Amazone zur Tränke führt, auf dem die Walküre daher braust. Gerade im „Walkürenritt" und in den „Nebelreitern" hat er die Tiere mit starkem Gefühl gefüllt und gehoben, man möchte sagen, dämonisiert. Nur wer Form und Bewegung des Pferdes genau kennt und nachfühlt, wird eine solche wilde Kraft des Stürmens und Aufschwingens und ein solches Getragenwerden von der Luft herausbringen.

Hätte Welti einen stärkeren Tropfen Kriegerblut besessen, er hätte wohl häufiger Amazonenkämpfe und, neben Walkürenritten und Nebelreitern, dröhnende Reiterangriffe entworfen.

Auch die verschiedenen Fuhrwerke und wie ein solches sich bewegt und gefahren wird, stellt er gern und mit Verständnis dar.

Betsy Meyer, die Schwester Conrad Ferdinands, brachte den in früher Jugend aufgelesenen Eindruck nie wieder los, gewisse Quartiere des alten Zürich hätten etwas Unheimliches an sich gehabt und gewimmelt von alten hexenhaften Weibern. Die Winkelei mancher alten Gassen und Gäßchen, die grauen Häuser mit räucherigen Firsten und Zinnen, die Kindheit und Jünglingsjahre des Grünen Heinrich umfrieden und umdüstern, mochten auch Albert Weltis Hang zum Geisterhaften und Spukigen steigern und nähren. Es ist bezeichnend, daß just auf der „Walpurgisnacht" tief unten, wo der Philister in der Angströhre vom Spättrunk steifbeinig heimeilt, der Brunnen und zwei Häuser einen Straßenausschnitt zwischen Rathaus und Helmhaus in Zürich wiedergeben.

Zürich ist dermaßen eine Brückenstadt, daß die meisten Bewohner tagtäglich ein oder mehrmal die Limmat, die Sihl oder den Schanzengraben überschreiten. Die eigentümliche Lage der Stadt bringt es mit sich, daß diese Brücken durch den besonderen Reiz ungewöhnlicher Ausblicke und malerischer Durchblicke ausgezeichnet sind, sei es auf See und Gebirge, sei es auf die malerische Flucht der „Schipfe" längs der Limmat, sei es hinauf an die mit Villen und Gärten übersäten Höhen oder in ein verwinkeltes Wirrsal von Urväterhäusern oder Höfen.

Kein Wunder, daß diese Brücken, die der träumerische Knabe Albert Welti tausend und tausendmal beschritt, in seinem Werk beträchtlichen Raum beanspruchen. Und zwar hat die Brücke bei ihm fast durchgängig etwas Symbolisches, Schicksalsmäßiges.

Mitten auf der Brücke hält der Hochzeitszug, weil die Braut Abschied nimmt von der Mutter, ehe sie in ein neues Leben tritt. Über ein Brücklein hetzt und peitscht der Maler, von Wespen und Hunden verfolgt, das Chaislein, worin Frau und Bub sitzen, ins Jahr 1901 hinein. Einen verwandten Gedanken verkörpert die von Giganten emporgehaltene Brücke, die ins zwanzigste Jahrhundert führt. Sie eröffnet die Reihe der Phantasiebrücken: auf der Neujahrskarte für 1902 muß kein Geringerer denn der Teufel selbst als Brücke sich über die Schlucht legen und den Maler samt den Seinen über

sich wegreiten lassen. Im Sinne alten Völkerglaubens wandern die „Armen Sünder" über den Regenbogen als über eine Brücke in den Himmel. Ganz besonders fein gefunden ist in dem Exlibris für Dr. Emil Welti der Gedanke, die tiefe Kluft zwischen ferner Vergangenheit und der Gegenwart durch ein luftiges Spinngewebe zu überspannen, auf dem die Geister versunkener Zeiten zu dem forschenden Gelehrten wie über eine Brücke hinübertlettern, wodurch zugleich symbolisiert wird, daß geschichtliche Überlieferung oft wie ein gebrechliches Gebilde in der Luft schwebt.

Gegenüber dem väterlichen Hause befand sich ein jetzt längst überbauter Exerzierplatz und darauf die nun auch seit Jahrzehnten abgetragene Kaserne. Stundenlang sah der Knabe den Soldaten zu und zeichnete große Bogen voll Offiziere und Gemeine, wobei er sich mit Vorliebe auf den Boden legte. Darum hat er sich selbst auf der Familienscheibe, wo er alle Angehörigen anbrachte, in dieser Stellung als Knaben dargestellt. Jedenfalls hat dieses frühe und anhaltende Beobachten und Zeichnen seinen Sinn für Bewegung entwickelt, vermutlich auch die Anlage für figurenreiche Kompositionen geweckt und genährt.

Und welch dauernde Macht gewann über seinen Geist das Umgelände der Vaterstadt, der See und namentlich die nahen und fernen Höhenzüge und Berge! Rein malerisch genommen gebührt wohl auf dem Elternbildnis der Zürichseelandschaft die erste Stelle. In den „Königstöchtern" verwendet er, frei behandelnd, die Firne, die Albiskette, ein Fleckchen des Sihltals, den zwischen diesem und dem See gelagerten Höhenzug und ein Stück vom oberen See selbst. Während hier das silbrige Frühleuchten vor Sonnenaufgang neben der weitatmigen Raumgestaltung einen eigentümlichen, unsagbaren Reiz erzielt, entspringt dieser in den „Lebensaltern" dem gelblich fahlen Föhnlicht, das über der trübblauen Firnkette, den Vorbergen und dem See aufscheint.

Der sanft zum Fluß niedersteigende Hang im „Geizteufel" scheint mir der Widerglanz eines der Limmatborde in der Nähe von Höngg bei Zürich zu sein, wo Welti als junger Ehemann gewohnt hat und seine Frau wohl manchmal, wie auf dem Bild, im Grase lag. Die Umgebung von Höngg selbst hat er auf einer feinen kleinen Radierung festgehalten. Einen Ausblick auf eine Limmatlandschaft zeigt auch die „Susanna im Bade".

## VI.

Welti geht vom Bild aus, nicht von der Erscheinung, wie das übrigens im Wesen des Gedankenmalers liegt. Er bezeichnete es als das Schwierigste, ein Bild, groß oder klein, aus der Vorstellung heraus zu gestalten. Er besaß in der Tat die Gabe, eine vom Leben empfangene Idee in eine schlagende, unvergeßliche Form zu gießen und sich der Natur erst zu bedienen, wenn er diese Form gewonnen hatte.

„Eine Modellstudie oder eine Landschaftsstudie darf man erst machen, wenn man innerlich im klaren ist mit seinem Bild, wenn es in der Form bereits feststeht. Alles, was einem aus dem Kopf von innen heraus gerät, ist mitsamt seinen Zeichenfehlern und anderen Fehlern tausendmal mehr

wert, als eine noch so fleißig und noch so richtig nach der Natur gemachte Studie. Natürlich ist die Natur die Quelle alles Guten in der Kunst. Wir sollen sie belauschen auf Schritt und Tritt, können auch versuchen, ihre Schönheiten wiederzugeben, aber nicht, um sie nachher als Bild zu verwenden oder in ein Bild hineinzubringen, wo sie nicht passen oder durch ihren vordringlichen Naturalismus protzig eitel über das dominieren, was schlicht und einfach aus des Menschen innerm Gemüt hervorgegangen" [1]).

Das sind Böcklins Worte. Welti hat sie nicht nur überliefert, er hat ihnen auch nachgelebt, aus innerer Nötigung nachgelebt, weil seine Anlage und Geistesbeschaffenheit es erforderten.

Der ernsthafte Künstler wird immer wieder zur Natur seine Zuflucht nehmen, wird sich immer wieder mit ihr auseinandersetzen müssen, selbst wenn er, wie Böcklin und Welti, sie nicht als Quelle, sondern nur als Kontrolle seiner Kunst betrachtet. Er wird zuweilen entdecken oder doch zu entdecken glauben, ihr etwas entfremdet zu sein; und das Verlangen wird ihn heimsuchen, sich ihr wieder zu nähern.

So erging es Albert Welti besonders nach seinem Austritt aus Böcklins Atelier. Aber es sprang bei diesen Annäherungsversuchen an die Natur nicht viel heraus. Die damals betriebenen Naturstudien dienten lediglich dazu, die ein Jahrfünft nach der Trennung von Böcklin frisch aufblühende Schöpferlust ein wenig zu fundamentieren. Er betont nachdrücklich, daß er auch zu jener Zeit (wo er rascher und mehr produzierte als später jemals) alles frei aus dem Gedächtnis entworfen und das Studienmaterial nur mit äußerster Vorsicht benützt habe. Und er gesteht gelegentlich, er fühle sich öfter versucht, eine aus der Natur geschöpfte Landschaftsstudie als Grundlage zu einem Bilde zu verwenden, doch jedesmal mit gründlichem Mißerfolg. Er brach häufig in die mißmutige Klage aus, daß so mancher eine etwas zurecht gestutzte Studie als Bild ausgebe. Er bezeichnete das Studienmalen als reproduktive Arbeit, bei der es von außen nach innen, das Bildermalen als eine produktive, bei der es von innen nach außen komme. Ihm konnte keine Studie helfen, solange er nicht mit sich selbst im reinen war. Er hat Hunderte von Landschaften gemacht, meist Pastell, die mit einfachsten Mitteln Form und Farbe und besonders stark die Stimmung herausholen. Es fehlt ihnen meistens nur eins: die ausgesprochene Handschrift Albert Weltis. Darum hat er die meisten nicht einmal seinen Freunden gezeigt.

Ein mit flüchtigem Bleistift festgehaltener Einfall zeigt einen, der eine Kuh photographiert; dazu die Erklärung: „Naturstudium, Realismus." Die andere Fassung zeigt zwei, die in eine Camera hineinblicken, und die Legende: „Naturstudium, Realismus. Allegorische Figuren, die moderne Kunst vorstellend, Auch Technik — dicker Auftrag."

## VII.

Seine Stellung zur Natur und die Geistesverwandtschaft mit Böcklin legen die Annahme nahe, er habe wie sein Lehrer das Porträt ziemlich tief

[1]) Albert Welti, Böcklin-Heft des Kunstwarts (1. Februar 1901).

eingeschätzt und sei ihm um so eher aus dem Wege gegangen, weil er ein langsamer Arbeiter war, dem die Zeit kaum reichte, die Ernten seiner Erfindung einzubringen. Tatsächlich hat er, die unumgänglichen Studienköpfe selbstverständlich abgerechnet, eine in Ansehung seines Oeuvre erkleckliche Anzahl von Bildnissen gemalt, vorwiegend sich, die Seinigen und Anverwandte.

Sie bedeuteten ihm eine Auffrischung vor der Natur. Bezeichnenderweise aquarellierte er, um wieder enger an die Natur heranzurücken, sofort nach der Trennung von Böcklin ein Selbstporträt in Halbfigur und zwar sehr genau mit allen Details.

Vor allem jedoch, es gelang ihm mehrfach, durch Haltung und Zutaten das Bildnis zum wirklichen Bild, zur Komposition zu erheben.

Das Doppelporträt der Eltern hinterzog er mit einer Zürichseelandschaft und überspannte es mit einer phantastisch bebilderten Majolikadoppelarkade, die das Werk zum charakteristischen Unikum stempelt.

Sein Familienbildnis gestaltete er gleichfalls eigenartig und eindrucksam: hinter einer Gartenmauer stehend, die ihn bis zum Brustbein verbirgt, blickt er selbst völlig en face dem Beschauer entgegen, die Arme auf die mit einem Tuche bedeckte Brüstung gelegt, während rechts vom Beschauer hinter ihm auf erhöhter Steinterrasse des Gartens, an dessen Umfassungsmauer er selbst steht, auf rundlehnigem Sessel die Frau in Ganzfigur sitzt, den älteren Knaben an sich gelehnt, den jüngeren im Arm. Eine von zwei Arkaden durchbrochene Mauer, die im ansteigenden Teil des Gartens hinter ihm durchgeht und der Frau eben an die Knie reicht, trennt ihn von den Seinen und leitet doch den Blick auf sie, indem sie die durchs Bild führende obere Wagrechte bis in die Mitte der senkrecht sitzenden Frau zieht und, hier endend, zugleich diese Senkrechte nach unten fortsetzt. In diesem Zurückschieben der Frau mit den Kindern und in den daraus resultierenden Größenunterschieden zwischen ihnen und ihm liegt das Schlagende: die Gruppe ist genau so hoch wie sein Kopf. Eine weiträumige Landschaft mit teilweise felsigen Hügeln schließt das Bild ab.

Welti hat auf dieser Schöpfung sein Gesicht altmeisterlich genau wiedergegeben. Die Punkte sind richtig, die Ähnlichkeit erzielt. Dennoch wird das Selbstbildnis keinen vollauf befriedigen, der dem Meister jemals ins Auge blickte und sich mit ihm unterhielt. Seine Züge trugen den Ausdruck der Harmlosigkeit und Herzensgüte. Im Gespräch lächelte er meistens oder sah einen doch freundlich-treuherzig an. Es war so anziehend, wenn dann die großen schönen Zähne über den vollen Lippen schimmerten und der Glanz seiner blauen Kinderaugen aufstrahlte.

Von alledem zeigt das Selbstbildnis nichts. Eine erträgliche Photographie böte leicht mehr.

Unstreitig ruht eine Ursache der befremdenden Versteifung des Gesichtes darin, daß der Kurzsichtige sich ohne die gewohnte Brille malte. Seine Ehrlichkeit, der von Grund aus alles zuwider war, was von weitem auch nur den Anschein von Pose oder Aufstutzung gewinnen konnte, gebot ihm, sich Strich für Strich herunter zu streichen, wie er es im Spiegel sah.

Auch hier bevorzugte er das ungewöhnliche Gesicht vor dem alltäglichen

und durchschnittlichen. Und so fest, ernst und bestimmt wie hier blickte er in Krisen, Gegenwehr und Entscheiden.

Zugleich zauberte er eine Sehnsucht auf die Tafel, die ihm das Leben nie erfüllte: die Hausecke (links vom Beschauer) deutet an, daß der Maler auf eigenem Grund und Boden steht, fest und behaglich, daß er sich geborgen fühlt im Haus, das er sich und den Seinen gebaut hat.

Das Familienbild beschließt die Reihe seiner Selbstbildnisse. Übrigens war es einem Auftrag Oskar Millers, nicht eigenem Bedürfnis entsprungen.

Wie Böcklin fand Welti zu den Köpfen durchschnittlich wenig Verhältnis. Er konnte einen in zwei, drei Stunden sehr wohl heruntermalen. Doch den inneren Menschen hat er selten herausgeholt. Ob er den Seelenkern nicht fühlte? Ob sich seine Vorstellung damit nur obenhin beschäftigte? Ob ihm verwehrt war, die Individualität durch die Schale hindurch zum Sprechen zu bringen? Selbst wenn er tiefer in die Struktur des Kopfes eingedrungen wäre, als es der Fall war — sein Bedürfnis zielte kaum danach, durch Köpfe und ihre Ausdruckswerte zu wirken. Er suchte originelle Handlungen und Figuren, gebunden mit ausdrucksvoller Landschaft oder Architektur.

Hier redet der „Auszug der Penaten" eine deutliche Sprache. Die Gesichter der ausziehenden Genien sind wenig bedeutend und namentlich ausdruckslos. Wie mancher andere würde hier den Hebel angesetzt und nach Ausdruckswirkung gestrebt haben! Es fällt auch auf, daß man außer dem Gesicht des Toten, das sich genau in der Bildmitte befindet, kein Gesicht der Trauernden, der durch den Verlust zunächst Betroffenen sieht außer den zwei unerheblichen der Kinder und zwei andere, wenig beleuchtete, kaum ein bißchen von der Seite.

Sechs Penaten ziehen aus dem Gemach des Erblichenen aus; sechs Personen bilden den „Hochzeitszug auf der Brücke". Von zweien sieht man das Gesicht, von einer halb; die der Hauptpersonen, der Neuvermählten, sind ziemlich flach, und man fühlt, daß sich Welti daran verquälte. Auf einer Bleistiftstudie nach Modell zeigt der Kopf der jungen Frau mehr Individualität als im Bild. Der Geiger allerdings ist ein unvergeßlicher Kopf. Hier tritt eben das Grotesk-Märchenhafte ins Recht, wo Welti immer Herrscherrechte ausübt.

Im „Geizteufel" bekommt man wohl die höllische Fratze und das anmutige Gesicht der jungen, am Hange liegenden, seelisch am Vorgang unbeteiligten Frau, dagegen das der Hauptperson, des Geizhalses, nur wenig zu sehen.

In der mit tiefen Zaubern der Poesie gesättigten „Mainacht" ist das Gesicht der Frau Seele und Mittelpunkt nach Erfindung und Empfindung; doch es läßt das erwartete Mitfühlen und Mitspielen vermissen. Und daran trägt die Schuld sicherlich nicht allein die nicht völlig einwandfreie Radiertechnik. Der „Auszug der Penaten" schreit, unähnlich so vielen modernen Bildern, die man in engerm Rahmen wünschte, nach größerem Format. Doch ein größeres Format würde die Ausdruckslosigkeit der Gesichter stärker zur Erscheinung bringen. Hier liegt wohl mit die Ursache für Weltis durchgehend bescheidene Bildformate.

Unter seinen Bildnissen wird dem elterlichen Doppelporträt unstreitig der erste Rang gebühren. Der Bildeinheit zuliebe, namentlich der koloristischen, mag er im Kopf des Vaters dies und jenes absichtlich zurückgelassen haben. Das Bild der Mutter dagegen ist wohl die Krone seiner Porträtschöpfungen. Es waren nicht allein die besonders charakteristischen Züge, die ihm die Aufgabe erleichterten, er stand ihr zeitlebens nahe, in ihm lebte ihre Art und gesteigert, ihre Begabung wieder auf.

VIII.

Originalität der Erfindung und Ausführung ist Weltis in die Augen springender Vorzug. Sein Elternbildnis übertrifft tausend und abertausend Doppelporträts an seltsamer, ursprünglicher Erfindung und Auszier. Vom Familienbild gilt das Gleiche. Man halte die Vermählungsfeiern und Hochzeitszüge ungezählter Maler mit seinem Hochzeitszug auf der Brücke zusammen, um sich zu vergegenwärtigen, wie eigen, wie neu er das Thema faßte und vertiefte, wie er diesen wichtigen Lebensvorgang auf eine so prägnante, so unvergleichliche Formel brachte, daß er hier den großen Darstellern gleichkommt. Man halte den Auszug der Penaten neben die Legion von Bestattungen und Begräbnissen, die vor ihm geschaffen wurden! Was für Tugenden sie immer aufweisen mögen, an Besonderheit, an Ursprünglichkeit, an Tiefsinn steht sein Auszug voran. Wo ist der Geizhals in der bildenden Kunst, der an packender, eigenartiger Poesie mit demjenigen Weltis zu wetteifern vermag? Man rufe die zahllosen Einsiedler der Künstler aus Jahrhunderten neben Weltis Eremiten! Man wird sich dem Eindruck nicht entziehen, daß er dem Gegenstand eine Seite abgewann, die ihm vorher keiner abgewonnen.

Selbst auf dem kleinsten Blättchen, das er aus der Hand gab, ließ er seine souveränen Erfinderkünste walten. Neben den kleinen illustren Neujahrskarten zeigt das namentlich die kleine getönte Zinkätzung „Der Beschwörer". Es sind wohl tragischere, mächtigere Beschwörungen gemalt worden. Eine eindrucksamere, schlagendere als diese gibt es nicht. Welti mischt hier das Schreckliche mit dem Grotesk-Skurrilen. Das entscheidende Ungewohnte beruht darin, daß das Schwergewicht nicht auf dem Beschwörer, sondern durchaus auf dem heraufbeschworenen Unhold liegt, dessen märchenhaft wüster Kopf von unten auf in die Bildmitte emporprallt, so groß wie die seitwärts halbverborgene Figur des Nekromanten — ungefähr also das gleiche Verhältnis, wie es im Familienbild zwischen dem Kopf des Malers und der von seiner Frau und den Kindern gebildeten Gruppe wirkt.

IX.

Die markante Originalität Weltis war ein halbwegs grausames Angebinde, weil es ihm ein ungewöhnliches Maß von Anstrengung und Zeit abverlangte. Behagliche Laune scheint seine Werke entworfen und umrissen, üppig zuströmende Fülle sie bereichert und ausgestattet zu haben. In Wahrheit sind sie meistens das Ergebnis grundstürzender Metamorphosen und mühsamer Wandlungen, auf die er anfänglich gewiß nicht gefaßt war. Das Geschick schenkte ihm lediglich die Intuition, die Vision, die bildhafte Idee,

den keimkräftigen, wandelbaren und häufig sehr wandelbedürftigen Einfall. Doch die leichte Hervorbringung, das rasche Vollenden versagte es ihm mit seltener Härte.

Dafür verlieh es ihm Stärke und Ernst, unter den Drangsalen des Lebens und den Stürmen der Seele nicht locker zu lassen und nicht zu ermatten während der gewöhnlich gedehnten Frist zwischen Blüte und Frucht. Er war eine feste und zähe, aber eine langsame Natur, wie er sich denn auch, in Ansehung seiner bestimmten und ausgeprägten Eigenart, schwer und langsam entwickelt hat. Sein Gewissen verlangte eine Schöpfung genau so, wie sie ihm vorschwebte und wie sie sich im Lauf der Zeit wandelte.

Der Mann, den man sich gerne in der Abwehr denkt gegen mächtig herandringende, reife Bildeingebungen, verdichtete mitunter seine Rechenschaftsablage und Selbstkritik zu schriftlichen Vermerken und Vorschriften, gleichsam um die erraffte Einsicht und den gewonnenen Fortschritt zu sichern. Auf einer Skizze zum Ehehafen steht: „Diese Häuser müssen phantasievoll ausgestaltet werden. Auf das Zuviel muß verzichtet werden." Ein andermal: „Es ist doch da wahrhaftig genug drauf." Dann wieder: „Ohne Verletzung und Übersehung der Perspektive gibt es wohl keine gute Lösung." Er schärfte sich ein: „Du mußt dich mit einem tiefen Hauptton begnügen lernen, dem sich alles andere unterordnet, wie es in der Natur auch ist." Und auf einer Studie zum Hochzeitszug (Aquarell mit etwas Kreide): „Die Kontraste und Linien einfach um die grüne Wiese herum."

Originalität war ihm unabweisliches Bedürfnis. Er wollte sich durchaus von anderen unterscheiden. „Es ist unerträglich fad," äußerte er einst nachdrücklich zu mir, „etwas zu machen, was aussieht, wie von einem anderen."

Fortwährend verfolgte ihn die Furcht, sich selbst zu wiederholen oder stehen zu bleiben. Immer wieder betonte er, man müsse, um frisch zu bleiben, sich auf neue Techniken und neue Aufgaben werfen.

Es ist eigen, daß er so vieler Anläufe und unabläßiger Anstrengungen bedurfte, um ganz Herr seiner Persönlichkeit und Gebieter seines ursprünglichen Geistes zu werden.

## X.

Den „Auszug der Penaten" bändigte Welti in eine schließliche Form, die ihre Ähnlichkeit mit dem Ursprung, mit Gottfried Kellers „Poetentod", nicht verleugnet. Vorher aber hatte er sich zum Teil um Lösungen bemüht, die eine Befreiung von den Dichterstrophen und eine Idee suchten, wovon in den Versen nichts zu finden war. Er fertigte einen Entwurf an, worauf der Tote im offenen Sarg eine Halde hinuntergetragen wird, während ein Schwarm von Fledermäusen die Träger umschwirrt[1]). Dann schuf er eine Skizze, wo auf dem von vier Männern getragenen Sarg ein Käfig steht, aus dem einige Vögel flattern. Den Gedanken mit den fliegenden Vögeln nimmt ein Temperaentwurf wieder auf: vier Männer tragen den offenen Sarg, darin Johann der muntere Seifensieder liegt, im Tode noch heiteren Angesichts.

[1]) So sah es Ernst Würtenberger.

Durch ihn nämlich hat Welti den namenlosen Dichter Gottfried Kellers ersetzt. Zur Linken des Sarges schreiten drei weibliche Gestalten, die Liebe mit einem Goldgefäß, die Fröhlichkeit mit beidhändig hochgehobenem Bauer, dem einige Vögel entfliegen, und eine Bucklige[1]). Nun aber ließ Welti den Einfall mit den Vögeln fahren, der, malerisch nicht besonders dankbar, seinem Bedürfnis nach Schönfarbigkeit wenig Nahrung bot. Er verabschiedete das Burleske und Unverständliche und suchte das Schöne und Tiefe. Er ersann einen Leichenzug durch eine Gasse: dem geschlossenen Sarg folgen drei Frauen, die letzte eben aus dem Hause tretend, eine rotviolett, die andere blau, die dritte weiß gewandet. Dann kehrt er zum offenen Sarge zurück und läßt ihm sechs Penaten folgen, von denen einige eben aus der Tür auf die Straße treten. Hierauf geschah endlich das Entscheidende. Nachdem Welti sich überzeugt, daß er die Penaten weder neben noch hinter dem Sarg anbringen konnte, schob er die Handlung in Vorderansicht ins Innere des Hauses und zerlegte sie in drei übereinander liegende Teile: im Gemach des Toten rüsten die Penaten zum Aufbruch; auf der Treppe unter ihnen tragen die Träger den Toten im offenen Sarg, und auf einer tieferen Bühne, auf dem Treppenpodest, gehen die Leidtragenden hinab.

Von der Stunde, wo das Dichterwort in ihm gezündet, bis zum letzten Pinselstrich am Bild vergingen rund zwanzig Jahre. Das lange Überdenken und Bauen war nicht nur der künstlerischen Vollendung zugute gekommen. Aus der romantischen Vorstellung Gottfried Kellers hatte sich die typische, die allgemeingültige entwickelt. Es ist nicht mehr ein Dichter, den sie da hinaustragen, es ist der Mensch überhaupt.

Aber Welti hatte die Kunkel noch nicht abgesponnen. Leiden und Verschattungen der letzten Jahre hatten seinen Sinn auf das eigene Ende gelenkt und ihm den Wunsch nach einem sanften Erlöschen erweckt. Einige kleinere 1910 entstandene Pastellskizzen behandeln das Thema des Sterbens. Er sucht einen weichern, verklärteren Ton als in dem düstern Auszug der Penaten. Todesgöttinnen beugen sich über das Lager des Gestorbenen und freuen sich, daß sie, nach des Malers Worten, ihn so gut zu diesem glücklichen Ende gebracht haben. Eine Temperaskizze „Leben und Tod" zeigt drei schwarze Frauen. Die eine, in der Linken eine Leuchte, öffnet die Tür ins Freie, in die sternhelle Nacht, die andere reicht dem Sterbenden, der sich vom Lager erhebt, die Hand, und die dritte erleichtert ihm stützend das Aufstehen. Die linke Bildseite bietet durch ein galerieartiges Fenster den Ausblick auf den von Raketen übersprühten See und seinen Strand. Die vierte Gestalt, hell gekleidet und die Stirn mit strahlendem Reif umzirkt, ist das Leben. Sie weist vergeblich auf die erhellte Landschaft, wo Licht und Freude pulsen. Der Sterbende folgt den dunkeln Frauen, die ihn in die Nacht geleiten[2]). Vermutlich wäre das Bild eine tiefgestimmte, versöhnende Elegie geworden.

[1]) Vgl. Wilhelm Fraenger, Albert Welti: Die Penaten (Das Kunsthaus, Zürich 1912, Heft 10). Ich halte es für unrichtig, diesen Temperaentwurf später anzusetzen.

[2]) W. Fraenger hat a. a. O. auf den Zusammenhang mit dem Auszug der Penaten hingewiesen.

Obgleich beim Hochzeitszug die Dinge insofern einfacher lagen, als die begrenzte Örtlichkeit, die Brücke, und die Hauptpersonen von vornherein gegeben waren, so lief es doch auch hier nicht ohne starke und einschneidende Umbildungen ab. Vielleicht geht die erste Anregung auf Böcklins „Gang zum Bacchustempel" zurück, und die erste Niederschrift des Gedankens ist ein Hochzeitszug noch ohne Brücke (Ölskizze) oder ein Pastell „Festlicher Zug mit Frauen". Eine Reihe kleiner Entwürfe sind wesentlich nur auf die Raumaufteilung und aufs Koloristische orientiert. Erst später brechen aus dem Festglanz die charakteristischen Gestalten und Züge, der Ernst des Lebens und namentlich auch das Groteske.

Wie in dem über See, Albiskette und Firnhäuptern erstarkenden Silberfrühschein die beiden Kerzen auf dem Geweih des Hirsches, der den Königstöchtern vorangeht, blaß brennen, das ist dichterisch gefühlt und meisterlich gemalt und Landschaft und Figuren dermaßen von innigem Legendenhauch umwittert, daß man leicht und gerne voraussetzt, der fromme Wundersinn der alten Züricher Sage habe den Maler angelockt. Man ist dann erstaunt zu entdecken, daß er sich ursprünglich den Vorwurf als krasses Helldunkelproblem zurechtgerückt hatte: vom Geweih des Hirsches zückt der grelle Glast auf das Frauenpaar, das in finsterer Nacht hinter ihm herwandelt.

Annähernd sein halbes Leben lang begleitete ihn der Einsiedel. Nur drang er über Versuche und Skizzen hinweg zu mehreren fertigen Bildern vor, vermutlich deshalb, weil das seiner Natur nach einfigurige Motiv weniger Studien erfordert und weniger Kompositionsmühen verursacht. Aus dem Jahr 1889 stammt ein Hieronymus, aus 1893 ein etwas konventionelles „Glöcklein des Eremiten" und ein „Geigender Einsiedler". Außer einigen Proben und Entwürfen fällt vor die 1908 vollendeten „Eremiten" ein Temperabildchen, das sich nur im Landschaftlichen ein wenig mit der endgültigen Fassung berührt. Diese zeigt auffallend Weltis Neigung zur Fülle, indem er eigentlich drei Bilder in eines zusammennimmt, drei Eremiten in der nämlichen Felslandschaft vereinigt oder vielmehr drei Entwicklungsstufen aus dem Leben eines Klausners vorführt: den in ein Buch versenkten, den von Weltlust versuchten und den vollendeten, ergrauten, der dem ewigen Licht entgegenblickt. Gerade diese Komposition zeigt, wie sehr Weltis Welt eine imaginäre war.

Übrigens gewinnt es auch hier den Anschein, als ob sein letztes Bild nicht sein letztes Wort zum Thema des Eremiten hätte sein sollen. Noch vierzehn Tage vor seinem Tode äußerte er die bestimmte Absicht, das Glöcklein des Eremiten umzuschaffen.

Vielleicht hängt sein Eremit zusammen mit seiner Vorstellung von einem alten Manne, der beruhigt ins Leben sieht. Einmal malt er ihn am Ufer des Stromes, auf dem einer in stolzem Kahn vorüberfährt; dann gibt er ihm einen Platz im Vordergrund der Deutschen Landschaft. Wohl möglich, daß ihm der Großvater mütterlicherseits vorschwebte, den er sehr liebte und den er 1886 oder 1887 porträtierte. Und der Gedanke stellt sich ein, der Großvater und Böcklins Geigender Eremit, also ein starker persönlicher und ein starker künstlerischer Eindruck, möchten gleichsam die Ahnen von Weltis Einsiedlern sein.

## XI.

Das seltsam langfristige und schmerzlich sich verzögernde Ausreifen seiner Gedanken, das zu beschleunigen außerhalb seiner Macht lag und das er mit wahrhaft bewundernswerter Geduld abwartete bis zur rechten Stunde, auferlegte Welti immer wieder die Fron, die Komposition umzuwerfen, Form und Farbe neu auszubalancieren. Es war für ihn eine Fron, weil er ganz nach altmeisterlicher Art geschlossenen, in sich abgerundeten Bildern zustrebte, wobei auch das Kleinste in der Gesamtrechnung aufgeht. Nach Böcklins Weise überlegte er sich sehr genau den Lichtgang im Bild, indem er wie dieser das Licht nicht an einer Stelle des Gemäldes konzentrierte, sondern womöglich von links nach rechts und auch von unten nach oben immer hell gegen dunkel (oder umgekehrt) setzte, damit sich alles gehörig trenne.

In Böcklins Werkstatt hatte er auch die Lehre eingeheimst, für alles den schlagendsten Ausdruck zu suchen. Dieser fiel ihm selten in die Hand, sondern er mußte ihn erstreiten, obgleich er Situation und Bewegung lebhaft empfand und seine Vergegenwärtigungskraft soweit reichte, daß er der Natur mehr abzunehmen vermochte als mancher, der auf Schritt und Tritt hinter ihr her ist.

Gewiß hatte er selten oder nie auf den ersten Streich gewonnen Spiel. Dafür ist eine Bleistiftstudie zum Hochzeitszug aufschlußreich: auf dem Bild tanzt der Tänzer mit seiner Partnerin voll strotzender Lebenskraft los; auf der Zeichnung bringt er es erst dazu, das Bein steif und lahm ein bißchen zu lüpfen.

Dieses tanzende Paar bezeugt Weltis seltene Gabe, vehemente Bewegungen darzustellen. Trefflich gelingt ihm, wie die Hexen aus dem Kamin emporschnellen und in die Lüfte fahren (Walpurgisnacht), trefflich die wütend anstürmenden Pferde der Nebelreiter, noch besser die der Walküren, wobei man ihm billig anrechnet, daß ihm hier nur die Vorstellung, kaum aber Studien aushelfen konnten. Den Preis verdient jedoch die Neujahrskarte für 1901: wie der Gaul, alle Viere in der Luft, über das Brücklein rast, daß er mitsamt dem Fuhrwerk abzustürzen droht, und wie Welti auf ihn einhaut, das ist unvergleichlich lebendig. Jedenfalls hat er hier die Einheit zwischen Gegenstand und Ausdruck vollendet gefunden. Ob auch auf den ersten Wurf? Das scheint fraglich, dem Mangel an Vorarbeiten und dem feinen Reiz des anscheinend Improvisierten zum Trotz. Er kann sie vernichtet haben.

An Stelle verschwundener Versuche und verschollener Vorstufen erhärten dann und wann briefliche oder mündliche Bekenntnisse Weltis Mühsal. Er klagte mir, vierzehn Tage lang habe er sich mit dem Köpfchen des jüngern Knaben auf dem Familienbild abgemartert. Ein anderer bringt das in einer halben Stunde her.

Häufiges Kopfzerbrechen verursachte ihm das Bedürfnis nach Fülle und Bereicherung des einzelnen, wobei es sich meistens darum handelte, dem grotesken Erfinderisinn zum Rechte zu verhelfen. Dahin gehören die Köpfe am Schiff des Geizhalses. Dahin gehört die Auszier der Brücke mit dem Hochzeitszug: in ihrer Mitte grinst eine als Regenabguß gedachte Fisch-

schnauze, ungefähr der Kopf eines Fischkönigs als Pendant zu Böcklins Froschkönig; ursprünglich aber hatte Welti, wie ein Entwurf verrät, eine ganze Reihe phantastischer Fratzen anbringen wollen. Dahin gehört im Vordergrund der Deutschen Landschaft die seltsame, anmutige Architektur mit der Riesenschnecke, die der Maler „auf die dummen Bauernlakeln in Pullach münzte, die ihm gern das Leben versauert hätten“ [1]). Man darf hieher auch den Fries auf der Steinbrüstung des Lagers in der „Mondnacht“ rechnen, sowie die beiden Blumenvasen am Fußende des Bettes, die mit eigentümlicher Gewalt die sehnsüchtig schwüle Stimmung des Ganzen verstärken.

Eine lange Zeit, Kraft und Frische verschlang auch seine Arbeitsweise. Geriet er, während er an einem Bilde saß, auf einen toten Punkt oder auf die Notwendigkeit einer Änderung, die erst überlegt und erdauert sein mußte, so vermochte er sich oft nicht loszumachen, vermochte nicht, sich inzwischen mit etwas anderem zu befassen, sondern nahm, indem er das Vorhandene eventuell zwei- oder dreimal über den Haufen warf, wochen- und monatelang den Wandlungsprozeß auf sich. Ich riet ihm einmal, er möchte doch, wie Böcklin, an verschiedenen Bildern nebeneinander arbeiten, um, wenn er bei einem stocke, sich einem der anderen zuzuwenden, da er sonst selbst bei einem langen Leben die Fülle, die sein Hirn gebäre, zu bewältigen außerstande sei. „Ja“, seufzte er, „Sie haben schon recht, es wäre schon das Beste. Aber es ist mir nicht gegeben. Und dann mache ich mir halt von Zeit zu Zeit mit einer Radierung Luft.“

Hundert und aber hundert Stunden verzehrten maltechnische Experimente. Es war nicht nur, daß ihm's Böcklin damit angetan hatte. Vielmehr sah er sich wie dieser dazu genötigt, weil auch er der Dauerhaftigkeit und Leuchtkraft der Farben nachjagte, die er an den altdeutschen und altniederländischen Meistern bewunderte, und natürlich zugleich den Malgründen und Bindemitteln, deren diese Meister sich bedient hatten. Außerdem stak es ihm im Geblüt. Denn auf dem Gebiet der Radierung hörte er nie auf mit Pröbeln und Experimentieren, ohne übrigens jemals trotz der feinsten Empfindung für das, was die Platte birgt und hergibt, ein perfekter Techniker zu werden, unähnlich seinem ungefähr gleichaltrigen Landsmann Karl Stauffer, der fast in dem Augenblick ein Meister wurde, wo er Nadel und Stichel zur Hand nahm.

Zeitverlust und Schaffenseinbuße fügten ihm auch die beiden Staatsaufträge zu, die Glasscheibe und das Wandgemälde für den Ständeratssaal im Bundesgebäude zu Bern. So manchen Seufzer, so manche Verwünschung es ihm abpreßte, das Glasgemälde ist groß komponiert und, wenn nicht geradezu seine vollendetste Schöpfung, so doch eine seiner hervorragendsten. Es ist begreiflich, daß es den Auftrag für das Wandgemälde nach sich zog. Diese aber verwüstete seinen Lebensabend, indem sie seine besonderen und intimsten Kräfte unterband. Das eigene Gefühl nicht minder als das Schweigen oder die Äußerungen anderer ließen ihn nicht im Zweifel darüber, daß er sich etwas aufgebürdet, was er besser von der Hand gewiesen hätte.

[1]) Bericht der Gottfried Keller-Stiftung für 1911.

Umgekehrt vereitelte sein Unstern die Ausführung des Ehefrieses im Zivilstandszimmer des Züricher Stadthauses. Das war für ihn ein Verlust, weil sein Entwurf den ihm lieben Gegenstand mit genialer Erfindung und ungebundener Freiheit des Geistes ausgestaltet und zudem der strahlenden Schönfarbigkeit einen Raum gegönnt hatte, wie sonst kaum wieder. Eine vertrackte Fügung vertauschte die Staatsaufträge zwischen Ferdinand Hodler und Albert Welti. Sie schusterte dem Idylliker, dem intimen Kunstgewerbler das monumentale, weitflächige Wandbild zu und dem Monumentalmaler die kleinformatige Banknote. Was Welti aus dieser gemacht hätte, ist unschwer auszudenken, wenn man sich seines Tellenbübleins auf der Briefmarke erinnert, das hinter der väterlichen Armbrust steht.

Selbst bei langem Leben muß ein phantasiebegnadeter Gedankenmaler, der, weil sich ihm unter den Händen alles wieder ummodelt und umkehrt, so langsam abschließt wie Welti, notwendigerweise vieles unausgeführt oder halbfertig hinter sich lassen.

Die im Herbst 1912 im Züricher Kunsthaus veranstaltete Gedächtnisausstellung erweckte Staunen und Klage: Staunen über den ungeahnten Reichtum der aus dem Nachlaß ausgebreiteten Ideen und Einfälle, Klage über die Fülle des lediglich Angedeuteten und Entworfenen, des Abgebrochenen und Liegengelassenen, neben dem das Fertige nur den kleineren Teil ausmachte. Es waren hundert und aber hundert Landschaftsskizzen, keine bloßen Naturabklatsche und Veduten, sondern Bildanlagen und Bildkeime nach Geist, Stimmung und Komplexion. Allerdings hätte Welti wohl die erdrückende Mehrzahl davon nie wieder berührt. Er war Landschafter; aber Nurlandschafter zu sein, verwehrte ihm das Bedürfnis, menschliche Handlungen und Zustände darzustellen. Die „Deutsche Landschaft" ist vermutlich die einzige Schöpfung, die er als richtiges Landschaftsbild anerkannte und deshalb auch ausstellte. Und welche Idylle hat seine Phantasie hier hineingebaut!

Die Ausstellung enthielt aber auch landschaftliche Entwürfe, worin das Figürliche überwog oder doch als das Überwiegende zu empfinden war. So eine Szene am Bergsee, eine Ruhe am See und vor allem das reine Gedicht: Dichter in idealer Landschaft. Mehrfach kehrte auch ein vielleicht auf Rubens zurückzuführendes Motiv wieder: ein Pferd schleudert den Reiter in den Abgrund oder stürzt mit ihm in die Tiefe.

## XII.

Der Druck äußerer und innerer Hemmnisse und Mißgeschicke verstärkte sich verhängnisvoll, weil ungefähr seit der Lebensmitte Weltis Gesundheit zu wanken begann. Der Magen litt und lange, bevor der Leidende es glauben wollte, das Herz. Übrigens war er zu seinem Schaden ein ungebärdiger Patient, der den Ärzten widerstrebte und nur an die Helferin Natur glaubte.

Vor dem Erfolg meldete sich zuweilen die Entbehrung und nicht selten eine Niedergeschlagenheit, die sich zur äußersten Verzweiflung zu steigern drohte.

Die zaudernde Produktion verwehrte ihm eine Nutzbarmachung des Erfolges. Er sagte mir 1906: „Wenn ich jetzt zehn Bilder hätte, könnte ich sie alle zehn verkaufen." Aber er hatte keines. Und die oft mißliche Gesundheit verkümmerte ihm die Freude an Gelingen und Anerkennung. Sein Künstlerernst stieg zum unauslöschlichen Haß gegen die Streber und Reklamehelden unter den Malern. Der von Haus aus Gütige, Wohlwollende und zur Anerkennung Geneigte fiel schließlich einer solchen Gereiztheit anheim, daß ihn abweichende Kunstrichtungen und ihre Früchte wie eine Kränkung, wie ein Schmerz berührten und daß er eine Aussetzung an seinen Arbeiten als Übelwollen empfand. Zwei Dutzend warme und gewichtige Rezensionen freuten ihn weniger, als ihn ein paar absprechende Zeilen irgend eines belanglosen Nörglers quälten. Er begann völlig grundlos Mißachtung und Verfolgung zu argwöhnen. Die Phantasie scheuchte ihn von der Staffelei auf und gaukelte ihm Machenschaften und Netze vermeintlicher Neider und Widersacher vor, an denen er selbstquälerisch weiterhäkelte.

Mehr als eines seiner Schwarzweißblätter verrät die Trübung und den vergrämten Geist. Schon die 1899 entstandene große Radierung „Die Fahrt ins zwanzigste Jahrhundert" atmet herbe Satire. Das Blättchen „Die Hecke" (1905), das ihn, von einer Dornhecke umfriedet, an der Staffelei zeigt, höhnt die Schreibästheten und Kunstschwätzer:

Das Volk der Denker und Dichter
Wird immer dichter.

Ein anderes verlacht 1908 Kritiker und Jurymitglieder:

Im neuen Jahr die alte Geschicht:
Auf hohem Roß das Kunstgericht.

Im nämlichen Jahre löste der in Schweizer Blättern lautgewordene Widerstand gegen seinen Briefmarkenentwurf mit dem Tellknaben das bittere Bildchen aus „Rückkehr in die liebe Heimat". Mit Weib und Kind ins Vaterland fahrend, gerät er mit seinem Wagen unter den johlenden, wie besessen sich gebärdenden Haufen, der das an den Marterpfahl gebundene Tellbüblein verbrennt. Ein wahrhaft peinliches Zusehen ist es, wie die große goldene Medaille auf ihn wirkte, die er 1910 in München empfing. Nicht die Genugtuung über die Ehrung, sondern der Ingrimm über wirkliche oder vermutete Scheelsucht der Zünftigen gab ihm die Radiernadel in die Hand: wie ein Rad rollt er die mächtige Medaille vor sich her, dicht am lodernden Höllenrachen angelangt; um ihn hinein zu befördern, versetzt ihm ein Kunstgenosse einen Tritt ins Gesäß, während ein anderer, der sich bei der nämlichen Handlung offenbar über seine Kräfte angestrengt hat, eben auf seine Palette niedergestürzt ist, daß die Pinsel herum fliegen.

## XIII.

Welti konnte gehörig an sich halten und sich in Schweigen hüllen, um andern nicht weh zu tun. Das mochte ihm zuweilen schwer fallen. Denn er war eine offene, mitteilsame Natur. Das Bedürfnis, vor den irgendwie

Naheſtehenden ſich auszuſchütten, ſie wenigſtens von den äußeren Schickſalswenden, von Ortswechſeln und Familienereigniſſen zu unterrichten, veranlaßten ihn zu den radierten Kartengrüßen, die er namentlich zu Neujahr zu verſenden pflegte. Hier veredelt ſich der Neujahrsglückwunſch, die familiäre Mitteilung zum Kunſtwerk, das trotz ſeines geringen Umfanges und der anſcheinend raſchen und müheloſen Entſtehung die Seele des Künſtlers und Menſchen ausſtrömt. Beſonders mutet an, daß er nicht müde wird, ſein Los mit dem von Frau und Kind verflochten zu zeigen. Wir ſehen den aus München aufs Land, nach Pullach, Umgezogenen vor der Staffelei, die Frau in der Küche, das ſpielende Bübchen auf der Schwelle. Dann ſchlägt er ſein Zelt in Solln auf; die Frau ſteht mit dem Buben daneben und blickt nach der fernen Stadt. Der aus der Fremde in die Schweiz Heimgekehrte ſitzt mit der Frau behaglich im Garten des Berner Landhauſes, in den die Firnkette herüberſchimmert; auf den Boden gelagert, vertieft ſich der ältere Sohn in ein Buch, indes der jüngere freudig die Ärmchen in die Höhe ſtreckt. Auch der ſtruppige Köter fehlt nicht, der die Beſucher grimmig anzukläffen pflegte.

Frau und Kind ſitzen in dem Fuhrwerklein, das der Maler über die Brücke ins neue Jahr hineinjagt. Frau und Kind haben mit ihm auf dem Stier Platz genommen, der über den als Brücke hingeſtreckten Teufel wandelt. Inmitten beider Söhne ſchreitet der gebeugte Mann dem Sarge der Gattin nach.

Immer wieder ergeht er ſich in Klagen über ſtörende Beſuche, Geſchäfte uſw. Er empfand ſie doppelt, weil ſeine Schaffenskraft nicht manche Stunde im Tage vorhielt und leicht durch Verſtimmung beeinträchtigt oder gebrochen wurde. Aber für die Seinigen hatte er immer Zeit. Es war ſeine Luſt, mit ihnen durch Feld und Wald zu ſtreifen, gar oft ſtundenweit. Er ſpielte gern mit ſeinen Buben. Kam einer von ihnen ins Atelier, ſo legte er eher die Palette aus der Hand, als daß er ihn wegſchickte. Er war ein beſorgter, gütiger und nachſichtiger Vater. Daß ſeine Buben vergnügt, kräftig und geſund ſeien, galt ihm mehr als eine regelrecht abgezirkelte Erziehung und ein praller Schulſack.

Fehlte etwa das Dienſtmädchen, ſo ließ er ſich zu Hausgeſchäften und Verrichtungen ohne Widerrede bereit finden und ging der Frau willig zur Hand. Für die Freunde war ihm nicht leicht etwas zu viel; er ſetzte ſich entſchieden, unter Umſtänden leidenſchaftlich für ſie ein, namentlich wenn ſie in Not ſtaken. Dann widerfuhr ihm auch leicht, daß er ihre Leiſtungen zu hoch wertete.

## XIV.

Welti hat nicht Literatur gemalt; aber er brauchte Literatur. Von Zeit zu Zeit drängte es ihn, in einen lieben Lyriker hineinzublicken oder mit der Frau ein Lied zu ſingen. Das griff ihm ans Herz und koſtete ihn leicht Tränen. Er beſaß eine tiefe Empfindung für den Zauber einfacher Weiſen, für Gewalt und Eigenheit des gebundenen Dichterwortes.

Wie Böcklin brachte er zuweilen einen Vers zu Papier. Er strebte damit, soweit wenigstens das Erhaltene oder doch zum Vorschein Gekommene Aufschluß gestattet, nicht die Bewältigung und Durchbildung lyrischer Motive an. Sondern es waren Beihilfen und erläuternde Zutaten zu den Werken seines Pinsels und seiner Radiernadel. Eine begreifliche Sache bei einem Maler, der die Dichter liebte und auf Idee und Gehalt der Bilder ein so schweres Gewicht legte.

Im Doppelbildnis der Eltern brachte er auf einem Zettelchen einen Vierzeiler an, ebenso auf dem Rahmen im Auszug der Penaten:

Mit dem Toten wandern Geister aus,
Die im Leben ihm den Becher reichten.
Öd und leer wird nun das Haus,
Ohne Sang und ohne Leuchten.

Das soll heißen, daß es sich hier nicht wie im „Poetentod" Gottfried Kellers, aus dem er das Motiv geschöpft, um das Sterben eines Dichters, sondern des Menschen überhaupt handelt.

Er stiftete zum Ehehafen ein reimloses, ungleichstrophiges Gedicht von dreiundzwanzig Versen, das er auf den unteren Plattenrand radierte, dann, nachdem er diesen beseitigt, auf einen besonderen Streifen drucken ließ und der Radierung beilegte.

Ein hübsches Sprüchlein begleitet den Eintrag (Aquarell-Tempera) ins Stammbuch von Paul Ganz vom 2. Dezember 1904:

Meiner Väter Haus heißt zum Apfelbaum
Und steht zu Zurzach am Rheine,
Allwo die heilige Vrene ruht
Und manchen Römers Gebeine.

Das klingt fast wie aus dem Volkslied und ebenso die drei Zeilen zu einem flüchtig skizzierten Bergkegel, der offenbar schließlich in den Eremiten Verwendung fand:

Wenn der Morgenruf erschallt
Und das Horn vom Felsen hallt
An einem schönen Frühlingstag.

Hier werden Strich und Klang wohl gleichzeitig entstanden sein.

Ergiebig, nicht nur in kurzen Auftakten, läßt sich Albert Welti in seinen Briefen vernehmen. Darf er sich ungescheut und vertraulich ergehen und ist er nicht zu sehr gehetzt, so hat er meistens eine gute Stunde. Da stellt er seine ursprüngliche und sympathische Gestalt unverstellt, griffig und lebendig heraus, wie das nicht allzuvielen vergönnt ist. Und zwar geschieht das, was just einen erlesenen Reiz ausmacht, ganz natürlich, ohne Absicht und Spiegelung. Denn alles Selbstbewußte, das Hervortreten und Lautwerden, war ihm zuwider. Mögen Wustmann und Wustmännchen da und dort einen Rotstrich anbringen, Welti hat die Sprache in seiner Gewalt, oder eigentlich, sie hat ihn und steht ihm bei allen Streichen und Sprüngen im Rücken. Und immer dringt aus den Blättern das erquickende Gefühl: hier spricht ein ganzer Mann und ein Poet dazu.

# Die phantaſtiſchſte Ruine der Welt.

Von

**Marie von Bunſen.**

Um Ceylons Löwenburg zu beſuchen, verließ ich das alte Bergkönigreich Kandi. Es dämmerte, die Sterne erſchienen, und bald war es, als ob ſie niederflögen, um auf der Erde zu ſpielen. So viele Glühwürmchen habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht geſehen, überall ein ſchwirrendes Gefunkel, ein leuchtender Tanz. Dunkel hoben ſich die Bäume von der tief blaugrauen Luft, und um die Palmen flirrten die grünen Lichter der Feuerfliegen. Sie ſchoſſen in kühnem Bogen umher, wiegten ſich, neigten ſich, ſchwirrten vorbei, ein Sternenreigen im Tropenwald.

Das im Innern von Ceylon gelegene Matale iſt Endpunkt der Bahn. Ein ſchlanker, dunkler Knabe — das Schalterlicht fiel hell auf ſein orangerotes Hüftentuch, auf ſeine ſchwarzen Locken — nahm mein Handgepäck auf die Schulter und ging vor mir her. In den Straßen der kleinen Marktſtadt wurden die beſcheidenen Baſare der Eingeborenen hell erleuchtet. Dunkelhäutige, buntgekleidete Geſtalten hockten inmitten der Obſthaufen, der Meſſinggeräte, der europäiſchen Waren für den täglichen Gebrauch. Es kamen Tempel, am Tor das bemalte Relief einer Hindugöttin, drinnen im halberleuchteten Raum ein goldener Buddha regungslos verſunken; vor ihm lagen weiße Opferblumen.

Das Raſthaus lag freundlich unter großen Bäumen. Der in weiße Gewänder gehüllte Pächter des Regierungsgaſthauſes war Singaleſe, trug den Schildpattreifen über dem leuchtend ſchwarzen Haarknoten. Er gab mir ein Zimmer mit Baderaum; Balkendecke, Tür und Fenſter zeigten die durchbrochenen einheimiſchen Schnitzereien, gut ſtiliſierte Ranken, die an ſpätklaſſiſche und Renaiſſance-Motive erinnern. Im Eingangsraum war der Tiſch bereits zur Abendmahlzeit gedeckt. Als ich mich zurecht gemacht hatte und hineinkam, ſaß ein Engländer vor der Suppe. Er bat, ſeinen Reitanzug zu entſchuldigen, er wolle noch nachts auf ſeine Pflanzung. Ein ganz ordentliches Mittageſſen; vor uns auf einem nilgrünen Seidentuch ſtand eines der edlen Meſſinggefäße der Eingeborenen, war mit Lilien gefüllt. Der Pflanzer erzählte mir allerhand während der Mahlzeit und nachher noch lange auf der Veranda bei Zigaretten auf den Liegeſtühlen liegend; Sterne und Glühwürmchen erhellten die Palmen, die Blumenbäume, den Raſen. — Auf der Inſel geboren, hatte er in der engliſchen Heimat die Schule beſucht, war ſeither ohne Unterbrechung auf Ceylon geweſen. „Ja, es iſt hier wunder-

schön, und ich habe soviel Freude an der Natur, an den Pflanzen und Tieren, auch an den Eingeborenen; man muß sie nur zu nehmen verstehen. Ich will nicht fort, auch nicht nach der Stadt, alles Schlechte kommt von den Städten. In Colombo bin ich in den 25 Jahren zweimal gewesen; allerdings rostet man ein, in Gesellschaft von Damen fühle ich mich recht ungeschliffen." Ein einsamer, rauher, aber fein empfindender Mensch.

Er erzählte mir von den Schlangen, von den geheimen Mitteln der Dorfzauberer, von der Ehrfurcht, mit der man der furchtbaren Kobra ausweicht, sie aber nicht tötet. Denn die Kobra, so sagen sie, ist die „gute Schlange"; daß so und soviele jährlich an ihrem Biß sterben, ändert daran nichts. Mit leidenschaftlicher Liebe hängen sie an der Scholle, am Reisfeld; sie könnten weit mehr durch Gummibäume, Kakao- und Teekultur verdienen, aber sie begnügen sich lieber mit dem bescheidenen Ertrag der althergebrachten, ihnen fast heilig erscheinenden Arbeit. Die Aussaat, die Ernte dieser Reisfelder wird mit Tänzen und Gesängen feierlich begangen, heute so wie vor Tausenden von Jahren. Trotz der weichen, erschlaffenden Luft, trotzdem die schöngewachsenen, mit Gold- und Silberschmuck bedeckten Frauen in ihren leichten, den Körper fast entblößenden Gewändern frei umhergehen, sind diese arischen Singalesen vielleicht das „moralischste" Volk der Erde. Ehebruch kommt überaus selten vor; wenn ein verheirateter Mann sich mit einem jungen Mädchen einläßt, kommt er in Verruf. Zu Gewalttaten werden sie fast nur durch Ackerstreitigkeiten bewogen, da begnügen sie sich oft nicht mit den Prozessen, da greifen sie zum Messer. — Er spricht ihre Sprache fließend, fühlt sich unter ihnen sicher und wohl.

Dann bestieg er sein Pferd und ritt hinaus in die Nacht. Am nächsten Morgen fuhr der mit zwei Ochsen bespannte Postwagen nach Dambulla vor. Braune Briefsäcke waren innen aufgestapelt; außer mir reiste nur noch ein schmächtiges, kleines, dunkeläugiges Mädchen; um Gestalt und Kopf schlang sie ein dünnes weiß und lila Gewand. Es war ein langsames Fahren, die Ochsen wurden durch Zurufe und Schläge angetrieben; wir kamen von der Stelle, aber nur allmählich. Gestern Nacht gab es die Glühwürmchenfülle, heute begleiteten mich den ganzen Weg entlang große schwarze Falter mit einem hellen Perlenrand, dann weiße und zitronengelbe Falter; zu Tausenden umflatterten sie den Weg.

Wir fuhren durch Pflanzungen; da erhoben sich Kakaobäume. Ihre roten Früchte hingen nicht nur von den großblättrigen Zweigen hernieder, sondern quollen, wie im Überschuß der Kraft, auch aus den Stämmen. Unansehnlich wirkten die Gummibäume, gedachte man ihrer märchenhaften, börsenrauscherweckenden Dividende. Unter ihnen, wie auch unter den Kokospalmen wuchsen die Teebüsche. Mitten unter ihnen kauerte jetzt, hart am Weg, eine buntgekleidete Schar; wie bei uns Polen und Galizier, kommen die Tamil-Kulis truppweise aus Ostindien herüber. Ich sehe sie noch lieber als die Ceylonesinnen. Zwar tragen auch diese über der geschmeidigen, von Gold- und Silberspangen gehobenen Dunkelheit der Glieder in herrlichen Falten das sie umschlingende Tuch; aber außerdem bevorzugt die „bessere"

Einheimische — dies ist der eine ästhetische Fleck der Insel — seit Generationen eine philiströse weiße Untertaille. Nicht so die Indierin; die wechselnden Linien des Gewandes fließen ungebrochen, so mannigfach der Faltenwurf, so mannigfach die Farbe. Während bei den gelblichen Chinesinnen das Blau in reichen Tonmodulationen überwiegt, steht hier vorherrschend zur dunkleren Hautfarbe das Rot und Gelb; bald leuchtendes Rosa, bald Orange mit Purpurstreifen, Blutrot mit zitronengelben Säumen, und in diese Gewandtücher hüllen sich Männer und Frauen.

Vor der Faktorei wurden die Körbe ausgeschüttet; in der Mitte stand der weißgekleidete Aufseher mit dem Singalesenkamm auf dem Kopfe, besichtigte die Blätterhaufen.

Es kamen Ansiedlungen mit palmenbedeckten offenen Hütten, innen ein erhöhter Vorraum unter vorstehendem Dach. Hier hockten die Menschen, lagen betelkauend auf der festgestampften Tonerde, kochten sich auf winzigem Feuer ihre Mahlzeit. Es glänzten die schönen gelben Messinggefäße.

Dann folgten einsame Strecken, von den farbigen Gewändern braunschlanker Wanderer gelegentlich belebt. Als ein Schauer niederging, benutzten sie ein Blatt der Schattenpalme als Schirm. Plötzlich sah ich eine große dunkle Masse; es nahte sich ein Elefant. In schwerem Rhythmus bewegte er sich weiter, und auf ihm saß ein fast ebenso dunkler nackter Jüngling im rotgelben Schurztuch, um seine Locken hing ein weißes dünnes Tuch hernieder; er spielte die Flöte. So ritt er auf dem Elefanten ahnungslos schön in den Tropenwald hinein. Der Boden war von den großen roten niederrieselnden Blüten des Amherstbaumes bedeckt. Es war ein Bild, das einem den Atem raubte.

Oft wucherte an den Hecken die orangene Lantana, auch ein sonnenblumartiger gelber Stern, auch Schlingpflanzen mit zimtgelben, mit lila, mit weißen Kelchen bedeckt. Stunde auf Stunde verging, es kam ein kleiner Sumpf, in ihm badeten dunkelgraue, vorweltliche Büffel, weiße Reiher hatten sich ihnen angeschlossen, hüpften und flogen umher. In langen Abständen kam hin und wieder ein Dorf. Es wurde der Briefsack abgegeben, und in einem Amt hob man das kleine, weiß und lila verhüllte Mädchen, des Postmeisters Töchterchen, heraus. Dafür stieg ein hagerer Mann mit gelb und grünem Tuch um den Kopf geschlungen, in purpurnem Gewandtuch in den Wagen. Die Bank war hart, der Raum eng, während der Ausspannung ging ich voraus, um die Glieder zu recken. Ich besah mir die kleinen offenen Läden, in denen die einfachsten Erfordernisse feilgeboten wurden, vor allem grüne, mit Arecanuß und Kalk gefüllte Betelblätter. Reis wurde im großen Mörser zerstampft, Töpfer und Schmiede arbeiteten mit dem denkbar ursprünglichsten Handwerkszeug. Überall war ich von erstaunten Gesichtern mit weitgeöffneten Augen umgeben. Im Laufe der letzten Wochen habe ich mich an diese Singalesen-Tamil-Typen gewöhnt; anfänglich mißfiel mir der aufgeregte, fast verstörte Ausdruck der glühenden Augen. Ungewöhnlich regelmäßig sind die Züge, selbst beim niederen Volk ist die Nase oft erstaunlich fein, auch der Mund zeigt oft einen edlen Schwung. Die Lasten wurden auf dem Kopfe getragen, daher die prachtvolle Haltung, der Gang ihrer bloßen Füße ist lautlos und leicht. Groß

gewachsen, schlank, haben sie zu den langen Beinen recht große Füße, die nicht ganz zu der Vornehmheit der Gesichtszüge, der Linien passen.

Ich blieb vor einer der üblichen Lehmhütten mit dem grauen Blätterdach, dem Vorraum stehen, sah einer alten Frau und ihrer Arbeit zu. Sie flocht frische Palmenzweige, wie man sie zum Dachdecken, zu den Zäunen flicht. Es ging rasch und leicht von der Stelle. Ich verlangte eine Korumba, eine Kokosnuß, sie wurde vom Baume geholt, aufgehackt, und ich trank in langen Zügen das kühle, wenig sagende, aber doch angenehme Wasser. Um mich her sammelten sich alle Kinder der Gegend, allerliebste kleine Knaben, ganz nackt; um die dunklen, drallen Hüften lag eine Silberkette, und ein Silberschmuckstück hing dort, wo später das Tüchelchen sich schlingt.

Nach viereinhalbstündiger Fahrt sah ich die willkommene Aufschrift „Resthouse". Nach kurzer Mahlzeit ging es jedoch weiter, die Bank wurde immer härter und schmäler, aber die Luft war wohltuend lau. Gelegentlich ging leiser Regen hernieder, dann duftete und atmete das grünleuchtende Land. Bald kamen Pflanzungen, bald dichter Wald, aus dem hier und da große, glatte, dunkelgraue Gneisberge sich in mächtigen Massen erhoben. Ein solcher überragte das nach neun langen Stunden erreichte Dambulla.

Oben auf dem Berg liegt ein Felsentempel mit einer im dunkeln Innern thronenden Buddhastatue. In diese Höfe hatte im ersten Jahrhundert v. Chr. ein König von Ceylon sich während der Überfälle aus Indien geflüchtet. Späterhin verwandelte er aus Dankbarkeit die Höfe in einen reich bemalten, mit Statuen geschmückten Tempel. Aber es dämmerte bereits, ich mußte den Besuch auf den Rückweg verschieben. Priester in zitronen- und goldgelben Gewändern zogen die steilen Höhen hinauf.

Auf der Veranda des auch hier von Bäumen beschatteten Rasthauses ruhte ich bald auf dem Liegestuhle, überhörte die Gespräche der zwei anderen Gäste. Der eine war anscheinend Regierungsbeamter, hatte soeben den Ort inspiziert, hatte daneben auch gejagt und klagte sein Geschick ausführlich dem anderen. Nur ein Paar „Grüner Tauben", da hatte er doch anderes erwartet. Es kam ein Gemeindebeamter, um einen Diebstahl zu melden, dann hatte der herzitierte Arzt, ein dunkler Singalese, Bemerkungen über die Unsauberkeit des Krankenhauses über sich ergehen zu lassen. In sechs Wochen käme er, der Beamte, wieder, bis dahin müßte alles auf das gründlichste in Ordnung gebracht werden.

Öfters hatte ich diese größtenteils noch jungen Regierungsbeamten beobachtet, in der offenen, von geschnitzten Holzsäulen getragenen Gerichtshalle und an anderen Orten; weshalb Engländer die besten Kolonisatoren, die besten Beherrscher fremder Stämme abgeben, ist mir anschaulich geworden. Andere Europäer würden vielleicht arbeitsamer, feinfühliger, intelligenter sein, vor der Hand sind keine so gerecht, so ruhig und bestimmt; ohne Tropenkoller, ohne Nervosität. Das ist ihr Geheimnis.

Bei Tisch kamen wir gleich ins Gespräch. Zu meinem Schmerz hörte ich, was mir entgangen war. Gestern wurde der neu ernannte Beamte auf dieser seiner ersten Besichtigung nicht nur durch die Dorfschulzen in ihrer

malerischen Amtstracht, sondern auch durch den Tanz der Teufelstänzer bewillkommnet. Hier draußen vor der Veranda hatten sie in ihren schauerlichen, aber interessant stilisierten Masken, ihrem bunten Aufputz, die uralten Tänze getanzt!

Die beiden Herren kamen auf Land und Leute zu reden. Auch sie beurteilten die Eingeborenen günstig, sowohl die feineren buddhistisch-arischen Singalesen, als die roheren dravidisch-mohammedanischen Tamils. Dann schilderten sie die Wildheit des gewaltigen Dschungels, in dem Sigirya, die Löwenburg, liegt; er ist undurchdringlich, in ihm hausen zahllose wilde Elefanten. Nach der Dämmerung wagt man sich besser nicht auf die Landstraße. Im allgemeinen fallen sie keine Menschen an, aber ab und zu wird der alternde Häuptling der Truppe von einem jungen Nebenbuhler verdrängt. Dann treibt er sich in seiner Verlassenheit, seinem Unmut umher. Ein solcher „Schelmenelefant" (rogue elefant) fällt dann über jeden Wanderer her, ja er wagt sich ins Dorf. Dann läßt die Behörde ihn „ausschreiben", gibt ihn frei. Ringsumher hausen auch Leoparden; verwundet, sind sie schlimmere Gegner als der im Grunde — ja den Ausdruck gebrauchten sie — phlegmatische Tiger. Noch gefährlicher ist jedoch der Dschungel-Bär, der unter allen Umständen auf den Menschen losgeht. Dann leben in jedem dieser häufigen, durch Bäume und Felsen sich windenden Flüsse Krokodile. Selbst in den Dorfteichen, in denen die Einwohner zweimal täglich baden, sind immer einige Alligatoren zu finden. Wie den Kobras tut man auch ihnen nichts; „nur selten" wagen sie sich an einen der badenden Eingeborenen heran.

Als ich am nächsten Morgen, gleich bei Tagesanbruch, meinen Ochsenwagen nach Sigirya besteigen wollte, lag vor der Hausschwelle, von den beiden Herren umstanden, ein toter Leopard. Im Nachbardorf hatte er sich in dieser Nacht auf eine Kuh gestürzt, hatte sie im Genick mit der gewaltigen Kraft seiner Pranken getötet. Es war nicht seine erste Untat, so hatte ein Eingeborener ihm aufgelauert, ihn mit seiner alten Büchse getötet. Da lag die schöngefleckte Bestie starr in der Sonne; nicht groß, weich in den Formen, aber die verkörperte Kraft. Die Herren und ich boten auf das Fell, aber der Erleger wollte das Tier jetzt gleich mit der abgehenden Post nach Matale schicken, um die Regierungsprämie einzuheimsen.

Ich bestieg das Fuhrwerk, das mich nach Sigirya bringen sollte. Es war die urechte, einheimische Ochsenkarre, gewiß seit Jahrtausenden im Gebrauch. Zwei große Räder, über Bambusrohr spannte sich das dicht geflochtene Palmenblätter-Verdeck; eine Matratze, Laken und weißbezogene Kissen wurden hineingelegt. Ich versuchte, mich möglichst behaglich einzurichten, in meiner Harmlosigkeit schien mir das die Hauptbedingung. In Wirklichkeit kam es nur darauf an, überhaupt Sigirya zu erreichen. Die Straße war gut, hatte es auch in der Nacht geregnet, aber der Höckerochse erwies sich, wie das bei seinesgleichen oft vorkommt, als bösartig und träge. Der dunkle, fast unbekleidete Kutscher schwang unaufhörlich seinen Stock, rief eindringlich „K'tah", stieß beschwichtigende, anfeuernde Naturlaute aus. Nach zwei langen Stunden, als das Tier, neben dem er mitziehend, nachhelfend ging, wieder

mal störrisch stehen blieb und nach ihm ausschlug, erklärte er verzweifelt, es ginge nicht, „must go back“! Ich erwiderte: „Must go to Sigirya,“ stieg aus und ging voran.

Hinter mir, oft in weiter Ferne, schob und zog der Singalese den Karren, beschwor und schlug das Tier. Öfters blieb der Karren stehen; als ich einmal rückwärts sah, schoß der Ochse eben in den Graben, während der unselige Eingeborene den Karren mit aller Gewalt zurückhielt. Regen setzte ein, lange stand ich unter den Bäumen und wartete. Es war der Tiefpunkt des Tages.

Im übrigen ist ja im Dschungel Interessantes zu sehen. Er ist ernst, hat nichts vom lyrischen Rausch der Wälder im Bergkönigreich Kandi. Er ist dicht verwachsen, wird von Schlingpflanzen, von viperhaften Parasiten durchflochten, Kakteen wuchern auf den Stämmen, Ranken fließen von den Zweigen herunter. Unheimliche Schmarotzerbäume kommen vor, sie haben glatte, grüngleißende Fangarme und Wurzeläste, mit denen sie die Waldstämme umklammern. Es sind Blutaussauger, der Baum ist rettungslos verloren. So dicht ist der Dschungelwuchs, daß Blumen sich nicht entfalten; nur am Weg blühten orangegelbe Lantana, lange purpurne gloxinenartige Kelche und weiße Winden. Große elsterartige weiß-schwarze Vögel mit goldgelbem Schnabel flogen vorbei, und überall tanzten Schmetterlinge und Falter.

Plötzlich kam ich auf die frischen Spuren von Elefanten; anscheinend hatten einige vor wenigen Stunden hier geweidet, hatten Zweige heruntergerissen, waren umhergestampft. Langsam zog eine grünliche große Schildkröte über den Weg. Ich hob mir umherliegende Stachelschweinkiele auf, und gelegentlich trotteten scheue Schakale vorüber. Öfters vernahm ich das aufgeregte, kleinlich böse Kreischen der Affen; während ich lange Zeit auf den anscheinend wieder einmal versagenden Ochsenkarren wartete, lief eine ganze Reihe von grauen, grotesk zierlichen Affen über den Weg. Dann erhob sich in den Baumwipfeln ein Geschrei, während die Zweige aufschnellten und sich wiegten. Der Wald war lebendig.

Endlich eine menschliche Behausung, ein größeres Gehöft. Der Besitzer, Wegaufseher, würdig in weiß und gelbe Gewänder gehüllt, versprach mir einen guten Ochsen, mein Untier wurde ausgespannt, und jetzt ging es gut vom Fleck. Der vielgeprüfte Singalese und ich, die wir beide alle die Stunden zu Fuß gegangen waren, stiegen dankbar auf, und ich legte mich in die Kissen. Es regnete; der Regen steht dem Tropenwald nicht schlecht. Ohnehin rieseln ja immer die Lianen und Schlingpflanzen von den üppigweichen Baummassen hernieder, und die Stämme der hiesigen Bäume sind wie vom Wasser ausgefurcht, ausgemergelt. Dann gab mir der Singalese ein Zeichen, mich aufrichtend sah ich über den Wipfeln des Dschungels einen hoch aufragenden Felsen, die Löwenburg Sigirya.

Wir hielten vor dem einsam daliegenden Rasthaus. Gleich nach der Mahlzeit zog ich mit dem Führer davon. Der Regen hatte aufgehört, es war so schön und merkwürdig, am liebsten wäre ich tagelang hier geblieben. Prächtige Bäume erhoben sich wie in einem uralten Park. Ein See, einer

der vom König Kassapa gegrabenen, lag waldumgeben da, und in ihm spiegelte sich der gewaltige Felsen; ich konnte die auf halber Höhe ausgehöhlte Galerie erkennen. Ehemals sah man schon von hier aus, auf dem glattgeschliffenen hellen Grund, jene gewaltigsten Wandgemälde der Welt. Auf den langsam ansteigenden unteren Tiefen erhoben damals sich die Dächer der Stadt. Oben auf der breit abgeplatteten Spitze thronte die Burg, die Zitadelle. Wie ein Märchentraum muß diese genial erdachte, genial ausgeführte Feste die Menschheit beeindruckt haben.

Im fünften Jahrhundert vor Christo hatte sich in der heiligen uralten Hauptstadt Anuradhapura Furchtbares ereignet. In der Mahawansa, jener Chronik der Insel, wird darüber berichtet. Dhatu Sen, vielleicht mit dem ursprünglichen vertriebenen Königsgeschlecht verwandt, befreite die Insel vom Drucke der vom Festland herübergekommenen Tamils. Er war ein kräftiger, tüchtiger Herrscher, sorgte für die künstliche Bewässerung des Landes, errichtete Krankenhäuser und Krüppelheime, begünstigte das Studium der alten Geschichte und Literatur, ließ große Bauten errichten. Seine einzige Tochter, sie war ihm lieber wie sein Leben, hatte er dem Sohne seiner Schwester, dem obersten Kriegsanführer, gegeben. Da hörte er, daß dieser seine Gattin, die Prinzessin, geschlagen habe, und um die seinem Kinde zugefügte Schmach zu rächen, ließ er die Mutter des Schwiegersohnes, die eigene Schwester, nackt verbrennen. Ganz dürr wird es berichtet: nie werden wir erfahren, ob nicht Umstände milderten und erklärten. Hatte er die Schwester gehaßt? — Um der Untat empörte sich sein zweiter Sohn Kassapa, gemeinsam mit dem Oberbefehlshaber. Der rechtmäßige Thronerbe mußte nach Indien fliehen, der König Dhatu Sen wurde gefangen genommen. Kassapa fahndete nach dem verborgenen Schatz des Königs und ließ dem Vater zusetzen. „Da", so erzählt die Mahawansa, sagte sich der König Dhatu Sen, „es ist gut, wenn ich sterbe, nachdem ich meinen Freund gesprochen und mich im See Kalawapi (dem noch heute bestehenden von Dhatu Sen ausgegrabenen gewaltigen See) gebadet habe," und er sagte den Boten des Kassapa, „man führe mich nach dem See Kalawapi, dann werde ich euch den Schatz zeigen". Und während der König, seine Augen in Schmerz versunken, dorthin fuhr, gab ihm der Wagenführer vom gerösteten Reis. Davon aß der König, und es sagte ihm zu, und er gab dem Wagenführer einen Brief für seinen vertriebenen Sohn Mogallan in Indien, auf daß dieser den Mann als Torwächter anstelle. Am See traf er den Freund, und während sie beieinander saßen, war es ihnen, als ob sie die Freuden eines Königreiches genössen. Sie sprachen lange miteinander, und der Schmerz wurde gestillt. Dann trank der König vom Wasser des Sees und badete und tauchte unter. Darauf wandte er sich zu den Dienern des Kassapa und sagte: „Freunde, andere Schätze besitze ich nicht." So führten die Diener ihn zurück und meldeten es ihrem Herrn. Kassapa übergab darauf seinen Vater dem Oberbefehlshaber, und dieser ließ ihn lebendig begraben ....

Nach diesen Entsetzlichkeiten war es dem neuen Könige Kassapa in Anuradhapura nicht geheuer, und er erbaute sich eine uneinnehmbare Feste

auf dem Sigiryafelsen; 18 Jahre regierte er dort mit kräftiger Hand und weisem Sinne.

Nicht nur ist es der interessanteste Bau der Insel, ich weiß nicht wo im ganzen Altertum ein ähnlich kühner architektonischer Bau besteht.

Zwischen den großen Bäumen begannen die Ruinen, alte Ummauerungen, verwitterte ummooste Quadern lagen im tiefsten Schatten, Steinstufen führten hinauf. Unten am Fuß des Felsens waren die Festungswerke, Wälle, Mauern, inselartige Bastionen. Daran stieß die dicht bebaute Stadt, terrassenartig wurde der Grund geebnet, gewaltige, bis 50 Fuß hohe Felsblöcke nutzte man auf geniale Weise aus. Neue Leitern und Treppen führen auf diese, aber die alten eingehauenen Stufen sind noch überall erkennbar. Aus einer Ritze sproß eine Daturapflanze, ich pflückte mir einige ihrer großen mystischen milchweißen Kelche. In der Nähe ist die sogenannte „Predigthalle". Noch heute werden diese auf der Insel an schönen Punkten, angesichts der Berge und Täler errichtet. Auf dem einen Felsblock ist ein Wasserbecken ausgehauen, es wird das „Bad des Königs" genannt. Vorzüglichste Steinmetzarbeit, eine gute einfache Gliederung der Balustrade. Dann kam der „Thron des Kassapa". Stufen, Postament, Erhöhungen, alles ist gut erhalten, nur der Baldachin fehlt. Überraschend, unmittelbar wirkt dieser Thron; er brachte die düstere, aber bedeutende Gestalt des königlichen Erbauers sinnfällig nahe.

In der Mahawansa lesen wir vom Pomp dieser Königshöfe; orientalische Überschwenglichkeit, aber schwerlich im Ton vergriffen. So wird eine Krönungsfeier aus dem 12. Jahrhundert beschrieben: „Fast verdunkelte den Himmel die Fülle goldener und seidener Gewebe, der Baldachin der Schirme. Die Stadt war mit grünen Laubgängen und Blumen geschmückt. Die Bürger sangen Preislieder, riefen laut: Lang lebe der König, und die Rufe waren von dem Dampf der Wohlgerüche getränkt. In Reihen standen die tapferen Krieger, um ihm Ehren zu erweisen, und die Elefanten waren herrlich verziert. Der große Herrscher und seine Königin hatten sich auf das wunderbarste mit dem königlichen Ornat und mit Juwelen geschmückt. Jetzt bestiegen sie die Elefanten. Auf zwei goldenen Sesseln, unter weiß und goldenen Schirmen krönten sie sich mit ihren edelsteinfunkelnden Kronen. Sie glänzten wie die aufsteigende Sonne, und die Frauen vom Lande waren hochbeglückt und weinten vor Freude."

Ein anderes Mal werden die schönen Hofdamen im Gefolge des Königs erwähnt. „Sie waren herrlich, Göttinnen gleich gekleidet." Ähnliches hat sich hier um diesen Felsenthron des Kassapa abgespielt.

Überall lagen Spuren der emporsteigenden Häuser, der aufwärts führenden Straßen zutage. Jetzt gelangte man auf Treppen der archäologischen Kommission zu der Galerie. Diese großartige Schutzbrüstung zieht sich auf halber Höhe um den gewaltigen Felsen, etwa ein Viertel ist noch erhalten; ich ging auf dem uralten Pflaster, zu beiden Seiten war noch die glattpolierte Stuckmasse erhalten. Noch heute wird sie hierzulande aus Eiweiß und dem Saft eines Baumes bereitet, sie wirkt marmorähnlich. Eingekritzelte Namen aus ältester Zeit waren noch erkenntlich. Hier konnten dichte Scharen heraufziehen, wurden

vom überhängenden Felsen, von der hohen Brüstung vollständig geschützt. Hier und da waren noch Überbleibsel der Fresken zu sehen; von der gewaltigen weit und breit sichtbaren Malerei der Westseite — sie waren etwa 300 Fuß lang und 100 Fuß hoch —, diesen riesenhaftesten Gemälden der Welt, ist jedoch fast nichts mehr vorhanden. Waren es wie in den Dambulla-Felsen-Tempeln historische Szenen? An künstlerischem Wert werden diese jene weit übertroffen haben, das zeigen die noch vorhandenen Gestalten. Es sind Frauen in der noch heute nachklingenden Tracht; ein entblößter Oberkörper, um die Hüften farbige Gewänder geschlungen, Juwelen- und Goldschmuck, vermutlich Prinzessinnen, welche dem nahen Heiligtum duftende Blumen zum Opfer bringen. Merkwürdige Typen. In den lebensgroßen genauen Kopien des Colombo-Museums konnte ich sie mir näher besehen. Ovale, vornehme Gesichter mit langen, feinen, gebogenen Nasen, geschwungenen sinnlichen Lippen, mandelförmigen Augen, üppige Brüste auf feinem, schlankem Körper. Mit zierlichen spitzen Fingern halten sie die Lotosblumen, ihre breiten, schön gearbeiteten Armspangen kann man noch heute auf Ceylon sehen. Neben ihnen gehen Dienerinnen, diese sind dunkler, kleiner und weniger reich geschmückt, tragen mit zurückgebogenen Händen Früchte, mit den Opferblumen gefüllte Schalen. Genau solche Umrisse hatte ich alle diese Wochen über täglich in den Tempeln bewundert. Die Fresken erinnern an jene der Ajanta-Höhlen Indiens. Wenn auch die neuesten Untersuchungen, wie mir scheint, in überzeugender Weise die Bedeutung des klassischen Einflusses auf die indische Kunst herabmindern, hier ist wohl die Technik, auch die geometrisch-florale Dekoration von der alexandrinisch-koptischen Freskenmalerei übernommen.

Noch heute leuchteten hier und da die hellroten warmen Töne der opfernden Prinzessinnen vom gewaltigen Felsen.

Die Galerie hörte auf, eine neue Verbindung führte auf einen bastionenartigen Vorbau. Dort waren große Zisternen, auch die Gefängnisse, dort in den Fels gehauen ein Luginsland, vollständig geschützt, weit und breit die Gegend überschauend. Hier waren die Gebäude des Hofhalts, der Dienerschaft des Königs, und hier erhob sich das gewaltige Löwentor, das Sensationellste dieser sensationellen Burg. Etwa vierzig Fuß hoch war ein sitzender Löwe aufgetürmt, mit schimmerndem Marmorstuck bekleidet. Noch sind die gewaltigen Pranken vorhanden. Stufen führten im Löwenkörper hinauf, der Rachen bildete das Tor, durch dieses betrat man die Treppe zur oberen Burg! Ein unglaublicher Aufstieg, denn drohend mächtig und schroff ragt der Fels in die Luft. Mühsam stieg ich die mit Reeling versehene steile Treppe, stand endlich oben auf der abgeplatteten Höhe.

Ein herrliches Bild! Unübersehbar die Waldebene der Dschungeln, Heimat wilder Elefanten, Bären und Panther. Hier und da leuchten helle Wasserflächen; es sind noch die vom König geschaffenen Bewässerungsseen, damals wie heute die unerläßliche Vorbedeutung des Ackerbaues, des Lebens. Aus dem Wipfelmeer stiegen ferne Berge empor, nach dem Regen dampfte und schillerte alles in opalgleichem Grün und Grau.

Gut ließ sich der Burgplan übersehen; jede Fußbreite war zu stattlichen Bauten, zu großen Zisternen ausgenützt. Hier oben erhob sich der Palast, hier hat König Kassapa mit starker Hand geherrscht. Er stiftete Heiligenbilder und Armenhäuser, pflanzte herrliche Gärten und Mangobäume, ließ Bücher schreiben. Er thronte hier in der Fülle seiner Macht, die gemalten Prinzessinnen erzählen noch von verfeinerter Lebensschönheit; aber, so sagt die Mahawansa, er lebte in der Furcht der Vergeltung und in der Furcht des vertriebenen rechtmäßigen Erben, seines Bruders Moggallana.

Nach 18 Jahren ging das Schicksal auf ihn nieder. Moggallana zog mit einem Heer aus Indien herüber. Warum blieb Kassapa nicht in seiner uneinnehmbaren, mit Vorräten und Wasser wohl versorgten Festung? — Er stellte sich dem Bruder mit seinem ganzen Heer, und es entspann sich eine Entscheidungsschlacht. Seine Sache stand gut, da ließ er, um eine morastige Stelle zu vermeiden, seine Elefanten wenden, die Seinigen hielten dies für Flucht und stürzten in plötzlicher Panik davon. Als Kassapa dieses sah, gab er sich selber den Tod.

Moggallana herrschte im alten Anuradhapura, Sigirya wurde Mönchen übergeben. Vermutlich stürzten einst Teile des Felsens herunter, zertrümmerten die Galerie; es wird keiner verstanden haben, ihr kunstvoll verwegenes Gefüge zu erneuern. So würde die obere Stadt unerreichbar, und anscheinend hat man, nach den gefundenen Münzen zu schließen, auch die untere Stadt innerhalb desselben Jahrhunderts verlassen. Der Dschungel kroch heran, umschlang und umwucherte das Menschenwerk. Sigirya, die Löwenburg des Königs Kassapa, wurde vergessen, war nur noch eine Erinnerung, eine Sage.

# Neufranzösische Taktik.[1])

Von

**Max von Schreibershofen.**

Die geschichtliche Betrachtung des Heerwesens zeigt, daß die Taktik in allen Heeren vom Volkscharakter und der militär-politischen Lage wesentlich beeinflußt wird. Der Zusammenhang zwischen dem Heerwesen und den wirtschaftlichen, nationalen und politischen Verhältnissen eines Staates offenbart sich deutlich in der Entwicklung der Taktik. Will man daher die taktischen Anschauungen eines fremden Staates beurteilen, so muß man sich vor einem einseitigen Standpunkte hüten, der lediglich auf den eigenen Verhältnissen beruht; er würde zu Trugschlüssen führen. Nur auf Grund genauer Kenntnisse des fremden Volkscharakters, der fremden staatlichen und wirtschaftlichen Einrichtungen, der ganzen historischen Entwicklung läßt sich auch über das Heerwesen, und damit auch über die Taktik fremder Heere, ein zutreffendes Bild gewinnen. Umgekehrt lassen sich aber auch aus einer grundlegenden Änderung taktischer und strategischer Ansichten und der sie zum Ausdruck bringenden Vorschriften Rückschlüsse auf die Entwicklung ziehen, die der betreffende Staat in den letzten Jahren genommen hat. Derartige Veränderungen vollziehen sich nicht plötzlich und sprungweise, sondern entstehen allmählich, bleiben der Allgemeinheit häufig verborgen, bis sie bei irgendeiner Gelegenheit mit ihren ganzen Folgen offen in die Erscheinung treten und dann erst die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Solch ein Fall liegt jetzt in Frankreich vor. In kurzen Abständen sind drei Vorschriften erschienen, die teilweise neue taktische Anschauungen aufweisen und einen Bruch mit der bisherigen Führung und Verwendung der Truppen darstellen. Es sind dies die „Conduite des grandes unités" vom 28. Oktober 1913, das „Règlement sur le service en campagne" vom 2. Dezember 1913 und das „Règlement de manœuvre d'infanterie" vom 20. April 1914. Sie entsprechen etwa der deutschen Felddienstordnung, dem Exerzierreglement für die Infanterie und den das Gefecht behandelnden Abschnitten der übrigen Reglements.

Im französischen Heere hatte sich, im Gegensatz zu den Erfahrungen der großen napoleonischen Epoche, unter dem Einfluß der vermehrten Wirkung der Feuerwaffen im vorigen Jahrhundert eine Vorliebe für die Defensive herausgebildet. Durch die geschickte Benutzung des Geländes sollten dabei die eigenen Verluste vermindert und gleichzeitig die Wirkung der Feuerwaffen voll verwertet werden. Aus derartigen Stellungen sollte dann gegen den durch seinen Anlauf erschütterten Feind zum Gegenangriff vorgegangen werden. Diese taktische Auffassung, welche die materielle Feuerwirkung überschätzt und die Vorteile der Offensive in taktischer und moralischer Hinsicht verkennt, bildete die Grundlage für das Verhalten im Kriege 1870/71. Begünstigt wurde dies Verfahren durch die numerische Unterlegenheit und durch die mangelnde Energie der Führung. Nach dem Kriege zwang die

[1]) Dieser Aufsatz wurde bereits einige Zeit vor Ausbruch des Krieges geschrieben.

ganze Lage zu einer Defensive. Solange das französische Heer nicht von Grund aus neu aufgebaut und ausgebildet war und eine dem deutschen Heere gleiche Stärke erhalten hatte, konnte an eine Offensive in großem Stile nicht gedacht werden. Durch ein starkes Festungssystem, durch eine zusammenhängende, jede Anmarschstraße schließende Sperrfortslinie suchte man sich gegen den befürchteten Einfall des übermächtigen Gegners zu schützen. Die durch die damalige militär-politische Lage gebotene Defensive der Kriegführung übertrug sich naturgemäß auf die Truppenverwendung. Die immer mehr zunehmende Wirkung der Feuerwaffen und die den Franzosen angeborene Geschicklichkeit in der Benutzung des Geländes befestigten diese Anschauung. Im Laufe der Jahrzehnte änderten sich aber diese Verhältnisse. Frankreich erstarkte, die Volkskraft wurde militärisch voll ausgenutzt, große Summen auf die Bewaffnung und Ausrüstung verwendet, so daß das Heer sowohl seiner Zahl wie seinem inneren Werte nach den voraussichtlichen Gegnern ebenbürtig erschien und nicht mehr darauf angewiesen war, sich hinter Festungen und Sperrforts zurückzuhalten und zu verschanzen. Die politische Lage hatte sich durch das Bündnis mit Rußland und das freundschaftliche Verhältnis zu England sehr zum Vorteil geändert. Die wirtschaftlichen Verhältnisse zeigten eine günstige Entwicklung. Im Bewußtsein ihrer politischen, wirtschaftlichen und militärischen Stärke konnte man die Defensive, dies Schutzmittel des Schwächeren, aufgeben und zu den Traditionen einer ruhmvollen Vergangenheit zurückkehren. So entstand und erstarkte im französischen Heere allmählich der offensive Geist. Er fand zunächst seinen Ausdruck in der Militärliteratur und Fachpresse und ist jetzt die Grundlage für die neuen Vorschriften geworden.

Diese sind von Anfang bis zu Ende von einer leidenschaftlichen Offensive durchdrungen. „Von allen Nationen bietet gerade die Kriegsgeschichte Frankreichs die deutlichsten Beispiele für die großen Erfolge, zu denen der Angriffskrieg führt, wie auch für die Niederlagen, welche abwartende Kriegführung nach sich zieht. Solange uns . . . die Lehre der Offensive leitete, waren uns die ruhmreichsten Erfolge beschieden. Und, ein grausamer Gegenbeweis, seitdem sie bei uns in Mißkredit kam, hat gerade sie unseren Gegnern die Waffen geliefert, mit deren Hilfe sie uns besiegt haben. Die Erfahrungen der Vergangenheit haben ihre Früchte getragen: Die französische Armee, zu ihren Traditionen zurückkehrend, erkennt für die Führung der Operationen kein anderes Gesetz mehr an als die Offensive." Und an anderer Stelle: „Nur die Offensive führt zu tatsächlichen Ergebnissen. Die Erfolge im Kriege wurden stets von den Generälen errungen, welche die Schlacht gewollt und gesucht haben; wer sie an sich herankommen ließ, war stets der Besiegte." Diese Grundsätze beziehen sich aber nicht nur auf die oberen Führer und größeren Truppenverbände, sondern erstrecken sich auf die kleinsten Einheiten und alle Waffengattungen. Die hohe Bewertung der Offensive entspricht unseren Auffassungen und den von uns als richtig anerkannten Grundsätzen der Kriegführung. Die Franzosen scheinen indessen bei der Bewertung der Offensive einseitig geworden zu sein, indem sie die Defensive zu gering einschätzen. Sie wollen diese Kampfart nur für Ausnahmefälle gelten lassen, eigentlich nur, um an einer Stelle Kräfte zu sparen, die an einer anderen zum Angriff verwendet werden können. Dies ist aber nicht angemessen. Es kann viele Fälle geben, in denen sich sogar Führer einer in offensivem Geiste erzogenen Armee zur Annahme der Defensive entschließen werden, ohne dadurch einen Fehler zu begehen. Der Lehrsatz, stets und unter allen Umständen nur das angriffsweise Verfahren zu bevorzugen, schießt weit über das Ziel hinaus. Es wird dadurch auch die Entschlußfreiheit der Führer in unzulässiger Weise eingeschränkt. Es führt dies zu einem Schema, das den Anforderungen des Ernstfalles nicht entspricht. Aussprüche wie: „die bloße Defensive bedeutet sichere Niederlage, sie ist unbedingt zu verwerfen" sind unrichtig. Sie zeigen aber den Wunsch, die Führer aller Grade von der unbedingten Notwendigkeit der Offensive zu überzeugen. Wir werden also jedenfalls bei einem Zusammentreffen mit den

Franzosen damit zu rechnen haben, daß sie unter allen Umständen rücksichtslos vorgehen und uns angreifen werden. Nur eine Nation, die sich ihrer Stärke bewußt ist und die auf einen sicheren Erfolg hofft, wird ein solches Verfahren einschlagen.

Der zweite Grundsatz, der sich in den neuen französischen Vorschriften findet, ist das Vernichtungsprinzip. „Die militärischen Operationen bezwecken die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte." In diesen wenigen Worten, die am Anfang der Vorschrift über die höhere Truppenführung stehen, wird in treffender Weise der brutale Zweck und das innere Wesen des Krieges bezeichnet. Je länger ein Friedenszustand dauert, je mehr Kultur, Wohlstand, Luxus in einem Volke zunehmen, desto größer wird die Gefahr, daß solche Ziele verloren gehen und daß Anschauungen Herrschaft gewinnen, die dem Wesen des absoluten Krieges fern sind. Darin liegt aber für die Kriegführung selbst eine Gefahr. Wir verdanken es den Lehren von Clausewitz, daß trotz einer langen, nach den napoleonischen Kriegen eintretenden Friedenszeit die richtige Erkenntnis von dem wahren Wesen des Krieges nicht verloren ging und daß sich unsere Führung die zum Erfolg unbedingt notwendige Brutalität und Initiative bewahrte. Die Durchführung des Vernichtungsprinzipes entspricht in gewissem Sinne — so widerspruchsvoll es auch klingen mag — den Anforderungen einer humanen Kriegführung, indem dadurch eine schnelle Entscheidung erstrebt und herbeigeführt wird. Dieses Streben paßt sich überdies den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen der Staaten an. „Die Größe der aufgewendeten Massen, die Schwierigkeit ihrer Versorgung, die Unterbrechung des sozialen und wirtschaftlichen Lebens eines Landes drängt dazu, die Entscheidung und Beendigung des Krieges in möglichst kurzer Zeit zu suchen." Hätten die Russen im Kriege 1904/05 diese Regel befolgt, so wäre der Feldzug ganz anders verlaufen. Daß ihnen diese Auffassung verloren gegangen war, ist zum größten Teil an ihren Niederlagen schuld. Der Absicht gegenüber, den Feind zu vernichten, und zwar im wörtlichen Sinne, müssen alle anderen Aufgaben, wie z. B. Eroberung von Landgebiet oder Wegnahme von Festungen usw., zurücktreten.

Um dieses Vernichtungsprinzip durchführen zu können, muß die Schlacht gesucht werden. Sie ist das Endziel aller Operationen. Vom ersten Aufmarsch der Armeen ab, nach vollendeter Mobilmachung, müssen alle Anordnungen und Bewegungen darauf gerichtet sein, in möglichst kurzer und günstiger Weise die Schlacht mit den feindlichen Hauptkräften herbeizuführen. „Die strategischen Berechnungen haben das Hauptziel, den Feind zur Annahme der Schlacht zu zwingen." Damit stellt sich die Führung in bewußten Gegensatz zum kunstvollen Manövrieren. Dies bedeutet einen vollständigen Wechsel der bisherigen Anschauungen. Es ist auffallend, wie sich die Franzosen auch in diesem Punkte den deutschen Auffassungen genähert haben. In der Militärliteratur der letzten Zeit war zu bemerken, wie die deutschen strategischen Anschauungen eingehend studiert waren; auch mit Clausewitz und seiner Lehre hatten sich viele Schriften befaßt. Von wesentlichem Einfluß waren aber die Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges, die gerade in Frankreich sehr gründlich behandelt wurden. Beides zusammen hat dieser neuen taktischen Lehre zum Siege verholfen. Gerade das, was die ältere französische Schule bei den Deutschen tadelte: das kunstlose Daraufloßgehen mit Massen, haben sie selbst nun angenommen. Bisher wollten sie durch vorgeschobene Abteilungen den Feind aufhalten, zur Entwicklung und zum Zeigen seiner Kräfte und Absichten zwingen, um inzwischen mit den zurückgehaltenen Hauptkräften frei manövrieren zu können und sie in einer dem Gegner gefährlichen Weise zu verwenden. Jetzt aber haben die Franzosen dieses Verfahren aufgegeben, so kunstreich es auch sein mochte, da es in Wirklichkeit meist unausführbar ist. Dem tatkräftig angesetzten und ebenso durchgeführten Stoß der Massen gegenüber muß jedes kunstvolle Manöver versagen. Eine Entscheidung suchende Führung wird einer anderen stets überlegen sein. Es ist dies gerade diejenige Lehre, die wir aus dem Studium der napoleonischen Kriege gezogen haben.

Die neue Anschauung hat zunächst zu einer weitgehenden Beschränkung, man kann beinahe sagen, zum Verzicht auf die Heeresvorhuten geführt. Diese, in der Stärke einer Infanteriedivision oder eines Armeekorps mit starker Kavallerie, um einen Tagemarsch vor die Front der Armee vorgeschoben, sollte sich in mehrere Kolonnen gliedern und das ganze Gelände vor der Armee in großer Breite einnehmen. Unter ihrem Schutze, während sie schon mit dem Gegner im Gefechte stand, sollte die Armee ihre Manöver ausführen, auf die Gefahr hin, daß die vereinzelt stehende Heeresvorhut von dem weit überlegenen Gegner geschlagen wurde, und daß dieser dann, ohne sich von seinem ursprünglichen Plane abbringen zu lassen, mit seiner ganzen Masse in die künstlichen Manöver hineinstieß. Jetzt ist die früher grundsätzlich vorgeschriebene Abtrennung von Heeresvorhuten aufgegeben und auf Ausnahmefälle beschränkt worden. Die Sicherung der vormarschierenden Armee und die notwendige Operationsfreiheit wird in erster Linie durch eine weitgehende Aufklärung der Heereskavallerie und durch die Vorhuten der einzelnen Marschkolonnen besorgt. Bei einem Zukunftskriege werden die deutschen Heere also bei einer allgemeinen Offensive nach dem Zurückdrängen der feindlichen Kavallerie unmittelbar auf die Spitze der feindlichen Armeen stoßen.

Die Möglichkeit, die Heeresvorhuten aufzugeben, war ferner durch die Aufstellung eines neuen, sehr wichtigen Grundsatzes für die Führertätigkeit gegeben, der ebenfalls eine gänzliche Abkehr von den bisherigen Anschauungen bedeutet. Es galt bisher die Lehre: erst sehen, dann handeln; das heißt, der Führer sollte erst die Stellung und das Verhalten des Gegners feststellen und dann auf Grund der ihm darüber eingegangenen Nachrichten seinen Entschluß fassen. Den Feind zum Zeigen seiner Kräfte, zum Enthüllen seiner Pläne zu zwingen, war eben die Aufgabe der Heeresvorhuten. Damit machte sich der Führer aber vom Gegner vollkommen abhängig, gab seine Entschlußfreiheit auf, verlor die Vorhand. Nur noch einen kleinen Schritt weiter, und er entsagte überhaupt der Offensive und wurde von dem tatkräftigen, entschlossener vorgehenden Gegner in die Defensive geworfen. Dies wollte die neue Lehre vermeiden und mußte deshalb die Abhängigkeit des Führers von den Ergebnissen der Aufklärungstätigkeit aufheben. Das hat denn die neue Vorschrift auch getan. Der Führer soll den Operationsplan auf Grund der allgemeinen Lage und der ihm gestellten Aufgabe aufstellen, ohne Rücksicht darauf, ob die Nachrichten über den Feind ihm schon ausreichend erscheinen oder nicht. „Der Führer darf niemals seine Entschließungen hinausschieben, unter dem Vorwand, vollständige Erkundigungsergebnisse abwarten zu wollen." An dem einmal gefaßten Entschlusse und dem daraufhin entworfenen Operationsplan soll der Führer mit Zähigkeit festhalten, er soll seine ganze Anstrengung darauf richten, das gestellte Ziel zu erreichen. „Die Geschichte zeigt offensichtlich, daß nur zähes Festhalten an ein und derselben leitenden Idee den Führer Herr über die Ergebnisse sein läßt und ihm den Sieg bringt." Und: „die Erfolge im Kriege hängen mehr von der zielbewußten Fähigkeit der Ausführung, als von dem kunstvollen Entwurf des Operationsplanes ab."

Mit der Aufgabe der Heeresvorhuten hat die aufklärende Tätigkeit der vor der Front der Armeen befindlichen Heereskavallerie an Bedeutung gewonnen; denn auf ihren rechtzeitigen Meldungen beruht zum größten Teil die Operationsfreiheit des Führers. Für das Verhalten der Heereskavallerie sind ebenfalls die Grundsätze der Offensive und das Aufsuchen der Schlachtentscheidung maßgebend geworden. Zunächst soll die feindliche Kavallerie aufgesucht und geschlagen werden; damit ist sowohl für die unmittelbare Sicherheit der nachfolgenden Armee vor Überfällen feindlicher Kavallerie gesorgt, als auch die Durchführung der Aufklärung ermöglicht. Es entspricht dies unseren Anschauungen. Infolgedessen werden sich bei Beginn eines Feldzuges die beiden Heereskavallerien aufsuchen, um sich anzugreifen. Der Zukunftskrieg wird also durch große Reiterschlachten vor den Armeefronten eingeleitet werden, deren Ausfall für die Ergebnisse der Aufklärung von entscheidender

Bedeutung sein werden. Schon dieser Umstand allein rechtfertigt die in diesen Jahren bei uns vorgenommene Vermehrung der Kavallerie und ihre Ausbildung als Schlachtenreiterei. Die Franzosen haben daher, um sich bei einem Zusammentreffen die Überlegenheit an Zahl zu sichern, die Gliederung ihrer Kavallerie beim Feldheer geändert. Während früher neben den Kavalleriedivisionen jedes Armeekorps über eine Kavalleriebrigade verfügte, ist die Kavallerie des Korps jetzt auf ein Regiment zu vier bis sechs Eskadrons beschränkt worden. Aus den anderen Regimentern wurden neue Kavalleriedivisionen gebildet. Da die Franzosen ihre Kavalleriedivisionen im Gegensatz zu uns bereits im Frieden aufgestellt haben, ist es ihnen auf diese Weise möglich gewesen, zehn solcher Divisionen zu bilden, denen die für die Korps bestimmten Regimenter angegliedert sind. Die Franzosen sind nun in der glücklichen Lage, nur nach einer Front hin kämpfen zu müssen, können also ihre gesamten Divisionen an der deutschen Grenze aufmarschieren lassen. Wir stellen, nach der Zahl der reitenden Abteilungen und der Maschinengewehrabteilungen zu schließen, im ganzen elf Kavalleriedivisionen auf, sind aber gezwungen, einen Teil an der Ostgrenze zu verwenden, so daß wir der französischen Reiterei gegenüber unterlegen sein werden. Ein gewiß sehr unerwünschter Zustand. Da eine Vermehrung der Reiterei für absehbare Zeit ausgeschlossen erscheint, liegt der Gedanke nahe, ähnliche Wege wie unsere Gegner einzuschlagen und die Divisionskavallerie zugunsten der Kavalleriedivisionen zu beschränken. Auf diese Weise würde es möglich sein, die Zahl der letzteren um drei bis vier zu vermehren, ohne neue Regimenter aufstellen zu müssen. Dieser ganze Vorgang ist ein lehrreiches Beispiel für den innigen Zusammenhang, in dem Heeresorganisation und taktische Verwendung der Truppen stehen.

In der französischen Militärliteratur war bisher immer der deutschen Heerführung vorgeworfen worden, daß sie in der Schlachtenanlage ganz schematisch verführe, indem sie, ohne nähere Nachrichten über den Feind abzuwarten, auf Grund einer vorgefaßten Meinung, den Erfolg, stets unter Beschäftigung der feindlichen Front, durch eine Umfassung des feindlichen Flügels erstrebe. Demgegenüber wurde hervorgehoben, daß dies bloß gegen einen gänzlich passiven Gegner möglich sei, wie es allerdings die französische Armee im Kriege 70/71 war. Wenn der Feind aber tätiger sei und durch Einsetzen seiner Reserven zum Gegenstoß vorginge, nachdem die Umfassung begonnen habe, müsse der Erfolg scheitern. Der deutschen Umfassungstheorie wurde der napoleonische Massenangriff mit der Absicht eines Durchbruches entgegengestellt. Trotz dieser Einwürfe blieb die deutsche Heerführung ihren Anschauungen treu. Mit Recht wurde auf die Schwierigkeiten eines Durchbruches der feindlichen Front hingewiesen, die sich namentlich aus der gesteigerten Feuerwirkung der neuzeitlichen Waffen ergeben. Diese macht sich gerade dann bemerkbar, wenn wirklich an einer Stelle die Front durchbrochen sein sollte, und es sich dann um die Ausnutzung solcher günstigen Lage handelt. Der durch die Mitte vorgestoßene Teil ist der Gefahr der Umfassung und Beschießung von beiden Flanken ausgesetzt. Ein Ausnutzen des Erfolges ist nur möglich, wenn starke frische Reserven vorhanden sind, die von der erkämpften Durchbruchsstelle aus gegen die feindlichen Linien vorgehen und diese aufzurollen versuchen. Auch dann bleibt es noch fraglich, ob ein voller Erfolg erzielt werden kann, günstigsten Falles ein Zurückdrängen des Feindes, aber nicht seine Vernichtung. Diese — der Endzweck jeden Kampfes — wird viel leichter durch ein Vorgehen gegen die rückwärtigen Verbindungen erzielt; ein Cannae, ein Sedan ist durch reinen Frontangriff nicht erreichbar. Jahrzehntelang haben die Franzosen diese Ansichten bekämpft, um sie jetzt selber anzunehmen. „Die Richtung des Hauptangriffes gegen einen Flügel des Feindes ist im allgemeinen die vorteilhaftere." So werden wir in Zukunft auch bei den Franzosen dasselbe Verfahren finden, das unserer Kriegsführung zugrunde liegt. Für diese Änderung mögen die Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges wiederum maßgebend gewesen sein. In keiner der großen Schlachten dieses

Feldzuges wurden die Russen vernichtend geschlagen, keine führte zu einem schnellen Ende, trotz aller Tapferkeit und guten Führung der japanischen Heere. Die frontalen Erfolge waren nicht entscheidend, und die Umfassungen, wenn sie angesetzt waren, kamen nicht zur vollen Durchführung und Wirkung, namentlich weil es an ihrer Ausnutzung durch eine bis aufs äußerste durchgeführte Verfolgung fehlte.

Dem französischen Vernichtungsprinzip entspricht es, daß der Wert und die Bedeutung einer ausreichenden Verfolgung verschiedentlich betont und hervorgehoben wird. „Nicht der unbestrittene Besitz des eroberten Geländes kann das Ende eines Kampfes darstellen, dessen Ziel die Vernichtung des Gegners war; nur eine unverzügliche und tatkräftige Verfolgung wird dieses Ziel erreichen." Mit vollem Recht wird aber gleichzeitig auf die Schwierigkeiten einer solchen Ausnutzung des Sieges hingewiesen. In der Theorie sind sich alle Armeen über die Notwendigkeit der Verfolgung einig. Aber die Kriegsgeschichte weist nur wenig Beispiele einer durchgeführten Verfolgung auf. Es bedarf einer rücksichtslosen Energie bei den oberen Führern, um die ermatteten Truppen nach einem Siege zu erneuter Kraftleistung fortzureißen. Auch bei ihnen macht sich in der Regel eine Abspannung bemerkbar. Dazu kommt, daß die Lage sich selten so klar übersehen läßt, daß man sofort die Befehle zu ihrer Ausnutzung geben kann; ferner die Befürchtung, die schon erreichten Erfolge wieder aufs Spiel zu setzen. Die von Gneisenau nach dem Siege von Belle-Alliance eingeleitete und durchgeführte Verfolgung, die die Vernichtung der napoleonischen Armee herbeiführte, ist bis heute unübertroffen geblieben. Keiner der folgenden Kriege hat ähnliche Bilder gezeigt.

Wenn Franzosen und Deutsche in gleicher Weise vorgehen, wie das nach den jetzigen Vorschriften der Fall sein wird, so muß das auf der ganzen Front der Armeen zu Begegnungsgefechten zwischen den einzelnen Kolonnen führen, denn beide Parteien sind offensiv, beide marschieren vor und beide suchen sich auf. Es ist daher eine logische Folge der neueren taktischen Anschauungen, daß auf das Begegnungsgefecht ein erhöhter Wert gelegt wird. Die Gefahren bei seiner Durchführung bestehen in dem tropfenweisen Einsetzen der Kräfte, je nach ihrer Ankunft auf dem Gefechtsfelde, in dem Durchgehen der Vorhut nach vorn und in der Schwierigkeit einer einheitlichen Verwendung der vorhandenen Kräfte nach den Absichten der obersten Führung. Die neuen französischen Vorschriften über die Führung dieses Gefechtes entsprechen ganz unseren Ansichten und zeigen keine besonderen Unterschiede. Für uns ergibt sich die Notwendigkeit, bei der Truppenausbildung auf diese Gefechte besondere Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu verwenden, weil sie bei einem Kriege mit Frankreich am häufigsten eintreten werden.

Auch für die Einleitung und Durchführung des Gefechtes sind verschiedentlich neue Bestimmungen erlassen. Sie haben jedoch ein mehr militärisch-technisches Interesse und können deshalb hier übergangen werden. Nur auf zwei Fragen von grundsätzlicher Bedeutung sei hingewiesen, die auch für uns wichtig sind und über die die Ansichten auseinandergehen. Es sind die Frontausdehnung und das Ausscheiden von Reserven. Die neuzeitlichen Waffen haben eine Verbreiterung der Fronten zur Folge gehabt, die im mandschurischen Feldzuge eine außerordentlich große Ausdehnung erfahren haben. Es wurde dies bedingt durch das Bestreben, möglichst viele Gewehre von Anfang an in Tätigkeit zu bringen. Die große Wirkung der Feuerwaffen gestattete auch, die Fronten dünner zu besetzen, ohne damit ihre Stärke zu vermindern. Seitdem das Gefecht in der Hauptsache durch das Feuer entschieden wird und nicht mehr durch den Stoß dichter Massen, brauchen dafür keine starken Kräfte mehr zurückgehalten zu werden; es stehen deshalb auch von Anfang an mehr Truppen für die Besetzung zur Verwendung. Je größer die Wirkungstiefe und Durchschlagskraft der Artillerie- und Infanteriegeschosse wurde, desto mehr war man gezwungen, sich um die Verluste zu verringern auseinanderzuziehen, und zwar nicht nur nach der Tiefe, sondern auch nach der Breite.

Wie unter dem Einfluß dieser Verhältnisse die Frontausdehnung zugenommen

hat, mögen folgende Zahlen beweisen. In der Schlacht bei Königgrätz standen 215 000 Österreicher in einer Front von 10 km, die Front der Preußen war nur wenig länger und stieg erst durch das Eintreffen der Armee des Kronprinzen auf 15 km (220 000 Mann). Bei Wörth fochten 45 000 Franzosen auf einer Front von 6 km, und die deutschen Truppen (88 000 Mann) hatten am Abend der Schlacht eine Ausdehnung von rund 8 km. Bei St. Privat verteidigten die Franzosen mit 113 000 Mann eine Stellung von 11 km, während die angreifenden Deutschen trotz ihrer Überlegenheit (185 000 Mann) und der Umfassung des feindlichen Flügels nur 13 bis 14 km einnahmen. Dagegen besetzte bei Liaojang die 130 000 Mann starke russische Armee eine Verteidigungsstellung von fast 40 km; die etwas schwächere japanische Armee entwickelte sich zum Angriff in derselben Ausdehnung. Am Schaho betrug die russische Front trotz des Zurückhaltens überreicher Reserven 55 bis 60 km, die von 200 000 Mann verteidigt wurden. Die 170 000 Mann starke japanische Armee war beim Angriff auf 60 km auseinandergezogen. Die größte Ausdehnung zeigt aber die Schlacht bei Mukden. Auf russischer Seite standen 270 000 Mann auf 80 km verwendungsbereit. Feldmarschall Oyama griff die Stellung unter Umfassung beider Flügel an. Mit 280 000 Mann ging er auf einem Raum von 100 km überall angriffsweise vor. In der deutschen Front bei Gravelotte kamen 13 000 Mann durchschnittlich auf den Kilometer, in der japanischen bei Mukden nur 2800. Diese große Ausdehnung ist vielfach als ein Fehler bezeichnet worden; man hat auch gesagt, daß sich die Verhältnisse des mandschurischen Feldzuges nicht ohne weiteres auf einen mitteleuropäischen Krieg übertragen ließen. Aber selbst wenn man dies zugibt, bleibt doch die Tatsache bestehen, daß die Frontausdehnungen beträchtlich gewachsen sind und daß die in den älteren Reglements darüber bestehenden Angaben nicht mehr zutreffen. Zu große Frontausdehnungen haben auch gewisse Gefahren. Sie erschweren nicht nur die Übersicht und Leitung, sondern entbehren auch der nötigen Kraft, um ein Gefecht längere Zeit hindurch nachhaltig führen und das Feuer trotz eintretender Verluste auf seiner Höhe halten zu können. Es ist daher begreiflich, daß die Reglements auf möglichste Einschränkung der Frontausdehnung bedacht sind. Immerhin hat die neue französische Vorschrift den kriegsgeschichtlichen Erfahrungen Rechnung tragen müssen. Ohne eine bestimmte Zahlengröße für alle Verhältnisse anzugeben, sagt sie, daß die Front des Armeekorps nicht unter 4 km und nicht über 8 km betragen soll. Bei dem letzten Kaisermanöver, bei dem die Ausdehnung der Truppen von der Leitung (Generalstab) durch die Bestimmung der Grenzen eingeschränkt war, wurden durchschnittlich für das Armeekorps 7½ km gerechnet. Und das ist wohl das Maß, mit dem man unter normalen Verhältnissen rechnen kann. Es entspricht auch den neueren französischen Anschauungen.

Auch über die Notwendigkeit, in größeren Verhältnissen Reserven ausscheiden zu müssen, gehen die Ansichten auseinander. Bei kleineren Verbänden sind sie unentbehrlich; bei größeren liegt die Schwierigkeit vor, sie noch rechtzeitig nach dem entscheidenden Punkte heranziehen zu können. Die französischen Bestimmungen vermeiden genaue Vorschriften in dieser Frage und überlassen es dem Führer, im einzelnen Falle der Lage entsprechend zu verfahren. Die ganze Tendenz geht aber dahin, in größeren Verhältnissen (Armeen) die Reserven möglichst zu beschränken. „Im übrigen *kann* der Armeeführer zu seiner Verfügung Reserven zurückbehalten, um gelegentlichen Rückschlägen im Verlauf der Schlacht begegnen zu können. Die Stärke dieser Reserven ist aber möglichst zu beschränken." Für die Armeekorps ist dagegen das Zurückhalten von Kräften, wenigstens am Anfang, geboten, um eine Einwirkung auf den allgemeinen Gang des Gefechtes ausüben zu können. Für die Verwendung der Reserven sind die Bestimmungen dahin getroffen, daß sie im Verlaufe des Gefechtes zur Entscheidung eingesetzt werden und nicht etwa für untergeordnete Zwecke, wie Aufnahmestellungen im Falle einer Niederlage, Flankenschutz, Verfügungstruppe für unvorhergesehene Fälle, zurückgehalten werden

sollen. Die Erzwingung des Sieges, die Vernichtung des Gegners sind die Ziele, für die das letzte Bataillon, der letzte Mann rücksichtslos eingesetzt werden müssen. Mit dieser Anordnung wird in bewußter Weise Stellung gegen das russische Verfahren genommen, das im mandschurischen Feldzug in so drastischer Weise hervortrat, wo z. B. von Anfang an zur Deckung des Rückzuges, zur Sicherung der rückwärtigen Verbindungen beträchtliche Teile ausgeschieden wurden, die tatenlos dem Verlaufe der Schlacht zusahen, während ihr rechtzeitiges Einsetzen in vielen Fällen das Schicksal des Tages zu ändern vermocht hätte.

Ganz den deutschen Vorschriften nachgebildet ist die Bestimmung der „Gefechtsstreifen". Man versteht darunter, daß den Unterabteilungen für den Angriff ein bestimmter, seitlich abgegrenzter Geländestreifen zugewiesen wird, in dem die Abteilung die Gefechtshandlung selbständig durchzuführen hat. Durch die verschiedene Breitenbemessung hat der oberste Führer es in der Hand, die Gefechtsführung und den Fortschritt zu beeinflussen. Diejenige Truppe, der ein breiterer Streifen zugewiesen ist, muß sich mehr nach der Breite ausdehnen, behält weniger Kräfte für die Tiefengliederung übrig, kann den Angriff dementsprechend weniger nachhaltig durchführen und wird im allgemeinen nur langsam vorrückend Gelände gewinnen. Bei einem schmalen Gefechtsstreifen wird der Angriff dagegen viel kräftiger und nachhaltiger durchgeführt werden können. Der Führer teilt den Truppen deshalb schmale Gefechtsstreifen dort zu, wo er die Entscheidung sucht und seine Hauptkräfte vereinigen will, breite dagegen auf denjenigen Teilen des Kampffeldes, wo er ein mehr hinhaltendes, den Gegner beschäftigendes Gefecht beabsichtigt. Für die Truppe selbst fallen diese Unterschiede fort; sie erfährt nicht, ob ihr eine entscheidende oder mehr hinhaltende Aufgabe im Rahmen der Gesamthandlung zufällt. Ihre Aufgabe bleibt immer dieselbe: innerhalb des ihr zugewiesenen Abschnittes den Sieg und die Vernichtung des Gegners mit allen Mitteln herbeizuführen. Diese Gefechtsstreifen-Taktik ist in Deutschland entstanden. Wenn sie jetzt ohne jede Änderung von den französischen Vorschriften aufgenommen ist, so kann dies nur als ein Zeichen dafür betrachtet werden, daß wir uns mit ihr auf richtigem Wege befunden haben.

Die Tätigkeit des Generalstabes ist in den Vorschriften ebenfalls behandelt worden. Besonderer Wert ist dabei auf die Stellung des Generalstabschefs gelegt, dessen Wirksamkeit nicht bloß auf die Befehlsübermittlung beschränkt sein kann. Er soll im Gegenteil Gehilfe und Mitarbeiter des Führers sein. „Er hat die Pflicht, auf Aufforderung seine Ansicht in aller Offenheit und Freiheit zu äußern, sich aber jeder weiteren persönlichen Meinung zu enthalten, sobald der General seine Entscheidung getroffen hat." Die schlechten Erfahrungen, die die französische Armee im Kriege 1870/71 gerade in dieser Hinsicht gemacht hatte, — man denke dabei an die Stellung des Generalstabschefs beim Marschall Bazaine — mögen bestimmend für die Aufnahme dieser Anweisung gewesen sein, die in unseren Vorschriften fehlt, weil sie infolge jahrelanger Befolgung als selbstverständlich betrachtet wird.

Überblickt man noch einmal den Gesamtinhalt der neuen französischen Vorschriften, so stellen sie in vielen Teilen einen vollkommenen Bruch mit den bisherigen taktischen Anschauungen dar. Sie nähern sich in den wichtigsten Punkten den deutschen Ansichten, mit denen sie sogar stellenweise vollkommen übereinstimmen. Sie beruhen auf richtigen strategischen und taktischen Grundsätzen, haben stets die Verhältnisse des großen Krieges vor Augen und entsprechen den Erfahrungen der letzten Feldzüge. Sie vermeiden jedes Schema und lassen der Selbständigkeit der Unterführer genügend Freiheit und Spielraum. Darin kann allerdings auch eine Gefahr liegen, wenn die Führer nicht übereinstimmend im Sinne der obersten Leitung handeln. Eine solche ist aber nur möglich, wenn über das Wesen des Krieges und über die Grundzüge der Kriegführung volle Übereinstimmung herrscht. Gleiche strategische und taktische Anschauungen sind erforderlich, um die Teilkräfte auf das gemeinsame Ziel hin zusammenzufassen. Bisher wurde in der französischen

Armee ständig darüber geklagt, daß diese Übereinstimmung fehlte. Jeder Führer hatte seine eigenen Anschauungen und Grundsätze. Mit einem gewissen Neid wurde dabei auf den deutschen Nachbar hingewiesen, bei dem diese Übereinstimmung in vollstem Maße vorhanden sei. Das Verdienst darin wurde allgemein der erziehenden Tätigkeit des Generalstabes zugeschrieben. Die neuen Vorschriften sollen der französischen Armee die fehlenden gleichartigen Anschauungen über Kriegführung verschaffen. Ob sie es vermögen, ob die einzelnen höheren Führer sich den hier entwickelten und niedergelegten Ansichten ohne weiteres unterordnen werden, oder ob sie die Freiheit und Dehnbarkeit der Bestimmungen derart benutzen werden, daß sich wiederum eine eigene Kriegführung und eigene Taktik daraus entwickelt, läßt sich nicht voraussehen. Erst die Erfahrung kann es zeigen. Von unserem Standpunkte aus müssen die neuen Vorschriften als ein bedeutender Fortschritt bezeichnet werden, die zur Kriegstüchtigkeit der Armee wesentlich beitragen werden. Die französische Armee ist nicht nur in Rücksicht auf zahlenmäßige Größe, sondern auch hinsichtlich ihrer Führungsgrundsätze ein hoch einzuschätzender Gegner, dessen Bekämpfung große Schwierigkeiten verursachen wird und die Nutzbarmachung aller vorhandenen Kräfte verlangt.

# Literarische Rundschau.

## Dostojewski.

Literarische Schriften. Von F. M. Dostojewski. München und Leipzig, R. Piper. O. J.

Die rühmliche deutsche Ausgabe von Dostojewskis sämtlichen Werken ist mit dem vorliegenden Buche bis zum zwölften Bande ihrer zweiten Abteilung gelangt. Unter dem Titel „Literarische Schriften" ist darin eine Reihe von Aufsätzen vereinigt, die zwar unmittelbar aus der Betrachtung dichterischer Persönlichkeiten und Werke hervorgegangen sind, aber nach der eigenen Aussage des Verfassers „nichts mit denen eines Literaturkritikers zu tun haben". Trotz dieses einschränkenden Selbstzeugnisses darf die Literaturgeschichte nicht schweigend an ihnen vorübergehen, besonders wenn sie den Anspruch erhebt, einen wesentlichen Teil der allgemeinen Geistesgeschichte zu bedeuten. Die Rede über Puschkin, die mit den sich ihr anschließenden polemischen Erläuterungen das wichtigste Kapitel des Buches bildet, ist sofort von den stimmführenden Zeitgenossen, von Turgenieff, dem Vertreter der „Westler", so gut wie von Aksakoff, dem Slawophilen, für ein geschichtliches Ereignis erklärt worden. Allerdings scheint uns, wenn wir von der historischen Aktualität und ihren Wirkungen absehen, der geistige Ertrag der Rede ebenso wie der übrigen Schriften wichtiger und ergiebiger für die Kenntnis Dostojewskis selbst als für das Verständnis der von ihm behandelten Schriftsteller, die nicht mit den Mitteln und der Lebendigkeit charakterisiert werden, die man bei einem Menschendarsteller von so furchtbarer Größe und dem in die kleinsten Fältchen der Physiognomien eindringenden Scharfblick, dessen der Verfasser der „Brüder Karamasoff" fähig ist, erwartet. Ihm stehen hier die Prinzipien höher als die Menschen, die eigentlich künstlerischen Fragen werden höchstens beiläufig gestreift, und das kritische Verfahren, das sich immer wieder mit einem geradezu gewaltsamen Entschluß an den Stoff heftet und von der Behandlung absieht, darf als unsachlich bezeichnet werden. Indessen entfernen sich die entscheidenden Grundlinien der Betrachtung nicht so weit von dem Problemkreis des dichterischen Schaffens, wie die oft wiederholte Abwehr des Autors vermuten läßt. Wenn ihn bei der Lektüre vor allem die Übereinstimmung oder der Gegensatz zu seiner Auffassung von der Mission des russischen Volkes erregt und zur kritischen Stellungnahme veranlaßt, so offenbart sich hier mit besonderer Klarheit jenes Stadium im Verhältnis des Dichters zur Welt, wo in seiner Natur das künstlerische Element noch nicht ein von den allgemeinen menschlichen Grundkräften geschiedenes, wenn auch stets abhängig bleibendes Eigendasein gewonnen hat. In der Bedingtheit der individuellen Weltauffassung des Dichters durch ein soziales Bewußtsein prägt sich dieser Zustand charakteristisch aus.

Dostojewski hat diese Bedingtheit in ihrer vollen Macht empfunden und — wie im Grunde alle epischen Dichternaturen, aber mit weit stärkerer Energie als seine westeuropäischen Nebenbuhler und mit einer einzigen Freudigkeit — als das menschlich Positive, Gesetzmäßige, Erstrebenswerte, als Quelle der Kraft und des Heils

erkannt. Mit dieser Entscheidung, die seine historischen Anschauungen, seine politische Stellung, die Totalität seiner Existenz bestimmend beeinflußt hat, suchte er die Frage zu beantworten, die ihn als teilnehmenden Beobachter seiner Zeit und seines Volkes wie als tätigen Kämpfer immer aufs neue bedrängte, die Frage nach dem Zusammenhang der Einzelpersönlichkeit mit dem Volke. Seine Stellungnahme war um so entschiedener, je höher sich seine Idee von dem kulturellen Wert der russischen Nation, der „außergewöhnlichen Erscheinung in der Geschichte der ganzen Menschheit", steigerte. Dieser Gedanke ist Dostojewski in Sibirien, während seiner Verbannung, aufgegangen: er hat den tiefsten Grund seiner Persönlichkeit ergriffen, an ihm gewann er Klarheit über das Problem der Individualität und der nationalen Kultur.

Daher wird Puschkin nicht nur wegen seiner künstlerischen Qualitäten glühend verehrt, sondern vor allem als Repräsentant des russischen Geistes gefeiert, des „kraftvollen Volksgeistes", der an Produktivität unerschöpflich, an universalem Einfühlungsvermögen und an synthetischer Begabung allen anderen überlegen sei. In dem Dichter des „Eugen Onegin" sieht er den „schärfsten, stärksten und unerschütterlichen Beweis für die Selbständigkeit des russischen Genies und sein Recht auf die größte universale, allmenschliche und allvereinende Bedeutung in der Zukunft". Neben ihm erscheinen alle russischen Dichter klein. In den Werken der berühmten „russischen Plejaden" — Turgenieff, Tolstoi, Gontscharoff, Grigorowitsch und Dostojewski selbst — sieht er nur die Ausführung der von Puschkin gegebenen Weisungen. In diesem hätten bereits alle die Keime gelegen, die von jenen entwickelt worden, ohne daß damit alle in Puschkin vorhandenen Möglichkeiten erschöpft worden seien. Es ist aber nicht die Verpflichtung zum Dank, die der Wegbahner auf den Nachfolger geladen, nicht seine historische Bedeutung, die Dostojewskis ganze Liebe dem ersten modernen Dichter Rußlands zuwendet, sondern die Auffassung, daß gerade der Zug, der Puschkins Größe ausmacht, ein Gemeinbesitz des ganzen russischen Volkes sei. Nach Dostojewskis tiefster, oft verkündeter Überzeugung ist der große Dichter ein Mann des Volkes; durchaus nicht im Sinne des demokratischen Westeuropas, sondern einer romantischen Vorstellung gemäß fühlt er sich im innersten Kern seines Wesens dem niederen Volk zugehörig. „Er unterscheidet sich nicht von ihm."

Was aber als die Hauptfähigkeit der russischen Nationalität gepriesen wird, die Puschkin mit dem ganzen Volk teile, das ist die Kraft, sich in den Geist fremder Nationen zu versetzen, worin Puschkin alle Dichter, Shakespeare und Schiller eingeschlossen, überrage. Auf dieser Fähigkeit des Einfühlens beruht die Bedeutung und die Zukunftshoffnung Rußlands. Während die europäischen Völker sich in Lokalinteressen entzweien, und jede Nation nur aus eigener Kraft und ganz allein in ihrem Lande das „allmenschliche Ideal" findet, ist das russische Volk der wahrhafte und einzige Träger der Idee einer universalen Einigung. Selbst in der verzerrenden und verhängnisvollen Übertreibung durch die „Westler" erkennt Dostojewski dieses Streben, das durch Peter den Großen geweckt und durchaus der Bestimmung des russischen Volkes gemäß sei. In einem Augenblick der Erhebung gesteht Dostojewski den grimmig bekämpften Gegnern zu, daß ihr Wirken ebenfalls durch die historische Notwendigkeit gerechtfertigt sei, und daß sie, auch ohne Klarheit über das eigentliche Ziel, ihrem Vaterlande und der Richtung des vaterländischen Geistes gedient haben.

Diese Geistesrichtung als echt und allgemein russisch anzuerkennen, hat Dostojewski ausländischen Lesern keineswegs durch eine Beweisführung leicht gemacht. Er spricht sich auch nicht darüber aus, woher Begriffe wie der vom „Volksgeist" stammen, ob die Forderung nach einem universalen Verständnis fremder Kulturen zuerst in Rußland als Bildungsideal aufgestellt worden, und wo die Lehre von der volkstümlichen Wurzel der Poesie und der „Glaube an die Kräfte des Heimatbodens" die ersten Verkünder gefunden.

Wir dürfen einen Augenblick bei der Betrachtung der Paradoxie verweilen, daß hier der nachdruckvollste und begeistertste Verteidiger des russischen Gedankens gegen die westeuropäischen Kulturideen sein ideelles Rüstzeug der Geistesarbeit derer verdankt, deren Einfluß er abwehren will. Die unleugbar vorhandene geheime Liebe Dostojewskis zu der Bildungswelt seiner Jugend vermindert das Seltsame dieser geistesgeschichtlichen Situation durchaus nicht[1]).

Mit der Feststellung solcher „Entlehnungen", vorzugsweise aus der deutschen Romantik, wird aber natürlich die Originalität des Denkers Dostojewski nicht im mindesten angefochten, und es kann nur vor einer Verschiebung des Gesamtbildes, die sich bei einer solchen Aufzählung allzu leicht einstellt, gewarnt werden. Diese Begriffe sind gewiß als Denkmotive wirksam gewesen; aber im Grunde sind sie nur das Werkzeug zur Arbeit, nicht die Arbeit selbst. Mit ihrer Hilfe gelingt es dem Betrachter, die Eindrücke des Lebens in faßbare Formen zu bannen; entscheidend aber bleibt die Ursprünglichkeit der Anschauung, ohne die nach Kants Ausspruch jeder Begriff leer ist. In Dostojewski herrscht die Fülle; daher sind seine hier skizzierten Gedanken keine Übersetzungen oder sekundäre Anpassungen, sie haben ihr Eigentümliches von dem Hauch seiner Persönlichkeit empfangen; nicht nur im sprachlichen Ausdruck, im innersten Gepräge sind sie original.

Der volle Gehalt des Buches ist also mit der Herausarbeitung dieser Grundzüge gar nicht erschöpft. Wer dies unternehmen will, kann aber keinen schlechteren Weg einschlagen, als wenn er von den theoretischen Schriften des Dichters ausgeht. Die Bedeutung der hier gesammelten Aufsätze wäre gering, wenn sie nur zeigten, wie Dostojewski die Entscheidung, die er in der großen Lebensfrage getroffen, und die er in seinen Werken predigt, auch journalistisch und kritisch geltend macht. Seine Polemik gegen die „Westler", die auf das altrussische Wesen herabsehen und das Volk, das die westeuropäische Wissenschaft und Bildung nicht kennt, verachten, seine Verehrung der russischen Demut, seine Idee von dem „neuen Wort", das den Völkern Europas aus russischem Munde verkündet werden wird, sind uns explizite und implizite aus seinen Dichtungen und überdies aus seinen politischen Schriften bekannt. Hier aber tritt deutlich zutage, wie ihm nun ein- für allemal die Maßstäbe und Gesichtspunkte bestimmt sind, nach welchen er geistige Erzeugnisse, dichterische wie wissenschaftliche, betrachtet und bewertet.

Dr. Hugo Bieber.

[1]) Über einen ähnlichen Fall, bei dem es sich um einen zeitlich näher, örtlich und kulturell ferner stehenden Gegner der europäischen Zivilisation handelt, habe ich berichtet in dem Aufsatz „Ostasiatische Kulturkritik", Deutsche Rundschau, Februar 1913.

γ. **Goethe-Lexikon.** Herausgegeben von Dr. Heinrich Schmidt (Jena). Leipzig, Alfred Kröner. O. J. (1912).

Sammlungen von Goetheworten haben wir mehrere, wobei bald ein regelloses Nebeneinander herrscht, bald eine systematische Ordnung nach Stoffgebieten. In dem vorliegenden Werk erhalten wir den ersten Versuch einer lexikalischen Anordnung, der unstreitig den Vorteil rascher Auskunft darbietet. Wir zählen zur Veranschaulichung eine Anzahl Schlagworte auf: Altertum, altklug, Altruismus, Anfang, Beruf, Bescheidenheit, Kopernikus, Eigenliebe, Genie, Geschichte, Mann und Frau, Selbstbeherrschung, Sprache, Umwertung aller Werte. Wie man sieht, werden öfters Ausdrücke gewählt, welche Goethe noch nicht wörtlich hat, für die sich aber der Begriff bei ihm findet; oft handelt es sich um Fragen, welche für die Gegenwart besonderes Interesse bieten. Die „Umwertung aller Werte" z. B. lehnt Goethe (an Gruner 1823) mit den Worten ab: „neue Erfindungen können und werden geschehen; allein es kann nichts Neues ausgedacht werden, was auf den sittlichen Menschen Bezug hat." Unbefriedigend ist die Art der Quellenangaben; sie ist zu unbestimmt. Was soll es heißen, wenn oft einfach zitiert wird: „Dichtung und Wahrheit," oder: „Wilhelm Meisters Lehrjahre." Hier sollten genauere Angaben die Nachprüfung erleichtern.

φω. **Frauenfrage und Menschenökonomie.** Von Rudolf Goldscheid. Wien-Leipzig, Anzengruber-Verlag Brüder Suschitzky).

Mag es an und für sich nicht sympathisch sein, den Menschen als wirtschaftlichen Wert eingeschätzt zu wissen und den Wirtschaftsgrundsatz „höchstmögliche Produktion bei wenig Kräfteverbrauch" auch auf ihn angewendet zu sehen, so ist es doch verdienstlicher, die sozialen Verhältnisse, so wie sie sind, sachlich und kaltblütig zu behandeln, als mit unzeitgemäßen, sinnigen Phrasen, die der Egoismus diktiert, heutige Zustände mißzudeuten und zu bemänteln. Die Frauenfrage erfährt solche Mißdeutungen wohl am häufigsten von den aktuellen sozialen Problemen, weil hier die Instinkte am mächtigsten sprechen. Es kann daher nur von Interesse sein, eine allerdings utilitaristische, doch auf das Gemeinwohl bedachte Lösung des Frauenproblems zu hören, wie sie Goldscheid bietet. Seine Theorie läßt sich mit des Verfassers eigenen Worten folgendermaßen zusammenfassen: „Neben dem Bodenkapital, neben dem Industriekapital, neben dem Finanzkapital haben wir bisher das organische Kapital nicht genügend beachtet... Will ein Kulturvolk ... mittels Schundproduktion Mensch die Konkurrenz auf dem Weltmarkt und um die Weltmacht aufnehmen, so muß es notwendig unterliegen... Menschenökonomie muß darum in erster Linie auf Schutz der organischen Reserven ausgehen. Die größte organische Reserve, über die das Menschengeschlecht jedoch noch verfügt, ist die Frau. Was wir deshalb an der Mutter zu leisten versäumen, was wir am Kind unterlassen, das ist durch nichts anderes gut zu machen ... In den ungeschützten Arbeitskräften, in der gesellschaftlich zu wenig entlasteten Mutter, im notleidenden Kind wird der Urquell aller Produktivität vergiftet ... Fehlt tiefgreifende Mutterschaftsversicherung, mangelt umfassend organisierter Arbeiter-, Mutter- und Kinderschutz, so entbehrt unsere ganze so kostspielige Sozialversicherung das organische Element zuverlässiger Funktion. Ohne Erweiterung der Frauenrechte, ohne größeren Einfluß der Frau auf die Gesetzgebung läßt sich aber auch in dieser Richtung nichts Großzügiges leisten."

γε. **Eichendorff-Kalender für das Jahr 1914.** Ein romantisches Jahrbuch, Organ der deutschen Eichendorff-Gesellschaft. Herausgegeben von Wilhelm Kosch. Regensburg, Habbel. 1914.

Zu den Bismarck-, Goethe-, Heine-, Scheffel-Kalendern gesellt sich nun auch ein Eichendorff-Kalender, welcher der im Juni 1913 zu Gleiwitz in Oberschlesien gegründeten „Eichendorff-Gesellschaft" als Organ dienen soll. Als ihr Zweck wird in den Satzungen bezeichnet „Pflege und Vereinigung der mit Eichendorffs Namen und mit der Romantik überhaupt verknüpften Literatur", und diesem Zweck soll u. a. ein „Eichendorff-Archiv" und eine Sammlung von Erinnerungen an den Dichter dienen, für die im oberschlesischen Museum Raum zur Verfügung steht. Der Kalender enthält u. a. eine Studie über Eichendorff und seine Vorfahren von Karl Freiherr von Eichendorff, eine Würdigung Eichendorffs von Alfred Nowack, Begegnungen und Gespräche mit dem Dichter, eine Untersuchung über das Staatsideal der Romantik von Dr. Ewald Reinhard, und mehrere Gedichte, auch eine lateinische Übersetzung des „Zerbrochenen Ringleins" von Professor Scharnwieber. Diese ist aber leider durch geradezu skandalöse Druckfehler entstellt — fidem fidellit statt fefellit, vexos statt vexor und explacida (als ein Wort!) iacera terra statt in placida. Die Ausstattung des Kalenders ist geschmackvoll.

βλ. **Le Désarroi de la conscience française.** Par Alphonse Séché. Paris, Ollendorf. 1914.

Dieses pessimistische Buch entrollt ein Nachtbild französischer Zustände. Leider nicht nur der französischen, und darin liegt die Übertreibung. Welche Nation der Gegenwart dürfte sich freisprechen, wenn von Verfall in der Literatur und im Drama, im Treiben der Großstädte, in der Verwirrung der einfachsten Begriffe in bezug auf Familienleben und öffentlichen Anstand die Rede geht? Es liegt ja allerdings im Nationalcharakter unserer westlichen Nachbarn, die Farben stärker aufzutragen und ihre Schäden un-

verhüllter bloßzulegen. Aber mit Ausnahme der geradezu anarchischen Zustände in den Kreisen der Machthaber und Politiker ist es in Frankreich kaum viel schlimmer als anderswo. Schilderungen wie diese sind oder sollten eine Warnung für die moderne Gesellschaft sein. Eine dankbarere Aufgabe ist es, auch des Guten zu gedenken, das immer und überall in die Wagschale fällt.

γ. **Die Klassiker der Religion.** Herausgegeben von Lic. th. Gustav Pfannmüller. Sechster Band: Ignatius von Loyola, von Dr. Philipp Funk. Berlin-Schöneberg, Protestantischer Schriftenverlag. 1913.

Dieser Band des von uns schon gewürdigten Unternehmens rührt von einem der jungen modernistischen württembergischen Theologen her, welche mit trotzigem Schwabengeist sich geweigert haben, das Joch auf sich zu nehmen, unter das so viele Priester sich knirschend duckten. Gleichwohl kann man nicht sagen, daß Philipp Funk dem merkwürdigen Mann, den er uns zeichnet und den er nach dem Plan des Unternehmens mit seinen eigenen Worten zu uns sprechen läßt, mit Voreingenommenheit gegenüberstände. Er lehnt es vielmehr ab, Loyola schlechthin nur als „Antiluther" zu fassen und ihn einfach mit dem gleichzustellen, was man heute Jesuitismus bezeichnet und was doch in Wahrheit durch Zuflüsse von verschiedenen Seiten gebildet worden ist. Funke betrachtet Loyola vielmehr unter dem Gesichtspunkt seines Zusammenhangs mit der bisherigen katholischen Frömmigkeit, als den Urheber eines neuen Typus dieser Frömmigkeit, der, im Gegenstück zu Franziskus von Assisi, aber viel nachhaltiger wirksam ist; denn wenn Franziskus nur von den Mächten des Gemütes getragen war, schult Ignatius mit straffem Reglement Verstand und Willen. In seinen achtzehn Regeln für Exerzitienmeister und Exerzitanten entwickelt er dann freilich den Kern der Gegenreformation und wirft den mittelalterlichen Katholizismus über Bord, der noch Individualitäten und individuelle Kritik an der Autorität zuließ. Indem er verlangt, daß man das, was man auf Grund eigenen Urteils als weiß erkennt, doch als schwarz anerkenne, wenn die Kirche so entscheidet, hat er die Überspannung der Autorität begründet, an welcher der heutige Katholizismus so schwer leidet, der katholischen Kirche so unsägliche Übel erwachsen sind.

γ. **Die Religion der Klassiker.** Herausgegeben von Prof. Lic. Gustav Pfannmüller. Protestantischer Schriftenverlag, Berlin-Schöneberg, 1913.

Von diesem Sammelwerk liegen uns wieder drei Bände vor: Friedrich der Große von Dr. Heinrich Ostertag, Nikolaus von Kues von Lic. Karl Paul Hasse und Emerson von Johannes Herzog; ein König, ein Bischof von Brixen des 15. Jahrhunderts, ein amerikanischer Theolog und Philosoph. Die Anlage ist dieselbe wie überall in der Sammlung: wir erhalten einen Lebensabriß, so oft das Wesentliche nicht an sich als bekannt gelten darf, eine Würdigung des betreffenden Mannes und Auszüge aus seinen Schriften, aus denen in wohldurchdachter Gliederung das System der Gedanken sich ergibt. Auf hohes Interesse darf namentlich Ostertags Studie über Friedrich den Großen rechnen, über dessen religiöse Stellung die Urteile zum Teil so weit auseinander gehen; hier wird der Nachweis geführt, daß der große König mit den religiösen Problemen gewaltig gerungen hat, daß er nacheinander an Wolf und an Voltaire sich orientiert und schließlich als Skeptiker auf den Besitz religiöser Gewißheiten verzichtet, niemals content und tranquille, höchstens im Sinne einer Resignation, die zweifellos tragisch wirkt. Wie anders der Sohn des Winzers von Kues an der Mosel, dem in der göttlichen Gnade ein Lichtstrahl der Erkenntnis aufleuchtet, welche in Gott selbst verwirklicht ist, der Erkennendes und Erkanntes zugleich ist, und der grandiose Mystik und den Herzensadel wahren Glaubens in sich vereinigt. Endlich Emerson, der in Gott die höchste Realität, das absolute Sein erkennt, tief in der Kraft des Herrn ruht, das Böse als eine lediglich negative Größe ansieht und die Seele zu innerer Freiheit und wahrer Selbständigkeit führen will, indem er ihr zuruft: „so strömt alles dem Mittelpunkt zu; lasset uns nicht umherirren, sondern daheim bei unseren Urgründen bleiben!"

ε. **Theodor Roosevelt.** Aus meinem Leben. Brockhaus, Leipzig. 1914.

Der bekannte frühere Präsident der Vereinigten Staaten hat Denkwürdigkeiten geschrieben, die wir nun auch in deutscher Übersetzung erhalten; der Name des Übersetzers wird nicht mitgeteilt, sie liest sich aber sehr gut, und da das Buch in einige sich von selbst heraushebende Hauptabschnitte — Knaben- und Jünglingsjahre; die Vollkraft des Lebens; praktische Politik; der Krieg auf Kuba; die Präsidentschaft usw. — geteilt ist und die Hauptabschnitte wieder in viele einzelne, mit sehr faßlichen Überschriften versehene Unterabschnitte zerlegt sind, so hat das Ganze etwas sehr Übersichtliches und läßt sich sowohl in einem Zug als stückweise lesen. Der Gesamteindruck ist ein überaus sympathischer. Hier spricht ein ganzer, in Wahrheit mannhafter Mann, der des Glaubens lebt, daß Frieden halten gut ist, aber Rechtschaffenheit noch besser, daß nur dann die Welt vorwärts schreiten wird, wenn praktische Tüchtigkeit und ideales Streben sich vereinen und die Menschen sich vor allem das Gefühl für ihre Pflicht bewahren, aber auch Freude am Leben in sich entwickeln. „Wir müssen unsere Heimat zu einem Lande gestalten, in dem der Arme, der wacker arbeitet, behaglich und rechtschaffen leben kann, und der Reiche, der unredlich handelt und träge seine Pflicht versäumt, keinen Raum findet." Ein Mann, der so denkt, ist in den Vereinigten Staaten doppelt an seinem Platz,

und wir glauben, daß Roosevelt, der erst 50 Jahre zählt, seine Rolle noch nicht ausgespielt hat.

67. **Konstantin der Große und das Christentum.** Von D. Dr. Hugo Koch, Universitätsprofessor. München, Martin Mörike. 1913.

Einer der jungen katholischen Theologen, welche ihre wissenschaftliche Ehrlichkeit aus der römischen Kirche getrieben hat, ein tapferer Schwab, bis vor kurzem Professor an dem Lyzeum Hosianum in Braunsberg, nun in München, Hugo Koch, gibt in dieser Schrift seine Antwort auf die amtliche Feier, welche der Papst kürzlich dem Toleranzedikt Konstantins vom Jahre 313 gewidmet hat. Konstantin ist allerdings eine weltgeschichtliche Figur von größter Bedeutung; er schuf die Einheit von Kirche und Staat, aber mit der Folge, daß in Byzanz der Staat, in Rom die Kirche der maßgebende Teil in der Verbindung wurde: dort Cäsaropapismus, hier Papacäsarismus. Gesiegt hat nicht Nazareth noch Golgatha, sondern das imperium Romanum, das im Osten durch das Kaisertum, im Westen durch das Papsttum Leib und Seele der Untertanen zu beherrschen fortfuhr. „Es ist ein paradoxes, aber treffendes Wort Mommsens, daß unter Konstantin das Zentrum gegründet worden sei. Byzantinismus und Ultramontanismus haben dieselbe Geburtsstunde und sind Zwillingsbrüder, die Verbindung von Religion und Politik, von Staat und Kirche konnte je nachdem dem Staat oder der Kirche die Superiorität bringen." Aber in das fortbestehende imperium Romanum wurde das Evangelium Jesu Christi eingebettet, wie der Schatz im Acker, und wenn die Verbindung von Staat und Kirche wieder zerbricht, worauf alle Zeichen deuten, wird die Kraft des Evangeliums, die nie erstickte, um so mächtiger hervorbrechen, und die Kirche wird sich mit der neuen Kultur abfinden, wie sie es zur Zeit Konstantins mit der alten getan hat.

68. **Œuvres de Turgot.** Par Gustave Schelle. Paris, F. Alcan. 1912. Tome I.

Es ist nicht das erste Mal, daß eine Ausgabe der Werke Turgots erscheint. Zuerst Dupont de Nemours, dann Daire und Dussard hatten die gleiche Aufgabe unternommen. Wenn sich ihr ein Herausgeber zum drittenmal unterzieht, so kann er darauf verweisen, daß ihm Familienpapiere, Briefe und Aufzeichnungen zur Verfügung gestellt wurden, die es ihm ermöglichten, Texte richtig zu stellen und ein vollständiges Bild des Ehrenmannes und großen Staatsmannes zu geben, der dem 18. Jahrhundert das Beispiel eines fleckenlosen Lebens und der geistigen Überlegenheit gab, die der Nachwelt immer wieder die Frage aufnötigt, ob nicht Turgot, hätte er länger gelebt, die Lösungen der Reform an Stelle der Revolution gesetzt haben würde? Er war jedenfalls der einzige, der es vermocht hätte. Dieser erste Band, dem vier andere in Bälde folgen werden, zeigt ihn in den Jahren des Werdens. Turgot strebte nach universeller Bildung, die auch die Kenntnis des Deutschen einschloß. „Über den Mechanismus der deutschen Verslehre" ist ein Abschnitt seiner Essays überschrieben und mit Beispielen, u. a. aus Kleist, Klopstock und Gleim illustriert. Wir behalten uns vor, auf das interessante und wohl endgültige Werk zurückzukommen.

69. **Felix Dahn und Josef Scheffel.** Von Theodor Siebs. Mit zehn noch unbekannten Briefen Scheffels an Dahn. Breslau, Wilhelm Gottlieb Korn. 1914.

Auf zwei Bogen erhalten wir eine Darstellung dessen, was wir von dem Verhältnis der beiden Dichter wissen, und zehn Briefe Scheffels, welche Siebs von Therese Dahn zur Veröffentlichung empfing; leider haben sich die entsprechenden Briefe von Dahn in Scheffels Nachlaß nicht auffinden lassen. Im Winter 1856/57 lernten sich die beiden im Haus des Münchener Philologen Thiersch kennen, und die Freundschaft, öfters durch Wiedersehen aufgefrischt, währte dreißig Jahre, bis zu Scheffels Tod. Durch die Gleichheit der Studien, die sich auf die alten Germanen richteten, die Gleichheit der Gesinnung und der Ansichten, durch die dichterische Anlage standen sich beide innerlich nahe, und gelegentlich traf Dahn, wie sein Gedicht „In Amalfi" zeigt, ungesucht oder gesucht, so mit Scheffels Ton zusammen, daß ein Freund und Verehrer einmal witzig an Dahn schrieb, er brauche sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Von den Briefen ist jeder in seiner Art interessant, besonders der vom 3. Juli 1865, der allerlei kluge historische Bemerkungen an Dahns „Prokopius von Cäsarea" anknüpft, und der vom 12. März 1869, der von Scheffels Kummer über den Tod seiner Mutter und seiner Verstimmung über die Gattin zeugt, „die (eine geborene v. Malsen) den Einflüssen der Aristokratie rückfällig geworden ist, Ärzte und Verwandte zwischen sich und mich stellt, und mich die Ehre der Sorge um einen lahmen Bruder allein tragen läßt."

70. **Geschichte des italienisch-türkischen Krieges.** Von G. v. Gävernitz. Dritte Lieferung. Mit 14 Karten und sonstigen Skizzen und 3 Anlagen in Steindruck. Berlin, R. Eisenschmidt. 1914.

Diese dritte, 187 S. starke Lieferung führt die Geschichte des Krieges bis zum Frieden von Lausanne vom 18. Oktober 1912 und zieht auch die 1913 nachgefolgten Kämpfe in Betracht. Italien hat schließlich seinen Zweck vollkommen erreicht und Tripolis und die Cyrenaica in einer dem türkischen Selbstgefühl erträglichen Form an sich gebracht; aber der Krieg zog sich doch sehr in die Länge, weil persönliche Mißgriffe in der Wahl der Führer, die Besorgnis vor der sommerlichen Hitze, der die Truppen nicht gewachsen sein könnten, und politische Rücksichten die Energie der Kriegführung lähmten.

Von der afrikanischen Betätigung der Italiener sticht vorteilhaft das Verhalten des Generals Amaglio ab, der sich mit großer Tatkraft in kurzer Zeit der Insel Rhodus bemächtigte, allerdings auch einen in jedem Betracht weit schwächeren Gegner vor sich hatte. Wenn die Flotte auch aus politischen Gründen an der vollen Entfaltung ihrer Kraft gehindert wurde, so hat sie doch den Beweis ihrer Vollwertigkeit erbracht, und man darf vertrauen, daß sie den erhöhten Anforderungen der Zukunft technisch und organisatorisch entsprechen wird. Die Türken selbst waren den Italienern bei weitem nicht gewachsen; ihre Verteidigungsanstalten, ihre Truppenstärken waren gering; aber die Berber und Araber entfalteten eine unerwartet zähe Widerstandskraft, welche auch durch den Verlust der einzigen sieben Kruppgeschütze bei Clin Zara (im Dezember 1912) nicht beeinträchtigt wurde. Die hervorragende Persönlichkeit Enver Beys ist die Seele dieses Widerstandes gewesen; er hat ihn dermaßen organisiert, daß die Italiener selbst heute noch nicht mit ihm fertig geworden sind, obwohl Enver längst Nordafrika verlassen hat. Nur die Araber im nördlichen Tripolis haben nach dem Frieden die Waffen niedergelegt, wozu die ihnen gezahlte Geldentschädigung viel beitrug.

γ. **Beethoven.** Von Dr. Hermann v. d. Pfordten, c. o. Professor an der Universität München. Leipzig, Quelle & Meyer. 1913.

Der Verfasser dieses zum zweiten Mal aufgelegten Büchleins, das der Sammlung „Wissenschaft und Bildung" angehört, will kein anderes Buch ersetzen oder gar überflüssig machen, sondern vielmehr den Leser zu aufmerksamem Studium der Literatur hinlenken. Vor allem kommt es ihm darauf an, die „Kunst" hinter der „Musik" zurücktreten zu lassen und den großen Meister eben als Musiker verständlich zu machen. Beethovens Wesen war es, daß er in einer geistesarmen Zeit nach Grillparzers Worten „ein Begeisterter war, der nicht Gattin kannte noch Kind, keine Freude, wenig Genuß, der aber, wenn ein Auge ihn ärgerte, es ausriß und fest ging bis ans Ziel, ein ganzer Mann, an dem die Menschen sich aufrichten und ihres Ursprungs und ihres Zieles gedenken können." Seine Religion heißt Kunst und Freiheit, nicht Rausch und Schwäche; sie heißt Ordnung und Maß, nicht Zügellosigkeit, sichere Gestaltung, nicht phantastische Willkür.

ε. **Briefe von und an Friedrich von Gentz.** Herausgegeben von Carl Wittichen † und Ernst Salzer. Dritter Band, zweiter Teil. 1820—1832. München, R. Oldenbourg. 1913.

Der dritte Teil dieses Werkes, dessen zweiten Teil wir im Juliheft 1913 anzeigten, führt den Briefwechsel des hervorragenden Publizisten bis zu seinem Tode fort. Überall zeigt Gentz sich als der folgerichtige und entschlossene Gegner der Revolution oder was er dafür ansieht; die Allgemeine Zeitung, welche über die Hinrichtung Sands 1819 „einen sehr anstößigen Bericht brachte und deren Bosheit und Treulosigkeit täglich zunimmt", sollte einfach in Österreich und Preußen verboten werden; das würde ihr einen schweren Schlag versetzen. Dem Stuttgarter Hof will er sehr übel; alles, was von dort kommt, ist in schikanierendem Geist gehalten, unpassend, geringfügig, lächerlich. Zwar „mißbilligt Gentz Schritte, welche durch „Übereilung und tyrannischen Charakter die guten Prinzipien in Gefahr bringen", wie die Ausweisung von 600 während der spanischen Revolution angestellt Gewesener durch König Ferdinand im Oktober 1823, wodurch 600 Familien obdachlos wurden; aber: „Klippe gegen Klippe: Am Ende ist es doch weniger schwer, einen Ultramonarchen für Mäßigung, als einen vom Liberalismus Hingerissenen für die echten Grundsätze zu gewinnen". Daß England 1823 den König von Spanien nötigen will, seine rebellischen Kolonien freizugeben, ist unerhört; „nach den wahren Grundsätzen des Völkerrechts können die Rechte des Königs nur durch einen Akt freien Verzichts von seiner Seite erlöschen". Der Herr von Polignac hielt Gentz — mit Recht! — nicht für den Mann, die konservativen Grundsätze in einem Kampf auf Leben und Tod hoch zu halten, und die Expedition nach Algier erscheint ihm als ein Gewaltstreich gegen den ursprünglich beleidigten Dvi, wogegen alle Großmächte hätten auftreten müssen, wenn es noch Gemeinsinn gäbe. Mit den gleichen Gründen, wie sie gegen Algier geltend gemacht wurden, können die Franzosen morgen das linke Rheinufer oder Savoyen besetzen. Die Erfüllung seiner Prophezeiung betreffs Polignacs und den Sieg des Liberalismus in Preußen hat Gentz noch erlebt; er ist dann am 9. Juni 1832 gestorben.

ϛω. **Memoiren der Marquise von Nadaillac, Herzogin von Escars.** Herausgegeben von ihrem Urenkel Oberst Marquis von Nadaillac. Deutsche Bearbeitung von E. v. Kraatz. Verlag von George Westermann in Braunschweig und Berlin. 1913.

Die Memoiren der Marquise von Nadaillac haben für den deutschen Leser ein besonderes Interesse, da sich die Marquise am Hofe Friedrich Wilhelms II. von 1795 bis 1798 aufhielt und mit dem König eng befreundet war. Die begeisterte Royalistin war mit ihrer Familie emigriert, lernte in Mainz den Monarchen kennen, verzog dann nach England, wo ihr Gatte an den Blattern starb, und kam als mittellose Witwe mit zwei Kindern wieder nach Deutschland, wo ihr der König von Preußen in Berlin ein Asyl bot. Die elegante, glänzende und mit dem Talent geistreicher Konversation begabte Frau hatte die begeisterte Freundschaft des Königs gewonnen und wußte sie durch takt-

volle Zurückhaltung in den Grenzen des Anstandes zu halten. Erst der Tod setzte dieser Neigung Friedrich Wilhelms ein Ende. Die Erzählungen der Marquise geben Einblicke in den Charakter des Fürsten und in die zerrütteten Verhältnisse der königlichen Familie. Sie schildert Friedrich Wilhelm als durchaus gütig und mild, aber schwach in der Nachgiebigkeit, an Neigungen und Einflüssen. In seinen letzten Jahren weiß seine Mätresse, die zur Gräfin Lichtenau geadelte Frau Ritz, seine Familie ganz von ihm fern zu halten. Seine einsamen Sterbetage sind verunziert durch die schamlose Herrschaft und Habsucht des Ehepaares Ritz. Wie eine Lichtgestalt wirkt die Erscheinung der Marquise, die, über schlechte Nachrede erhaben, dem Ruf des Sterbenden folgt, seine letzten, schon unverständlichen Aufträge anhört und die erfolglosen Verständigungsversuche mit der frommen Lüge: „Ja, Sire, ich verspreche es Ihnen", zur Ruhe bringt. Weder in dieser Stunde noch bei einer der vielen vorbergehenden Gelegenheiten hat die mittel- und heimatlose Fremde je Anlaß genommen, eine Anspielung auf ihre Vermögensverhältnisse zu machen, durch die sie mit aller Wahrscheinlichkeit der dringenden Sorgen enthoben worden wäre. Dieser und mancher andere Zug von wahrhaft adeliger Gesinnung versöhnen mit dem engen Standesvorurteil, das der Marquise eine billige Beurteilung der geschichtlichen Gegenwart von damals nicht gestattet, worin sie sich von geistig hervorragenden Frauen des französischen Hochadels, wie etwa der Marquise de la Tour du Pin, unterscheidet. Ihrer reaktionären Gesinnung wegen wurde die Verfasserin, die sich inzwischen mit dem Baron, nachmaligen Herzog von Escars vermählt hatte und nach Frankreich zurückgekehrt war, im Jahre 1806 von Napoleon zur Deportation nach den Sainte-Marguerite-Inseln bei Cannes verurteilt. Diese zwar kurze, aber äußerst entbehrungsreiche Verbannung ertrug Frau von Escars mit Größe. Das Exil wurde dann erträglicher durch die Erlaubnis zum Aufenthalt in Nizza, in Vichy und endlich auf dem Stammgute der Familie La Ferrière bei Tours. Hier enden die Memoiren; wir erfahren nur aus dem Vorwort des Herausgebers, daß die Herzogin von Escars noch am Hofe der Bourbonen eine Rolle gespielt hat. Die schriftstellerische Form der Aufzeichnungen weist jene Klarheit des Gedankens und Präzision des Ausdrucks auf, die französische Memoirenwerke größtenteils kennzeichnet. An Urteil und geistiger Überlegenheit steht Frau von Escars hinter den größten französischen Autobiographinnen zurück: ihre Auffassung des Lebens und der Welt regelt sich nach wenigen vererbten, als Grundlage allerdings immer gültigen Ideen. Reizvoll ist es, wie den Leser aus den Erzählungen der schwergeprüften Frau doch immer die schöne, umworbene Marquise anlächelt, dieselbe, an die Prinz Louis Ferdinand von Preußen im Jahre 1792 schrieb: Ich sah Sie, die Schönheit mit einem hochgebildeten Geist, einer himmlischen Seele und einem fühlenden Herzen vereinen . . . die einzige, die ich liebe, die einzige, die ich lieben konnte, die einzige (ich wage es auszusprechen), die für ein Herz wie das meinige geschaffen ist . . .

7. **Geschichte der römischen Kaiser.** Von Alfred v. Domaszewski, Professor an der Universität in Heidelberg. Zweite Auflage. Leipzig, Quelle & Meyer. 1914.

Daß Mommsen sich nicht entschließen konnte, den vierten Band seiner römischen Geschichte zu schreiben und uns die rätselvollen Profile der römischen Kaiser zu deuten, ist ein Verlust für die deutsche Geschichtswissenschaft, dem nur das Fehlen des sechsten Bandes der Deutschen Geschichte Heinrichs v. Treitschke, der uns die Jahre 1848—1851 hätte schildern sollen, verglichen werden kann. Was Mommsen und v. Treitschke unterlassen haben, wird vielleicht nie in entsprechender Weise uns geboten werden. Das hindert nicht, daß wir jeden ernsthaften Versuch, die Lücken zu schließen, mit Dank aufnehmen. Alfred v. Domaszewski hat es gewagt, uns eine Geschichte der römischen Kaiser, wenigstens von Augustus bis Carinus, zu bieten, und daß sein Werk nach wenigen Jahren zum zweitenmal aufgelegt werden kann, ist ein Beweis sowohl dafür, daß das Bedürfnis empfunden, als dafür, daß es in den Augen vieler befriedigt worden ist. v. Domaszewski besitzt in der Tat reiche Kenntnisse, Urteil und Darstellungsgabe, und sein Werk ist der Beachtung wert. Wenn es von manchen Seiten als eine „Enttäuschung" bezeichnet worden ist und auch uns nicht völlig befriedigt, so liegt der Grund einmal darin, daß es sehr ungleich gearbeitet ist — die achtzig Jahre vom Auftreten des Augustus bis zum Tode des Tiberius füllen den einen der zwei Bände, die dritthalbhundert Jahre von da bis zum Tod des Carinus den andern; das ist doch trotz der Ungleichheit des Quellenschatzes kein richtiges Verhältnis. Dann ist die Auffassung des öfteren willkürlich, wie wenn z. B. I, 241 der germanische Stamm, dessen Abfall Varus vom direkten Weg nach Aliso ablenkte, kurzweg in den Teutoburger Wald versetzt wird, wovon Cassius Dio nichts weiß; die Annahme hat ihre Konsequenzen für die Fixierung des Schlachtfeldes, mit welcher sich der Verfasser übrigens nicht weiter abmüht, und zwar unseres Erachtens mit Recht, weil doch nichts dabei herauskommt. Gelegentlich ist die Darstellung auch novellistisch rührsam angehaucht, so bei der Schilderung der Gefangennahme Thusneldas I, 265, wo die schlichten Worte des Tacitus unendlich tiefer ergreifen als Domaszewskis Umschreibungen, an denen überdies nicht klar ist, inwiefern durch Thusneldas Wegführung das Recht zertreten worden sein soll. Trotzdem ist der Teil des Werkes, der von

Augustus handelt, eine Leistung von dauerndem Wert.

γ. **Leute von ehedem und was ihnen passiert ist.** Erlebtes und Erdachtes von Wilhelm Münch. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. 1913.

Der bekannte, leider nun verstorbene feinsinnige Berliner Pädagog hat schon in der „Deutschen Bücherei" von Menschen erzählt, welche ihm im Leben begegnet waren und deren Art und Schicksal ihm einen tieferen Eindruck hinterlassen hatte. In dem oben genannten Bändchen hat er sechs weitere Lebensskizzen veröffentlicht: „Als ich wiederkam;" „Eine nachdenkliche Halbestunde;" „Der Sündenfall;" „Eine Tochter Jephthas;" „Auf zweierlei Bahnen;" „Ein Prüfungsergebnis." Auch diese Skizzen zeichnen sich durch sinnige Lebensbeobachtung und gemütvolle Erzählungsweise aus; sie sind wert, gelesen und beherzigt zu werden wie wenige.

ε. **Eberhard Buchner, das Neueste von gestern.** Kulturgeschichtlich interessante Dokumente aus alten deutschen Zeitungen. Fünfter Band, 1793—1799. München, Albert Langen. 1913.

Diese Sammlung alter Zeitungsartikel ist unter dem allgemeinen historischen wie unter dem kulturhistorischen Gesichtspunkt sehr zu begrüßen. Wer hat die Möglichkeit, diese alten Blätter nachzuschlagen, und wie sehr ist ihre Zahl der beständigen Verminderung ausgesetzt! Und doch spricht aus ihnen der Geist der Zeit, in der sie erschienen, mit aller Frische zu uns. In dem vorliegenden Band erhalten wir vor allem aus der Vossischen Zeitung und dem Straßburger Kurier eine lange Reihe von Berichten über die französischen Vorgänge, wobei die Abneigung gegen die Schreckensmänner natürlich stark hervortritt. „Robespierre ist der abgefeimteste und hartherzigste Bösewicht, dessen Wohnung durch ihre schmutzige Simplizität mit zerrissenen Tapeten, zerbrochenen Fensterscheiben und unordentlich gestellten Stühlen den Stolz Alexanders in der Tonne des Diogenes in Erinnerung ruft," S. 200—201. Aus Nantes wird berichtet, daß im Oktober 1794 dort 30—40 schwangere Weiber ohne Hilfe im Gefängnis gebaren, so daß die Kinder in den Kot fielen und umkamen, daß weder Matratzen noch Holz, noch Tonnen zur Abfuhr des Kots vorhanden waren, und trotzdem alle verhaftet wurden, welche den Gefangenen Hilfe bringen wollten, V, 216—217. Interessant ist (S. 265 ff.), daß zwar die amtlichen Berichte über den Leichenbefund Ludwigs XVII., des sogenannten Dauphins, ganz richtig mitgeteilt werden, daß aber sofort das Gerücht auftaucht, der junge König sei schon lange aus dem Tempel entflohen, nicht gestorben. Auch das wollen wir im Vorbeigehen notieren, daß im Mai 1798 die Zahl der für getötete Wölfe gezahlten Prämien 7341 betrug; unter den erlegten Bestien waren 124 trächtige Wölfinnen. Ein mißglückter Flugversuch, bei dem ein Fallschirm verwandt werden sollte, wird vom 24. August 1797 erzählt: „der Künstler schlich sich heimlich davon, und die Einnahme von 30000 Livres soll für die Pariser Armen verwandt werden."

εγ. **Der letzte Arzt.** Ein sozialer Roman aus der Zukunft. Von Hans Lungwitz. Adler-Verlag, Berlin. 1913.

Der Roman, der uns hier vorliegt, ist ein aus dem unmittelbarsten Leben der Gegenwart geschöpfter; es geht um den Streit der Ärzte mit den Krankenkassen, wobei der Dr. med. Prüfer aus sozialen Gründen auf seiten der Kassen steht und darüber von seinen Standesgenossen aufs Bitterste angefeindet wird. Das Ende ist in den Worten befaßt: „in keiner Kaste geht so viel Neid und Gehässigkeit von Mund zu Munde wie in der ärztlichen"... (S. 17). „Das Schicksal des ärztlichen Standes ist durch keine Wehr und Barrikade mehr aufzuhalten" (S. 217) . . . „laß sie im Bauche staatlicher Versorgung die Wärme finden, die sie sich selbst, auf eigenen Füßen stehend, im freien Spiel der Kräfte nicht erzeugen könnten" (S. 230). Der Roman wird, wenn er beachtet wird, viel Zustimmung und viel Abwehr erwecken; offenbar ist das Wesentliche auf Selbsterlebtes gegründet.

βλ. **Die Weltliteratur im 20. Jahrhundert.** Von Richard M. Meyer. (Das Weltbild der Gegenwart usw. Band XVII.) Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 1913.

„Vom deutschen Standpunkt aus betrachtet", so lautet der Untertitel dieses interessanten Bandes. Über Weltliteratur und ihre Vorgeschichte hört man am besten den Verfasser selbst. Was uns vor allem anzieht, ist seine Schätzung der Modernen kennen zu lernen. Wir müssen uns auf die Gegenwart beschränken. Zunächst Franzosen. „In das Pantheon der Weltliteratur" gehören Renan, Flaubert, Taine, Zola, Anatole France, Maupassant. Was würde die französische Kritik zu Zola sagen? Oder vielmehr, was hat sie längst gesagt! Und Rostands mißlungener „Chantecler" mit seinem Meisterwerk „Cyrano" zusammengestellt, den einfach nichts in anderen Literaturen erreicht hat? Über Anatole France vergleiche man die vorzügliche Würdigung — und Kritik — V. Girauds in der „Revue des Deux Mondes", 1913. „Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn." Das gilt vor allem vom Heimatland der literarischen Kritik. Der beschränkte Raum gestattet nicht, auf des kundigen Verfassers Würdigung der Engländer, Italiener, Russen, Spanier, Skandinavier hier einzugehen. In bezug auf „die modernste, die deutsche Literatur", die uns vor allem interessiert, hoffen wir, ihn richtig verstanden zu haben dahin, daß er mit Nietzsches „Zarathustra" den Germanen die höchste Stufe im Epos zu-

weist. Ob auch Spittlers „kosmischem Epos"? Wir beschränken uns auf die Lebenden: Deutschlands größte lebende Dichter sind Stefan George und G. Hauptmann. Von letzterem werden selbst „Die Ratten" „ein bedeutender Anlauf" genannt. Wir berichten, ohne zu widersprechen. Sudermann, spärlich bedacht, wird im Roman gar nicht erwähnt. Kann der deutsche Roman den „Katzensteg" und andere Werke Sudermanns entbehren? Clara Viebig, ein viel ursprünglicheres Talent wie z. B. Ricarda Huch, ist übergangen; „der Roman hat die Höhe der Novelle bei uns nicht erreicht". E. Zahn schreibt das reinste Deutsch. Für das Urteil über Hofmannsthals „Versündigung an der Antike" sind wir dankbar, Herbert Eulenberg, „der einzige Dichter der Gegenwart, dem Leidenschaft, der dichterische Wahnsinn, die Verzückung im Anblick der eigenen Visionen geschenkt ward"? Unsere Dramatiker sind A. Schnitzler, Otto Ernst, K. Schönherr. Unsere Stelle in der Weltliteratur der Gegenwart „wohl einzig und höchstens mit G. Hauptmanns Namen zugelassen". Der Verfasser jedoch möchte „nicht wenig andere nennen". Wem? Einige arge Druckfehler sind ihm entgangen. S. 106, Montesquion, nicht Montesquieu, S. 104, Reble, nicht Remble. Im Inhaltsverzeichnis ebenso falsch angegeben.

A. **En lisant Corneille.** Par Emile Faguet. Paris, Hachette et Co. 1913.

Der französische Kritiker Faguet ist ein unermüdlicher Arbeiter: sein „Corneille" eröffnet die Serie der Klassiker, die er zu besprechen gedenkt, und das Unternehmen ist zu begrüßen. Weniger glänzend und bestechend als Jules Le Maitre, ist er ein ungleich sicherer Führer, bei dem Ausländer Belehrung und Einblick in den Geist der französischen Dichtung auch dann finden, wenn sie mit seinen Schlußfolgerungen nicht immer einverstanden sein werden. Z. B wenn er vom „Cid" urteilt, es sei „vielleicht das schönste Drama der Weltliteratur, so ist dem Franzosen die Übertreibung zugute zu halten, da es noch keinem seiner Landsleute und auch ihm nicht gelungen ist, dem Geist eines Shakespeare gerecht zu werden.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

**Andriot.** — Les Grands Hommes de Guerre Ney. Par René Andriot. Paris, Librairie Chapelot. 1914.

**Baedeker.** — Nordost-Deutschland (von der Elbe und der Westgrenze Sachsens an) nebst Dänemark. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. 31. Auflage. Mit 54 Karten und 80 Plänen. Leipzig, Karl Baedeker. 1914.

— Nordwest-Deutschland (von der Elbe und der Westgrenze Sachsens an, nebst Hamburg und der Westküste von Schleswig-Holstein). Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. 31. Auflage. Mit 56 Karten und 84 Plänen. Leipzig, Karl Baedeker. 1914.

— Südbayern, Tirol, Salzburg, Ober- und Nieder-Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. 36. Auflage. Mit 75 Karten, 18 Plänen und 11 Panoramen. Leipzig, Karl Baedeker. 1914.

**Bauer.** — Die öffentliche Meinung und ihre geschichtlichen Grundlagen. Ein Versuch von Wilhelm Bauer. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1914.

**Bertrand.** — Cervantes et le romantisme allemand. Par J.-J. A. Bertrand, Docteur ès lettres. Paris, Felix Alcan. 1914.

— L. Tieck et le théâtre espagnol. Par J. J. A. Bertrand, Docteur ès lettres. Paris, F. Rieder et Co. 1914.

**Bourget.** Le démon de midi. Par Paul Bourget. I/II. Paris, Plon-Nourrit et Co. O. J.

**Briele.** — Skizzen ohne Ethik. Von Wolf van der Briele. Leipzig, Sphinx-Verlag. 1914.

**Brinkmann.** — Waldchristel. Drama in vier Akten von Georg Brinkmann. Leipzig, Friedrich Schneider.

**Burte.** — Die Flügelspielerin. Sonette. Von Hermann Burte. Leipzig, Gideon Karl Sarasin. 1913.

**Burte.** — Patricia. Sonette. Von Hermann Burte. Berlin, Wiegandt und Grieben (G. K. Sarasin). 1910.

**Capitan.** — Le travail en Amérique avant et après Colomb. Par L. Capitan et Henri Lorin. Avec 27 gravures dans le texte. Paris, Félix Alcan. 1914.

**Chiesa.** — Historien und Legenden (Istorie e favole). Von Francesco Chiesa. Autorisierte deutsche Übersetzung von E. Mewes-Béha. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. O. J.

**Chuquet.** — Figures du passé. Dumouriez. Par Arthur Chuquet. Membre de l'Institut. Paris, Hachette et Co. 1914.

**Cohen.** — Die religiösen Bewegungen der Gegenwart. Ein Vortrag, gehalten von Professor Dr. Hermann Cohen, Geheimer Regierungsrat. Leipzig, Gustav Fock G. m. b. H. 1914.

**Cohn.** — Der Sinn der gegenwärtigen Kultur. Ein philosophischer Versuch von Jonas Cohn, Prof. a. d. Universität Freiburg i. Br. Leipzig, Felix Meiner. 1914.

**Colin.** — Les Grands Hommes de Guerre Napoleon. Par Lt.-Colonel J. Colin. Paris, Librairie Chapelot. 1914.

**Dallago.** — Die böse Sieben. Essays. Von Carl Dallago. Innsbruck, Brenner-Verlag. O. J.

**Dotation** Carnegie pour la Paix Internationale. Enquête dans les Balkans. Rapport, présenté aux Directeurs de la Dotation par les Membres de la Commission d'Enquête. Paris, Georges Crès et Cie. 1914.

**Ebner-Eschenbach.** — Dorf- und Schloßgeschichten. Von Marie von Ebner-Eschenbach. 12. Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1914.

**Enderling.** — Zwischen Tat und Traum. Roman von Paul Enderling. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachfolger. 1913.

**Eucken.** — Der Sinn und Wert des Lebens. Von Rudolf Eucken. Vierte, umgearbeitete und erweiterte Auflage. Leipzig, Quelle und Meyer. 1914.

**Fendrich.** — Der Sport. Der Mensch und der Sportsmensch. Von Anton Fendrich. Mit 8 Tafeln und zahlreichen Textbildern. Zweite Auflage. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 1914.

**Frey.** — Festkantate zur Universitätsweihe in Zürich 1914. Von Adolf Frey. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. O. J.

— Schweizer Dichter. Von Adolf Frey, o. Prof. a. d. Universität Zürich. (Wissenschaft und Bildung Bd. 126). Leipzig, Quelle und Meyer. 1914.

**Friedmann.** — Die französische Literatur im XX. Jahrhundert. Eine Skizze von Dr. Wilhelm Friedmann, Privatdozent an der Universität Leipzig. Leipzig, H. Haessel. 1914.

**Garbe.** — Indien und das Christentum. Eine Untersuchung der religionsgeschichtlichen Zusammenhänge von Richard Garbe. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1914.

**Glatzel.** — Julius Leopold Klein als Dramatiker. Von Max Glatzel. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, Neuere Folge, 42. Heft.) Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung G. m. b. H. 1914.

**Gottlieb.** — Ricarda Huch. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Epik. Von Elfriede Gottlieb. Leipzig, B. G. Teubner. 1914.

**Grosch.** — Von Deutscher Kunst. Eine Anregung zur Kunstbetätigung und zum Kunstgenuß. Von DD. G. Grosch. Mit 10 Abbildungen nach Gemälden. Leipzig, Johannes M. Meulenhoff. 1914.

**Güttler.** — Wordsworth's politische Entwicklung. Von Felix Güttler. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. Neuere Folge. 41. Heft.) Stuttgart, J. B. Metzler G. m. b. H. 1914.

**Handel-Mazzetti.** — Stephana Schwertner. Ein Steyrer Roman von E. von Handel-Mazzetti. Dritter Teil: Jungfrau und Martyrin. Erstes bis elftes Tausend. Kempten und München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 1914.

**Harman.** — Edmund Spenser and the impersonations of Francis Bacon. By Edward George Harman, C. B. London, Constable et Co. 1914.

**Hausbücherei.** — Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 20. und 21. Band: Deutsches Weihnachtsbuch. Eine Sammlung der schönsten und beliebtesten Weihnachtsdichtungen in Poesie und Prosa. Hamburg, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1911.

— 5. Band: Deutsche Humoristen. 3. Band: Hans Hoffmann. Otto Ernst. Max Eyth. Helene Böhlau. Hamburg, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1911.

**Höffner.** — Goethes Mannesjahre. Von Johannes Höffner. Mit 41 Abbildungen, darunter 9 in farbiger Wiedergabe. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. O. J.

— Goethe im Alter. Von Johannes Höffner. Mit 45 Abbildungen, darunter 6 in farbiger Wiedergabe. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. O. J.

**Holz.** — Der Sagenkreis der Nibelungen. Von Georg Holz, Professor an der Universität Leipzig. 2. Auflage. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 6.) Leipzig, Quelle und Meyer. 1914.

**Hönig.** — Ferdinand Gregorovius als Dichter. Von Johannes Hönig. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, Neuere Folge, 39. Heft.) Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung G. m. b. H. 1914.

**Hopp.** — Frühlingskinder. Gedichte von Carl Hopp. Leipzig, Sphinx-Verlag. O. J.

**Jacques.** — L'Allemagne et la Légion. Par Hubert Jacques. Avec 51 gravures hors texte. Paris, Librairie Chapelot. 1914.

**Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft.** Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Erster Band. Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft. In Kommission beim Insel-Verlag zu Leipzig. 1914.

**Jensen.** — Karin von Schweden. Novelle von Wilhelm Jensen 32. Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1914.

**Kadich.** — Richter Lynch und anderes aus dem wilden Westen. Von Hanns Maria von Kadich. Neudamm, J. Neumann. O. J.

**Kilian.** — Herwegh als Übersetzer. Von Werner Kilian. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, Neuere Folge, 43. Heft.) Stuttgart, J. B. Metzler G. m. b. H. 1914.

**Kjellén.** — Die Großmächte der Gegenwart. Von Dr. Rudolf Kjellén, Professor der Hochschule zu Gothenburg. Übersetzt von Dr. E. Koch. Leipzig, B. G. Teubner. 1914.

**Kobayashi.** — La Société japonoise. Étude sociologique. Par Térnaki Kobayashi. Traduit du Japonais par M. Junkichi Yoshida. Paris, Félix Alcan. 1914.

**Krause.** — Das Aluminium und seine Legierungen. Eigenschaften, Gewinnung, Verarbeitung und Verwendung. Von Hugo Krause. Mit 64 Abbildungen. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1914.

**Kühnhauser.** — Kriegserinnerungen eines Soldaten des k. bayer. Infanterie-Leib-Regiments 1870/71. Von Florian Kühnhauser. Zweite, neubearbeitete Auflage. München, C. H. Beck'sche Verlagshandlung. Oskar Beck. 1914.

**Lamer.** — Griechische Kultur im Bilde. Von Dr. Hans Lamer. Mit 145 Abbildungen auf 96 Tafeln. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 82.) Leipzig, Quelle und Meyer. 1914.

**Lehmann.** — Sören Kierkegaard. Von Prof. D. Dr. Edvard Lehmann. (Die Klassiker der Religion, 8. und 9. Band.) Berlin-Schöneberg, Protestantischer Schriftenvertrieb, G. m. b. H. 1913.

**Lehmann,** — Vom Mittelalter und von der lateinischen Philologie des Mittelalters. Von Paul Lehmann. München, C. H. Beck'sche Verlagshandlung, Oskar Beck. 1914.

**Lessing.** — Karl Robert Lessings Bücher- und Handschriftensammlung, herausgegeben von ihrem jetzigen Eigentümer Gotthold Lessing, Rittergutsbesitzer zu Meseberg bei Gransee. Erster Band: Die Lessing-Büchersammlung, bearbeitet von Arend Buchholtz und Ilse Lessing. Die Lessing-Handschriften- und die Lessing-Bildersammlung von Arend Buchholtz. Berlin, Otto v. Holten. 1914.

**Lienhard.** — Das klassische Weimar. Von Professor Friedrich Lienhard. Zweite Auflage. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 35.) Leipzig, Quelle und Meyer. 1914.

**Lipschütz.** — Warum wir sterben. Von Dr. Alexander Lipschütz, Zürich. Mit 36 Abbildungen im Text. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 1914.

**Loeb.** — La Conception Mécanique de la Vie. Par J. Loeb, Prof. à l'Université de Berkeley. Traduit de l'Anglais par H. Mouton. Avec 58 figures dans le texte. Paris, Félix Alcan. 1914.

**Loerke.** — Wanderschaft. Gedichte von Oskar Loerke. Berlin, S. Fischer. 1911.

**Marcks.** — Alfred Lichtwark und sein Lebenswerk. Von Erich Marcks. Leipzig, Quelle und Meyer. 1914.

**Marie.** — Gérard de Nerval. Le Poète et l'Homme. Par Aristide Marie. D'après des manuscrits et documents inédits. Paris, Hachette et Cie. 1914.

**Marx.** — Gedichte von Martin Marx. Schwerin i. M., Eduard Herberger. O. J.

**Meller.** — Die deutsche Namensabstammung am Riesengebirge. Von Ingenieur Dr. phil. Eugen Meller. Leipzig, Sphinx-Verlag. O. J.

**Möller.** — Wem Gott will rechte Gunst erweisen . . . Roman von Marx Möller. Leipzig, L. Staackmann. 1914.

**Morgenstern.** — Melancholie. Neue Gedichte. Von Christian Morgenstern. Berlin, Bruno Cassirer. 1906. — Wir fanden einen Pfad. Neue Gedichte. Von Christian Morgenstern. Zweite Auflage. München, R. Piper und Co. 1914.

**Mühsam.** — Wüste — Krater — Wolken. Die Gedichte von Erich Mühsam. Berlin, Paul Cassirer. 1914.

**Naturkunde.** — **Moderne Naturkunde.** Einführung in die gesamten Naturwissenschaften. Lieferung 2—5. Godesberg b. Bonn. Naturwissenschaftlicher Verlag. O. J.

**Rémond.** — Sur les lignes de feu. Le carnet de champ de bataille du Colonel Djemal Bey. De Kirk-Kilissé a Tchataldja. Par Georges Rémond et A. de Penennrun. Paris, Librairie Chapelot. 1914.

**Rodes.** — Le céleste Empire avant la révolution. Par Jean Rodes. Paris, Félix Alcan. 1914.

**Schaeffer.** — Goethes äußere Erscheinung. Literarische und künstlerische Dokumente seiner Zeitgenossen. Herausgegeben von Emil Schaeffer. Leipzig, Insel-Verlag. 1914.

**Schiff.** — Briefwechsel zwischen Goethe und Johann Wolfgang Döbereiner (1810—1830). Herausgegeben und erläutert von Julius Schiff. Mit einem Bildnis Döbereiners. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger. 1914.

**Schiff.** — Magda, Königin von Saba. Ein episches Gedicht in 10 Gesängen von Rudolf Schiff. Leipzig, Oswald Mutze. 1914.

**Schliep.** — Im Julifeldzug 1913 auf dem Balkan. Von Dr. med. Ludwig Schliep. Mit 49 Abbildungen. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1913.

**Schubert.** — Franz Schubert. Die Dokumente seines Lebens und Schaffens. Herausgegeben von Otto Erich Deutsch. Zweiter Band. Erste Hälfte. Die Dokumente seines Lebens. Dritter Band. Sein Leben in Bildern. München, Georg Müller. 1913/1914.

**Schumacher.** — Weltwirtschaftliche Studien. Vorträge und Aufsätze. Von Hermann Schumacher. Leipzig, Veit und Co. 1911.

**Schün.** — Sinnsfatarungo. Vereinigte Gedichte von Vater und Sohn. Herausgegeben von Dr. Ludwig Harald Schün. Mit einem Titelbild von Georg Widmann. Leipzig und Frankfurt a. M., Keffelringsche Hofbuchh. (C. v. Mayer). 1911.

**Sperl.** — Burschen heraus! Roman aus der Zeit unserer tiefsten Erniedrigung. Von August Sperl. München, C. H. Beck'sche Verlagshandlung Oskar Beck. 1911.

**Spitteler.** — Meine frühesten Erlebnisse. Von Carl Spitteler. Jena, Eugen Diederichs. 1911.

**Stern.** — Psychologie der frühen Kindheit bis zum sechsten Lebensjahre. Von William Stern, Professor an der Universität Breslau. Mit Benutzung ungedruckter Tagebücher von Clara Stern. Leipzig, Quelle und Meyer. 1914.

**Storm.** — Immensee. Von Theodor Storm. 78. Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1914.

**Storm.** — Der Schimmelreiter. Novelle von Theodor Storm. 22. Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1914.

**Sträter.** — Die Vertreibung der Jesuiten aus Deutschland im Jahre 1872. Von August Sträter S. J. Freiburg i. Br. Herdersche Verlagshandlung. 1914.

**Strauß.** — La Culture française à Francfort au XVIII.e siècle. Par Bettina Strauß, Docteur de l'Université de Paris. Paris, F. Rieder et Cie. 1914.

**Tews.** — Ein Jahrhundert preußischer Schulgeschichte. Volksschule und Volksschullehrerstand in Preußen im 19. und 20. Jahrhundert. Von J. Tews. Leipzig, Quelle und Meyer. 1914.

**Thieß.** — Cäsar Flaischlen. Ein Essay von Frank Thieß. Mit Bild nach einer Steinzeichnung von H. E. Linde-Walther. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1914.

**Thorsch.** — Soziale Entwicklung und Umbildung der Volkswirtschaft von Dr. Berthold Thorsch. Neue, teilweise umgearbeitete Ausgabe. Dresden, Carl Reißner. 1914.

**Thule.** Altnordische Dichtung und Prosa. Zehnter Band. Herausgegeben von Prof. Felix Niedner: Fünf Geschichten aus dem westlichen Nordland. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

**Thule.** — Thule. Altnordische Dichtung und Prosa. Neunter Band. Herausgegeben von Prof. Felix Niedner: Vier Skaldengeschichten. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

**Thürmer.** — Anna Müller aus St. Ingbert. Gedicht von Ewald Thürmer. Zehlendorf, Heiden und Deltjen. O. J.

**Tibal.** — Études sur Grillparzer. Grillparzer et la nature. Grillparzer et l'amour. Grillparzer et les races. Par André Tibal. Nancy, Berger-Levrault. 1914.

**Triplizissimus.** — Das Dogma des Sandschaks. Eine geschichtliche Untersuchung. Seinen unpersönlichen Freunden in Österreich-Ungarn gewidmet von Triplizissimus. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1914.

**Trocsányi.** — Humboldt Vilmos. Nyelvbölcselete, Irta Trocsányi Dezsö. Budapest, Ferdinand Pfeifer. 1914.

**Ulmenried.** — Ein Ketzer. Die Jahre des Lernens. Roman von Wilhelm Wingolf von Ulmenried. Zweite Auflage. Leipzig, Gustav Lunkenbein. 1914.

**Valette.** — Mme de Biran. Critique et disciple de Pascal d'après de nombreux documents inédits. Par A. de la Valette Monbrun. Paris, Felix Alcan. 1914.

**Velv.** — Spottdrossel. Roman von Emma Velv. Leipzig, Hesse und Becker Verlag. O. J.

**Vermeersch.** — Die Toleranz. Von Arthur Vermeersch S. J. Dr. jur. et rer. pol., Professor der Moraltheologie und des Kirchenrechts. Deutsche Ausgabe von Dr. theol. et phil. Albert Steinmer. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1914.

**Villey.** — Pierre de Ronsard. Textes choisis et commentés. Par Pierre Villey, professeur a l'université de Caen. (Bibliothèque française XVI. siècle.) Paris, Plon-Nourrit et Co. O. J.

**Voßler.** — Italienische Literatur der Gegenwart von der Romantik zum Futurismus. Von Karl Voßler. Heidelberg, Carl Winter. 1914.

**Wach.** — Grundfragen und Reform des Zivilprozesses. Von D. Dr. Adolf Wach, Wirklicher Geheimer Rat, ord. Professor an der Universität Leipzig. Berlin, Otto Liebmann. 1911.

**Waddington.** — La Guerre de sept ans. Histoire diplomatique et militaire. Par Richard Waddington. Tome 5. Pondichéry. Villinghausen. Schweidnitz. Paris, Firmin-Didot et Cie. O. J.

**Wagner.** — Die Meistersinger von Nürnberg von Richard Wagner. Mit Bildern und Buchschmuck ausgestattet von Georg Barlösius. München, Holbein-Verlag. O. J.

— Richard Wagners Gesammelte Schriften und Briefe. Herausgegeben von Julius Kapp. Band 1 bis 11. Leipzig, Hesse und Becker Verlag. O. J.

— Richard Wagners Gesammelte Briefe. Herausgegeben von Julius Kapp und Emerich Kastner. Erster Band: Lehr- und Wanderjahre 1830—1843. Leipzig, Hesse und Becker Verlag. 1914.

**Wendel.** — Kritik des Erkennens. Von Georg Wendel. Bonn, Carl Georgi. 1914.

**Wendland.** — Die neue Diesseitsreligion. Von Professor D. Johannes Wendland-Basel. (Religionsgeschichtliche Volksbücher, 5. Reihe 13. Heft.) Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1914.

**Wernle.** — Evangelisches Christentum in der Gegenwart. Drei Vorträge von D. Paul Wernle. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1914.

**Wieland.** — Welscher Witz. Ein Franzosenspiegel in Anekdoten aus dem 16. bis 19. Jahrhundert. Von Ernest Wieland. Mit 8 Bildern und einer Umschlagzeichnung von Gavarni. Stuttgart, Strecker und Schröder. 1914.

**Wien.** — Henrik Ibsen. Von Alfred Wien. Mit 33 Abbildungen und einem farbigen Umschlagbild. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. O. J.

**Wille.** — Der Wille zum Sieg. Von F. J. Leipzig, Heinrich Fink. 1914.

**Witte.** — Zur mecklenburgischen Verfassungsnot. Eine zeitgeschichtliche Skizze der Verfassungskämpfe. Von Archivrat Dr. Hans Witte. Neustrelitz, Barnewitzsche Verlagshandlung. 1914.

**Wohlrab.** — Grundriß der neutestamentlichen Psychologie. Von Martin Wohlrab, Geheimer Studienrat in Dresden-Striesen. Dresden, L. Ehlermann. 1913.

**Wundt.** — Platons Leben und Werk. Von Max Wundt. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

**Wurm.** — Kunst und Seele. Herausgegeben von Dr. A. Wurm. Band 1: Vom innerlichen Christentum. München, Kunstanstalten Josef Müller. O. J.

**Zabel.** — Der Meister. Ein Richard Wagner-Roman. Von Eugen Zabel. Berlin, Wilhelm Borngräber. O. J.

**Ziegler.** — Goethes Welt- und Lebensanschauung. Von Theobald Ziegler. Berlin, Georg Reimer. 1914.

**Ziegler.** — Menschen und Probleme. Reden, Vorträge und Aufsätze von Theobald Ziegler. Berlin, Georg Reimer. 1914.

**Zollinger.** — Leopardi als Dichter des Weltschmerzes. Von Dr. Oskar Zollinger. Teil I—III. Zürich, Müller, Werder und Co. 1912.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.160

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY